



Deborah Dwork
KINDER

**MIT DEM GELBEN
STERN**

Europa 1933–1945

C. H. Beck

In diesem zutiefst bewegenden Buch wird die Geschichte jüdischer Kinder und Jugendlicher im Schatten des Holocaust erzählt. Auf der Basis von Interviews, Archivmaterial und einer immensen Fülle von Briefen, Tagebüchern und Fotografien, rekonstruiert und analysiert Debórah Dwork die Gefühle, das tägliche Leben, die Erfahrungen und Wahrnehmungen jüdischer Kinder in ihrer häuslichen Umgebung, im Untergrund, in Ghettos und in den Todeslagern während der Jahre 1933–1945 in Europa. „Ein Buch, das Sie gelesen haben müssen“. (Peter Ackroyd, The Times)

Debórah Dwork ist Professor für Geschichte am Child Study Center der Yale University.

Dieses Buch handelt von jungen Menschen, deren Schicksal es war, als Juden geboren zu werden, deren Unglück darin bestand, im Europa der Nazizeit aufzuwachsen und deren Lebensweg – sofern sie den Krieg überlebten – auch später konflikt- und problembeladen blieb. Die Geschichte dieser Kinder, die Debórah Dwork hier erzählt, ist zunächst deren individuelle und persönliche Lebensgeschichte. Sie ist aber zugleich die Geschichte des Völkermords an den Juden.

Die Autorin hat sich auf die Suche nach diesen Kindern gemacht. Über zehn Jahre lang hat sie Überlebende in ganz Europa und Nordamerika aufgespürt und unzählige Interviews mit ihnen geführt. Daneben hat sie eine enorme Fülle von bisher nicht bekannten Dokumenten zutage gefördert (Briefe, Fotografien, Familienalben und Tagebücher) und in den Archiven von Kinderhilfswerken nach Hinweisen auf die Existenz jüdischer Kinder geforscht. Sie rekonstruiert und analysiert die vielen unterschiedlichen Erfahrungen, mit denen die Kinder konfrontiert waren: In den ersten Jahren des Naziterrors lebten sie daheim, immer stärkeren Repressalien und einem rasch wachsenden Antisemitismus ausgesetzt. Später tauchten einige unter, andere versuchten offen mit gefälschten, nichtjüdischen Papieren zu leben. Im Laufe der Zeit wurden immer mehr Kinder und Jugendliche in Internierungslager, Ghettos, Arbeits- und Todeslager gezwungen. Fast 90 Prozent der jüdischen Kinder in Europa wurden umgebracht. Das Buch berichtet

aber nicht darüber, wie sie starben, sondern erzählt von ihrem täglichen Leben, von ihren Gefühlen und Empfindungen, von ihren Wahrnehmungen und ihrem Leid.

Da der Blick auf die Kinder konzentriert ist, räumt Dwork mit so perfiden Überlegungen auf, wie der, daß die Opfer der nationalsozialistischen Greuelthaten ihre Bestrafung irgendwie „zugelassen“ oder „verdient“ hätten.

Ihr Buch ist ein neuer und wichtiger Beitrag zur Geschichte des Holocaust und bietet einen neuen Theorieansatz für das Studium der europäischen Geschichte des 20. Jahrhunderts.

Pressestimmen zur englischen Ausgabe:

„Ein Buch, das man gelesen haben muß.“
The Times

„Dworks Buch ist eine gut geschriebene, reich dokumentierte und durch und durch wissenschaftlich recherchierte historische Studie über das Schicksal jüdischer Kinder während der Nazizeit. Zugleich ist es ein unentbehrlicher Beitrag zur Geschichte des Holocaust.“

Jewish Chronicle

„Dieses tief bewegende Buch sollte von allen gelesen werden, die mehr über das erfahren möchten, was niemals vergessen werden darf.“
Elie Wiesel

Die Autorin

Deborah Dwork ist Professor für Geschichte am Child Study Center der Yale University.

Umschlaggestaltung: Uwe Göbel, München

Umschlagabbildung: The Pais Children (Joods Historisch Museum, Amsterdam)

Verlag C.H.Beck München

Verlag C.H.Beck München

Deborah Dwork

Kinder mit dem gelben Stern
Europa 1933-1945

Aus dem Englischen
von Gabriele Krüger-Wirrer



Verlag C.H.Beck München

Der Übersetzung liegt folgende Ausgabe zugrunde:
Deborah Dwork, [Children With A Star. Jewish Youth in Nazi Europe](#)
Yale University Press. New Haven and London 1991
© 1991 Deborah Dwork

Mit 39 Abbildungen im Text und 1 Karte

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Dwork, Deborah:

Kinder mit dem gelben Stern, Europa 1933-1945 / Deborah

Dwork. Aus dem Engl. von Gabriele Krüger-Wirrer. –

München: Beck, 1994

Einheitssacht.: [Children with a star](#) <dt.>

ISBN 3 406 38016 6

ISBN 3 406 38016 6

Für die deutsche Ausgabe:

© C.H.Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oscar Beck), München 1994

Satz: C.H.Beck'sche Buchdruckerei, Nördlingen

Druck und Bindung: Franz Spiegel Buch GmbH, Ulm-Jungingen

Gedruckt auf säurefreiem, aus chlorfrei gebleichtem

Zellstoff hergestelltem Papier

Printed in Germany

[Eingelesen mit ABBYY Fine Reader](#)

*Für meine Mutter Shirley und ihre Schwester Sara,
die mich lehrten, zu lieben und Verantwortung
zu übernehmen*

Inhalt

Vorwort	9
Erster Teil. Die erkennbare Welt I. Daheim	
II. Im Versteck	41
III. Im Verborgenen	76
Zweiter Teil. Welt ohne Beispiel	
IV. Durchgangslager	121
V. Ghettos	161
Dritter Teil. Die unfassbare Welt	
VI. Vernichtungs- und Arbeitslager	215
Vierter Teil. Epilog	
VII. Mein Krieg begann 1945	257
Fünfter Teil. Geschichte und Erinnerung	
VIII. Die historische Fährte	277
Danksagung	307
Anmerkungen	311
Bibliographie	349
Abbildungsnachweis	367
Landkarte, Europa 1942	368
Glossar	370
Register	371

Vorwort

Dieses Buch handelt von Kindern. Es ist die Geschichte von jungen Menschen, deren Schicksal es war, als Juden geboren zu werden, deren Unglück es war, im Europa der Nazizeit aufzuwachsen, und deren Lebensweg – sofern sie den Krieg überlebten – auch später voller Beschwernisse war. «Kinder mit dem gelben Stern» ist eine Sozialgeschichte über das Leben jüdischer Kinder in dem von Nationalsozialisten besetzten Europa; ein Buch über die Struktur der täglichen Existenz. Es befasst sich mit dem Gewöhnlichen, mit der aussergewöhnlichen Natur dieses Gewöhnlichen, die erklärt und illustriert wird durch Details in den Lebensgeschichten dieser Kinder selbst, diesen Bruchstücken menschlicher Existenz, die sich hinter allgemeinen Aussagen wie «sie verhungerten, sie erfroren, sie starben an verschiedenen ansteckenden Krankheiten» verbergen. In ihrem Leben gab es weitaus mehr als das, und in diesem Buch wollen wir die wesentlichen Bestandteile und die Struktur der allgemeinen Lebensmuster jüdischer Kinder während des Krieges untersuchen.

Welche verschiedenen Arten von Lebenserfahrungen machten jüdische Kinder im von den Nazis besetzten Europa? Sie lebten unter direkter Herrschaft der Deutschen in Ghettos, Arbeits- und Vernichtungslagern. Sie schlugen sich durch am Rande der Gesellschaft, versteckten sich oder wurden eingeschlossen auf einem Speicher, in einem Schrank oder einem Kloster; oder sie lebten in der Verborgenheit, aber dennoch für jeden sichtbar (adoptiert von Nicht-Juden, in religiösen Orden, christlichen Waisenhäusern, stets auf der Flucht, ohne Papiere oder aber mit falschen Papieren). «Kinder mit dem gelben Stern» basiert auf diesen verschiedenen Lebensmustern. Die Titel der einzelnen Kapitel lauten daher «Daheim», «Im Versteck», «Im Durchgangslager» und so weiter. Alle Kapitel zielen darauf, Licht in das ganz gewöhnliche tägliche Leben zu bringen und dies zu analysieren: Wie wurden die Kinder erzogen, welchen Beschäftigungen gingen sie nach, wer versorgte sie mit Kleidung, Essen und Heizmaterial, wer waren ihre Gefährten – lebten sie mit ihren Eltern und Geschwistern zusammen oder waren sie von ihnen getrennt? Und wer (wenn überhaupt jemand) übernahm die Verantwortung für sie? Berücksichtigt werden die erinnerten Gefühle und Eindrücke von Personen, die damals Kinder waren und nun erwachsen sind, ebenso wie die Beobachtungen, die sie in Tagebüchern und Zeichnungen festhielten; und schliesslich die Aussagen der Überlebenden, welchen Einfluss der Krieg ihrer Meinung nach auf ihr künftiges Leben gehabt hat. Da dieses Buch im Schatten der Katastrophe geschrieben worden ist, sollte man vielleicht noch einmal betonen, dass es nicht vom Räderwerk

des Todes, sondern von Lebensumständen und -Bedingungen handelt – auch wenn fast 90 Prozent der Personen, um die es hier geht, den Tod fanden.

Die sorgfältige Rekonstruktion und die genaue Untersuchung dieser allgemeinen Lebensmuster gestatten eine kritische Bestandsaufnahme einer Reihe von Faktoren, die uns helfen, die Wahrnehmungen der Kinder hinsichtlich der veränderten Lebensumstände zu erkennen und in gewisser Weise auch nachzuvollziehen, welches Schicksal ihnen in der Nazi-Zeit beschieden war: Inwieweit waren sie religiös, welche politische Zugehörigkeit hatte die Familie, waren sie männlich oder weiblich, wie alt, aus welcher Bildungs- und Gesellschaftsschicht stammten sie? Es ist einleuchtend, dass ein sechsjähriges Kind die Zeit anders erlebte als ein Jugendlicher von sechzehn Jahren – gleichgültig ob sie untergetaucht waren, adoptiert wurden oder in einem Durchgangslager lebten. Weniger offensichtlich ist vielleicht die Tatsache, dass nicht die finanziellen Verhältnisse einer Familie, sondern die Zahl ihrer Kontakte ausserhalb der jüdischen Gemeinde ausschlaggebend dafür waren, ob ein Versteck gesichert werden konnte oder nicht. Weiter war es nach Aussagen von Mitgliedern der Untergrund-Hilfsorganisationen relativ leicht, Plätze für dreijährige Mädchen zu finden, während es für Jungen über zwölf Jahren extrem schwierig war. In Arbeitslagern war die Situation natürlich umgekehrt. Zu klein zu sein, bedeutete ein Todesurteil. Je älter, reifer und robuster ein Kind war, desto eher bekam es einen Platz in einem Arbeitskommando.

Es ist unmöglich, das Leben von Kindern isoliert von den Erwachsenen zu betrachten, die Verantwortung für sie übernahmen. Die Untersuchung über Kinder, die Opfer der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik wurden, führte so auch zu Aufschlüssen über die «legalen» oder Untergrundgruppen, die speziell für den Schutz von Kindern eingerichtet worden waren. In jedem europäischen Land gab es Menschen, die als Einzelkämpfer oder Teil eines organisierten Netzwerks versuchten, jüdische Kinder zu retten. Ihre Geschichte ist ein integraler, wenn auch sekundärer Bestandteil dieses Buchs. Interessant in diesem Zusammenhang ist, dass zwar vieles über den bewaffneten Widerstand bekannt geworden ist, die Geschichte von Kinderhilfsgruppen aber in der Vergangenheit nur geringe öffentliche Anerkennung gefunden hat. Viele dieser Widerstandskämpfer waren Frauen; nach dem Krieg verschwanden sie aus dem öffentlichen Leben. Sie strebten nicht nach Bekanntheit, und sie hatten wenig Material über ihre Aktivitäten hinterlassen. Die Erforschung dieser Rettungs- und Hilfsorganisationen ist ebenso überfällig wie es höchste Zeit ist, den Mut und die Findigkeit ihrer Mitglieder der Öffentlichkeit bewusst zu machen; auch das ist ein Anliegen dieses Buchs.

«Kinder mit dem gelben Stern» ist eine Geschichte über Material und Substanz, über die unglaublichen und tragischen Dimensionen im Leben jüdischer Kinder unter dem Naziregime. Es ist der Versuch zu verstehen, was Leben für diese Kinder unter den verschiedenen Umständen bedeutete.

Was genau stiess ihnen zu? Wie verbrachten sie ihre Tage? Welche Hoffnungen und Ängste hegten sie, welche Gedanken und Beobachtungen machten sie, welche Träume hatten sie und welche Alpträume quälten sie? Wie wurden sie fertig mit der Realität, in der sie lebten, wie wurde sie von ihnen wahrgenommen und verstanden? Warum sind solche Fragen und ihre Beantwortung wichtig? Wenn dieses Buch dazu beiträgt, unser Verständnis von Kindheit in einer politisch verursachten traumatischen Situation weiterzuentwickeln oder die Diskussion über Kindheitsgeschichten ganz allgemein anzuregen, wäre das bereits Rechtfertigung genug. Doch die Geschichte jüdischer Kinder in dem von den Nazis besetzten Europa leistet mehr. In erster Linie erweitert der Blick auf die verletzlichsten Mitglieder der Gemeinschaft, auf diejenigen, die ohne Macht, Hilfsmittel oder Verbindungen waren, unser Wissen, wie die Gesellschaft in Europa während der Kriegsjahre funktionierte; wie die Schlinge der Deutschen sich immer enger zog, und wie die jüdischen Opfer und ihre nichtjüdischen Nachbarn reagierten. Jedes neue Gesetz zur Diskriminierung von Juden betraf Kinder und Erwachsene gleichermaßen, allerdings waren die Kinder in mancher Hinsicht stärker betroffen. Das Leben von Kindern – eine eigenständige Kultureinheit innerhalb der Gesellschaft – wurde von der immer bedrückenderen Verfolgung besonders berührt. Versteht man diesen Prozess, entwickelt man eine andere und vielleicht sensiblere Sicht auf die europäische Geschichte während der Hitlerjahre. In der Geschichte von Kindern kristallisiert sich das Grauen des Völkermords an den europäischen Juden durch die Nazis auf einzigartige Weise. Unsere Weigerung, den Mord an Kindern zu akzeptieren, ist emotional ganz anders als unser Unverständnis angesichts des Völkermords an Erwachsenen. Geht es um das Massaker an diesen völlig Unschuldigen, erscheinen Fragen wie etwa «Warum hast du das zugelassen?» als völlig irrelevant – was sie auch sind. Erwachsene werden nie als gänzlich hilflos betrachtet; dies stünde im Widerspruch zu unserem archetypischen Bild dessen, was ein Erwachsener darstellt. Doch im Falle von Kindern kann man sich nicht auf eine solche Ausflucht hinausreden. Kinder sind hilflos und abhängig, etwas anderes erwartet man nicht. In ihrem Falle ist es nicht möglich, dem Opfer Schuld zuzuschieben.¹

Ebenso wird die Nichtigkeit einer Reihe stereotyper Argumente, die häufig in Zusammenhang mit dem Judenmord angeführt werden, blossgelegt und als bequeme Täuschung entlarvt. Äusserungen wie «Die Juden hielten sich abseits», «Die Juden passten sich nicht der allgemeinen Kultur an», «Die Juden protzten mit ihrem Reichtum» oder «Die Juden waren überproportional im Bankwesen, in den freien Berufen und der Kunst vertreten» halten als verschleierte Entschuldigung oder Erklärungen für den Völkermord her. Eine Untersuchung über die Verfolgung von Kindern macht diesen ganzen Unsinn zunichte. Selbst wenn solche Äusserungen eine Bedeutung hätten – und das haben sie nicht –, sind sie doch auf keinen Fall auf die Misshandlung von Kindern anwendbar. Wurde ein Kind von der SS

oder der französischen oder ungarischen Polizei davongeschleppt, konnte keiner der Nachbarn dieses Ereignis vernunftsmässig kommentieren und verdrängen, indem er sich fragte: «Was hat der wohl getan, um die Obrigkeit gegen sich aufzubringen?» – ein drei oder sechs Jahre altes Kind konnte ganz einfach nichts Böses getan haben.

Nachdem nun alle Rechtfertigungen, Rationalisierungen und stereotypen Behauptungen widerlegt sind, stossen wir zum Kern des Völkermords vor: der Ideologie vom «Fremden», die in einer Untersuchung über die Erlebnisse von Kindern blossgelegt wird. Diese Ideologie gilt nicht nur für das Europa zwischen 1933 und 1945, sondern allgemein für eine besondere Art und Weise, in der Menschen sich gegenseitig quälen und misshandeln. Die Geschichte jüdischer Kinder im von den Nazis besetzten Europa teilt uns aus der Perspektive dieser jüngsten Mitglieder der Gesellschaft mit, wie sie in ihren eigenen Ländern zu Fremden wurden, wie man ihnen jede Achtung versagte, ihnen ihre Rechte aberkannte und sie schliesslich zum Untergang verurteilte. Wie wurden sie, die einmal Teile der Gesellschaft waren, von ihr geschieden und ausgemerzt? «Kinder mit dem gelben Stern» soll diesen Prozess anhand der Erfahrungen dieser Kinder und Jugendlichen selbst untersuchen.

Erster Teil
Die erkennbare Welt

1) Daheim

Zunächst möchte ich von jüdischen Kindern erzählen, die zu Hause bei ihren Familien lebten.

«Mein Vater war Rechnungsprüfer», erinnert sich Hilma Geffen-Ludomer, «und offensichtlich hatte er Erfolg bei seiner Kundschaft... denn 1931 hatte er in Rangsdorf, einem Vorort von Berlin, ein Haus gebaut... Für die Zeit von 1931 war es ein sehr schönes Haus. Es war mit jedem Komfort ausgestattet... Wir hatten einen hübschen Garten um das Haus, Obstbäume und Blumen ... wir führten ein sehr, sehr angenehmes Leben. Wir hielten uns an die Bräuche», fährt Hilma fort, «aber wir waren ganz sicher nicht orthodox. Wir führten keinen koscheren Haushalt, aber ich erinnere mich, dass es nie Schweinefleisch gab. Ich weiss noch, dass meine Mutter für den Freitagabend immer Challah [Weissbrot in Zopfform] gebacken hat, jeden Freitag hat sie das gemacht. Am Freitagabend gab es immer das Sabbatmahl; wir zündeten die Kerzen für den Sabbat an. An hohen Feiertagen blieb ich zu Hause. Zum Gottesdienst fuhren wir nach Berlin und gingen in die Synagoge.»¹

«Mein Grossvater hatte eine Obsthandlung in der Muiderstraat, der andere Grossvater hatte ein Obstgeschäft am Hoogte Kadijk, ein wenig ausserhalb des Amsterdamer Ghettos», erzählt Philip Gerrit Mok.²

«Dann eröffnete mein Vater ein eigenes Obstgeschäft in der Retiefstraat, im östlichen Teil der Stadt. [Es] war ein überwiegend jüdisches Viertel; eine neue Absatzmöglichkeit in Amsterdam. Es war eine Art gelobtes Land für die sehr sozialistisch orientierte jüdische Gemeinde.

Meine Familie, um das gleich vorwegzunehmen, lebt zumindest väterlicherseits seit über vier- oder fünfhundert Jahren in Holland ... Der Familienzusammenhalt war sehr eng ... Jeder Sohn meiner Grossmutter [väterlicherseits] musste einmal am Tag seine Mutter besuchen, sonst war die Hölle los. So war die Familie, in der wir lebten. Es war eine sehr grosse Familie, Hunderte von Leuten.

Mütterlicherseits lebten ebenso viele Verwandte im selben Viertel. Als ich klein war, kam es also vor, dass ich auf der Strasse alle paar Minuten einen Onkel und eine Tante traf oder andere Verwandte väter- oder mütterlicherseits ... Ich spreche von einer Zeit, an die ich mich sehr gut erinnere ... Ich meine, ich musste nur über die Strasse gehen; gegenüber von unserem Haus wohnte eine Schwester meines Grossvaters. Ich ging immer zu ihr hin und holte mir Plätzchen und weiss Gott was noch ...

Wir wohnten in einem jüdischen Viertel... Wir lebten in unserem eigenen Ghetto, in unserer eigenen Umgebung und unserer eigenen Atmosphäre ...



Hilma Geffen-Ludomer im Sommer 1942 mit ihrem Freund Gerhard bei einem verbotenen Ausflug zum Wannsee. Alle Juden, die älter als sechs Jahre waren, mussten zu dieser Zeit den gelben Stern tragen, aber Hilma Ludomer missachtete den Befehl und riss den Stern ab, nachdem sie das Haus verlassen hatte.

In der Regel waren die Juden orthodox. Aber die meisten machten davon kein grosses Aufhebens. Ausser natürlich, dass sie sich an die Feiertage hielten; es war nicht so sehr die Frage, ob man koscher kochte oder sich weniger daran hielt. Wir haben vieles, was nicht erlaubt war, auch nicht gegessen. Ich meine, das wäre einem gar nicht eingefallen. [Wir] feierten das Passah-Fest und hielten den Seder [rituelles Passah-Mahl] ab. Ich lernte die Gebete; gesprochen haben wir Amsterdamer Jiddisch.»³

«Ich wurde irgendwann im November 1929 oder 1930 geboren, aber ich bin nicht ganz sicher, und meine Mutter auch nicht», überlegt Moishe Kobylanski. «Sie erinnert sich an Chanukkah [Lichterfest], aber es kann einen oder zwei Monate davor oder danach gewesen sein. « Moishe wurde in der Stadt Rowno in der Ukraine geboren. Zu Beginn der dreissiger Jahre kehrte seine Familie in das Dorf Gruszowica zurück, in dem seine Mutter geboren worden war, etwa 14 Kilometer von Rowno entfernt. Als Moishe dort lebte, war es ein Dorf mit etwa 6'000 Einwohnern, ohne Elektrizität, Radio, gepflasterte Strassen oder fliessendes Wasser. «Nur eine schmale Lehmstrasse.»⁴

«Mein Vater hatte einen kleinen Laden, einen kleinen Gemischtwarenladen, in dem es die wichtigsten Sachen gab, Lebensmittel kamen erst später dazu ... Tabak, Zucker, Nägel, Seife, Gewürze ... ein winziger Laden. Aber irgendwie scheint er damit unsern Lebensunterhalt verdient zu haben. Ich weiss noch, dass wir in ei-

nem schmucken Haus gewohnt haben, einigermaßen jedenfalls. Verglichen mit den Nachbarhäusern, war es ein stattliches, schmuckes Haus. [Wir] hatten einen schönen Garten hinter dem Haus, aber allein von dem, was der Garten hergab, konnte man eine Familie nicht ernähren. Der Laden bestand aus einem Zimmer mit eigenem Eingang. Ein Schlafzimmer war fertig. Wir hatten ein Esszimmer, eine freundliche Küche. Hinter dem Laden waren ein Lagerraum und eine Diele, das zweite Schlafzimmer wurde nie fertiggebaut.

Wir hatten Holzböden, eine tolle Sache, damit war man schon wer, wissen Sie. Wir hatten die Holzböden auch nicht von Anfang an. Vorher hatten wir Lehmböden, und jeden Freitag wurden sie mit roter Farbe neu getüncht. Man fegte den Boden und strich ihn neu an. Dann wartete man, bis er trocken war, und konnte ihn wieder benutzen, jeden Freitag war das so. Aber schliesslich legte man dann einen Holzboden, das weiss ich noch. Oh, das war prima! Kein Parkettboden, aber er war glatt, ohne Risse oder so. Ein schöner Boden. So einen hatten wir in der Küche und im Esszimmer, das nicht nur Esszimmer, sondern auch Wohnzimmer und Treffpunkt war, alles in einem ...

Im Dorf lebten insgesamt 6'000 Menschen; Juden und Ukrainer, Tschechen und Polen. Die jüdische Gemeinde bestand aus acht Familien, alles in allem etwa achtundvierzig Personen. Achtundvierzig Juden ...

Es gab keine offizielle Synagoge ... Ich glaube nicht, dass unsere kleine Achtfamiliengemeinde so besonders religiös war. Wir hielten uns an die Vorschriften, ich meine, wir haben samstags, am Sabbat, nicht gearbeitet. Der Laden blieb geschlossen. Aber wissen Sie, wenn es ein gutes Geschäft war, dann hat man die Sachen eben zur Hintertür hereingeschmuggelt. Schliesslich musste man von etwas leben. Jeden Samstag gingen wir in die Shul [Synagoge]. An hohen Feiertagen auf jeden Fall, aber wir hielten uns auch an kleinere Feiertage. Wir befolgten die Vorschriften für koscheres Essen, aber ich weiss nicht, inwieweit. Ich weiss noch, dass es bei uns kein unkoscheres Fleisch gab ...

Mein Vater war ein unbeschwerter, geselliger Mensch; er hatte gern Leute im Haus. Ich glaube nicht, dass meine Mutter so begeistert darüber war. Sagen wir so, mein Vater hatte stets ein offenes Haus. Und meine Mutter, glaube ich, hat sich eben gefügt. Sie hatte ja auch die meiste Arbeit ... Ich weiss noch, dass sie [die Gäste] oft noch da waren, wenn ich ins Bett ging, und weiterdiskutierten ... Normalerweise hörte man lautes Geschrei und Getöse, wenn sie bei ihrem Tee zusammensassen ... Für mich war es wie Hintergrundmusik.»⁵

«Ich wurde im Februar 1924 im polnischen Radom geboren», beginnt Mania Salinger-Tenenbaum. «Ich war das zweite Kind ziemlich wohlhabender Eltern; unsere Familie gehörte zur gehobenen Mittelschicht. Mein Vater hatte eine Schuhfabrik; Radom war *die* Lederstadt Polens ... Ich hatte auch noch einen jüngeren Bruder, der im Krieg umgekommen ist.»⁶

«Ich war zu Hause eine rechte Plage. Ich hatte Freundinnen und ständig Lärm und Musik ... Ich schlug stark meiner Mutter nach – im Aussehen, im Temperament und in jeder anderen Beziehung. Deshalb war ich ihr Liebling; ich erkannte das damals nicht, aber ich war wirklich ein verzogenes kleines Mädchen ...

Mein Vater ging jeden Freitagabend zum Gottesdienst, und bei uns zu Hause wurde kosher gegessen. Soweit ich weiss, hielten sich alle polnischen Juden an die Vorschriften für koscheres Essen. Aber wir waren nicht sehr religiös ... Meine Eltern hielten den Sabbat, das heisst, mein Vater blieb zu Hause und nahm uns Kinder mit auf einen Spaziergang, und am Freitagabend brachte er uns Süssigkeiten mit. Wir hatten ein Sabbatmahl; meine Mutter hat Kerzen angezündet...

An die Grundschule erinnere ich mich kaum. Ich hatte Freundinnen, und ich war einfach ein Kind ... Und ich weiss noch, dass meine Mutter meine Bücher nachprüfte. Hatte ich auch alles dabei, was ich für den Schultag brauchte? Sie kümmerte sich sehr darum ...

Dann ging ich auf die Oberschule und trat der Masada [zionistische Jugendorganisation] bei ... Die Masada war eine sehr grosse gemischte Gruppe jüdischer Gymnasiastinnen und Gymnasiasten. Unser Hauptziel war es, Interesse für die Neuansiedlung des jüdischen Staates in Palästina zu wecken und Geld dafür zu sammeln ... Aber die Masada war weit mehr als das. Es war mein zweites Zuhause. Es war etwas ganz Unglaubliches. Es war die Wärme der Familie, die sich auf gesellschaftlicher Ebene fortsetzte, wegen der Leute, die dabei waren. Es war eine phantastische Gruppe von Menschen ... Die Masada war mein zweites Zuhause. In der Masada habe ich Freundschaften geknüpft, die heute noch bestehen. In der Masada habe ich gelernt, was es heisst, mit Hingebung für etwas zu kämpfen, an das man glaubt.»⁷

Wie Mania Salinger-Tenenbaum führte auch Frieda Menco-Brommet das Leben eines lebhaften, geselligen jungen Mädchens in einer europäischen Grossstadt. 1925 in Amsterdam geboren, hatte Frieda, wie sie selbst sagt, «eine sehr schöne Jugend». Sie war ein Einzelkind und erzählt: «Ich hatte eine sehr enge Beziehung zu meinem Vater. Zu meiner Mutter war das Verhältnis weniger eng ... Als ich klein war, war sie für mich diejenige, die das Essen kochte und nie schlechte Laune hatte, während mein Vater und ich spazierengingen und über alles mögliche sprachen, sogar über Sexualität und Homosexualität, was in jener Zeit sehr aussergewöhnlich war, glaube ich. Mein Vater war Schaufensterdekorateur und unterrichtete dieses Fach auch ... Als ich zehn Jahre alt war, erlaubte er mir, ihm zu helfen; das machte mich sehr stolz.»⁸

«Wir waren nicht reich; wir hatten kein Auto, wir hatten Fahrräder ... Ich dachte immer, dass ich jede Menge Kleider hatte, die mein Vater für mich mitbrachte; oder er kaufte Stoff und steckte ihn an mir fest, um der Schneiderin zu zeigen, wie

sie das Kleid nähen sollte. Ich sagte immer zu meinen Eltern, dass es auf der ganzen Welt bestimmt keine Prinzessin gab, die so schöne Kleider hatte wie ich ...

Dass ich Jüdin war, war mir nicht sonderlich bewusst. Mein Vater kam aus einer Familie, die zwar jüdisch war, aber keiner dachte daran (mein Grossvater hatte einen sehr untypischen Beruf für einen Juden: er war Gefängnisdirektor). Meine Mutter war stärker jüdisch geprägt, nicht direkt im religiösen Sinne, aber am Freitagabend wurde eine weisse Tischdecke aufgelegt, und es gab noch mehr Süßigkeiten als an anderen Abenden ... Ich erinnere mich, dass ich ein paarmal in meinem Leben in einer Synagoge war.»⁹

Abschliessend meint sie: «Wir hatten ein Familienleben. Ich hatte noch alle vier Grosseltern. Eine Familie. Eine Art Leben in der Mittelschicht, würde ich sagen ... Ich wusste, dass ich studieren würde. Eines Tages würde ich studieren können. So dachten wir. Deshalb hatte mein Vater eine Versicherung für mich abgeschlossen und legte Geld beiseite, damit ich einmal studieren konnte. Es gab also eine Menge Sicherheiten. Aber diese Sicherheiten stürzten in sich zusammen, als ich vierzehn Jahre alt war. Und natürlich kehrten sie nie mehr wieder.»¹⁰

Die Kinder lebten in Vorstadthäusern, in einfachen Dorfhäusern im Shtetl, in modernen Wohnungen, vornehmen Stadthäusern, Wohnblocks, Bauernhäusern und Wohnungen hinter dem Laden: kurz, in ihrem Zuhause. Dieses Zuhause war jeweils ganz unterschiedlich: orthodox oder weltlich, politisch engagiert oder uninteressiert, gebildet oder ungebildet, wohlhabend oder arm, zufrieden oder unglücklich. Aber es war ihr Zuhause; der letzte Ort, an dem diese Kinder wie gewöhnliche Bürger, Mitglieder einer Familie und integraler Bestandteil ihrer Gemeinde lebten. Für Frieda endete die verlässliche Stabilität ihrer Existenz 1940, als die Deutschen in den Niederlanden einmarschierten, doch in anderen Gebieten Europas hatte man bereits sieben Jahre früher begonnen, die normalen Lebensstrukturen der Juden zu zerstören – nach der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler und nach den Wahlen in Deutschland von 1933.

Die ersten Kinder, die einen Vorgeschmack des künftigen Grossbrandes bekamen, waren diejenigen, die wie Hilma Ludomer in Deutschland lebten; als nächste waren die Kinder in Ländern und Gebieten dran, die vom Deutschen Reich annektiert wurden, dann diejenigen in den Ländern, die mit Deutschland verbündet waren, und schliesslich die Kinder (wie Gerry Mok, Moische Kobylanski, Mania Salinger und Frieda Brommet), die in besetzten Ländern lebten. Diese Chronologie ist an sich nicht von besonderem Interesse. Wir befassen uns mit einem anderen Problem: der Art und Weise, wie all diesen Kindern ihr Platz in der Gesellschaft genommen und vernichtet wurde. Es war die erste Etappe der nationalsozialistischen Todesmaschinerie, die nach und nach, aber unerbittlich, zur vollkommenen Isolation der jüdischen Gemeinden von ihren ursprünglichen Nachbarn, zur Konzentration der jüdischen Bevölkerung in Ghettos und Durchgangslagern und schliesslich zur Deportation in Arbeits- und Vernichtungslager führte.¹¹

Ende der dreissiger Jahre, als die europäischen Nationen immer stärker zum Krieg rüsteten, wurden sowohl jüdische wie nichtjüdische Kinder Opfer der Restriktionen, die dieser Vorkriegszustand mit sich brachte, und Opfer des Krieges, der folgte. Natürlich waren alle Kinder von diesen Bedingungen betroffen: allein schon von der Vorstellung eines realen, greifbaren Feindes in der Gestalt von Menschen, von dem Verlust der männlichen Familienmitglieder, die in den Krieg mussten, während die Frauen für die Rüstung arbeiteten, durch Lebensmittelmarken, Bombardierungen, feindliche Truppen im Lande, Angst, Evakuierung, Zerstörung und Tod. Unter diesem Bruch in der normalen Existenz und unter diesen Schrecken litten jüdische Kinder ebenso wie ihre nichtjüdischen Nachbarn. Aber abgesehen und völlig unabhängig davon, begann für die jüdischen Kinder noch ein ganz eigener Alptraum. Hier geht es nun um den Beginn dieses Alptraums, um das erste Aufflackern des künftigen Brandes. Wie manifestierte sich das erste Donnerrollen? Worin bestanden die ersten Schritte dieses speziellen Kriegs gegen die Juden, während die Kinder noch zu Hause lebten, und wie erlebten die Kinder selbst diese Zeichen?

Die Zermürbung der Juden begann mit einer juristischen Definition. Die Nazis stuften die Juden nach ihrer Rasse, nicht nach ihrer Religion ein. Nach der nationalsozialistischen Ideologie erbte man sein Judentum von Eltern und Grosseltern. Die genaue Definition variierte leicht von Land zu Land, aber das Prinzip der Weitergabe über das Blut galt überall. In Deutschland etwa wurden Juden in der ersten Verordnung zum Reichsbürgergesetz vom 14. November 1935 definiert. Die wesentlichen Bestimmungen lauteten:

§ 2

- 2) Jüdischer Mischling ist, wer von einem oder zwei der Rasse nach volljüdischen Grosseltern teilen abstammt, sofern er nicht nach § 5 Abs. 2 als Jude gilt. Als volljüdisch gilt ein Grosselternanteil ohne Weiteres, wenn er der jüdischen Religionsgemeinschaft angehört hat.

§ 5

- (1) Jude ist, wer von mindestens drei der Rasse nach volljüdischen Grosseltern abstammt. § 2 Abs. 2 Satz 2 findet Anwendung.
- (2) Als Jude gilt auch der von zwei volljüdischen Grosseltern abstammende Staatsangehörige jüdische Mischling,
- a) der beim Erlass des Gesetzes der jüdischen Religionsgemeinschaft angehört hat oder danach in sie aufgenommen wird,
 - b) der beim Erlass des Gesetzes mit einem Juden verheiratet war oder sich danach mit einem solchen verheiratet,
 - c) der aus einer Ehe mit einem Juden im Sinne des Absatzes 1 stammt, die nach dem Inkrafttreten des Gesetzes zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre vom 15. September 1935 (Reichsgesetzbl. I S. 1146) geschlossen ist,

- d) der aus dem ausserehelichen Verkehr mit einem Juden im Sinne des Absatzes 1 stammt und nach dem 31. Juli 1936 ausserehelich geboren wird.¹²

Italien, Deutschlands erster Verbündeter, nahm in seinen Bestimmungen zum Schutz der italienischen Rasse vom 17. November 1938-XVII (das heisst, im siebenzehnten Jahr der faschistischen Herrschaft unter Mussolini) eine ähnliche Rechtsprechung an. Der zweite Teil dieses langen Dekrets «in Bezug auf die jüdische Rasse» begann mit § 8, «Betroffene dieses Gesetzes»:

- a) Zur jüdischen Rasse gehört, wer von zwei Elternteilen jüdischer Rasse geboren wurde, selbst wenn er von anderer Religionszugehörigkeit ist.
- b) Jude ist, wer von einem Elternteil jüdischer Rasse und einem nichtjüdischen Elternteil geboren wurde.
- c) Jude ist, wer von einer Mutter jüdischer Rasse geboren ist, selbst wenn der Vater unbekannt ist.
- d) Jude ist, wer von Eltern italienischer Nationalität geboren wurde, von denen nur einer jüdischer Rasse ist, aber zu einer jüdischen Gemeinde gehört oder sich in anderer Weise zum jüdischen Glauben bekennt.
Nicht zur jüdischen Rasse gehören Kinder von Eltern italienischer Nationalität, von denen nur ein Teil jüdischer Rasse ist und die vom ersten Oktober 1938-XVII an einer anderen Religion angehörten.¹³

Polen war das erste Land, das von den Deutschen besetzt wurde, und die «Offizielle Definition des Begriffs Jude» im Generalgouvernement stammt vom 24. Juli 1940.

§ 2

- (1) Jude ist, wer von mindestens drei der Rasse nach volljüdischen Grosseltern abstammt.
- (2) Jude ist, wer von zwei der Rasse nach volljüdischen Grosseltern abstammt und
 - a) der beim Erlass des Gesetzes der jüdischen Religionsgemeinschaft angehört hat oder in sie aufgenommen wird,
 - b) der beim Erlass des Gesetzes mit einem Juden verheiratet war oder sich danach mit einem solchen verheiratet,
 - c) der aus dem ausserehelichen Verkehr mit einem Juden im Sinne des Absatzes 1 stammt und nach dem 31. Mai 1941 geboren wird.
- (3) Als volljüdisch gilt ein Grosselternteil ohne Weiteres, wenn er der jüdischen Religionsgemeinschaft angehört hat.¹⁴

Diese gesetzlichen Definitionen liessen in der Tat nichts Gutes ahnen; in ihnen spiegelt sich ein Bild von den Juden als den anderen, den Fremden wider, die aufgrund ihrer Geburt niemals Teil der «arischen» Gemeinschaft werden konnten. Aber diese Definition als solche hatte keinen direkten Einfluss auf das Alltagsleben der Kinder, die als Juden galten. Erst als die Definition zum Massstab für eine Ge-

setzung wurde, die zwischen «Ariern» und «Juden» unterschied, und als diese Gesetze zur Diskriminierung von Juden eingesetzt wurden, hatten sie Auswirkungen auf die normalen Tätigkeiten von Juden. Als erste Massnahme mit unmittelbaren Folgen wurden zahlreiche Gesetze und Verordnungen erlassen, die Juden aus einflussreichen Stellungen verbannten und durch Enteignung ihrer Geschäfte bewirkten, dass sie verarmten. Ausserdem war es Juden verboten, in nichtjüdischen Betrieben bestimmte Berufe auszuüben. Deutsche jüdische Beamte etwa verloren ihre Stellen durch das «Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums» vom 7. April 1933. Unter dem folgenschweren Druck der Nazis und ihrer unüberhörbaren Propaganda lösten deutsche jüdische Unternehmer zwischen 1933 und 1938 ihre Betriebe entweder auf oder verkauften sie an deutsche «arische» Firmen. Nach 1938 war diese praktische Enteignung nicht länger «freiwillig», sondern erfolgte zwangsweise.¹⁵ Die Verbündeten des Dritten Reichs übernahmen dieses Beispiel. In Ungarn etwa wurde im Mai 1938 ein «Gesetz zum wirksameren Schutz des Sozial- und Wirtschaftslebens» erlassen, das definierte, wer Jude war, und die ökonomischen Möglichkeiten von Juden einschränkte. Ein zweites antijüdisches Gesetz, das «Gesetz zur Zurückdrängung von Juden aus den öffentlichen Angelegenheiten und dem Wirtschaftsleben des Landes», wurde im Dezember vorgelegt und im Mai 1939 verabschiedet. Es schloss Juden aus der Beamtenschaft aus und setzte ein Quotensystem fest, nach dem der Anteil der Juden an freien Berufen und im Handel zu regulieren war: 6 Prozent im Handel und in den freien Berufen und 12 Prozent der Arbeitskräfte in privaten Industrie-, Handels- und Bankunternehmen.¹⁶ Ähnliche wirtschaftliche Restriktionen wurden in den besetzten Ländern oder in Ländern mit Marionettenregierungen verabschiedet oder verkündet. Der erste «Statut des Juifs», der am 3. Oktober 1940 von der französischen Vichy-Regierung verabschiedet wurde, schloss Juden aus der höheren Beamtenschaft, dem Offizierskorps und den Rängen der Offiziere ohne Patent aus und verbot ihnen «Berufe, die Einfluss auf die öffentliche Meinung haben: Schule, Presse, Radio, Film und Theater». Ausserdem sah das Gesetz bereits Bestimmungen für ein künftiges Quotensystem vor, mit dem sich die Anzahl von Juden in den freien Berufen beschränken liess.¹⁷

Derartige Verordnungen richteten sich gegen Erwachsene. Diese standen vor der beängstigenden Aufgabe, auch innerhalb der Beschränkungen ihren Lebensunterhalt verdienen zu müssen. Die wenigen jüdischen Kinder, die selbst einer Arbeit nachgingen, waren ebenfalls von den antisemitischen Erlassen betroffen. Jacqueline Kamiéniarz und ihr Bruder hatten, obwohl noch Kinder, ein festes Engagement als Unterhaltungskünstler in Paris. Sie war im Frühjahr 1942 gerade vierzehn geworden; zusammen mit ihrem Bruder trat sie mit einer Gesangs- und Tanznummer in einem Nachtclub auf. Zu diesem Zeitpunkt verschickte das Klubmanagement an alle Angestellten einen Fragebogen, in dem auch die Religions-

zugehörigkeit eingetragen werden musste. Damit war ihr Engagement beendet. «Wir waren draussen aus diesem Klub. Wir hörten auf, dort zu arbeiten. Wir hätten hinschreiben können ‚katholisch‘, oder ‚christlich‘, aber das machten wir nicht. Wir wollten nicht. Wir schrieben hin ‚Juden‘. Und sie sagten uns: ‚Dann tut’s uns leid.‘»¹⁸

Die meisten Kinder gingen natürlich keiner Arbeit nach, konnten sie daher auch nicht verlieren. Die veränderte finanzielle Lage der Familien aufgrund der ökonomischen Sanktionen wirkte sich anders auf ihr Leben aus. Während nur sehr wenige eine Arbeit verloren, war weit häufiger das Gegenteil der Fall – Kinder und Jugendliche begannen zu arbeiten, um das sinkende Familieneinkommen aufzubessern, oder halfen im nun verkleinerten Familienbetrieb aus. Rudolf Rosenberg war elf Jahre alt und lebte in Berlin, als der Reichstag im September 1935 die «Nürnberger Gesetze» erliess. Sein Vater betrieb einen bescheidenen Tabakgrosshandel und hatte auch einen Laden. Seine Mutter «half sehr aktiv im Geschäft mit». Sein Vater, erinnert sich Rudolf, führte das Geschäft bis 1935 weiter. Der Druck, es entweder zu schliessen oder zu verkaufen, wurde immer stärker, und so beschloss sein Vater, den Laden aufzugeben und den Grosshandel in die Wohnung der Familie (im ersten Stock eines Berliner Mietshauses) zu verlegen. Die Familie schlief in einem Zimmer, nützte ein zweites als Wohnraum und richtete das dritte als Geschäftsraum ein. Treue Kunden, die weiterhin mit den Rosenbergs Handel treiben wollten, kamen eher abends als während des Arbeitstags.¹⁹

«Wie gesagt, das eine Zimmer wurde als Geschäftsraum hergerichtet. Die Leute kamen und holten ihre bestellten Waren – Zigaretten, Zigarren und Tabak – ab, oder aber wir lieferten ausser Haus. Ich war sogar der Botenjunge ... Kurz nachdem mein Vater den Grosshandel in die Wohnung verlegt hatte ... fing ich an, regelmässig Zigarettenstangen und so weiter auf meinem Fahrrad in ganz Berlin auszuliefern. Ich hatte einen grossen Rucksack und eine Art Gepäckträger hinten auf dem Fahrrad ... Ich stellte nicht nur Zigaretten zu, sondern kassierte auch das Geld. Ich kam mit mehreren hundert Mark nach Hause ... Jeden Nachmittag, wenn ich meine Hausaufgaben gemacht hatte, war ich mit dem Fahrrad unterwegs, [von etwa] vier Uhr ... bis, hm, sagen wir, sechs Uhr abends.»²⁰

Rudolf Rosenberg lieferte sechs Nachmittage in der Woche Päckchen für das Familiengeschäft aus, einschliesslich der Samstage. Am Sabbatmorgen ging er in die Synagoge, was seine Eltern sehr unterstützten. So ging es etwa ein Jahr. Dann, als er zwölf Jahre alt war, «wandten sie sich plötzlich an mich – es muss ihnen sehr schmerzlich gefallen sein – und sagten: ‚Schau her, wir brauchen deine Hilfe.‘ Ich war damals alt genug, um das zu begreifen. Von da an entfielen die Besuche in der Synagoge. Ich musste auch am Samstagvormittag im Geschäft mithelfen. Es hatte sich nämlich herausgestellt (warum, weiss ich nicht), dass an Samstagen mit am meisten zu tun war. Samstags ging ich natürlich nicht in die Schule, also konnte



*Jacqueline und Marc Kamiéniarz (zehn und zwölf Jahre alt),
jugendliche Unterhaltungskünstler, etwa 1938.*

ich den ganzen Tag arbeiten.» Trotz der gemeinsamen Anstrengungen, den kleinen Familienbetrieb aufrechtzuerhalten, wurde die Lage im Winter 1937/1938 «so schwierig – mit dem Geschäft ging es bergab, die Leute durften nicht mit uns Handel treiben –, dass unsere Einkommensquelle uns unter den Füßen versiegte».²¹

Zwar verloren manche Kinder aufgrund der antisemitischen Massnahmen ihre Stellen, während andere zu arbeiten begannen, jedoch wurde die grosse Mehrheit von diesen Gesetzen und Verordnungen nur am Rande berührt. Deren Einfluss auf die Welt der Kinder wurde durch die Eltern gefiltert, wenn etwa Fragen an die Zukunft gestellt wurden. Alexander Ehrmann lebte 1936 als Zehnjähriger mit seiner Familie im Südosten der Tschechoslowakei (diese Gegend wurde zwei Jahre

später Ungarn zugeschlagen). Er erinnert sich, dass seine Eltern von den Enteignungen deutscher Juden gehört hatten; und da «auch die [tschechische] Republik unsicher war, hatten sie Angst, was aus uns werden sollte». Als Kind, sagt er, «schnappte ich nur diese Fetzen auf und fragte mich oft, was passieren würde. Ich sah, dass meine Eltern sich Sorgen machten; es gab Diskussionen [zwischen den Erwachsenen], was man am besten tun sollte, wie man für die Zukunft planen könne, welche Vorsichtsmassnahmen geeignet seien.» Bei ihm führte das zu einem Gefühl von Unsicherheit und drohender Veränderung: «Sie sprachen davon, dass wir Kinder besser ein Handwerk erlernen sollten, als unsere Schule weiterzumachen; es wurde entschieden, dass meine älteste Schwester eine Lehre als Korsettmacherin aufnehmen sollte; die nächste sollte dann nähen und stricken lernen ... So plante man, dass sie diesen Beruf ergreifen sollte.»²² In der Tat begannen viele junge Leute eher eine Berufsausbildung als einen akademischen Grad anzustreben. Der Entschluss, ursprüngliche Erwartungen aufzugeben und sich auf eine veränderte politische Realität einzustellen, wurde sowohl öffentlich wie privat getroffen. Die Erklärung der Reichsvertretung der Juden in Deutschland zu den «Nürnberger Gesetzen» kündigte diese Entscheidung explizit an: «Über die Wissensvermittlung hinaus muss die jüdische Schule der planvollen Vorbereitung für den künftigen Beruf dienen. Mit Rücksicht auf die Auswanderungsfähigkeit, insbesondere nach Palästina, wird dabei die Hinführung zu handarbeitenden Berufen ... im Vordergrund stehen ... Dem gesteigerten Auswanderungsbedürfnis ist mit einer grosszügigen Planung zu entsprechen, die vor allem Palästina, aber auch alle anderen in Frage kommenden Länder einbezieht und besonders der Jugend gilt. Hierzu gehört die ... Ausbildung in für die Auswanderung geeigneten Berufen, insbesondere Landwirtschaft und Handwerk ..,»²³

Die meisten Kinder bemerkten Veränderungen in den Lebensumständen der Familie, waren aber weder beunruhigt noch persönlich betroffen. Mirjam Levi etwa war elf, als die Arztpraxis ihres Vaters in Den Haag durch das Verbot vom 1. Mai 1941, nichtjüdische Patienten zu behandeln, eingeschränkt wurde. Sie erinnert sich, dass die Praxis ihres Vaters tagelang nach Inkrafttreten der Verordnung «voller Blumen war [von nichtjüdischen Patienten geschickt]; ich hatte nie so viele Blumen gesehen», und dass die Familie kurz darauf einen Untermieter aufnahm, weil «wir weniger Geld hatten», aber wie die meisten jüdischen Kinder war sie damals nicht besonders beunruhigt über diese Zeichen und Veränderungen.²⁴ Solche wirtschaftlichen Strafmassnahmen gehörten in die Welt der Erwachsenen; das tägliche Leben der Kinder wurde davon nicht berührt. Ihre Familien blieben intakt, sie nahmen weder Stellungen an, noch wurden sie entlassen, sie wurden nach wie vor mit Kleidung und Essen versorgt, und ihre Tätigkeiten und Zukunftspläne waren nicht unmittelbar so bedroht, dass sie es fühlen konnten.

Die Welt kindlicher Zufriedenheit und Ahnungslosigkeit wurde von der zweiten Welle antisemitischer Gesetzgebung zerstört, die das normale gesellschaftliche



Adolf Zirker, ein Kölner Möbeltischlermeister, mit seinen Lehrlingen. Angesichts antisemitischer Quoten und Beschränkungen und des drohenden Krieges lernten viele jüdische Jugendliche ein Handwerk, und jüdische Meister unterrichteten an konfessionellen Schulen.

Leben einschränkte und auf die soziale Eliminierung der jüdischen Bevölkerung zielte. Von diesen Verordnungen und Reglementierungen wurde das Kindsein als solches zutiefst betroffen. Der erste und – wenigstens anfangs – für viele der nachhaltigste Schock war die Verweisung jüdischer Kinder von staatlichen und staatlich geförderten Schulen (auch in diesem Punkt waren die Grundmuster der antisemitischen Gesetzgebung im von Deutschen besetzten Europa und in den Achsenstaaten im Wesentlichen gleich, auch wenn die Ausführungsbestimmungen differierten). Von diesen Gesetzen waren fast alle Schulen betroffen, denn in Europa wurden auch kirchlich geführte Schulen staatlich unterstützt. In vieler Hinsicht entsprachen diese Gesetze den wirtschaftlichen und beruflichen Verboten, unter denen Erwachsene zu leiden hatten: Kinder gehen in die Schule, Erwachsene zur Arbeit. Zur Schule zu gehen war unabdingbar die gesellschaftliche Richtschnur für Kinder, ein Fixpunkt ihres Lebens und ihrer Welt. Von einem bestimmten Alter an würden sie zur Schule gehen, sagte man ihnen; sie sahen ältere Kinder auf dem Schulweg oder begannen selbst als Erstklässler.

Die gewaltsame Loslösung aus der Gemeinschaft mit nichtjüdischen Freunden warf zwei unterschiedliche, aber offensichtlich zusammenhängende Fragen auf

und führte zu einer zwiespältigen Reaktion. Unmittelbar empfunden wurde das Trauma der Verbannung und Ächtung. Von einer Woche zur anderen stürzte ein Grundgebäude ihrer Erfahrungswelt plötzlich ein – und nur für sie, die Juden. Als nächstes begannen sie, Fragen nach ihrer jüdischen Identität zu stellen. Die meisten dieser Kinder wurden zum erstenmal in ihrem Leben mit der Vorstellung konfrontiert, welche Bedeutung für sie und die Gesellschaft, in der sie lebten, darin lag, Jude zu sein. Es blieb ihnen nichts anderes übrig als zu begreifen, dass man sie aus der Schule warf, nur weil sie Juden waren. Es war legal und wurde von der Gesellschaft akzeptiert, dass sie anders waren. Sie waren nicht länger Mitglieder der Gemeinschaft, sie waren Fremde.

Angesichts der tiefen Bedeutung und der Auswirkungen dieser Gesetzgebung überrascht es nicht, dass sie in der mündlichen Überlieferung, in Erinnerungen und Tagebüchern von Kindern aus dem nationalsozialistisch geprägten Europa eine so herausragende Rolle spielt. Wie Mariella Milano-Piperno, damals ein jüdisches Mädchen aus wohlhabenden Kreisen, erläutert, versuchten ihre Eltern, für sie «die Pille zu versüssen», als Mussolini den Faschismus begründete, doch nach der Verabschiedung der Rassegesetze im November 1938, die sie aus der Schule ausschlossen, fühlte sie sich «ausgegrenzt». Das war für sie der Kernpunkt, erklärt sie. Sie wurde einfach ausgeschlossen und fallengelassen. «Ich weiss noch, an dem Tag, an dem wir nicht mehr in die Schule durften, schämte ich mich vor meinen Mitschülerinnen und hatte Angst zu sagen: ‚Ich kann nicht kommen, weil ich Jüdin bin/ Und dann kamen die Fragen. ‚Warum? Was hatte ich getan, dass ich nicht mehr in die Schule durfte?’»²⁵

Zu diesem Zeitpunkt hatte ihre Familie (wie auch andere italienische Juden) für ihre grösseren Kinder zwei Möglichkeiten: Sie konnten sie auf eine katholische Schule oder auf eine nichtkonfessionelle Privatschule schicken. Ersteres war problematisch, weil die Kinder sich völlig nach den katholischen Konventionen richten mussten, und die nichtkonfessionellen Privatschulen waren für durchgefallene Schüler bestimmt, das heisst, sie boten in erster Linie Förderunterricht. In Rom und vielen anderen italienischen Städten gab es bereits jüdische Grundschulen, aber weiterführende jüdische Schulen für Mädchen und Jungen im Alter von Mariella Piperno fehlten grösstenteils. Um diesem Mangel abzuhelfen, richteten einige jüdische Gemeinden eigene Schulen für ihre Jugendlichen ein.²⁶ Diese wurden von Lehrern und Universitätsprofessoren unterrichtet, die ebenfalls aufgrund der Rassegesetze vom November 1938 ihre Stellen verloren hatten. Für die Erwachsenen war das Problem somit gelöst: Ihre Kinder würden eine solide Bildung erhalten; sie konnten wieder zur Schule gehen. Die Jugendlichen selbst konnten diese Lösung nicht so einfach akzeptieren. Sie sahen das Problem aus einer völlig anderen Perspektive; dieser Punkt berührte ihr Alltagsleben grundlegend und warf Fragen nach Gemeinschaft und Identität auf.

Mariella Pipernos Eltern erwogen das Problem sehr sorgfältig. Ihnen lag daran, dass ihre Töchter, soweit es möglich war, ein normales Leben führen und weiterhin mit katholischen italienischen Kindern zur Schule gehen konnten. Zudem erinnerte sich die Grossmutter, die damals schon recht alt war, «an alles, was die Juden im Ghetto [von Rom] erlitten hatten, bis es [1870] geschlossen wurde, und sie erinnert sich mit Schrecken daran, wie sie alle zusammen eingeschlossen gewesen waren». Sie drängte ihre Enkelinnen: «Jetzt haben wir die Freiheit erlangt, warum nützt ihr sie nicht, genießt sie! Warum wollt ihr euch wieder einschliessen?»²⁷ Zwei Monate lang besuchte Mariella eine nichtkonfessionelle Privatschule, aber das Unterrichtsniveau war zu niedrig, und so schrieb sie sich in der jüdischen Oberschule ein.

Die Scuola Ebraica di Roma war wohl, wie auch vergleichbare Schulen anderswo, eine aussergewöhnliche Einrichtung. Die Schule in Rom bot drei Ausbildungsarten an: Gymnasium/Lyzeum, eine technische Oberschule und ein Lehrerseminar. Sie bestand fünf Schuljahre lang, von 1938 bis 1943, und entsprechend dem italienischen Gesetz war sie staatlich anerkannt (der Direktor war Staatsangestellter und «Arier»). Das breite Bildungsangebot war nur ein Aspekt dieser grossartigen Schule. Vor allem weil die Lehrer und Professoren für die Schüler ein Diskussionsforum schufen, auf dem diese – und dazu wurden sie ausdrücklich ermutigt – die zentrale Frage erörtern konnten, aus welchem Grund sie überhaupt auf dieser Schule waren, erinnern sich die Ehemaligen mit besonderer Zuneigung und Hochschätzung an ihr Gymnasium. «Als wir auf die jüdische Schule gingen», berichtet Mariella Piperno, «fragten wir: ‚Wer sind wir? Was bedeutet es, Jude zu sein?‘» Diese Schüler, die ihr ganzes bisheriges Leben weitgehend angepasst unter Katholiken verbracht hatten, stellten sich diese Fragen, als sie nun zusammentrafen. Und sie lernten, dass Judentum nicht nur eine Religion ist. «Das war die grosse Entdeckung auf der jüdischen Schule: als wir zu begreifen begannen, dass ‚jüdisch sein‘ nicht nur bedeutete, der jüdischen Religion anzugehören. Es gab eine jüdische Kultur, eine jüdische Zivilisation oder, anders gesagt, es gab all das, was man unter Judentum versteht. Und das war sehr wichtig. Ich meine, dass die jüdische Schule ein neues Buch für uns aufschlug, und wir begannen in diesem Buch zu lesen, das uns vorher gänzlich verschlossen gewesen war.» Wie Mariella und ihre ehemaligen Mitschüler erzählen, hatten sie vorzügliche Lehrer und erhielten eine unvergleichliche Bildung. Das galt nicht nur für Fächer wie Mathematik (unterrichtet von der bekannten Mathematikerin Emma Castelnuovo), sondern auch für Geschichte und Philosophie (unterrichtet von Monferrini), Fächer, die sie völlig neu lernen mussten, wie sie sagen, weil sie bisher in der faschistischen Ideologie unterrichtet worden waren. Die intellektuelle Offenheit und die hohe Qualifikation der Lehrer und Professoren wurden von den Schülern sehr geschätzt. Der intensive persönliche Kontakt, zu dem die jungen Leute in dieser besonderen Atmosphäre und Situation fanden, führte zu engen Freundschaften, die ihnen heute noch sehr viel bedeuten.²⁸



Jüdische Schulklasse in den Niederlanden 1941/1942.

Ähnliche Erfahrungen wie die jüdischen Kinder in Rom machten junge Juden auch anderswo in Europa, von Amsterdam bis Kolozsvár in Ungarn. Überall, wo zwischen der Einführung antisemitischer Gesetze, die das Leben der Gesellschaft bestimmten, und dem Einsetzen der Deportationsmaschinerie genug Zeit lag, wurde ein Schulsystem eingerichtet. In den Niederlanden etwa wurde der Erlass, nach dem jüdischen Kindern der Schulbesuch untersagt war, im August 1941 veröffentlicht. Wie auch in Italien war der jüdische Bildungsapparat nicht sehr weitgespannt, und der dortige Judenrat (der im Februar 1941, neun Monate nach der Besetzung der Niederlande, eingesetzt wurde) sah sich vor das Problem gestellt, ein ganzes Schulsystem aufbauen zu müssen. In mehreren Gross- und Kleinstädten wurden Grundschulen eingerichtet, in Amsterdam und Den Haag auch weiterführende Schulen. Alle jüdischen Kinder waren gezwungen, diese Schulen zu besuchen, und die Verantwortung für die Einhaltung der Vorschrift lag bei den Eltern oder dem Vormund (viele katholische und protestantische Schulen hätten sich bereit erklärt, konvertierte Kinder weiterhin zu behalten, dann wären allerdings die Eltern bedroht gewesen, nicht die Schulbehörden).²⁹

Wie in Italien wurden jüdische Kinder also auch in den Niederlanden mit Ausschluss aus der Schule und infolgedessen mit Fragen über Judentum und nach jüdischer Identität konfrontiert. Auch hier entstand nach der ersten Reaktion von Scham und Schock das Gefühl, etwas Neues und Interessantes zu erfahren, zu Hau-

se zu sein. Salvador Bloemgarten war sechzehn, als er im September 1941 begann, das jüdische Lyzeum zu besuchen (wo auch Anne und Margot Frank Schülerinnen waren). Wie viele andere Schüler besuchte er das Lyzeum nur ein Jahr lang (obwohl es bis 1943 weiterbestand), weil die Deportationen in den Niederlanden im Juli 1942 einsetzten und daher viele Kinder verhaftet wurden oder untertauchten.³⁰ Die jüdischen Schüler, die auch noch das zweite Schuljahr begannen, haben diese Zeit als absonderliche Erfahrung in der Erinnerung, weil jeden Tag wieder neue Bänke leer waren; ihre Mitschüler waren verschwunden, und die Übrigen fragten sich, wann – unausweichlich – die Reihe an ihnen sein würde.³¹

Aber das erste Jahr, von 1941 bis 1942, war für viele Schüler, wie Salvador Bloemgarten betont, «ein wunderbares Jahr». Die jüdischen Schulen waren wie andere Bildungsstätten aufgebaut, mit den üblichen Klassen, einem Direktor, einem Konrektor, einem Hausmeister und so weiter. Die jüdischen Schüler erhielten den gleichen Unterricht wie nichtjüdische Kinder; nach dem Krieg erkannte die niederländische Regierung ihre Abschlusszeugnisse an. Dennoch war die Art des Unterrichts nicht ganz dieselbe. Zunächst einmal gab es an jüdischen Schulen an Samstagen und jüdischen Feiertagen ebenso schulfrei wie an Sonntagen. Da die Lehrer wussten, dass ihre Schüler die Schule kaum auf die normale Weise abschliessen würden, wichen sie vom Lehrplan ab und behandelten Themen, die ihnen interessant oder bereichernd schienen. So fand etwa am jüdischen Lyzeum Anfang 1943 jeden Freitagnachmittag eine Unterrichtsreihe über die Romantik statt. Bei einer dieser Sitzungen spielte eine Gruppe von Musikern ein Schumann-Quintett für die Schüler, doch da dieser Komponist «Arier» war, hätten sie sein Werk überhaupt nicht spielen dürfen. Sie missachteten das Verbot.³² Der Umgang war persönlicher als sonst üblich, und die Schüler, die den Krieg überlebt haben, erinnern sich voll Wärme an ihre Schulzeit; sie hatten sich in diesem Umfeld heimisch gefühlt. «Es war ganz komisch; all diese assimilierten Juden [nun in einer gänzlich jüdischen Umgebung] fühlten sich untereinander sehr wohl, es herrschte eine ausgesprochen gute Atmosphäre, und wir hatten auch gute Lehrer, [darunter] Dr. Michman, der nun in Israel lebt, und Presser als Geschichtslehrer», erinnert sich Salvador Bloemgarten.³³ Oder wie Mirjam Levi, die als Zehnjährige in die neugegründete jüdische Montessori-Schule in Den Haag übertrat, erklärt: «Ich erinnere mich an etwas ganz Verblüffendes ... Ich weiss noch, als ich mit den anderen jüdischen Kindern in dieser jüdischen Schule war, fühlte ich mich plötzlich wie zu Hause, ich spürte, dass wir derselben Herkunft waren. Es war ein sehr gutes Gefühl.» Sie musste nicht länger darauf achten, was sie sagte und zu wem sie es sagte. Sie spürte, dass die Kinder dasselbe Schicksal mit ihr teilten und ein ähnliches Familienleben kannten; in dieser «vertrauten Umgebung» fühlte sie sich «frei».³⁴

Ganz ähnlich erging es jüdischen Kindern in Kolozsvár. Zwischen den beiden Weltkriegen gehörte Kolozsvár oder Cluj (Klausenburg), wie es damals hiess und

heute wieder heisst, zu Rumänien. 1940 wurde das nördliche Siebenbürgen (zu dem Cluj gehörte) Ungarn zugeschlagen; die Einwohner wurden Ungarn. Die neue Staatsbürgerschaft bedeutete Unterwerfung unter die ungarischen Rassegesetze, nämlich das «Gesetz zum wirksameren Schutz des Sozial- und Wirtschaftslebens» vom Mai 1938, das definierte, wer Jude war, und die wirtschaftliche Tätigkeit von Juden einschränkte, und das «Gesetz zur Zurückdrängung von Juden aus den öffentlichen Angelegenheiten und dem Wirtschaftsleben des Landes» vom Mai 1939, das unter anderem den Numerus Clausus von 1920 wieder einführte, mit dem die Zulassung von Juden zu höheren Bildungseinrichtungen auf 6 Prozent beschränkt wurde.³⁵ Die Zahl der zugelassenen jüdischen Schüler wurde daher nach den ersten vier Grundschuljahren erneut festgesetzt. Sherry Weiss-Rosenfeld, die damals elf war, berichtet: «Sobald die Ungarn kamen, veränderte sich ... unser Leben ... Wir Kinder wurden völlig abgesondert.» Sie sollte eigentlich in die erste Klasse des Gymnasiums eintreten, aber wie den meisten jüdischen Kindern in Kolozsvár wurde ihr die Aufnahme verweigert. «Wir konnten nirgends hingehen ... Wir standen auf der Strasse und hatten nichts zu tun.» Eine jüdische Grundschule gab es bereits in der Stadt, aber eine weiterführende Schule (in Ungarn von der fünften Klasse an, also mit zehn Jahren) musste sofort eingerichtet werden. Wie in den Niederlanden und in Italien erinnern sich die Schüler dieser neuen Schule, dass ihre Lehrer, die aufgrund derselben diskriminierenden Gesetze ihre Beamtenstellen verloren hatten, «ausgezeichnet, ganz ausgezeichnet» waren.³⁶ Und auch hier fühlten sich diese Kinder, die man gesetzlich aus der Gesellschaft ausgestossen hatte, in der jüdischen Schule heimisch. Gabor Czitrom war einer der wenigen jüdischen Schüler, die nach dem Quotierungssystem in Kolozsvár eine nichtjüdische Schule besuchen durften. Es war eine calvinistische Einrichtung, die er als «eine tolerante, ausgezeichnete Schule» beschreibt. «Allerdings», fügt er hinzu, «waren wir nur zwei jüdische Jungen in einer dreissigköpfigen Klasse. In dieser Umgebung spürten wir – und ein Teil der Klasse liess es uns spüren –, dass wir Juden waren – dreckige Juden.» Hier begegnete er dieser Art von Beschimpfung zum erstenmal als institutioneller Schmähung. Im nächsten Jahr trat Gabor in die jüdische Schule über: «Es war irgendwie, als wäre ich heimgekommen. Man hatte mir deutlich zu spüren gegeben, dass ich in dieser calvinistischen Schule fehl am Platz war ... Und als ich dann in die jüdische Schule ging, hatte ich deutlich das Gefühl heimzukommen. Es war ein ganz natürlicher Schritt, mit all den jüdischen Kindern meiner Heimatstadt in eine jüdische Schule zu gehen.» In der Schule diskutierten die Schüler über Politik und den Krieg; und wie in Rom eröffnete sich ihnen eine andere Dimension jüdischer Kultur: sie bestand nicht nur aus der Befolgung religiöser Vorschriften. «Interessant gefunden habe ich unseren Religionslehrer», bemerkt Gabor, «einen Rabbi, der biblische Texte eher auf literarischer und historischer Ebene erklärte als aus ihrer religiösen Bedeutung heraus.»

Das war etwas Neues; es war damals aufregend und mitreissend, und fünfundvierzig Jahre später immer noch mitteilenswert.³⁷

In den meisten Ländern ausser in Deutschland selbst war mit der Einführung rechtlicher Definitionen, wer Jude war, und der Verhängung antisemitischer ökonomischer Massnahmen der erste Schritt zur sozialen Isolation getan, die in drei Phasen erreicht wurde. Der Ausschluss aus der Schule, die plötzliche und erschreckende Rassentrennung im Bildungswesen war die erste legalisierte soziale Schmähung, die jüdische Kinder erlitten. Es war weder die letzte noch die schlimmste. Die nächsten beiden Schritte in diesem dreistufigen Verlauf folgten für die Juden nahezu überall zwangsläufig, wenn auch nicht in einer bestimmten Abfolge. Mit zahllosen Verboten legte man es darauf an, die Juden in ihren normalen Alltagstätigkeiten zu schikanieren, zu terrorisieren und zu unterwerfen, und natürlich zwang man ihnen nahezu überall den Schandfleck des Davidssterns auf. So zielten die Machthaber darauf ab, die Juden von ihren nichtjüdischen Nachbarn zu trennen, indem man sie nötigte, nach ganz anderen Gesetzen und Vorschriften zu leben. In Österreich, Belgien, Deutschland, den Niederlanden, in Rumänien und in der Slowakei wurden zuerst das gesellschaftliche Leben eingeschränkt und dann der Stern eingeführt, während die Reihenfolge im grössten Teil Bulgariens, im besetzten Frankreich, in Ungarn und Polen umgekehrt war (in Vichy-Frankreich und Italien gab es den Stern überhaupt nicht).³⁸ Gleichgültig in welcher Reihenfolge, betrafen diese antisemitischen Massnahmen alle Juden, einschliesslich der Kinder. Sie begrenzten die Welt der Kinder, engten sie ein und gefährdeten sie extrem.

In der Zeit zwischen dem ersten (Ausschluss aus der Schule) und dem letzten Schritt (entweder der Stern oder die Verordnungen, die ein normales Handeln unmöglich machten), erlebten jüdische Kinder einen mehr oder weniger graduellen Prozess der sozialen Ausgrenzung.³⁹ Die öffentliche antisemitische Politik spielte sich in der privaten Arena ihres Alltagslebens in Form persönlicher Diskriminierung durch frühere Freunde und Gefährten ab. Jüdische Kinder, die freundschaftliche oder sogar vertraute Beziehungen zu ihren nichtjüdischen Nachbarn gehabt hatten, sahen sich plötzlich verschmäht und verachtet. Für sie war das keine politische Massnahme, kein Gesetz, das andere verabschiedet hatten, keine Verordnung, die in der Zeitung stand. Für sie war das eine persönliche Erfahrung. Für Lydia Gasman-Csato, die fünfzehn Jahre alt war, als sie in Rumänien der Schule verwiesen wurde, war die Quintessenz dieser Rassentrennung ein Gefühl der Erniedrigung, und wie viele andere Kinder stellte sie die offensichtliche Gedankenverbindung zwischen Demütigung und Judentum her. Als kleines Kind war ihr «nicht so besonders bewusst gewesen, ob ich Jüdin war oder nicht». Sie lebte in der Nachbarschaft von «Volksdeutschen» und nichtjüdischen Rumänen und war mit deren Kindern eng befreundet. «Bis ich aus dem Gymnasium geworfen wurde, war mir nur unterschwellig bewusst, dass ich Jüdin war. So, wie ich als Kind zusammen mit Deutschen und Rumänen aufgewachsen war, schien mir das einfach

irrelevant.» Doch das veränderte sich drastisch. «Ich, die immer Klassenbeste gewesen war, wurde einfach aus dem Gymnasium geworfen.» Damals begann ihre Erniedrigung; ein persönliches Bewusstsein für ihre Identität als Jüdin bildete sich heraus. «Meine besten Freundinnen waren keine Jüdinnen», berichtet Lydia. «Eine davon war und blieb sogar während des ganzen Krieges wundervoll... Sie besuchte mich in der Kriegszeit; sie brachte mir Geschenke. Sie änderte sich nie. Die andere, die dritte unseres Trios, Aurora Pavel ... änderte sofort ihr Verhalten. Als ich von der Schule geworfen wurde, schrieb sie mir in einem Brief, dass sie nicht länger mit mir befreundet sein könne, weil ich einer verfluchten Rasse entstamme. Also wolle sie nicht länger meine Freundin sein.» Lydia litt während des Krieges nicht physisch, aber sie fügt hinzu: «Unter einem habe ich gelitten, und das ist so schlimm wie sterben. Erniedrigung, Entwürdigung ... Ich glaube, menschliche Würde ist genauso wichtig wie Essen und Atmen, und die hatte man mir geraubt.» Das kam in vieler Hinsicht zum Ausdruck: Ausschluss aus der Schule, Verlust von Freundschaften, Zielpunkt von Spott und Gelächter zu werden, nicht mehr ins Kino gehen zu dürfen, und schliesslich, für eine kurze Zeit, den Stern tragen zu müssen. Aber es war die theoretische Ideologie, nicht die «verschiedenen Fakten, die diese abstrakte Situation der Erniedrigung aufrechterhielten, [die] von Bedeutung [für sie] war». Es gab nur einen Grund für diese Aberkennung der Würde: die Vorstellung der jüdischen Identität, wie sie gesetzlich festgelegt und von der Gesellschaft, in der sie lebte, allgemein akzeptiert wurde. Daher meint sie: «Wenn ich sage, ich bin Jüdin, so bin ich es deshalb, weil ich teilhatte an der Erniedrigung von Juden und dem Gemetzel an ihnen, das es seit 2'000 Jahren gibt.» Oder, anders formuliert, «als ich mir bewusst wurde», Jüdin zu sein, bedeutete das, «aus moralischen Gründen an eine Gemeinschaft, die seit 2'000 Jahren Gemetzel und Erniedrigung über sich ergehen lassen musste, gebunden, obligatorisch gebunden zu sein». Es bedeutete, «mit dem Schicksal der Juden verbunden zu sein».⁴⁰

Die beiden Seiten dieser fortschreitenden Rassentrennung und der daraus resultierenden Erniedrigung – durch öffentliche Politik und private Ächtung, in der politischen Tagesordnung und in persönlichen Beziehungen – wurde auch von anderen Kindern, die anderswo gelebt hatten, ausgedrückt, allerdings konkreter. Alexander Ehrmann etwa erinnert sich: «Als die Ungarn kamen [um den Teil der Tschechoslowakei zu besetzen, in dem er lebte] und wir zusehen mussten, wie Leute ohne ersichtlichen Grund geschlagen wurden, setzte ein innerer Prozess ein, der schliesslich in Furcht gipfelte, in dem Gefühl, eingeschüchtert und hilflos zu sein ... Ich verstand nicht, warum. Das war die ständige Frage. Warum? Warum üben sie eine solche Art der Herrschaft über uns aus? Warum haben sie ein Recht, uns zu schlagen?» Es dauerte keine zwei Monate, und die anderen Jungen am Ort, «die früher so nett zu mir gewesen waren und mich sogar bei meinem jüdischen Namen gerufen hatten [was zeigt, in welchem Masse sie ihn akzeptiert hatten, als mensch-

liches Wesen und als Juden], fingen an, sich gegen mich zu wenden ... Am Schluss fingen auch sie an, uns zu schlagen, uns an unseren Peyes [Ohrlocken] zu ziehen und uns ‚dreckige Juden‘ nachzuschreiben.»⁴¹

Frieda Menco-Brommet führt aus: «Von einem bestimmten Zeitpunkt an durften meine nichtjüdischen Freundinnen nicht mehr mit mir zusammenkommen.» Plötzlich wurde ihr klar, sagt sie, dass «manche meiner Freundinnen jüdisch waren und manche nicht. Und manche unter den nichtjüdischen waren sehr treu, andere weniger.»⁴²

Für deutsche jüdische Kinder war die Zeitspanne, in der sie den zwangsläufigen Ausschluss und die gesellschaftliche Achtung am eigenen Leibe erlebten, besonders lang: mit dem «Gesetz gegen die Überfüllung deutscher Schulen» vom April 1933 wurde nur noch eine Quote von 1,5 Prozent Juden zugelassen, der Stern dagegen wurde erst 1941 eingeführt. Für Hilma Geffen-Ludomer, im Berliner Vorort Rangsdorf damals das einzige jüdische Kind, war der Übergang brüsk. Die «nette, nachbarschaftliche Atmosphäre» endete 1933 abrupt. «Plötzlich hatte ich keine Freunde mehr. Ich hatte keine Freundinnen mehr, und viele Nachbarn hatten Angst, mit uns zu reden. Manche von den Nachbarn, die wir besuchten, sagten zu mir: ‚Komm nicht mehr, weil ich Angst habe. Wir sollen keinen Kontakt zu Juden unterhalten.‘»⁴³ Lore Gang-Saalheimer aus Nürnberg, damals elf Jahre alt, wurde von der Schulquotierung ausgenommen, weil ihr Vater im Ersten Weltkrieg vor Verdun gekämpft hatte. Trotzdem, sagt sie, «kam es immer öfter vor, dass nichtjüdische Kinder zu mir sagten: ‚Nein, ich kann nicht mehr mit dir von der Schule nach Hause gehen. Ich kann mich nicht mehr mit dir sehen lassen.‘» 1935 hatte sie dann genug. Sie reagierte ähnlich wie andere Kinder. «Irgendwie scheint es das Jahr gewesen zu sein, in dem ich mir meines Judentums und meiner Andersartigkeit bewusst wurde, und ich begriff, dass ich benachteiligt war.» Lore wechselte auf die jüdische Oberschule und trat der zionistischen Organisation Habonim und einem jüdischen Sportklub bei. Wie viele andere begann sie ein Leben auf zwei verschiedenen Ebenen zu führen. Nach aussen hin «wurde alles schlimmer ... Kinder auf der Strasse riefen mir immer Jüdische Kuh‘ nach. Oder man drückte mir Spielfahrkarten nach Jerusalem in die Hand.» Andererseits jedoch war sie «ausgesprochen glücklich in meiner jüdischen Schule ... Ich schwelgte darin. Ich habe sie einfach geliebt... Was uns auch sonst alles weggenommen wurde, schien mir gar nicht so viel auszumachen ... Ich habe das als Teil des Lebens akzeptiert.»⁴⁴ Lore Saalheimer war keineswegs die Einzige, die das kulturelle Leben in der Habonim-Gruppe und die jüdische Schule schätzte und genoss. Es war ihre persönliche Erfahrung einer umfassenden Renaissance der jüdischen Kultur in Deutschland zwischen 1933 und 1938.⁴⁵ Diese endete mit der «Kristallnacht», als die Nationalsozialisten einen Pogrom inszenierten, bei dem öffentliches und privates jüdisches Eigentum zerstört wurde, wofür die Juden dann zahlen mussten.⁴⁶ Lore lebte zu dieser Zeit in Berlin; sie besuchte eine spezielle Schule, um sich Fähigkeiten an-

zueignen, die ihr nach der Emigration aus Deutschland nützlich sein würden. «Meine Eltern riefen [am nächsten Abend] an und sagten, ‚komm heim‘. Ich fuhr mit einem Schnellzug [nach Nürnberg] ... Ich wusste genug, ich war nicht so dumm, nicht zu kapieren, dass etwas Schlimmes passiert war. Ich glaube aber nicht, dass mir klar war, wie schlimm alles war, bevor ich heimkam. Meine Eltern waren auf dem Bahnsteig. Meine Mutter hatte Rock und Pullover an, kein Make up, keinen Schmuck, gar nichts. Mein Vater sah furchtbar aus ...

Wir gingen nach Hause. Hier herrschte eine absolut düstere Atmosphäre, nirgendwo Schmuck oder Zierat; das Haus trauerte ... Meine Eltern hatten ein grosses Büffet mit wunderbarem Porzellan gehabt, und [die Nazis] hatten eine Axt genommen und es zertrümmert, das ganze Porzellan zertrümmert. Sie hatten eine Glasvitrine voller hübscher Sachen und Gläser und so weiter gehabt. [Die Nazis] hatten sie einfach gepackt und umgekippt. Ich meine, alles, wirklich alles lag in tausend Scherben ...

Es war schwierig, etwas zu essen zu bekommen. Kein einziges Geschäft in Nürnberg durfte in dieser Zeit, unmittelbar nach dem 9. November, Juden bedienen ... Ich weiss noch, mein Vater versuchte, seine [Spielzeug-]Fabrik anzurufen und hinzugehen, aber man liess ihn nicht hinein. Man hatte ihn enteignet. Wir waren wie vor den Kopf gestossen. Allgemein hatte man das Gefühl, sich zusammenkauern und reden und flüstern zu müssen, alles ganz leise. Das Gefühl der Unterdrückung. Es war das erste Mal, dass ich mich wirklich unterdrückt und verfolgt fühlte ... Das war ein entscheidender Schritt. Das war also die Realität.»⁴⁷

Angesichts dieser fortschreitenden Rassentrennung und Absonderung, Achtung und Erniedrigung war die Einführung des Sterns weder so plötzlich noch so traumatisch für Kinder und Jugendliche, wie es im Rückblick scheinen mag, oder wie es damals für Erwachsene gewesen sein muss. Für viele Kinder hatte es in der Tat keine schreckliche symbolische Bedeutung, wenn sie den Stern tragen mussten. Sie hatten noch nicht genügend Lebenserfahrung, um zu begreifen, dass dieser Stern sie aus Mitgliedern der Gemeinschaft in Fremde verwandelte. Für dieses fehlende Bewusstsein ist eine Reihe von Faktoren verantwortlich. Zum Teil war es eine Frage der Persönlichkeit, Reife oder politischen Einsicht, zum Teil hing es aber auch vom Kontext, das heisst von der Nähe zur Gewalt ab. Sowohl Paul Sved, ein Sechsjähriger, der in Budapest lebte, als auch Gerry Mok, ein Fünfjähriger in Amsterdam, fanden den Stern einfach herrlich. «Ich fand das wundervoll; für mich war das ein Schmuck», erklärt Paul Sved. «Ich erinnere mich, dass meine Mutter keinen kaufte (man konnte sie fertig im Geschäft kaufen), aber sie fand ein Stück gelben Stoff und machte selbst einen, der ungefähr so aussah wie die fertigen. Meine Freunde und die Freundinnen meiner Mutter trugen schöne, leuchtende, fertig gekaufte Sterne, die ich viel interessanter fand. In keiner Weise habe ich mit sechs Jahren diese Sterne als Brandmarkung empfunden; für mich war das einfach interessant zu tragen.»⁴⁸ Sobald die Erwachsenen begannen, den Stern zu tragen,

«habe ich sie beneidet», bestätigt Gerry. «Ich wollte auch einen haben und durfte nicht; ich war zu klein. Als wir dann untertauchten, war es unwahrscheinlich, dass ich einen bekommen würde, also ist mir das entgangen. Nach dem Krieg, als jeder irgend etwas Orangefarbenes an seiner Kleidung trug – weil Orange auch die Farbe unserer Königin ist –, sagte ich dann: ‚Jetzt hat jeder einen Stern, und ich will auch einen haben!‘ Ich habe da wirklich nach dem Krieg Wert darauf gelegt.»⁴⁹ Gabor Czitrom fand es mit seinen siebzehn Jahren nicht wie die kleinen Kinder aufregend, einen Stern zu tragen, aber er hatte auch keine Angst davor. «Ich glaube, damals war das nicht so bestürzend, wie ich es heute im Rückblick empfinde ... Es war bei Weitem nichts Natürliches oder Normales, aber ich fand es auch nicht so empörend, wie es angebracht gewesen wäre.» Er hatte keine Angst, den Stern zu tragen, sagt er, «weil wir damals nicht mit Gewalt in Berührung kamen». Zudem «war es für mich klar, dass alle Leute in der Stadt mich als Juden kannten, also brachte der Stern eigentlich nichts Neues.»⁵⁰

Es ist keine Frage, dass es für die Kinder einen enormen Unterschied ausmachte, welche Reaktion sie auf den Stern erwarteten und welche Reaktion sie dann tatsächlich erfuhren. Nicht die Tatsache, dass man gebrandmarkt war, beunruhigte sie, aber sie hatten Angst vor der möglichen physischen Gefahr, der man sich ausgesetzt sah. In ihrem Tagebucheintrag vom 1. Mai 1942 schildert Bertje Bloch-van Rhijn ihre Befürchtungen. Am Mittwoch zuvor war sie nach Hause gekommen und nach oben in ihr Zimmer gegangen, um sich auf eine Erdkundeprüfung vorzubereiten.

«Ich sah die Zeitung auf der Treppe liegen und warf einen Blick darauf und sah *Bekanntgabe* und das Wort *Juden* und fing an zu lesen, absolut interessiert. Also, nach Artikel sowieso mussten alle Juden einen Judenstern (sechseckig) tragen, in der Mitte das Wort *Jude*. Zuerst habe ich nicht ganz begriffen, was das war, aber nach und nach fand ich es immer abscheulicher. Diese ganzen NSB-Leute [NSB = die niederländische faschistische Partei]! ... Erst dann habe ich angefangen, darüber nachzudenken. Eine Menge Leute würde furchtbar nett sein, und die NSB-Leute würden mir nachschreien ‚Jüdin, dreckige Jüdin!‘»

«8. Mai

Ich habe nun keine solche Angst mehr vor dem Stern. Letzte Woche dachte ich an die NSB-Leute, aber bis jetzt war da nichts. Die Leute sind sehr nett, manche sagen sogar Guten Tag. Gestern kam ich an dem Sohn von Jansens vorbei, und er sagte: ‚Hallo, Schwester‘. Normalerweise hat er mir nie was Nettes gesagt, sondern mich beleidigt. Schuljungen schreien ‚Oranje Boven‘ [lang lebe das Königshaus Oranien], weil der Stern auch orangegelb ist, und manche sagen, Ja, ‚orangegelb triumphiert über Deutschland‘, oder ‚Die Juden werden Deutschlands Untergang noch erleben‘. [Andere machen Witze:] Was ist, wenn drei Juden auf der Strasse gehen? – Dann ist es Nacht (Laut dem Talmud beginnt die Nacht, wenn drei Sterne am Himmel zu sehen sind)! Und wie heissen die Joodebreestraat und die Water-



Irene Butter-Hasenberg (vier oder fünf Jahre alt) mit ihrem Vater John Hasenberg zu Hause in Berlin, 1934 oder 1933.

looplein (die jüdischen Wohnbezirke Amsterdams)? – Milchstrasse und Place de l'Étoile! Und wenn man einen Juden stürzen sieht, darf man sich etwas wünschen.»⁵¹

Kurz nach der Einführung des Sterns tauchten Bert je van Rhijn, Gerry Mok und Paul Sved unter. Gabor Czitrom wurde deportiert. So konnten sie nur kurze Zeit Erfahrungen – erträgliche oder schlimmere – mit dem Tragen des Sterns und den entsprechenden Folgen machen. Kinder, die den Stern längere Zeit tragen mussten, erlebten die weitreichenden Folgen. Ihre Wahrnehmung der Dinge, wenn auch zu Beginn ähnlich, veränderte sich im Laufe der Monate. Irene Butter-Hasenberg etwa lebte nach der Einführung des Sterns im Mai 1942 noch über ein Jahr in Amsterdam. Damals war sie elf Jahre alt; im Juni des folgenden Jahres wurde sie nach Westerbork gebracht.

«Die Reaktion der Holländer auf diese Verordnung, dass alle Juden Sterne tragen mussten, bestand am Anfang darin, dass auch eine Menge nichtjüdischer Leute den Stern trugen. Sie meinten, wenn jeder den Stern trüge, würde der Zweck vereitelt. Dann wurden natürlich Massnahmen dagegen getroffen. Weil die Holländer

so reagierten, hiess es, dass es ein Zeichen von Stolz sei, den Stern zu tragen; man fasste das als etwas Positives auf. Ich kann mich nicht erinnern, dass ich bestürzt gewesen wäre oder Angst vor den Folgen gehabt hätte, weil man den Stern tragen musste. Aber nach einer Weile ging es dann los, dass verschiedene Sachen passierten. Die Nationalsozialisten oder die NSBler fingen an, diese Taktik für sich zu missbrauchen. Zum Beispiel hielten sie Leute auf der Strasse an und sagten: ‚Mantel ausziehen‘, und wenn man auf der Jacke oder dem Hemd unter dem Mantel keinen Stern hatte, wurde man deswegen angeklagt oder bestraft oder geschlagen. Oder wenn eine Sternspitze nicht fest angenäht war – Ich will sagen, sie dachten sich alle möglichen Gemeinheiten aus, so dass es sehr gefährlich wurde, weil sie immer etwas fanden, was nicht passte. Oder manchmal vergassen die Leute den Stern ganz einfach, oder es war Sommer, und sie zogen ihre Jacken aus und bemerkten nicht, dass sie darunter keinen Stern hatten; ... wirklich die verrücktesten Sachen. Mit der Zeit gab es natürlich immer mehr Vorfälle, dass Leute brutal behandelt und geschlagen, erschossen und verhaftet wurden. So hatte man jeden Tag Angst. Man wusste nie, was passieren würde.

Ich habe das nicht für eine Bestrafung gehalten. Ich fand es nie schlimm, dass ich Jüdin war. Ich habe das auch nie verheimlicht. Man hat mir nie eingeschärft, das zu verheimlichen, und ich hatte nie schlechte Erfahrungen damit gemacht, ich habe das nie verheimlicht. Erst die Folgen davon haben es schlimm gemacht, dass man den Stern tragen musste.»⁵²

Eben diese Folgen waren der Grund dafür, dass sich die Pariserin Jacqueline Kamiénarz, die bereits als Kind professionell als Sängerin auftrat, «ausgestossen, anders und verängstigt fühlte ... Ich bin in die Schule gegangen und habe meine Bücher so getragen, dass man den Stern nicht sehen konnte. Warum? Erstens hatte ich Angst, eine Ausgestossene zu sein; zweitens waren wir mit diesem prangenden gelben Stern Zielscheiben und einfach ekelhaftes Pack für die anderen – und das mit Hilfe der Franzosen – *mit Hilfe der Franzosen.*»⁵³

Die zahllosen Erlasse und Verordnungen, die selbst die geringfügigsten Alltagstätigkeiten der Juden einschränken und reglementieren sollten, um sie zu schikanieren und zu demütigen, betrafen auch Kinder. Nach und nach wurde ihr normaler Handlungsspielraum immer mehr beschränkt, ihre Welt immer stärker eingegrenzt. Der Judenstern jagte erst dann Angst ein, als die Folgen allmählich deutlich wurden; diese Verbote jedoch bedeuteten von Anfang an, dass die Kinder und Jugendlichen nicht mehr in den Park, in den Zoo, in eine Eisdielen, ein Kino, ein Museum oder eine Bibliothek gehen konnten. Es war ihnen verboten, als Zuschauer zu Sportveranstaltungen zu kommen; sie durften keine öffentlichen Sporteinrichtungen wie Schwimmbäder oder Tennisplätze benutzen. Öffentliche Verkehrsmittel zu benutzen wurde immer schwieriger. Fahrräder wurden enteignet; bei Strassenbahn oder Bus durfte man nur in den letzten Wagen einsteigen;

mit dem Zug zu reisen war nur zu bestimmten Tageszeiten erlaubt und wurde schliesslich ganz verboten. Ihre Welt wurde immer kleiner. Ausgangssperren wurden verhängt. Juden und Nichtjuden durften einander nicht mehr besuchen. Jüdische Freunde wurden deportiert oder verschwanden. Die Kinder konnten nirgendwo mehr hingehen; nichts konnten sie draussen mehr unternehmen. Ihr Leben beschränkte sich auf die Familienwohnung, den eigenen Garten, den Hof.

Aber noch hatten sie Wohnungen, Gärten und Höfe. Zu Beginn des Feldzugs gegen die Juden hatten jüdische Kinder noch eine Weile ihr Zuhause und ihre Familien; sie hatten treue nichtjüdische Freunde und jüdische Spielkameraden. Doch dann kam der Aufbruch. Untertauchen, Flucht, Ghetto oder Deportation. «Im Juli 1939 wurde ich mit dem Kindertransport [aus Frankfurt am Main] fortgebracht», erzählt Hilda Cohen-Rosenthal. «Ich erinnere mich, wie ich mit meinen Eltern und meinem Bruder und einem grossen Koffer zum Hauptbahnhof gegangen bin ... Wir waren keine Familie, in der viel Zärtlichkeiten ausgetauscht wurden ... und ich weiss noch, wie komisch ich es fand, dass alle mich geküsst haben ... Ich dachte, ich würde in die Ferien fahren. Bei mir hatte ich den Khumeshim [Pentateuch] und die Sidurim [Gebetbücher]. Meine Eltern schenkten immer so etwas. Was konnten sie sonst geben? So waren sie eben; der Koffer war schwer davon ... es waren ganz besondere Khumeshim und Makhzoyrim [Gebetbücher für Feiertage], denn dieses zehnjährige Kind, das sie fortschickten, sollte die Dinge bei sich haben, die für es die wichtigsten Dinge im Leben waren ... Nein, es hat keine grosse Szene gegeben. Während ich nicht wusste, dass ich wahrscheinlich für immer fortgehen würde, müssen sie doch gewusst haben, dass sie mich sehr wahrscheinlich nicht mehr wiedersehen würden. Aber davon war keine Rede; es gab keine Szene und keine Tränen.»⁵⁴ Maria Ezner, die in Abádszalók, einer Kleinstadt in der Pussta, lebte, erinnert sich an den Tag, an dem sie und ihre Familie gezwungen wurde, ihre Heimat zu verlassen sehr genau. «Am sechzehnten Mai [1944] mussten wir unser Haus verlassen, aber wir konnten einen Bauernkarren mieten, und damit brachen wir auf. Wir mussten das selber bezahlen. Und wir konnten für jede Person ein Bett, einen Stuhl, und für die ganze Familie einen Tisch [ins Ghetto] mitnehmen.»⁵⁵

Isabelle Silberg-Riffs Mutter war eine Frau, die sehr stolz auf ihre schöne Einrichtung war. 1937 bezog die Familie in Antwerpen eine neue Wohnung «mit Zentralheizung und modernen Möbeln». Wenn der Vater «am Sabbatnachmittag heimkam und die Beine auf die *neuen* Stühle legen wollte, eilte meine Mutter gleich herbei und legte ihm eine Zeitung unter die Schuhe, um den neuen Stuhl zu schonen. Das war 1937. 1940 begann der Krieg, und wir mussten alles zurücklassen: die neuen Stühle, die neuen Kerzenleuchter, alles, was 1937 neu und modern war – alles haben wir zurückgelassen.»⁵⁶

Irene Hasenberg wurde im Juni 1943 von Amsterdam nach Westerbork gebracht.

«Ich glaube, es war ein Sonntag ... Entweder am Abend vorher oder am Morgen hatten wir gehört, dass eine grosse Razzia stattfinden sollte, und zwar auch in unserem Stadtviertel ... Solche Nachrichten wurden immer rasch aufgeschnappt und weiterverbreitet. Was sollten wir tun? ... Früher oder später marschierten dann die NSB-Leute an und blockierten die Strassen mit ihren Lastwagen. Sie brüllten mit ihren Lautsprechern herum. Holländer durften die Häuser nicht verlassen, niemand konnte hinaus. Dann gingen die NSBler von Tür zu Tür; sie klingelten und klopfen und schrien und holten die Leute heraus. Man konnte vom Fenster aus zusehen und darauf warten, wann sie beim eigenen Haus sein würden.

Mein Vater bat den Freund unserer Nachbarin über uns, zu irgend jemandem zu gehen, den er kannte, und zu fragen, ob sie nichts für uns tun könnten ... Da dieser Mann Deutscher war, meinte er, er könnte trotz Ausgangssperre gehen ... Und er ging dahin, zu irgendeiner Adresse, die mein Vater ihm gegeben hatte, aber es war nicht möglich, etwas zu tun, wissen Sie ... Also kam er wieder zurück ... Aber dann wurde doch debattiert ... sollte er uns irgendwo hinbringen, oder sollten wir uns irgendwo verstecken, oder sollten wir uns auf dem Dachboden verstecken – das heisst, mein Bruder und ich; mein Vater glaubte, das könnte gehen.

So ging es hin und her, und in der Zwischenzeit hatten wir uns fertig gemacht. Der Tag war sehr heiss. Aber ich weiss noch, dass wir mehrere Lagen Kleider übereinandergezogen hatten, drei oder vier verschiedene Schichten. Und wir hatten Rucksäcke gepackt. Und dann kamen sie, und wir sind mitgegangen.»⁵⁷

Und so verliessen sie ihr Zuhause. Ihr vertrautes Leben war zu Ende. Wenige kehrten zurück.

II. Im Versteck

Der fünfjährige Ivan Buchwald war von seinen Eltern getrennt worden und sollte aus seiner Heimatstadt Novi Sad in Jugoslawien nach Auschwitz deportiert werden. «Wir sind in einem langen Zug marschiert, Reihe um Reihe, auf dem Weg zum Bahnhof. Wir gingen direkt am Wald entlang, und plötzlich rannte meine Tante Etel Scheer, die in Vrbas, ungefähr 20 km von Novi Sad entfernt, wohnte und eine ziemlich entschlossene Frau war, aus dem Wald heraus, riss mich in ihre Arme und rannte zurück in den Wald ... Bis zum Kriegsende wohnte ich dann bei meiner Tante. Ihr Haus stand auf dem Land. Ich blieb für den Rest des Krieges versteckt und überlebte so. Das heisst, ich war nicht eigentlich *versteckt*. Sie hielten mich im Haus, so gut es ging, und mir wurde eingehämmert, dass ich um keinen Preis sagen dürfe, dass ich Jude sei, obwohl ich schon im Alter von fünf Jahren wusste, dass ich Jude war. Meine Eltern müssen sich wohl an die religiösen Bräuche gehalten haben. Glücklicherweise war das Haus meiner Tante mitten auf dem Land, und die Nachbarn, die Bescheid wussten, hielten dicht.»¹

Ivan Buchwalds Rettung war äusserst dramatisch, ein hastig ausgedachtes Manöver, und unterschied sich so gewaltig von dem sorgfältig geplanten Rückzug von Anne Frank und ihrer Familie (den man als Musterbeispiel für das Untertauchen von Juden während des Krieges ansieht) aus der Wohnung in ihr Versteck. Anne Franks Eltern, Otto und Edith, hatten vor dem eigentlichen Untertauchen finanzielle und praktische Vorkehrungen getroffen; Ivan Buchwalds Eltern wurden deportiert, bevor sie solche Pläne machen konnten. Die Familie Frank versteckte sich gemeinsam; Ivan war allein. Die Franks blieben in der Stadt, allerdings gänzlich vor den Blicken der Welt verschwunden – untergetaucht und verborgen; Ivan wurde aufs Land gebracht, wo seine Identität als Jude verhüllt, seine Existenz jedoch sichtbar war. Die Franks lebten fünfundzwanzig Monate auf ihrem Speicher und wurden schliesslich doch verraten; Ivans heimliche Existenz dauerte nicht einmal ein Jahr, und er überlebte. Auch in anderer Hinsicht hätten die beiden Kinder nicht unterschiedlicher sein können: Das eine war ein Mädchen, das andere ein Junge; Anne war bereits eine Jugendliche, Ivan ein kleines Kind; sie war eine gebildete Grossstadtbewohnerin, die bereits eine gewisse nationale, kulturelle und religiöse Eigenständigkeit entwickelt hatte, während er noch ganz unentwickelt war – er wusste, dass er Jude war, aber eben nur so, wie ein fünfjähriges Kind auch seinen Namen weiss. Kurz, was Bildung, Gesellschaftsschicht, Alter, Geschlecht, Grad der religiösen Bindung und Erfahrung betrifft, hatten sie kaum etwas gemeinsam. Und doch waren beide als Juden gebrandmarkt und ver-

steckten sich auf Geheiss von Erwachsenen während des Krieges für eine gewisse Zeit, um möglicherweise die deutsche Todesmaschinerie zu überleben.²

In diesem und dem folgenden Kapitel wollen wir genauer untersuchen, wie das vor sich ging; wie Massnahmen getroffen und Verbindungen geknüpft wurden. Wir werden die unterschiedlichen Netzwerke zur Rettung von Kindern unter die Lupe nehmen, die spontan entstanden; wer übernahm freiwillig diese Arbeit, wie gingen diese Menschen dabei vor, welche Arten von Familien nahmen solche Kinder und Jugendliche auf, wie brachten sie es fertig, im vom Krieg erschütterten Europa Nahrung und Kleider für sie zu beschaffen? Wir werden unterscheiden, welche besonderen Schwierigkeiten es mit sich brachte, entweder untergetaucht und versteckt oder aber untergetaucht und offen sichtbar zu sein. Und wir werden zu verstehen versuchen, wie eine solche Existenz im Alltagsleben ablief und wie die Kinder darauf reagierten – was machten sie den ganzen Tag über, wie lebten sie, und was bedeutete dieses heimliche Leben für sie?

Massnahmen zum Untertauchen wurden entweder individuell durch eine Familie und ein Netz von Freunden getroffen oder aber mit Hilfe irgendeiner Organisation. Anders formuliert, für das Problem eines bestimmten Kindes wurde eine persönliche Lösung gesucht, während diejenigen, die sich mit der Notlage aller jüdischen Kinder befassten, sich um eine generelle oder allgemein anwendbare Lösung bemühten. Selten wurde auch eine dritte Form gewählt. Manchmal gab es überhaupt keine Vorkehrungen, doch das Kind tauchte trotzdem unter. All diese Pläne waren bestenfalls fragwürdig – eine Garantie gab es nicht –, doch sich selbst zu verbergen und auf sich allein gestellt zu sein, war für ein Kind in vieler Hinsicht am unsichersten. Es bedeutete, dass ein Kind oder Jugendlicher sich während des Krieges immer auf der Flucht von Ort zu Ort befand und eine vogelfreie Existenz führte oder aber sich falsche Papiere beschaffte und illegal als «Arier» lebte und arbeitete. In jedem der beiden Fälle musste das Kind so alt sein, dass es sich um sich selbst kümmern konnte; die meisten, die sich auf diese Art verbargen, waren älter als die Jugendlichen, die Gegenstand unserer Untersuchung sind. Doch es gab Kinder, die so handelten, darunter Jerzy Kosinski und Jack Kuper. Jerzy Kosinskis poetische Erinnerungen «The Painted Bird» und Jack Kupers fiktives «Child of the Holocaust» geben ihr aussergewöhnliches Martyrium wieder. Jerzy war sechs und Jack acht Jahre alt, als sie, allein auf sich gestellt, in Polen von Dorf zu Dorf wanderten, ihre jüdische Identität und Vergangenheit verheimlichten und für ein wenig Essen und einen Schlafplatz verschiedene Gelegenheitsarbeiten bei Bauern übernahmen.³

Im Normalfall waren Kinder einfach zu jung, um unabhängig zu agieren; man traf Massnahmen für sie. Am häufigsten waren individuelle Kontakte. So wurde etwa Margaret Ascher-Frydman, die aus einer prominenten, assimilierten Familie kam, von Bekannten ihrer Eltern unterstützt. Im Sommer 1942 lebten sie, ihre Mutter und ihre jüngere Schwester im Warschauer Ghetto. Margarets Mutter such-

te nach einem Unterschlupf für ihre Töchter, die damals zwölf und sechs Jahre alt waren. «Meine Mutter erfuhr, dass im Kloster [der Schwestern von der Familie Mariens] einige Kinder untergekommen waren, und fragte eine betont religiöse Freundin, die Frau eines Rechtsanwalts, den mein Vater kannte, ob sie die Nonnen bitten könnte, mich aufzunehmen. Und sie nahmen uns [die beiden Mädchen] am 9. September auf ... Wir kamen in das Kloster, die Nonnen waren da, und die Oberin sagte ja; sie würde uns nehmen.»⁴ Der achtzehnjährige Roberto Milano und seine Freunde fanden in Rom auf ähnliche Weise Hilfe, und zwar durch die nicht-jüdischen Mitarbeiter seines Vaters. Anfang September 1943 handelte die italienische Führung mit den Alliierten einen Waffenstillstand aus, und es war klar, dass die Deutschen Italien besetzen würden. Die Lage der italienischen Juden, denen bisher das Schlimmste erspart geblieben war, wurde brenzlich. Einige der Väter von Robertos Freunden trafen sich in seinem Elternhaus zur Beratung und beschlossen, dass die Jungen untertauchen sollten. Am nächsten Tag begaben sich Roberto und drei seiner Gefährten in die Abruzzen. «Wir gingen in diese Gegend, weil dort ein Lieferant meines Vaters geboren worden war. Er war eine vertrauenswürdige Person, hatte dreissig Jahre lang für meinen Vater gearbeitet und schlug selbst vor, dass wir in dieses winzige Dorf gehen sollten, wo es nicht einmal Strassen gab. Man musste die Berge hinauf und durch den Wald wandern, um dorthinzukommen.»⁵ Die materielle Lage Roberto Milanos und Margaret Frydmans könnte nicht unterschiedlicher gewesen sein, doch beide drohten deportiert zu werden, und in beiden Fällen kam die Organisation ihrer Flucht individuell durch die eigenen Kontakte der Familie zustande.

Individuelle Kontakte bedeuteten, dass die Eltern einen Freund oder den Freund eines Freundes oder Verwandte eines angeheirateten nicht jüdischen Familienmitglieds fragten, ob sie ihre Familie verstecken oder bei der Suche eines Verstecks helfen würden. Gewöhnlich trennten sich die Familien, wenn sie untertauchten (anders als das bekannte Beispiel der Familie Frank). Manche wollten so die Gefahr der völligen Auslöschung vermindern. Die meisten jedoch konnten einfach aus praktischen Gründen nicht zusammenbleiben. Jemanden zu verstecken, war ein enorm schwieriges Unterfangen; es erforderte Raum und Nahrung ebenso wie ständige Wachsamkeit und Glück. Je mehr Menschen an einem Ort untertauchten, desto grösser war die Gefahr und desto beschwerlicher die Aufgabe. Ausserdem trennten sich manche Familien, weil man eher einen Unterschlupf für die Kinder fand als für die Eltern. Es war leichter, ein Kind zu verstecken; wenn sie noch klein genug waren, brauchten sie keine Papiere, und selbst grössere Kinder erregten nicht die Neugier der Behörden. Oft erklärte man einfach, sie seien Verwandte auf Besuch oder Kriegswaisen aus einer zerbombten Stadt oder evakuierten Gegend. Infolge solcher praktischen und vernünftigen Erwägungen war das Kind plötzlich allein, getrennt von der Familie. Eline Veldhuyzen-Heimans etwa war noch keine

drei Jahre alt, als sie von Amsterdam, wo sie mit ihren Eltern lebte, nach Zuilen gebracht wurde, wo man sie von 1942 bis 1944 versteckte. Wie Eline berichtet, hatte es dazu keiner erheblichen Massnahmen bedurft. Die Familie, bei der sie versteckt wurde, waren Verwandte von Nachbarn ihrer Eltern. Wie man ihr nach dem Krieg erzählte, war die ganze Sache sehr einfach zustande gekommen. «In einem Gespräch [zwischen ihren Eltern und den Nachbarn] wurde einmal erwähnt, dass sie Verwandte an dem und dem Ort hatten, und dass diese bereit wären, ein Kind aufzunehmen.» Eline nannte ihre Pflegeeltern Onkel und Tante und galt bei Nachbarn und Freunden als ihre Nichte.⁶

Georges Waysand, der mit vierzehn Monaten noch kleiner war als Eline Heimans, wurde den Nachbarn als evakuiertes Kind vorgestellt. Georges' Eltern waren Kommunisten und Juden, die im Widerstand arbeiteten. Da beide sehr aktiv waren, «stellte sich natürlich die Frage, wer sich um mich kümmern sollte». Wie Georges erzählt, fanden seine Eltern durch ihre kommunistischen Verbindungen eine Familie, die ihn aufnahm. Doch er wurde dort nicht gut behandelt, «deshalb haben meine Eltern mich wieder zu sich geholt. Sie fragten Freunde, ob sie nicht einen anderen Platz wüssten. Schliesslich suchten sie ein Dorf aus, in das ich kommen sollte, und brachten mich zu einem Haus, in dem ich nur ein paar Tage bleiben sollte, weil dieses Haus von der Résistance genutzt wurde.» Am Ende blieb Georges dann auf Dauer bei dieser Familie in La Bassée in Nordfrankreich. «Auf der Strasse sagten sie, ich sei ‚ein Kind von der Küste‘; das heisst, als Dünkirchen bombardiert wurde, brachte man alle Kinder aus dieser Gegend weg und verteilte sie bei Familien auf dem Land. Sie sagten einfach, ‚er ist einer davon‘. Das einzige Problem war, dass ich ein bisschen zu dunkel war und überhaupt nicht wie die Kinder aus Dünkirchen aussah. Aber sie sagten das einfach zu den Leuten auf der Strasse und brachten sie anscheinend dazu, das auch zu glauben. Auf jeden Fall fragte niemand.»⁷

Georges Waysands Eltern hatten ihre Kontakte über eine Organisation (die kommunistische Bewegung) geknüpft, doch da sie selbst Mitglieder waren, suchten sie einfach bei ihren Freunden und Genossen nach Möglichkeiten; der eigentliche Kontakt erfolgte individuell. Es gibt jedoch auch Beispiele dafür, dass solche Netzwerke in Form von Organisationen zur Rettung von Kindern arbeiteten. Der Begriff «Organisation» sollte dabei nicht irreführen. Im Kontext des Krieges und der Widerstandsaktivitäten zur Unterbringung von Kindern bedeutet «Organisation» einfach ein Netz oder Rettungssystem für Kinder, das über heimliche familiäre oder freundschaftliche Kontakte hinausging. Eine solche «Organisation» konnte unter Umständen von einer einzigen Person oder Familie ins Leben gerufen werden, wie es bei den Boogaards der Fall war. Sie bauten ein eigenes Kontaktnetz auf und versteckten Hunderte von Juden (und auch andere Personen) auf ihrem Hof und den Höfen ihrer Nachbarn im Haarlemmermeer-Polder in Holland.⁸ Es konnte auch eine Gruppe ganz verschiedener Leute sein, deren gemeinsames Anliegen es war, Juden zu helfen, wie die «Zegota» (Rat für Judenhilfe) in Warschau

oder die «Naamloze Vennootschap» in den Niederlanden. Schliesslich gab es noch bereits bestehende Organisationen wie die protestantische und die katholische Kirche, Selbsthilfegruppen wie das Kinderhilfswerk (Euvre de Secours aux Enfants, OSE), Jugendgruppen von den Pfadfindern bis zu Studentenklubs oder – wie im Fall von Georges Waysand – politische Parteien, die im Rahmen ihrer Widerstandsarbeit eben auch Kinder in Verstecke brachten.

Bei allen drei Organisationsweisen stellen sich dieselben Fragen: Wie war es möglich, den Kontakt zwischen Hilfsbedürftigen und Hilfswilligen herzustellen, und wie konnte das System funktionieren? Antoinette Sara Spier, 1942 ein fünfzehnjähriges Mädchen in Arnheim, erinnert sich, dass «ein Bruder meiner Mutter ganz in der Nähe des Haarlemmermeers wohnte, und er kam auf den Gedanken, dass wir uns dort verstecken sollten. Er hielt es für sicher, und er hatte die Adresse von Boogaard, dem berühmten Bauern, der immer bereit war, Juden zu retten.» Sara Spier und ihr Cousin Joop Mogendorff waren die ersten aus ihrer Familie in Arnheim, die untertauchten. «Wir hingen sehr aneinander, und unsere Eltern beschlossen, uns zusammen fortzuschicken, damit es nicht so schlimm für uns war. Ich glaube, das war ein guter Gedanke. Wir gingen zusammen mit Johannes Boogaard fort. Und als wir ankamen, war schon der Bruder meiner Mutter mit seiner Frau und seinen beiden Kindern da. Sie waren sehr fröhlich, als wir kamen, sie machten Scherze, und so war alles leichter für uns, wir schmolten nur ein paar Minuten lang. Trotzdem fand ich es nicht leicht, von daheim fortzugehen. Ja, es war schwer – mit diesem komisch aussehenden Mann. Er trug einen Gehrock, und das sah sehr seltsam aus. Aber ich fühlte mich sicher, weil mein Cousin bei mir war, und als wir ankamen, waren noch andere Verwandte da.»⁹

Joops jüngerer Bruder, Paul Mogendorff, war Ende August 1942 fast zehn Jahre alt, als Johannes Boogaard wieder nach Arnheim kam, um den Jungen abzuholen und auf seinen Hof zu bringen. Seine Erinnerung an diesen Tag zeigt, wie normal und unvermeidlich es ihm damals vorkam, dass er mittags seine Familie verliess, um nachmittags an einem geheimen Ort anzukommen. «Ein Mann ist zu uns gekommen. Das war Oom [Onkel] Hannis, Hannis Boogaard. Er half Juden, weil er wollte, dass die Juden gerettet würden. Er war ein sehr gläubiger Mann ... und er hat vielen Leuten geholfen», berichtet Paul Mogendorff. «An diesem Tag hat er mich abgeholt; er trug einen Gehrock mit langen Schössen. Ja, mit Schössen, das sah natürlich sehr lustig aus. Das war sein bester Anzug; er war Bauer.» Paul Mogendorff war vormittags noch in der Schule gewesen. «Ich bin mittags heimgekommen, und zwei Stunden später bin ich aufgebrochen in mein Versteck ... Ich weiss noch, dass ich keinen Stern trug, als ich ging, natürlich nicht. [Meine Eltern] sagten mir, ich solle mich im Zug ruhig verhalten. Ich erinnere mich eigentlich an nichts Aussergewöhnliches. Nichts Besonderes. Ich ging einfach mit diesem Mann, und er sagte, dass er nett zu mir sein würde, also akzeptierte ich das. Und



Metje Boogaard mit einer jüngeren Schwester und einem jüdischen Jungen, der als angeblicher Cousin bei ihnen untergetaucht war.

ich begriff, warum. Ich begriff es wirklich. Ich war fast zehn Jahre alt, also alt genug, um zu verstehen, was los war.»¹⁰

Die Familie Boogaard war mehr oder weniger zufällig dazu gekommen, jüdische Kinder zu verstecken. Der ältere Bauer, Johannis Boogaard, seine erwachsene Tochter Aagje, seine vier Söhne Antheunis, Willem, Hannis und Piet, ihre Cousine Metje und andere Familienmitglieder waren bekannte Antifaschisten in Nieuw-Vennep. Während der ersten beiden Besatzungsjahre brachten die Boogaards ihre politische Einstellung durch individuelle wirtschaftliche Sabotageakte zum Ausdruck. Anfang 1942 nahmen sie Jan de Beer bei sich auf, einen jungen (nichtjüdischen) Mann, der zur Zwangsarbeit nach Deutschland sollte und sich weigerte zu gehen. Unter den weiteren zur Zwangsarbeit Verpflichteten, die in der Folgezeit auf dem Hof der Boogaards untertauchten, war auch ein Jude. Als er fragte, ob

auch seine Eltern sich auf dem Hof verstecken könnten, da sie ebenfalls in Gefahr seien, erkannten die Boogaards eine weitere Notlage und übernahmen neue Verantwortung. Von dieser Zeit an reiste Hannis Boogaard durch das Land, um Juden, vor allem Kinder, zu finden und sie zum Haarlemmermeer zu bringen. Wie bei Sara Spier und ihren Cousins, den Mogendorffs, wurde der Kontakt gewöhnlich durch Familienverbindungen hergestellt.¹¹

Die Boogaards fanden auch einen Weg, Kindern zu helfen, die nicht den Vorteil hatten, dass ein Familiennetz individuelle oder organisierte Massnahmen für sie traf. Mit Hilfe zweier Mitarbeiterinnen in Amsterdam, Truus de Swaan-Willems und Lies de Jong, holte Hannis Boogaard heimlich Kinder aus dem jüdischen Waisenhaus in Amsterdam und brachte sie auf seinen Hof. Lies de Jong war selbst in diesem Waisenhaus aufgewachsen, sie kannte die Gebräuche der Einrichtung und das Personal. Ihre Aufgabe war es, einzelne Kinder herauszugreifen, wenn sie gerade in einer Reihe zur Schule marschierten oder Ausflüge machten. Sie übergab sie Truus de Swaan-Willems, die sie wiederum Hannis Boogaard anvertraute. Auf diese Weise kam Maurits Cohen zur Familie Boogaard. Maurits war 1942 acht Jahre alt und lebte in einem Heim für jüdische Kinder in Amsterdam. «Eines Tages gingen wir kleinen Kinder durch die Strassen von Amsterdam. Die Untergrundarbeiterin kam, holte mich aus der Reihe heraus in eine Toilette und schnitt mir den Stern ab – wieder zurück auf die Strasse – und dann wurde ich zu [dem] Bauern [Boogaard] geschickt. Man hatte mir vorher nichts gesagt; es passierte einfach.»¹² Maurits Cohen, Sara Spier und Paul Mogendorff blieben nicht lange auf dem Hof der Boogaards. Dieser Hof war Ausgangspunkt für die Verstecke der nächsten drei Jahre, über ihn erfolgte der Zugang zu dem Netz, das aus der anfänglichen Initiative der Boogaards entstanden war.

Familie Boogaard versteckte Juden und andere Menschen, die verschwinden mussten, aufgrund ihrer tiefen religiösen Überzeugung und aus einer entschieden antinationalsozialistischen Einstellung. Ihr Netz hatte seinen Ursprung im Zentrum der Familie. Da ihre Tätigkeit immer weitere Bereiche umfasste, stiessen zunehmend andere Leute hinzu. Andere Gruppen entstanden nicht aus einem ähnlich organischen Mittelpunkt. Menschen ohne gemeinsame Familienbande oder andere Beziehungen, die nur durch ihre gemeinsame Sache verbunden waren, schlossen sich zu Organisationen zusammen, die demselben Ziel dienten. Ihre Motivationen waren unterschiedlich. Politische Ideologien, humanitäre Überzeugungen und religiöse Prinzipien brachten sie dazu, sich zusammenzuschliessen, um Juden während der nationalsozialistischen Herrschaft beizustehen.¹³ So arbeiteten Ende September 1942 in Polen derart verschiedene Personen wie Zofia Kossak-Szczucka, eine bekannte Schriftstellerin, Gründerin und Vorsitzende der konservativ-katholischen Organisation für die Wiedergeburt Polens, und die sozialistischen Kreisen nahestehende Wanda Krahelska-Filipowiczowa zusammen und gründeten das (geheime) «Provisorische Konrad-Zegota-Komitee» für Juden. Das Komitee arbeitete vor allem in Warschau, aber es gab auch Zweigstellen in Krakau und Lwow (Lem-

berg). In den ersten beiden Monaten nach der Gründung kam das Komitee einhundertachtzig Juden zu Hilfe, vor allem Kindern. Zugleich schlug die Delegatura Rządu RP na Kraj (Londoner Vertretung der Republik Polen für die Heimat) vor, eine dauerhafte, alle gesellschaftlichen Kräfte repräsentierende Form eines solchen Komitees einzurichten. Nachdem dieser Vorschlag im November angenommen worden war, gründeten Anfang Dezember Vertreter verschiedener politischer und gesellschaftlicher Organisationen den «Hilfsrat für Juden» (Rada Pomocy Żydom oder RPZ), bekannt unter dem Decknamen «Zegota». Vertreter der politischen Parteien innerhalb der Delegatura nahmen an diesem Rat teil, darunter die Front für die Wiedergeburt Polens, die Demokratische Partei, die Polnische Sozialistische Partei, der Bund «Freiheit, Gleichheit, Unabhängigkeit», das Jüdische Nationalkomitee, der polnische Gewerkschaftsverband und die Bauernpartei; kurz, das gesamte politische Spektrum.

Zegota wollte Juden vor allem dabei helfen, Plätze zum Untertauchen zu finden, und sie mit finanzieller Hilfe und falschen Papieren unterstützen. Wie bei der Vorläuferorganisation konzentrierten sich auch Zegotas Aktivitäten auf Warschau, doch zu einem gewissen Grad arbeitete der Rat auch in anderen polnischen Regionen (unter anderem in Krakau, Lwow, Radom, Kielce und Piotrków). Die Rettung von Kindern blieb ein zentrales Anliegen des Rats; im Juli 1943 wurde unter Leitung von Irena Sendlerowa eine Abteilung für Kinder eingerichtet. Sie war für diese Aufgabe besonders geeignet. Als die Deutschen 1939 in Polen einmarschierten, arbeitete Irena Sendlerowa im Sozialamt der Warschauer Stadtverwaltung. Von Anfang an baute sie ein Netz zur finanziellen und materiellen Hilfeleistung auf. «Ich wollte meinen Beruf ausnützen, um Juden zu helfen», erläutert sie. «Das Sozialamt der Stadtverwaltung hatte zu der Zeit in verschiedenen Distrikten ein breites Netz an Büros. Es gelang mir, vertrauenswürdige Personen zu rekrutieren, die mit mir zusammenarbeiteten, zumindest einen in jedem der zehn Büros. Wir mussten Hunderte falscher Dokumente ausstellen und Unterschriften fälschen. Jüdische Namen durften nicht auf den Listen von Personen auftauchen, die Unterstützung erhielten.» Sie setzte ihre Tätigkeit auch dann noch fort, als das Ghetto errichtet worden war. Zu dieser Zeit hatten Irena Sendlerowa und ihre Mitarbeiter «ungefähr 3'000 Leute, um die wir uns kümmerten, und 90 Prozent von ihnen befanden sich vom ersten Tag an hinter den Ghettomauern. Die Einrichtung des Ghettos zerstörte unser ganzes Hilfssystem, das wir mit so grosser Mühe aufgebaut hatten. Noch komplizierter wurde die Situation, als die Ghettomauern geschlossen wurden. Danach hatten wir das Problem, wie wir legal in das Ghetto hineinkommen sollten.» Irena Sendlerowa gelang es, für sich und ihre Mitarbeiterin Irena Schultz Papiere zu beschaffen, die ihnen den legalen Zugang zum Ghetto erlaubten, und sie trat in Kontakt zu Eva Rechtman, die auf der anderen Seite der Mauer ein geheimes Netz von Frauen organisierte, die bei der jüdischen Wohl-

fahrtsorganisation CENTOS («Centraine Towarzystwo Opieki nad Sierotami», Zentralgesellschaft für die Betreuung von Waisen) arbeiteten. So konnten Irena Sendlerowa und Irena Schultz Geld, Lebensmittel, Medizin und Kleidung – Dinge, die sie beschafften, indem sie beim Sozialamt falsche Papiere vorlegten – ins Ghetto bringen, wo Eva Rechtman und ihre Mitarbeiterinnen dann die Verteilung übernahmen.¹⁴

Die Einrichtung des Hilfsrats Zegota verlieh diesem Unternehmen zusätzlichen Aufschwung. Irena Sendlerowa und Irena Schultz begannen unter seiner Schirmherrschaft zu arbeiten; ihre Tätigkeit stand nun finanziell auf einer gesicherteren Basis, und ihr Kontaktnetz vergrößerte sich. Es war auch Zeit. 1942 hatten die Massendeportationen von Juden aus Warschau begonnen, und Irena Sendlerowa und Irena Schultz waren entschlossen, Kinder aus dem Ghetto zu schmuggeln, um sie auf der «arischen» Seite zu verbergen. Sie hatten Adressen von Familien in der Stadt, die bereit waren, Kinder aufzunehmen; ihr Problem war es, sie heimlich aus dem Ghetto zu schaffen. Laut Irena Sendlerowa spezialisierte sich Irena Schultz auf diese Aufgabe. Sie berichtet, dass «die Kinder gewöhnlich durch die unterirdischen Gänge des Gerichtsgebäudes und durch das Strassenbahndepot im Bezirk Muranow aus dem Ghetto gebracht wurden». Die Kinder wurden bei Familien oder in Waisenhäusern und Klöstern untergebracht; die Privatfamilien erhielten vom Hilfsrat bis zu maximal 500 Zlotys im Monat, ausserdem Kleidung, Lebensmittelpakete und Bezugsscheine für Milch je nach Bedarf. Ende 1943 hatte die Kinderabteilung des Hilfsrats zusätzlich zu den Privatfamilien etwa sechshundert Plätze für Kinder in öffentlichen, etwa fünfhundertfünfzig Plätze in kirchlichen und zumindest zweiundzwanzig Plätze bei Wohlfahrtseinrichtungen gefunden. Insgesamt waren ungefähr 2'500 Kinder bei der Warschauer Zweigstelle des Hilfsrats registriert.¹⁵

Der Hilfsrat für Juden war ein Zweig der offiziellen polnischen Untergrundarbeit; wie erwähnt, wurde er mit Zustimmung der Delegatura gegründet, und Vertreter der wichtigsten politischen Parteien arbeiteten in ihm mit. Andere Untergrundgruppen zur Rettung von Juden – insbesondere von jüdischen Kindern – waren weit weniger formell organisiert. Ohne eine Verbindung zu irgendeiner etablierten Organisation oder politischen Partei wurden sie von Menschen ins Leben gerufen, die einfach das Bedürfnis hatten, etwas zu tun. Man muss anmerken, dass viele dieser Gruppen, die vor allem zur Rettung von menschlichem Leben organisiert worden waren, nach dem Krieg weder eine Ehrung erfuhren noch überhaupt Beachtung fanden. Während über den bewaffneten Widerstand eine Menge Einzelheiten bekannt ist, wurde die Geschichte der Kinderhilfsorganisationen erst in jüngster Zeit ein in die Öffentlichkeit gerücktes Thema. Das hat mehrere Gründe. Da die Mehrheit dieser Gruppen im Untergrund (wie die NV oder die Piet-Meerburg-Gruppe) nicht bei ihrem jeweiligen nationalen Widerstandsrat um finanzielle Unterstützung bat, wurde ihre Arbeit erstens einmal nie öffentlich registriert. Es gab aber auch ideologische Gründe dafür, dass die Untergrundaktivitäten zur Ret-

tung von Kindern zur Randerscheinung wurde. Noch viele Jahre nach dem Krieg verstand man unter der Widerstandsbewegung eines jeden Landes die Gruppen, die sich im Wesentlichen öffentlich betätigt hatten: bewaffneter Widerstand, Untergrundzeitungen, Blitzangriffe mit dem Ziel, Akten zu vernichten oder Dokumente zu stehlen, taktische Manöver und Sabotage. Diese eher «heroischen» Aktionen erfolgten eindeutig aus patriotischen Gründen und gingen so in die ehrenvolle Geschichte jedes Landes ein. Kinder zu retten war dagegen weder während des Krieges eine öffentliche Handlung, noch führte es nach dem Krieg zum Ruhm. Eine solche Tätigkeit zu feiern und im Gedächtnis zu behalten, trug wenig zum geistigen Bild der Nation bei, die unter dem Nationalsozialismus gelitten und ruhmvolle Taten begangen hatte, um das Joch der Unterdrückung abzuschütteln. Die Rettung von Leben während des Krieges geschah weniger im Hinblick auf die Nation als aus humanitärer Gesinnung – von politischem Nutzen war sie nicht, als es darum ging, nach Beendigung der Feindseligkeiten wieder ein nationales Bewusstsein und patriotischen Stolz aufzubauen.

Und schliesslich waren es in der Mehrheit Widerstandskämpferinnen, die sich der Aufgabe widmeten, Leben zu retten, und es waren zumeist *Kinder*, um die sie sich kümmerten – jüdische Kinder. Anders formuliert, der Unterschied zwischen dieser und jener Widerstandsarbeit ist der gleiche wie der zwischen Kinderzimmer und Schlachtfeld: Das eine ist privat, das andere öffentlich, das eine wird als persönliche und familiäre Geschichte angesehen, das andere ist von nationaler Bedeutung; der Bereich von Frauen und Kindern steht so in Kontrast zur Domäne der Männer. Verstärkt wurde diese Aufteilung noch durch die Einschätzung der Lebensretterinnen selbst, die ihre Arbeit und Leistungen in ganz anderem Licht sahen als die bewaffneten Widerstandskämpfer die ihren. Nach dem Krieg verschwanden die Untergrundkämpferinnen aus dem öffentlichen Leben. Sie suchten nicht nach öffentlicher Anerkennung und hatten kaum Akten hinterlassen. Während die Männer der offiziellen Widerstandsbewegungen sich jedes Jahr an nationalen Gedenkstätten versammeln und ihrer gefallenen Kampfgenossen gedenken, sprechen diese Frauen auch heute noch ganz unpräzise von ihrer damaligen Tätigkeit. Für sie war es einfach eine weitere Arbeit gewesen, die getan werden musste, und sie betonen nachdrücklich, es sei nichts Besonderes dabei, dass eben sie sie geleistet hatten. Wie Rebecca van Delft, die als Kurier für die holländische NV arbeitete, formuliert, war es einfach die Frage, «ob ich bereit sein würde, jüdische Kinder im Zug von Amsterdam nach Heerlen zu begleiten, wo man leichter Familien finden konnte, die sie versteckten und vor den Deutschen retteten. Selbstverständlich war ich bereit, das zu tun; es war eine ganz natürliche Sache.» Rebecca van Delft war damals achtzehn oder neunzehn Jahre alt und lebte bei ihrer Familie in Amstelveen, etwas südlich von Amsterdam. Mit ihren Eltern sprach sie nicht über ihre Entscheidung. «Ich erinnere mich nicht, sie um Erlaubnis [gefragt zu haben], es war ganz klar, dass ich das tun würde, wofür man mich gebeten

hatte.» Rebecca berichtet, dass eine solche Aufgabe in der Tat nur von einer Frau übernommen werden konnte. «Für junge Männer war es sehr gefährlich, in so einer Sache im Zug unterwegs zu sein, weil die deutschen Soldaten junge Männer immer nach ihren Papieren fragten; junge Männer sollten eigentlich in deutschen Fabriken Zwangsarbeit leisten. Aber bei jungen Frauen waren sie nicht so schnell misstrauisch – und wirklich, während der ganzen Zeit wurde ich nie von einem deutschen Soldaten angehalten.»¹⁶ Jooske Koppen-de Neve, die durch Rebecca van Delft und durch die Freundschaft mit den ersten Menschen, die von der Gruppe versteckt wurden, zur NV stiess, schätzt ihre Rolle ähnlich ein wie Rebecca van Delft. «Mich gross zu loben wäre das Schlimmste für mich. Alles, was ich damals getan habe, war ganz normal. Bestimmt hätte jeder andere Mensch an meiner Stelle das gleiche getan ... Wenn so etwas in Form eines leibhaften Menschen auf einen zukommt, dann steckt man mit drin. Man kann nicht einfach so weitermachen wie bisher.»¹⁷ Eine andere Frau, die bei der Begleitung von Kindern aus Amsterdam in Verstecke auf dem Land eine wichtige Rolle spielte, meint: «Ja, wir haben es getan, natürlich haben wir das. Es ist nichts Besonderes, dass wir das gemacht haben. Es waren einfach die Umstände, ich war eben da, und damit hatte sich's ... Wir kannten Christen, die jüdischen Kindern helfen wollten, und deswegen haben wir das gemacht. Ich sage immer, das war überhaupt nichts Besonderes.»¹⁸

Ein letzter Faktor muss noch erwähnt werden, um zu erklären, warum Organisationen zur Rettung von Kindern erst in der letzten Zeit in den Blickpunkt der öffentlichen Aufmerksamkeit geraten sind. Die geretteten Kinder selbst waren nach dem Krieg entweder keine deutlich vernehmbaren Zeugen oder wurden nicht als solche wahrgenommen. Einzelpersonen und Organisationen, die Erwachsenen zum Überleben verhalfen, wurden weit früher geehrt, da die Menschen, denen sie geholfen hatten, Anerkennung für ihre Wohltäter fordern konnten. Bei den Kindern, die versteckt worden waren und so die Möglichkeit hatten, erwachsen zu werden, dauerte das vierzig Jahre. Und erst als diese früheren Kinder Verantwortung im öffentlichen Leben übernahmen, konnten sie die Aufmerksamkeit auf ihre Retter lenken, die unbekanntes Frauen und Männer, die während des Krieges Klugheit und Mut bewiesen hatten.

Kehren wir zurück zu der Frage, wie heimlich entstandene Untergrundgruppen zur Rettung jüdischer Kinder funktionierten. Anders als etwa der Hilfsrat für Juden wurden diese Gruppen nicht offiziell von einem allgemeinen nationalen Widerstandsrat aufgebaut oder anerkannt. Wie wurden sie geschaffen, wie sah ihre Arbeit aus, und wie wurden die Kontakte zwischen ihnen und den Menschen, denen sie helfen wollten, hergestellt? Die Geschichte der «Naamloze Vennootschap» (NV) ist im Wesentlichen typisch für die Entstehung und die Arbeit dieser wunderbaren – leider viel zu wenigen – Gruppen im Untergrund, die sich in ganz Europa spontan zusammenschlossen, um jüdische Kinder vor der Verfolgung durch

Die erkennbare Welt



Marianne Marco-Braun.

die Nationalsozialisten zu retten. Die NV entstand, als Gerard und Jacob Musch, zwei junge Männer, die es nicht hinnehmen wollten, dass die deutschen Besatzer Menschen ihre elementare Freiheit aberkannten, auf Marianne Marco-Braun und ihre Familie trafen, die in Gefahr schwebten. Die Brauns waren 1938 von Wien nach Amsterdam gekommen. Marianne war damals fünfzehn Jahre alt. In Amsterdam unternahm die Familie einen ungewöhnlichen Schritt; sie konvertierte zur Holländischen Reformierten Kirche. «Dort fanden wir neue Freunde», berichtet Marianne. «Als nun die Lage nach der Besetzung allmählich immer schlimmer wurde, hatten viele in der Kirche, in die wir sonntags regelmässig zum Gottesdienst gingen, Mitgefühl mit uns.» Von Mai 1942 an «mussten wir den Judenstern tragen», erinnert sie sich. «Und natürlich gingen wir sonntags auch mit dem Judenstern in die Kirche. Damit wurde alles noch offensichtlicher, und die Leute kamen und bedauerten uns und fanden das alles ganz furchtbar.» Bald darauf wurden Marianne und ihr Bruder Leo «zur Arbeit nach Deutschland einberufen. Und da waren wirklich alle Leute, alle Freunde sehr besorgt... Damals kamen dann die

Brüder Jacob und Gerard Musch zu uns. Wir kannten sie, aber eigentlich nicht besonders gut. Sie kamen eines Tages und fragten: ‚Geht ihr hin? Was ist los?‘ Ich sagte, ‚Nun ja, was sollen wir denn tun?‘ Und sie meinten dann, ‚wir finden vielleicht eine Adresse, wo ihr untertauchen könnt‘.» Für Marianne Braun und ihre Familie war das «ein völlig neuer Gedanke», und zu Beginn waren ihre Eltern dagegen. «Ich erinnere mich, dass mein Vater sagte: ‚Das wird nicht gutgehen; sie können euch verstecken, aber wie lange? Sie [die Deutschen] werden euch schliesslich doch finden. Man kann nicht untertauchen; die Deutschen sind viel zu schlau und raffiniert. Und wo sollte man euch denn verstecken? Am Ende finden sie euch doch‘.»

«So sassen wir da und wussten nicht, was wir tun sollten. Gerard und Jacob kamen am nächsten Tag wieder und sagten, sie hätten eine Adresse für uns, für meinen Bruder und mich. Ich sagte, ‚aber wir können nicht ohne unsere Eltern gehen. Was ist mit unseren Eltern?‘ Sie meinten, es sei wichtiger, uns fortzubringen, weil wir jung waren. Das konnte ich nicht akzeptieren. Ich sagte: ‚Nein, wir können nicht gehen, wenn ihr nicht auch etwas für meine Eltern findet/ Also gingen sie wieder, und ein paar Tage später kamen sie und sagten, sie hätten auch für meine Eltern eine Adresse gefunden.»

Das Datum, zu dem wir eingezogen werden sollten, war mittlerweile schon ziemlich nahegerückt ... und wir mussten uns entscheiden. In der einen Minute sagten wir, ja, wir gehen, in der nächsten sagten wir (also unsere Familie), nein, das können wir nicht tun. Wir gehen besser ins Arbeitslager. Am Ende beschlossen wir, ja, wir müssen fort. Das musste dann aber sehr rasch gehen. Ich erinnere mich, dass Schulfreunde von mir kamen und alles arrangierten. Verstehen Sie, es war damals schon ziemlich gefährlich ...

Gerard und Jaap kamen und sagten, alles sei ausgemacht. Es gab abends schon eine Sperrstunde, nach der man nicht mehr auf die Strasse durfte. Wir mussten also schnell mit ihnen gehen. Wir sagten ‚Auf Wiedersehen‘ zu unseren Eltern, und natürlich wussten wir nicht, ob wir sie wiedersehen würden oder wann. Ein paar Tage später würden sie noch einmal kommen und meine Eltern abholen ... Wir übernachteten bei den Muschs. Am nächsten Tag brachten sie uns nach Friesland, wo sie Adressen für uns gefunden hatten. Ich kam zu einem Lehrer, mein Bruder zu einem Bauern.»¹⁹

Es muss hervorgehoben werden, dass Jacob (oder Jaap) und Gerard Musch, die Initiatoren der späteren NV, mehr oder weniger durch Zufall dazu kamen, ein Untergrundnetz zur Rettung jüdischer Kinder und Jugendlicher aufzubauen. Im Frühjahr 1942 hatten sie keinen solchen Plan. Wie viele andere, die sich später in diesem Nächstendienst engagierten, hatten sie keinen grossen jüdischen Bekanntenkreis. Aber als ihnen klar wurde, dass die Brauns in Gefahr waren und Hilfe brauchten, waren sie bereit, diese Hilfe zu organisieren. Gerard Musch zog noch seinen Freund Dick Groenewegen van Wyck hinzu, und nachdem die Brauns erst einmal untergebracht waren, arbeiteten die drei jungen Männer einen Plan aus, wie

sie jüdische Kinder vor den Deutschen retten könnten. Sie konzentrierten sich auf Kinder, weil sie selbst noch sehr jung waren und das Gefühl hatten, mit Erwachsenen nicht so erfolgreich oder autoritär umgehen zu können, und weil sie glaubten, sie würden für Kinder leichter einen Unterschlupf finden. Praktisch stellten sich ihnen zwei Hauptprobleme: Unterkünfte für Kinder zu finden und Kontakte zu denen aufzubauen, die ein Versteck brauchten. Anfangs war das nicht leicht. Zuerst gingen sie in die nördliche Provinz Friesland und hofften, dort Unterkünfte zu beschaffen, aber sie hatten keinen Erfolg – vielleicht weil sie nicht genug Verbindungen hatten oder ihre Mission nicht richtig angingen. Sie liessen sich von ihrem Misserfolg jedoch nicht entmutigen und versuchten es in der südlichen Provinz Limburg. Hier, in der grossen Bergbaustadt Heerlen, machten sie die Bekanntschaft des protestantischen Geistlichen Gerard Pontier. Da die Limburger Bevölkerung überwiegend katholisch war, hielt die protestantische Gemeinde eng zusammen. Pastor Pontier kannte seine Gemeindemitglieder persönlich, und diese wiederum waren gut miteinander bekannt. Durch diesen Kontakt kamen die Brüder Musch und Groenewegen zur Familie Vermeer in der Nähe von Brunssum, die zum sicheren Kern der Gruppe in dieser Gegend werden sollte. Truus Grootendorst-Vermeer erinnert sich immer noch daran, wie Jaap Musch an der Tür stand und mit ihren Eltern sprach. Und plötzlich war die halbe Familie in die Sache verwickelt – ihre Eltern, ihr Bruder Piet und bald auch Truus selbst, die ihre Arbeit aufgab, um sich ganz der Organisation zu widmen. «Meine Eltern konnten es sich damals eigentlich nicht leisten, auf mein Gehalt zu verzichten (ich behielt nur ein Taschengeld). Es war also für sie wie für mich ein folgenschwerer Schritt... Ich dachte, diese verdammten Deutschen schikanieren unschuldige Menschen, und das empörte mich. Sie waren so arrogant. Ich sehe es immer noch vor mir, wie sie einmarschiert sind. Zuerst hörten wir die Flugzeuge, die auf dem Weg nach Rotterdam waren. Aber nicht einmal eine Stunde später kamen die deutschen Soldaten durch die Strassen. Wir hingen alle aus den Fenstern. Wenn Blicke töten könnten, wären sie alle tot umgefallen! ... Dieses Hassgefühl werde ich nie vergessen. Wirklich, ich habe meine Büroarbeit gern gemacht, aber die Menschen mochte ich noch lieber.»²⁰

Zu dieser Zeit hatte Truus Vermeer einen Freund (den sie nach dem Krieg heiratete), Cor Grootendorst, und schickte ihm eine Nachricht, er solle nach Limburg kommen. Dort warte Arbeit auf ihn. «Und so wurde ich Nummer sechs!» erinnerte sich Cor.

Cor Grootendorst: «Unsere Arbeit bestand in erster Linie darin, Adressen zu finden, Familien aufzusuchen (man fühlte sich immer wie eine Art Vertreter), an Türen zu klopfen, die einem empfohlen worden waren. Wir gingen nicht blind von Haus zu Haus. Wir mussten uns darauf verlassen können, dass die Leute vertrauenswürdig waren und dass zumindest eine Chance bestand, von ihnen Unterstützung zu erhalten. Meistens kamen die Adressen und Empfehlungen von der Kirche.»



Jüdische Kinder und die Kinder der Gasteltern im Garten der Familie Vermeer, Spätsommer 1943. Von links nach rechts: Lea Winnik (untergetaucht), Ronnie de Jong (untergetaucht), Greetje Kloots (untergetaucht), Lien Vermeer (nicht jüdisch) und Miep Vermeer (nicht jüdisch).

Truus Vermeer: «Meine Mutter war durch ihre grosse Familie gut bekannt mit einem katholischen Geistlichen, der sie sehr schätzte. Also sind wir auch zu diesem Priester gegangen und haben von ihm Adressen bekommen.»

Cor Grootendorst: «Es funktionierte tatsächlich nach dem Schneeballprinzip. Man bekam eine Adresse, und egal, ob es ein Ja oder ein Nein war, es gab immer irgendwo jemanden, der gegen die Deutschen war. Wenn die Antwort war, ‚ich traue mich nicht‘, oder aus irgendeinem Grund ‚ich kann nicht‘, kam von uns die Standardfrage: ‚Kennen Sie jemand anderen, der vielleicht dazu bereit wäre?‘ Und dann bekam man ein oder zwei Adressen. Es war wie eine Kette. Daher war es nicht allzu schwierig, Adressen von Leuten zu bekommen, die möglicherweise helfen würden.»²¹

Die erkennbare Welt

Während manche Helfer (die Familie Vermeer und Truus' Freund Cor) in der näheren Umgebung nach Adressen für potentielle Verstecke suchten, kehrten die Brüder Musch und Dick Groenewegen nach Amsterdam zurück, um Ausschau nach Kindern zu halten. Mittlerweile (im Sommer 1942) befanden sich die Juden in Holland in einer verzweifelten Lage. In der ersten Jahreshälfte 1942 hatten die Deutschen die jüdische Bevölkerung überall in den Niederlanden gezwungen, ihre Heimat zu verlassen und sich in Amsterdam niederzulassen. Da Juden nur in jüdischen Vierteln oder bei jüdischen Familien wohnen durften, wurde so ein Ghetto ohne Mauern geschaffen. Diese Konzentration der Juden erleichterte die Massendeportationen, die im Juli 1942 begannen. Zu Beginn bekamen Juden (wie Marianne Braun und ihre Familie) Briefe, mit denen sie aufgefordert wurden, zum «Arbeitsdienst» einzurücken, doch im Spätsommer befanden die Deutschen, dass zu wenige diesen schriftlichen Befehlen folgten. Die Razzien begannen. Verhaftete Juden wurden zu Fuss oder in Wagen zu einem zentralen Ausgangspunkt für Deportationen gebracht, zuerst zum Zentralbüro für jüdische Emigration und ab Mitte Oktober in ein Theater, die «Hollandsche Schouwburg.» Von dort wurden die gefangenen Amsterdamer Juden ins Durchgangslager Westerbork gebracht.

Die Deutschen internierten dort, in einem Theater, unvorstellbare Menschenmengen; oft waren über 1'500 Menschen samt dem Gepäck, das sie mitnehmen durften, in dem Gebäude eingepfercht. Die Leute wurden dort tagelang, manchmal auch wochenlang festgehalten. Es gab nicht genug Schlafplätze, die hygienischen Bedingungen waren unsäglich abstoßend und der Lärm unerträglich, auch für die Bewacher. Um selbst weniger Unannehmlichkeiten zu haben, beschlossen die Deutschen, Kinder unter zwölf Jahren in ein Kinderheim gegenüber zu bringen. Diese Krippe war eine im Stadtviertel verwurzelte Einrichtung, die von Arbeiterfamilien genutzt worden war. 1942 wurde das Heim von der «Schouwburg» übernommen. Die Direktorin Henriette Rodriquez-Pimentel und ihre junge jüdische Assistentin machten sich keine Illusionen über das Schicksal, das die Kinder erwartete. Sie waren entschlossen, Kinder aus der Krippe zu schmuggeln und anderen zu übergeben, die sie an sichere Plätze brachten. Da jede Person, ob erwachsen oder Kind, die in die «Schouwburg» kam, von einem Angehörigen des Judenrats (den natürlich die Deutschen kontrollierten) registriert wurde, brauchte Henriette Pimentel die Hilfe eines Mitglieds im Judenrat, der die Akten der Kinder vernichtete. Walter Süskind und Felix Halverstad übernahmen diese Aufgabe. Ihre Position innerhalb des Judenrats ermöglichte ihnen zwar eigentlich keinen Zugang zu den Karteien, aber sie waren entschlossen und dachten sich alle möglichen Tricks aus, um Dokumente zu stehlen. So verschwand eine Reihe von Kindern aus den Akten der Bürokratie, also würden weder die Eltern noch das Krippenpersonal Rechenschaft über den Verbleib der Kinder ablegen müssen. Offiziell existierten sie ja nicht mehr. Es war nun Aufgabe Henriette Pimenteis und ihrer Helferinnen,

die Kinder aus der Krippe zu bringen und sie Widerstandskämpfern zu übergeben, die sie in Verstecke brachten.²²

Jaap und Gerard Musch sowie Dick Groenewegen wussten zwar von der Krippe, aber nichts von den heimlichen Aktivitäten dort, und sie hatten keine Verbindung zu Juden, die noch nicht verhaftet waren. Vermutlich über Piet Meerburg,²³ den Leiter einer Amsterdamer Studentengruppe mit demselben Anliegen wie die NV, stiessen sie auf den Namen Joop Woortman alias Theo de Bruin. De Bruin kannte nahezu alles und jeden in Amsterdam («ein waschechter Amsterdamer») und war ein ernsthafter, engagierter Widerstandskämpfer. Dank seiner umfangreichen gesellschaftlichen Kontakte, darunter auch zu vielen Amsterdamer Juden, hatte man de Bruin bald nach dem Einmarsch um Hilfe bei der Beschaffung von falschen Papieren, Lebensmittelmarken und schliesslich Verstecken zum Untertauchen gebeten. Diese Arbeit wurde immer aufreibender, und als er die Brüder Musch kennenlernte, gingen er und seine Frau Semmy vollständig darin auf. Semmy Woortman-Glasoog erinnert sich an die erste Zusammenkunft: «Die Jungen kamen zu uns. Wir setzten uns zusammen und berieten uns, aber sie wussten nicht allzu viel, weil sie noch sehr jung waren. Aber Jaap war ein ernsthafter Bursche, und Theo in dieser Sache ebenfalls. Und wir beratschlagten, was wir tun könnten und auf welche Weise wir vorgehen sollten. Ich hörte zu und sagte zu ihnen: ‚Über eins müsst ihr euch im Klaren sein; wenn ihr das macht, wovon ihr sprecht, dann ist es nur ein Geschenk, wenn ihr das alles überlebt, nicht mehr. Wenn ihr das nicht wollt, solltet ihr nicht weitermachen/ Doch sie erwiderten alle, sie wollten es tun. Ich glaube, die Jüngeren begriffen nicht so ganz genau, was sie da taten. Aber Jaap wusste es genau, und Theo wusste es, und ich auch.‛²⁴

Nach dem Plan, den sie ausarbeiteten, sollte jeweils eine kleine Gruppe für ein Glied in der Kette verantwortlich sein. Um die Gefahr im Falle einer Verhaftung zu verringern, verrieten sie einander nicht, wie sie vorgingen und zu wem sie Kontakt aufnahmen. Theo de Bruin (in gewissem Grade auch Semmy) kümmerten sich um die Verbindung zur Krippe und zu den jüdischen Familien, die man noch nicht in die «Schouwburg» gebracht hatte. Wie Rebecca van Delft, die mit de Bruin zusammengearbeitet hatte, erzählt, war er ein Mann «von geradezu unwahrscheinlichem Mut», der Dinge tat, die andere für unmöglich hielten, etwa «während einer Razzia auf der Strasse einfach Kinder aufzulesen».²⁵ Manchmal schickte er einen der jüngeren Männer los, damit er Krippenkinder vom vereinbarten Übergabepunkt abholte, oder er gab ihnen die Adresse einer jüdischen Familie, deren Kind versteckt werden sollte. Im Allgemeinen jedoch übernahm er selbst diesen Teil der Arbeit. Gerard, Jaap und Dick holten die Kinder bei Theo und Semmy ab; sie und einige junge Frauen, die sich der Organisation angeschlossen hatten, brachten sie nach Limburg.

Marianne Braun war das Verbindungsglied zwischen den beiden ersten weiblichen Kurieren, Rebecca van Delft und Joeske Kopen-de Neve und den Brüdern

Musch gewesen. Rebecca, Jooske und Marianne waren in der Schule gute Freundinnen gewesen und hielten weiter engen Kontakt, auch als Marianne das Amsterdamer Lyzeum verlassen und auf eine jüdische Schule gehen musste. Als Marianne Braun und ihre Familie untertauchten, erzählte sie den Brüdern Musch von ihren Freundinnen. Gerard besuchte Rebecca und fragte sie, ob sie bereit wäre, jüdische Kinder von Amsterdam nach Heerlen zu begleiten. «Eines Tages im Sommer (ich glaube, im Juli 1942) stand Gerard Musch vor unserer Tür, ein unbekannter junger Mann, der sagte, er käme als Freund Marianne Brauns und bitte mich um ein persönliches Gespräch. Mir kam das alles sehr sonderbar vor.»²⁶ Rebecca van Delft stimmte zu und erzählte bald darauf ihrer Freundin Jooske de Neve von der Untergrundgruppe und brachte sie mit Gerard und Jaap zusammen. Jooske war überglücklich, dass sie mitarbeiten konnte. Sie war von Anfang an über die Misshandlung der Juden durch die Deutschen empört gewesen, vor allem, als sie miterlebte, wie ihre Freundin Marianne geächtet wurde. Nachdem Marianne vom Amsterdamer Lyzeum ausgeschlossen worden war, besuchte Jooske sie zu Hause im jüdischen Viertel. «Ich erinnere mich nicht mehr so genau, wo das war und wie es dort aussah. Ich weiss nur noch, dass ich in dieses Ghetto kam und wie vor den Kopf geschlagen war. Ich war vollkommen durcheinander. Es war so furchtbar, dass ich entschlossen war, irgend etwas dagegen zu tun, soweit es mir nur irgendwie möglich war. Ich war vollkommen verwirrt, absolut durcheinander. Mir wurde übel, richtig körperlich übel: zu sehen, wie dort menschliche Wesen zusammengetrieben wurden wie Vieh; diese Erniedrigung, und dabei waren das Menschen wie du und ich. So etwas zu sehen, ja, Augenzeuge von so etwas zu werden – das konnte ich nicht verkraften.»²⁷

Nach Einführung des Sterns war es Jooske nicht mehr möglich, passiv zu bleiben. Als sie Marianne mit dem Stern sah, änderten sich ihre Gefühle von Grund auf. Nicht nur wurde ihr übel angesichts der Situation, «von diesem Augenblick an fühlte ich mich *verantwortlich* für sie ... Alles änderte sich an diesem furchtbaren Tag, als ich Marianne und ihren Bruder Leo mit einem Stern auf der Kleidung sah. Das war eine *entsetzliche* Erfahrung ... Natürlich hatten wir schon davon gehört. Aber dann sah man plötzlich, wie Menschen ausgesondert wurden; und wie scheusslich das war. Ja, ich spüre das immer noch – diese Wut, dass so etwas möglich ist.»²⁸

Im Hochsommer 1942 fand Theo de Bruin einige Kinder, die er an Gerard, Jaap, Dick, Rebecca und Jooske weiterleitete. Die Frauen reisten allein mit den Kindern oder in Begleitung eines der Männer als verheiratetes Paar. Die Kinder wurden zu Pflegefamilien nach Heerlen gebracht; Familie Vermeer und Cor Grootendorst hatten dort Plätze besorgt. Im Herbst begann Theo de Bruin auch Kinder aus der Krippe zu holen. Mit Erlaubnis der Eltern vernichteten Walter Süskind und Felix Halverstad die Akten der Kinder; Henriette Pimentei und ihre Helferinnen schmuggelten die Kinder aus dem Heim. In zweierlei Hinsicht war diese Aktion



Remy, ein Findelkind, kurz vor der Deportation, 1942 oder 1943. Die Deutschen deklarierten alle Findelkinder als Juden, um zu verhindern, dass unbekannte Verwandte möglicherweise jüdische Kinder schützten.

fast nicht durchführbar. Zunächst ein praktischer Grund: Wie sollte man die Kinder aus der Krippe bringen? Wenn sie auf dem Papier auch nicht mehr existierten, waren es doch lebende Kinder, und die Krippe wurde von den Deutschen bewacht. Verschiedene Strategien wurden erdacht, mit denen man ihre Kontrolle umgehen könnte. Die jungen Frauen, die in der Krippe arbeiteten, standen nicht unter Arrest, sie konnten frei ein- und ausgehen. So nutzten sie ihre Bewegungsfreiheit, um in ihren Rucksäcken Babys hinauszutragen, und beteten dabei inständig, dass die Kinder dabei nicht etwa zu schreien anfangen (man hatte ihnen Beruhigungsmittel oder Schnuller gegeben). Auch andere in der Krippe ständig gebrauchte Gegenstände, die kaum Verdacht erregen würden, wie Kartoffelsäcke, Lebensmittelkisten, Koffer, nutzte man zum selben Zweck. Grössere Kinder musste man auf andere Art hinausschmuggeln. Kinder, die schon laufen konnten, durften in Be-



Semmy Woortman-Glasoog alias Semmy de Bruin.

gleitung von ein oder zwei Kindergärtnerinnen regelmässig Spaziergänge machen. Manchmal nahm man ein paar der nicht mehr registrierten Kinder auf solche Ausflüge mit; an einem vorher festgelegten Punkt wurden sie dann von einem Mitglied der Untergrundgruppe von den Übrigen getrennt und rasch fortgebracht. Schliesslich konnte sich Henriette Pimentei noch der Mitwirkung einer benachbarten Einrichtung versichern. Neben der Krippe lag ein kleines Lehrerseminar, die «Hervormde Kweekschool». Von der Strasse aus war keine Verbindung zwischen den beiden Häusern zu sehen, da eine Gasse dazwischen lag. Entgegen dem Anschein stiessen ihre Gärten im rückwärtigen Teil jedoch aneinander. «Der Leiter der Schule, Professor van Hulst, sah, dass im Garten eine Menge jüdischer Kinder war; nun, da er ein guter Mann war (wir unterschieden zwischen gut und nicht gut), versuchte er zu helfen ...

Wir konnten die Kinder vom Garten der Krippe in den Garten der Kweekschool schmuggeln, und die Studenten oder andere ‚Illegale‘ kamen und brachten sie [durch die beiden Seitengassen] Plantage Parklaan und Plantage Kerklaan hinaus.»²⁹ Da die Eingänge des Lehrerseminars nicht bewacht waren, konnte man den Kontrollen so vollständig aus dem Weg gehen.

Das erste der beiden kaum zu lösenden Probleme – die Kinder hinauszuschmuggeln – war praktischer Natur. Das zweite war emotionaler Art: die Erlaubnis der Eltern zu erlangen, ihr Kind in ein Versteck zu bringen. Wer mochte schon sein Kind hergeben? Wer konnte sich vorstellen, dass das Leben in den «Arbeitslagern» nicht Leben, sondern Tod bedeutete? Die Eltern kannten die jungen Männer und Frauen nicht, die ihre Kinder verstecken wollten; es waren völlig Fremde für sie. Es gab keinen Grund, ihnen zu trauen. Bestimmt war es besser, als Familie zusammenzubleiben, anstatt sein Kind einem unbekanntem jungen Menschen anzuvertrauen. Ida Groenewegen-van Wyck-Roose, die durch ihre Freundschaft mit Dick (sie heirateten später) zur NV gestossen war, erzählt von einer solchen tragischen Begebenheit. «Dick machte eine sehr traurige Erfahrung mit einem jüdischen Ehepaar, das mit einem sehr kleinen Jungen in Amsterdam lebte. Sie kannten Dick nicht, aber Dick hatte ihre Adresse und sagte zu ihnen: ‚Wir haben in Limburg eine gute Adresse, wo man Ihr Kind unterbringen könnte; bitte, geben Sie mir doch Ihr Kind mit.‘ Sie antworteten: ‚Nein, wir können nicht. Wir müssen erst darüber nachdenken.‘ Dick sass stundenlang bei ihnen und redete und redete auf sie ein, aber sie konnten sich einfach nicht entschliessen. Es war furchtbar schwer für sie. Endlich sagten sie: ‚Lassen Sie ihn noch eine Nacht hier und kommen Sie morgen früh wieder.‘ In der Nacht fand eine Razzia statt, und als Dick am nächsten Tag wiederkam, «waren sie alle fort».³⁰

Die absichtliche Trennung von Eltern und Kindern war so schmerzlich, dass viele der Widerstandskämpfer und -kämpferinnen, die sich um Kinder bemühten, später meinten, sie hätten diese Arbeit nur deshalb auf sich nehmen können, weil sie selbst noch keine Kinder hatten. Zur damaligen Zeit begriffen sie einfach nicht, wie stark die Bindung zwischen Eltern und Kindern ist. «Wir waren noch jung», überlegt Cor Grootendorst. «Wir waren alle zwischen zwanzig und fünfundzwanzig. Heutzutage, als Eltern und Grosseltern, fängt man an nachzudenken. Wie würden wir reagieren, wenn so ein Zwanzigjähriger an unsere Tür klopfen würde? Würden wir ihm so bereitwillig vertrauen, dass wir ihm unser Kind mitgeben würden?»³¹

Piet Meerburg, ein weiterer holländischer Student, der sich während der Besatzungsjahre bemühte, Kinder zu retten, denkt fast ein halbes Jahrhundert später über dieses Problem nach:

«Es muss einen Grund dafür geben, dass die meisten Leute, die an der Rettung von Kindern beteiligt waren, noch so jung waren. Ich denke, es liegt daran, dass wir selbst noch keine Mütter oder Väter waren. Mit zwanzig oder einundzwanzig kapiert man das nicht. Natürlich ist es ein bewegender Eindruck, wenn man das

sieht – wenn man zu Eltern geht, und sie geben ihr Kind fort, ohne zu wissen, ob sie das Kind je wiedersehen werden. Aber mit einundzwanzig Jahren begreift man nicht, was das wirklich bedeutet. Man denkt, wie schlimm das ist, man weint vielleicht darüber, aber man begreift nicht wirklich. Und ich glaube, das ist gut so; nur deswegen konnten wir das machen. Das ist auch der Grund dafür, dass so viele junge Leute das gemacht haben und nicht ältere Leute. Für ältere Leute war das sehr schwer, glaube ich; sie verstanden viel besser, was das für die Eltern bedeutete ...

Jetzt ist mir klar, dass ich das damals nur zur Hälfte begriffen habe. Es war eine sehr schwere Entscheidung für die Eltern. Ich glaube, dass nur sehr intelligente und kluge Leute zu dem Schluss kamen, dass sie sich von ihren Kindern trennen mussten; denn es ist höchst unnatürlich, sein Kind einem völlig Fremden mitzugeben, den man noch nie gesehen hat, und dabei zu wissen, dass die Chance, sein Kind je wiederzusehen – nun, ich weiss nicht, wieviel Prozent beträgt. Die Leute, die das tun mussten, weinten meistens fürchterlich. Aber ich glaube, sie hatten sehr viel Mut – und Sie wissen ja, wie jüdische Mütter sind. Dass eine jüdische Mutter ihre Tochter oder ihren Sohn einem fremden Goy überlässt, das heisst etwas. Ich meine, dazu war eine Menge Mut und Weitblick nötig.»³²

Dennoch waren verzweifelte Eltern bereit, ihre Kinder einem «fremden Goy [Nichtjuden]» zu überlassen; die NV hatte zweihundertzweiundfünfzig Kinder in ihrer Obhut, Piet Meerburgs Gruppe zwischen dreihundert und vierhundert.³³

Piet Meerburgs Kontaktnetz entstand auf ähnliche Weise wie die NV. Anfang 1942 studierte Piet an der Amsterdamer Universität.

«Eines Tages sass ich im Studentenklub und lernte zusammen mit einem Freund, einem jüdischen Jungen. Wir sassen zusammen im Klub, und er wurde ans Telefon gerufen. Er kam zurück und sagte zu mir: ‚Ich muss nach Hause, es ist etwas mit meiner Familie – die Deutschen/ Ich sagte ihm, er solle aufpassen. Ich habe ihn nie wiedergesehen ... Tja, wenn man so etwas erlebt, dann fragt man sich: ‚Wozu studiere ich?‘... Dann (etwa Mitte 1942) wurde die Lage wirklich schlimm. Man lebt in der Stadt, man sieht, was passiert, man sieht die Razzien. Man bekommt mit, wie die Juden abgeholt werden, ganze Häuserblöcke ... Damals habe ich mir gesagt, ich höre auf mit dem Studium. Es gab nur eins: gegen dieses absolut unmenschliche und unerträgliche Vorgehen der Deutschen Widerstand zu leisten.»³⁴

Piet Meerburg begann eine Gruppe aufzubauen, um jüdische Kinder vor der Deportation durch die Deutschen zu retten, weil «es einfach nahelag ... Kinder waren vollkommen hilflos. Man musste sich von Anfang bis Ende um sie kümmern ... Und wenn etwas schiefging, musste man sie fortbringen. Wenn ein Erwachsener in Schwierigkeiten ist, kann er fortgehen, aber ein Kind ist weit mehr angewiesen auf Hilfe.»³⁵

Ebenso wie die Brüder Musch ging Piet Meerburg nach Friesland, um nach Adressen zu suchen, wo Kinder versteckt werden könnten, und auch er wandte

sich an Pastoren und Priester, «Leute, zu denen man etwas mehr Vertrauen haben konnte.» Piet hatte Erfolg bei seinen Bemühungen und errichtete mit Hilfe der Geistlichen kleine Stützpunkte. Das zweite Zentrum von Piet Meerburgs Organisation lag (wie die NV) im Süden. Nico Dohmen, ein Student, der sich vor dem deutschen Zwangsarbeitsdienst verbarg, und Hanna van der Voort, die Tochter der Familie, bei der Nico wohnte, bauten in der Kleinstadt Tienray (im Norden der Provinz Limburg) ein ausgedehntes Netz auf. Hanna war Säuglingsschwester; sie kannte alle Leute in der Gegend und besass ihr Vertrauen. Ihr fiel es nicht schwer, Adressen ausfindig zu machen, wo Kinder vor dem Zugriff der Nazis verborgen werden konnten. Tienray war eine bäuerliche Gemeinde und überwiegend katholisch. Die Familien waren kinderreich und nahmen ohne weitere Umstände jeweils noch ein weiteres Kind auf. Wie Nico erzählt, lautete eine typische Antwort: «Na gut, wo fünf Mäuler satt werden, wird auch noch ein sechstes satt.» Auf diese Weise wurden 132 Kinder versteckt.³⁶

Im Prinzip ähnelte sich die Arbeitsweise der Meerburg-Gruppe und der NV stark. Beide übernahmen sowohl Kinder aus der Krippe als auch von Familien, die noch nicht verhaftet waren.³⁷ In beiden Gruppen waren Frauen – gleichgültig ob als Kuriere oder Widerstandskämpferinnen am Ort – nicht nur wichtige Stützen der Organisation, sie bildeten sogar die Mehrheit der Mitglieder. Piet Meerburg schätzt, dass es zu 90 Prozent Frauen waren, die mit ihm zusammenarbeiteten, und für diesen überwältigenden hohen Anteil führte er denselben Grund an wie Rebecca van Delft. «Ein zwanzigjähriger junger Mann, der mit einem Kind unterwegs war, erregte wesentlich mehr Verdacht als eine junge Frau. Es war ein Riesenunterschied. Wir holten die Kinder zusammen aus der Krippe, aber im Zug nach Friesland oder Limburg wurden sie nur von der Studentin begleitet.»³⁸ Auch in anderen Punkten machten beide Widerstandsnetze ähnliche Erfahrungen. Ein interessantes und unerwartetes Problem, vor das beide sich gestellt sahen, waren die Vorlieben der Pflegeeltern hinsichtlich Alter und Geschlecht des Kindes, das sie aufnehmen wollten. Die grosse Mehrheit wünschte sich «ein vierjähriges Mädchen. Für vier- oder fünfjährige Mädchen konnte man so viele Plätze aufreiben, wie man nur wollte.»³⁹ Diese Voreingenommenheit für Mädchen hat möglicherweise auch damit zu tun, dass jüdische Jungen beschnitten waren, die holländischen Jungen aber nicht;⁴⁰ doch let Groenewegen und Nico Dohmen meinen beide, dass dahinter eher die unterschiedlichen Vorstellungen der Pflegeeltern über Mädchen und Jungen steckten. let Groenewegen führt aus: «Viele Mütter liebten kleine Mädchen. Sie konnten hübsche Kleidchen für sie schneidern und mit ihnen spielen wie mit einer Puppe.» Nach Nico Dohmens Meinung spielte das erwartete Verhalten – «wie eine kleine Puppe» – eine grössere Rolle als die «spielerische Ausstattung». Die Pflegeeltern, erklärt er, «meinten mit einem Mädchen besser zurechtzukommen; Jungen waren ihnen irgendwie fremder ... Jungen sind frecher, schwieriger im Umgang als Mädchen.»⁴¹ Doch scheinen solche Fragen für die

Pflegeeltern wohl kein grundlegendes Problem gewesen zu sein; besondere Vorlieben waren grösstenteils irrelevant – die Kinder, die man aus Amsterdam herausgeschmuggelt hatte, wurden aufgenommen. Unter den einhundertzweiunddreissig Kindern, die von Hanna van der Voort und Nico Dohmen untergebracht wurden, waren nur etwa dreissig Mädchen.⁴²

Finanzielle Erwägungen spielten bei der Entscheidung, ein Kind aufzunehmen, keine Rolle. Obwohl eine zusätzliche Person das Familienbudget belastete, nahmen nur sehr wenige Pflegeeltern Geld von den Widerstandsorganisationen an (laut Nico Dohmen «wurden für einhundertzweiunddreissig Kinder nicht mehr als 70 Gulden [monatlich] bezahlt»). Tatsächlich kamen beide Gruppen mit sehr wenig Geld aus. Bahnfahrkarten für die Mitarbeiter und Lebensmittelmarken für die Kinder wurden von anderen Untergrundorganisationen beschafft. Kleidung wurde gesammelt und untereinander ausgetauscht. Das grösste Problem – übrigens für alle Holländer – waren Schuhe; daher mussten viele Kinder sich daran gewöhnen, Holzpantinen zu tragen.⁴³

Die meisten Kinder blieben nicht während der ganzen Kriegszeit bei nur einer Familie. Manche hielten sich insgesamt bei nur zwei oder drei Familien auf, während andere es auf dreissig verschiedene Pflegestellen brachten. Die Gründe für solche Ortswechsel konnten emotionaler wie praktischer Natur sein. Manchmal befürchteten Pflegeeltern, ihre Nachbarn hätten erraten, dass es sich um ein jüdisches Kind und nicht um ein aus Rotterdam evakuiertes (die übliche Standarderklärung) handelte. Manchmal verrieteten sich die Kinder selbst, weil sie jüdische Lieder sangen oder über ihre Vergangenheit sprachen. Weiter machten die Widerstandskämpfer die Erfahrung, dass Kinder zwar äusserst anpassungsfähig waren, aber eben nicht unbegrenzt; manchmal war die kulturelle Kluft zwischen Pflegeeltern und Kind zu gross oder die Art des Familienlebens zu unterschiedlich. Es kam einfach keine richtiggehende Beziehung zustande, und das Kind musste anderswo hingebacht werden.

Das bedeutete, dass die Mitarbeiter am Ort die Kinder und ihre Pflegeeltern ständig besuchen und eventuell neue Adressen finden mussten. Das Zentrum der NV lag in einem Bergbaugebiet, das der Meerburg-Gruppe in einer bäuerlichen Gemeinde. Ausser mit Grubenarbeitern und Bauern hatten beide Gruppen jedoch auch mit Angehörigen der Mittelschicht zu tun. Die Widerstandskämpfer wählten die Familien, an die sie sich wandten, nicht nach Einkommen oder Bildungsniveau aus. Wer immer ihnen empfohlen wurde und als vertrauenswürdig galt, wurde gefragt, ob seine Familie bereit sei, ein Kind aufzunehmen. Beide Gruppen machten die Erfahrung, dass «Leute mit höherem Einkommen und Rang das Gefühl hatten, exponierter zu sein. Sie waren ängstlicher und hingen stärker an ihrem Besitz und Status.» Anders formuliert, sie «hatten mehr zu verlieren»⁴⁴ Die Bergleute und Bauern dagegen waren weitaus bereitwilliger, ihre Türen für ein Kind zu öffnen. Die Untergrundkämpfer hatten eine Reihe von Erklärungen für diesen Unter-

schied. Ihrer Erfahrung nach waren ärmere Leute «stärker vertraut mit Leid und Not; ... sie waren eher daran gewöhnt, sich gegenseitig zu helfen als reichere Leute».⁴⁵ So war für die Pflegeeltern auch vor allem ausschlaggebend, dass «das Kind keine Eltern hatte», und sie machten sich Gedanken wegen der Schwierigkeit, in den Grossstädten Hollands Nahrung zu beschaffen. Sie kümmerten sich nicht besonders darum, dass die Kinder Juden waren. Diese Pflegeeltern, die so weit entfernt von der Grossstadt (und vor allem von Amsterdam) lebten, «begriffen nicht zu 100 Prozent, in welche Gefahr sie sich begaben, wenn sie ein solches Kind versteckten».⁴⁶ Viele dieser Leute hatten zuvor nie Juden gekannt, keiner ihrer Nachbarn hatte unter der deutschen Besatzungsmacht ernsthaft leiden müssen, sie erlebten keine Razzien, wie sie in Grossstädten üblich waren. Nur 200 km entfernt von den Szenen der mörderischen Schreckensherrschaft der Nazis konnten die Menschen sich so etwas einfach nicht vorstellen; all dies war weit weg von ihrem Alltagsleben, stand ausserhalb der Gesellschaftsordnung, die sie kannten. Ihre Selbsthilfesysteme, ihre Gemeinschaftsstrukturen, ihre religiösen Überzeugungen wurden durch den Einmarsch der Deutschen nicht zerstört.⁴⁷ Gerade wegen ihrer Abgeschiedenheit waren sie weniger ängstlich und weniger blind vor Furcht; so sahen sie auch klarer das Kind in Not als menschliches Wesen, dem man helfen musste.

Kinder wurden also durch heimliche Familienkontakte oder Bekanntschaften und mit Hilfe zweier unterschiedlicher Arten von Widerstandsnetzen versteckt – Gruppen, die wie etwa bei den Boogaards im Haarlemmermeer-Polder aus dem Familienkreis heraus entstanden, oder aber Zusammenschlüsse ganz unterschiedlicher Personen, die verbunden waren durch ihr gemeinsames Anliegen, Kinder zu retten. Manche dieser Gruppen, etwa die Zegota, waren gut durchorganisiert, andere wie die NV oder Piet Meerburgs Kreis arbeiteten wesentlich spontaner. Eine dritte Art von Organisation entstand, wenn in bereits bestehenden Strukturen von legalen Aktivitäten auf illegale umgestellt werden musste.

Die Gesundheitsfürsorgeorganisation OSE (Obszczestwo Zdravochranenija Evrew oder Gesellschaft für das Gesundheitswesen der Juden) wurde 1912 von jüdischen Ärzten in Russland gegründet. Nach der Revolution zog die Zentrale nach Berlin um; nach der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler 1933 wurde sie nach Paris verlegt. Dort nahm die Organisation die Bezeichnung «Œuvre de Secours aux Enfants et de Protection de la Santé des Populations Juives» (OSE) an. Wie die russischen und deutschen Zweige der Organisation widmete sich auch der französische der medizinischen Prophylaxe im Allgemeinen und der Kinderwohlfahrt im Besonderen. Als Reaktion auf die immer schlechter werdende Lage in Europa konzentrierte sich die französische Leitung der OSE von 1937 an auf den Schutz jüdischer Kinder. Diese Tätigkeit war zuerst legal; nach dem Einmarsch der Deutschen und den folgenden Repressalien gegen Juden ging die Organisation in den Untergrund.⁴⁸

Als 1939 der Krieg begann, unterstützte die OSE dreihundert Flüchtlingskinder, vor allem aus Deutschland und Österreich, die in eigenen Heimen (den Maisons d'enfants) untergebracht waren. Die Organisation bemühte sich auch darum, ausserhalb ihrer Institution zu helfen, und unterstützte viele Kinder und Jugendliche, die mit ihren Eltern in Armut lebten, mit Zuschüssen. Als Frankreich im Juni 1940 von den Deutschen überrollt und daraufhin in eine nördliche «Besatzungszone» und ein «freies» Gebiet im Süden unter der Kollaborationsregierung Marschall Pétains geteilt wurde, musste die OSE rasch handeln. Während Paris besetzt wurde und der Massensexodus in den Süden einsetzte, räumte die OSE die Maisons d'enfants in den Pariser Vororten. Die Kinder und der grösste Teil der Mitarbeiter flohen in die südliche Zone, der Organisationsapparat teilte sich aus rein praktischen Gründen entlang der geographischen Trennungslinie auf. «OSE-Süd» wurde verantwortlich für die Arbeit in der unbesetzten Zone, während zwei Funktionäre, Falk Walk und Eugène Minkovski, die Arbeit in Paris fortsetzten. Dank ihrer Bemühungen blieb das OSE-Büro an den Champs-Élysées während des ganzen Krieges geöffnet.⁴⁹

Als immer deutlicher wurde, dass ausländische Juden (zumindest zu Beginn) stärker gefährdet waren als ihre französischen Glaubensgenossen, versuchte die OSE-Nord zunächst, mittel- und osteuropäische Juden über die Demarkationslinie in die freie Zone zu schmuggeln. Die OSE-Süd dagegen begann ein Hilfsnetz aufzubauen. Die vielen Flüchtlinge, die nach Vichy-Frankreich kamen, wurden medizinisch und sozial betreut; für Kinder, die von ihren Eltern in den Süden geschickt wurden oder aber verwaist oder verlassen waren, wurden neue Heime eröffnet. Die wichtigsten Zentren waren Marseille, Lyon, Grenoble, Montpellier, Périgueux, Toulouse, Limoges, Nizza und Chambéry, aber in bescheidenerem Umfang wurde auch in anderen Gross- oder Kleinstädten Hilfe geleistet.

Neben der medizinischen und sozialen Unterstützung für Erwachsene und Kinder, die mehr oder weniger normal leben konnten, und der Betreuung von Kindern in den Maisons d'enfants wollte die OSE aber auch die Juden in Internierungslagern nicht im Stich lassen.⁵⁰ Die französischen Internierungs- oder Konzentrationslager waren im Frühjahr 1939 auf Drängen der ultrakonservativen Rechten eingerichtet worden, die so das vermeintliche Sicherheitsproblem, das der Flüchtlingsstrom aus dem Spanischen Bürgerkrieg darstellte, vermindern wollten. Als im September der Krieg erklärt wurde, waren viele dieser Flüchtlinge nach Spanien zurückgekehrt. Die Lager standen daher leer, man nutzte sie, um darin alle feindlichen Ausländer, vor allem aber ausländische Juden einzusperren. Staatenlos, verarmt, aus ihrem gewohnten Leben gerissen, der Sprache oft unkundig, waren ausländische Juden Behördenwillkür und Schikanen besonders hilflos ausgeliefert. Ein Jahr später (nach der Niederlage Frankreichs im Juni 1940) gab es im Süden einunddreissig solcher Lager, im besetzten Norden waren es etwa fünfzehn.⁵¹

Die antisemitischen Erlasse im Norden und die Verabschiedung ähnlich schikanöser Gesetze in Vichy sorgten dafür, dass alle Juden, aber besonders ausländische und unvermögende, stets Gefahr liefen, eingesperrt zu werden, und als man 1941 begann, die Juden zusammenzutreiben, brachte man sie in diese Lager. Es war dringendste Aufgabe der OSE, die Internierten zu befreien und denjenigen, die bleiben mussten, seelische und materielle Unterstützung zu bieten. Wie eine Reihe anderer philanthropischer Organisationen⁵² schickte die OSE Fürsorgekräfte als freiwillige Insassen (*internes volontaires*) in die Lager, «damit sie das Alltagsleben der Internierten teilten, ihre wirklichen Bedürfnisse kennenlernten, Unterstützung leisteten, wo immer es möglich war, und ihre wenigen Rechte verteidigten», wie OSE-Mitarbeiter 1946 erklärten.⁵³ Oder, wie Vivette Samuel-Hermann, die, anstatt ihr Studium fortzusetzen, als interne *volontaire* der OSE nach Rivesaltes ging, es ausdrückt: Ihre Rolle bestand einfach darin, «da zu sein». Dieses «einfach da sein» war sehr wichtig. Zu dieser Zeit konnte es im Lager «noch etwas bedeuten, dass es uns gab. Deshalb haben internationale philanthropische Stiftungen Vertreter in die Lager geschickt. Wenn jemand da war, konnten die Wachen und die Vertreter der Vichy-Regierung ihre sadistischen Neigungen nicht ganz so brutal abreagieren.»⁵⁴ Diese Arbeit erforderte Engagement und weckte Verzweiflung. «Ich weiss wirklich nicht, Onkel, wie ich dir begreiflich machen oder schildern kann, was hier vorgeht und wie vollkommen aussergewöhnlich alles ist, was wir hier erleben», schrieb eine anonyme Fürsorgerin am 17. November 1941. «Es ist meine einzige Hoffnung, dass die Leute, die hier rauskommen und die wandelnden Leichen von Drancy mit eigenen Augen gesehen haben, vielleicht die richtigen Worte finden, um dir zu vermitteln, wie zutiefst tragisch und von welcher moralischen Bedeutung unsere Arbeit hier ist.»⁵⁵

Die OSE kümmerte sich vor allem um die medizinische Versorgung. Um Krankheiten zu bekämpfen und die Unterernährung mit all ihren Begleiterscheinungen zu lindern, richtete die OSE medizinische Dienste ein und eröffnete Kliniken, Krankenreviere, Apotheken und Lebensmittel-Ausgabestellen. Besonders konzentrierte sich die OSE auf die Kinderwohlfahrt; in einer Reihe grösserer Lager sorgte sie für Krippen und ein Hilfsprogramm für Kinder. Dennoch bestand das Hauptanliegen der Organisation nicht darin, das Leben in den Lagern zu erleichtern, sondern die Eingesperrten herauszuholen. In einem Tätigkeitsbericht vom September 1941 betonte sie ihre Hauptaufgabe, nämlich «die Befreiung von Kindern. Wie immer gilt dieser Frage unsere Hauptsorge ... Der längere Aufenthalt in einem Lager ist eine ständige Gefahr für die Kinder, und wir müssen darum kämpfen, so viele wie möglich herauszuholen.»⁵⁶ Während die OSE bei Erwachsenen die Interessen einzelner vertrat, die je nach Fall Gründe hatten, nach den formalen Verwaltungs Vorschriften freigelassen zu werden, brachte sie das Problem der internierten Kinder bei der Regierung als generelles Anliegen vor. Nach langen und hartnäckigen Verhandlungen liess die Vichy-Regierung während einer

kurzen Zeitspanne Kinder unter fünfzehn Jahren frei, wenn gewährleistet war, dass sie in OSE-Heime kamen und der Präfekt des jeweiligen Départements ihnen eine Aufenthaltsbescheinigung ausstellte. Montpellier, Hauptstadt des Départements Hérault, wurde rasch zum Mittelpunkt dieser Versuche, die Kinder auf legalem Wege freizubekommen. Präfekt Benedetti und seine Mitarbeiter Ernst und Frédérici (Generalsekretär der Präfektur Hérault beziehungsweise Abteilungsleiter) waren bereit, die erforderliche Erlaubnis auszustellen. Die OSE richtete in der Gegend eine Reihe von Lagern für die Evakuierten ein, und Kinder wurden aus anderen Départements hierhergebracht, da in ihrem Alter keine weiteren Formalitäten erforderlich waren. Auf diese Weise wurden über tausend Kinder aus den Vichy-Lagern befreit.⁵⁷

Während die OSE-Süd sich so bemühte, die Kinder durch legale Mittel zu schützen, organisierte die OSE-Nord unter den Bedingungen der Besetzung vom Augenblick des Einmarschs an ihre Untergrundarbeit. Zu Beginn konzentrierte man sich darauf, Flüchtlingskinder sicher in den Süden zu transportieren. Nach der wüsten Menschentreibjagd am 16. und 17. Juni 1942 in Paris (man verfrachtete die Juden massenweise in die Winterrennbahn *Vélodrome d'Hiver* oder *Vél d'Hiv*, wie man sie nannte) entwickelte die OSE-Nord ein gewaltiges Pensum an geheimen Aktivitäten. Dieses Zusammentreiben von Menschen im *Vél d'Hiv*, nach dem die *Razzia* benannt wurde, war Ergebnis der sogenannten «Operation Frühling wind», bei der 28'000 ausländische und staatenlose Juden aus der Pariser Region verhaftet werden sollten. Auf Befehl der Deutschen, in einer ausschliesslich von der französischen Polizei und ihren Helfern durchgeführten Aktion, wurden innerhalb von zwei Tagen 12'884 Menschen festgenommen. Insgesamt 6'900 Menschen, darunter 4'051 Kinder, wurden in das *Vél d'Hiv* gesperrt. Alleinstehende Männer und Frauen und kinderlose Familien (insgesamt 5'984 Personen) wurden nach Drancy geschickt. Von dort aus begannen die Deportationszüge zu rollen.⁵⁸ Die OSE-Nord hegte keine Illusionen mehr über das letztliche Schicksal der Juden, die in der besetzten Zone verhaftet wurden. Hauptziel war nun, so viele Menschen wie möglich zu verstecken. Im Januar 1943 wurde einer der beiden Leiter der OSE-Nord, Falk Walk, festgenommen, nach Drancy geschickt und deportiert. Der zweite, Eugène Minkovski, blieb in Paris und organisierte zusammen mit fünf Mitarbeiterinnen (Hélène Matorine, Simone Kahn, Jeanine Lévy, Céline Vallée und Madame Averbouh) ein Tarnnetz für Kinder. Unter dem Vorwand, einen Jugendklub zu führen, brachten sie jüdische Kinder zu nichtjüdischen Familien, die ihnen Unterschlupf gewährten. Die OSE-Mitglieder blieben während des ganzen Krieges in Kontakt mit den Pflegefamilien, um sicherzugehen, dass die Kinder gut behandelt wurden, und sorgten für Unterhaltszuschüsse, Lebensmittelmarken und falsche Papiere, wenn es nötig war. Dank der Fürsorge dieser Gruppe überlebten siebenhundert Kinder die deutsche Besetzung im Norden.⁵⁹

Untergrundaktionen zur Rettung jüdischer Kinder begannen im Süden später als im Norden. Erst als die Welle der Razzien, die in der besetzten Zone begann, über die Demarkationslinie schwappte, fiel die Maske der Vichy-Regierung, und das Ausmass ihrer antisemitischen Kollaboration wurde offenbar. Bis zu diesem Zeitpunkt hatten die OSE-Mitarbeiter in der «freien» Zone (wie auch viele andere) unter der Illusion gearbeitet, eine französische Regierung würde mit ihren jüdischen Bürgern und Flüchtlingen menschlicher umgehen als die deutschen Besatzer. Nach den Grossfahndungen im August 1942, die in mehreren Städten des Südens wüteten, beschloss die OSE mehr oder weniger offiziell, nun illegal zu arbeiten. Der legale Aufbau der Kinderheime und medizinischen Versorgungszentren ging weiter, doch nun dienten sie der Organisation auch als Tarnung für heimliche Grenzübertritte, als Werkstätten, in denen man falsche Pässe herstellte, und als Verstecke für die Menschen, denen unmittelbar die Verhaftung drohte. Als die Deutschen im November 1942 die «freie» Zone besetzten, konnte man nicht mehr so viel Kraft wie bisher für die legale Arbeit verwenden; man musste die Energien stärker auf Aktivitäten im Untergrund konzentrieren. Bei einer Zusammenkunft am 16. Januar in Lyon beschloss die Leitung der OSE «die systematische Tarnung der Kinder in den verschiedenen Kinderheimen». Die Kinder und Jugendlichen in den OSE-Heimen waren zu exponiert, zu leicht als Zielscheibe auszumachen. Sie mussten versteckt werden.⁶⁰

Ein umfangreiches Netz wurde aufgebaut, um die Kinder, die unter der Obhut der OSE lebten, fortzubringen, zu tarnen und zu retten. Der Schöpfer dieses Réseau Garel, wie man es nannte, war ein junger Mann namens Georges Garel, der sich aufopfernd darum bemühte, die Kinder, die bei der brutalen Menschenjagd in Lyon ergriffen und später im Konzentrationslager von Vénissieux gefangengehalten wurden, zu befreien, und daher bei der OSE-Leitung grossen Respekt genoss.⁶¹ «Einige Monate später», erinnert sich Georges Garel, «schlug Dr. Joseph Weill (vom Hauptvorstand der OSE) mir vor, in der südlichen Zone Frankreichs ein geheimes Tarnnetz für die Kinder verhafteter jüdischer Familien aufzubauen.»⁶² Garel war für diese Aufgabe bestens geeignet. Er war kein offizieller Vorsitzender irgendeiner jüdischen Organisation und daher den Behörden nicht bekannt, er arbeitete im Widerstand und hatte daher nützliche Kontakte, und er war persönlich engagiert.

Mit einem Empfehlungsschreiben seines Altersgenossen (und späteren Schwagers) Charles Lederman (ein Mitglied der OSE, den Garel durch andere Widerstandsaktivitäten kannte und mit dem er in Vénissieux zusammengearbeitet hatte) traf Garel mit Monsignore Jules-Gérard Saliège, dem betagten und teilweise gelähmten Erzbischof von Toulouse, zusammen. Vom Beginn der Okkupation an hatte Saliège Antisemitismus, Rassismus und Rassenprogramme öffentlich kritisiert und verdammt. Er war auch einer der ersten französischen Prälaten, die in einem Hirtenbrief, der am 23. August 1942 in allen Pfarreien seiner Diözese ver-



Simone Kamiénarz (zehn Jahre alt) im OSE-Heim in Chabannes, 1941.

lesen wurde, die Deportation von Juden verurteilten.⁶³ Und er war bereit, Georges Garel zu helfen. «Monsignore Saliège riet mir, keine neue philanthropische Organisation zu gründen, sondern im Rahmen der katholischen Kirche oder einer anderen karitativen Organisation zu arbeiten, die bereits existierten. Er war so freundlich, mir ein kurzes Empfehlungsschreiben mitzugeben, das folgendermassen lautete: ‚Ich ersuche Sie, den Überbringer dieser Zeilen und seine Pläne guten Willens zu unterstützen‘.» Ausgestattet mit dieser Referenz, knüpfte Garel Kontakte zu öffentlichen, privaten, religiösen und konfessionslosen Organisationen. Das Netz vergrösserte sich rasch, bis es nahezu die gesamte südliche Zone abdeckte. In jedem Département oder jeder Diözese gab es eine philanthropische Gesellschaft oder Einrichtung, die Kinder aufnahm. Unter vielen anderen gehörten dazu katholische und protestantische Wohlfahrtsorganisationen (die Conférences de Saint Vincent de Paul beziehungsweise das Comité Inter-Mouvements auprès

des Évacués oder der Conseil Protestant de la Jeunesse) sowie offizielle und private Gruppen (Le Secours National beziehungsweise Mouvement Populaire des Familles).⁶⁴

Georges Garel und seine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter teilten die Kinder in zwei Gruppen ein: diejenigen, die als nichtjüdisch «durchgehen» konnten, und diejenigen, bei denen das aus kulturellen, religiösen oder sprachlichen Gründen nicht möglich war. Erstere wurden mit gefälschten Ausweisen oder Geburtsurkunden beziehungsweise Lebensmittel- und Kleidermarken in «arische» Milieus eingeschleust, wo man sie nicht kannte. Diese Gruppe unterstand der direkten Aufsicht Georges Garels. Um die übrigen mehr als tausend Kinder kümmerte sich ein Mitarbeiternetz unter Leitung einer jungen Frau namens Andrée Salomon (der sogenannte «Circuit B»). Die Kinder lebten zu Hause bei ihren eigenen Familien oder bei anderen Familien, aber unter ihrem richtigen Namen. Andrée Salomons Circuit B betreute diese Kinder ganz offen, bis die OSE im Februar 1944 schliesslich völlig in den Untergrund ging. Als die OSE dazu gezwungen wurde, vollkommen geheim zu wirken, schmuggelte man die Kinder über die französische Grenze, vor allem in die Schweiz, aber gelegentlich auch nach Spanien.⁶⁵

Die Kinder des Réseau Garel blieben in Frankreich. Sein Aufbau war weitreichend, aber unkompliziert. Er und seine Mitarbeiter von der OSE fanden Organisationen und Institutionen, die bereit waren, bei der Rettung der Kinder mitzuhelfen. Sie bereiteten die Kinder auf ihr neues Leben vor, indem sie ihnen ihre neuen Namen und Familiengeschichten beibrachten und sie mit falschen Papieren und Marken ausstatteten. Darauf wurden die Kinder anderen Stellen übergeben, die sie entweder unter ihrer eigenen Obhut behielten (Heime, Waisenhäuser, Klöster oder Internate) oder sie zu geeigneten Pflegeeltern brachten. So hatte man zwei Kreise geschaffen. Der erste, der von Juden gebildet wurde, war verantwortlich für die Leitung des Netzes und hielt den Kontakt zu den Eltern aufrecht, sofern sie in Frankreich waren. Der zweite Kreis bestand aus verschiedenen nichtjüdischen Organisationen und war direkt verantwortlich für die Kinder in ihrer neuen Umgebung. Diese verschiedenen Gruppen blieben während des ganzen Krieges voneinander unabhängig. Sie standen im Hinblick auf die OSE-Kinder nicht in Verbindung miteinander; Georges Garel war die einzige Kontaktperson. Eine solche Struktur garantierte ein besonders hohes Mass an Sicherheit. Wenn ein Kind veratet wurde, flog so nur ein kleiner Teil des Netzes auf. Ausserdem war die Tarnung sicherer, wenn die Kinder in einer gänzlichen nichtjüdischen Umgebung lebten, und es war weniger wahrscheinlich, dass sie aus Versehen ihre wahre Identität verrieten. Und schliesslich konnte man durch die Teilung in zwei Kreise direkte Kontakte zwischen Eltern, die in Frankreich waren, und ihren versteckten Kindern vermeiden. Solche Kontakte waren mit Schwierigkeiten überfrachtet und konnten nur allzu leicht zur Entdeckung führen (Briefe wurden durch Georges Garel vom

einen Kreis an den anderen weitervermittelt). Doch so ausgezeichnet die Idee, jüdische und nichtjüdische Kreise zu trennen, in der Theorie gewesen sein mag, in der Praxis stellte Garel fest, dass «die Nichtjuden oft nicht fähig waren, Fragen zu lösen, [die entstanden,] weil die Umgebung für die Kinder fremd war und sie nicht alles verstanden». Man setzte jüdische Widerstandskämpfer mit falschen Ausweisen auf die Personallisten der Einrichtungen und Organisationen, die jüdische Kinder in ihre Obhut genommen hatten. So konnten sie Kontakt zu den versteckten Kindern aufnehmen und bei einigen Problemen Abhilfe schaffen.

Im Sommer 1943 war das Netz, das sich nun um 1'500 Kinder kümmern musste, so umfangreich geworden, dass Garel es in vier geographische Sektionen teilte. Garel war Hauptkoordinator, und jedes Gebiet wurde von einem regionalen Leiter mit ein oder zwei Helfern verwaltet. Auch der Réseau war sehr umfassend geworden; unterstützt wurde er durch eine Infrastruktur, die verschiedene Dienste leistete. Die Bekleidungsabteilung war dafür zuständig, die Kinder entweder mit fertig gekauften Sachen auszustatten oder Stoff zu besorgen und daraus etwas nähen zu lassen. Die Dokumentenabteilung kümmerte sich um Ausweise und Lebensmittelmarken, um Geburtsurkunden und Taufscheine. Diese falschen Papiere wurden auf verschiedenen Wegen beschafft. Zu Beginn wurden benutzte, authentische Dokumente geändert. Später erbat man sich von sympathisierenden Standesämtern echte Formulare oder kaufte sie auf dem Schwarzmarkt. Als man immer mehr gefälschte Papiere brauchte, wurden sie auf Druckpressen der Untergrundbewegung gedruckt. Die Transportabteilung schliesslich war dafür verantwortlich, dass die Kinder schnell und kurzfristig an einen anderen Ort gebracht wurden, wenn es nötig war.⁶⁶

Der Réseau Garel und Salomons Circuit B unterschieden sich von Gruppen wie Zegota, dem Einsatz der Boogaards oder der NV, weil sie innerhalb einer bereits existierenden Organisation (OSE) geschaffen wurden und Juden als Leiter hatten, die zum Wohl ihrer Glaubensgenossen arbeiteten.⁶⁷ In anderen Punkten aber hatten die Rettungs- und Schutzaktionen der OSE mit den Untergrundgruppen vieles gemeinsam. Es ist natürlich klar, dass alle das Ziel hatten, das Leben jüdischer Kinder trotz aller Gefahren, die eine solche Aufgabe mit sich brachte, vor unbarmherziger Verfolgung zu schützen. Diese Gruppen wurden von jungen Leuten ins Leben gerufen, die sich nicht abschrecken liessen. Einschüchterung machte sie nicht handlungsunfähig, wie es bei so vielen anderen der Fall war. Wie bei den Untergrundorganisationen waren auch die Kuriere der OSE in der grossen Mehrzahl Frauen. Helferinnen arbeiteten in den Maisons d'enfants der OSE, und als diese Heime geschlossen und die Kinder in alle Winde verstreut wurden, trugen die Frauen weiterhin die Verantwortung für den Schutz der Kinderleben. Zeitweise bauten Frauen wie etwa Irena Sendlerowa und Andrée Salomon diese Systeme selbst auf. In jedem Fall waren sie zutiefst mit Leib und Seele in dieses Unternehmen integriert. Sie arbeiteten an der Basis, suchten und fanden Familien

für die Kinder, begleiteten sie aus Gefahrenzonen in Verstecke, beschafften falsche Papiere, Essen, Schuhe und Kleidung. Ihre Arbeit war gefährlich und äusserst strapaziös. In der Praxis funktionierte das Netz der OSE kaum anders als das der anderen Gruppen. Wie in weiteren Organisationen war man darauf angewiesen, dass mutige und mitfühlende Nichtjüdinnen und Nichtjuden bereit waren, Kindern während der Kriegszeit Schutz zu bieten. Nicht anders als die Pflegefamilien, die mit offiziell gegründeten Organisationen wie der Zegota, mit familienbestimmten Gruppen wie dem Netz der Boogaards oder spontan entstandenen Initiativen wie der NV zusammenarbeiteten, waren auch die nichtjüdischen Franzosen, die die OSE unterstützten, im grossen und ganzen einfache und keineswegs reiche Leute. Auch sie bekamen kaum Geld (im Höchstfall 500 Francs im Monat), um den Unterhalt der Kinder zu bestreiten, die ausser einigen Lebensmittelmarken und ein paar Kleidungsstücken kaum etwas besaßen. Die Pflegefamilien der OSE bevorzugten ebenfalls Kinder, die ohne ausländischen Akzent sprachen und sich in Aussehen und Benehmen nicht allzusehr von der übrigen Bevölkerung abhoben; auch sie wollten lieber kleine Mädchen als ältere Jungen haben. Zur Tarnung wurden die gleichen Geschichten von Bombardements oder Nahrungsmittelknappheit in den grossen Städten erzählt. Und letztendlich, erinnert sich die Widerstandskämpferin Madeleine Dreyfus, nahmen die Pflegefamilien der OSE Abstand von ihren Sonderwünschen und liessen die angeführten Vorwände fallen. Sie nahmen das Kind ganz einfach deshalb bei sich auf, weil es in Not war.

Madeleine Dreyfus war offiziell Leiterin der OSE in Lyon und inoffiziell Vorsteherin des Réseau Garel, Sektion Lyon. Am 27. November 1943 wurde sie wegen ihrer Untergrundarbeit verhaftet und über Fort Montluc und Drancy nach Bergen-Belsen deportiert; nach dem Krieg, im Mai 1945, gehörte sie zu den wenigen, die zurückkamen. Vor ihrer Festnahme war Madeleine Dreyfus zusammen mit einer weiteren Widerstandskämpferin, Marthe Sternheim, damit betraut, Plätze für gefährdete Kinder zu finden; überall auf dem Land suchten sie nach mitfühlenden Menschen, die den Kindern ein Heim bieten wollten. In ihrem Bericht betont Madeleine Dreyfus die Rolle solcher Pflegefamilien.

«Ich war vor allem verantwortlich für die Gegend um Le Chambon-sur-Lignon. Natürlich nahmen wir zuerst Kontakt mit Pastor Trocmé und seiner Frau auf, die uns herzlich empfingen und uns Ratschläge und wertvolle Informationen gaben. Durch sie wurde ich mit Madame Deléage (einer Witwe) und ihrer Tochter Eva (jetzt Eva Phillit in Saint-Étienne) bekannt. Damals lebten sie in Tavas, einem winzigen Dorf, und sie engagierten sich sofort selbstlos für unsere Sache. [Madame Deléage] war uns eine aufopfernde Freundin, sie stellte selbst den Kontakt zu den Familien her, die uns wahrscheinlich helfen würden, diese kleinen jüdischen Kinder zu verstecken, die von der Gestapo gejagt wurden; und das, obwohl sie genau wusste, wie gefährlich es war, sie hatte doch selbst mehrere Kinder ver-

steckt. Den Kleinbauern, die sie ansprach, erklärte sie beharrlich, sie sollten doch diese Kinder ‚aus Lyon und Saint-Étienne, die so mager sind und denen es so gut täte, sich in der frischen Luft der Haute-Loire zu erholen‘, zu sich nehmen. Diese Leute wussten sehr wohl, was für Kinder da zu ihnen ins Haus kamen, aber jeder tat so, ‚als ob‘, als glaubte er diese Geschichte ... Und so wurde die Sache organisiert: Mehrmals im Monat fuhr ich mit ungefähr zehn Kindern im Zug nach Lyon. Manchmal hatten die Eltern uns die Kinder anvertraut, manchmal war es Kindern gelungen, den Nazis zu entkommen, als ihre Eltern verhaftet wurden. Dann fuhren wir nach Saint-Étienne und schliesslich mit dem Bummelzug von Tence nach Le Chambon.»

Oft holte Eva Deléage Madeleine Dreyfus am Bahnhof ab. Sie brachten die Kinder im Hotel May unter und machten dann die Runde bei den Bauern, die vielleicht ein Kind aufnehmen würden – oder vielleicht sogar zwei, wenn es um Geschwister ging, die sich nicht voneinander trennen wollten.

«Im Allgemeinen antworteten uns die Bauern, die von ihrem Pastor und Madame Deléage ja schon vorbereitet waren, ziemlich schnell. Bei Jungen über zwölf Jahren war es trotzdem schwierig. ‚Die sind frech‘, sagte man uns immer wieder. Ich erinnere mich an einen Tag, an dem noch ein ‚Fall‘ von zwei vierzehnjährigen Jungen übrig war – eine schwierige Aufgabe. Ich ging von Hof zu Hof, die ganze Gegend um Le Chambon habe ich abgeklappert ... niemand wollte meine beiden Jungen nehmen. Schliesslich kam ich zum Haus eines älteren Ehepaars, den Courtials, und erzählte zum x-ten Mal meine Geschichte: Kinder aus der Stadt, die hungrig waren, natürlich hatten sie ihre Lebensmittelmarken bei sich, und die Luft von Le Chambon, und so weiter und so fort... Die Courtials antworteten freundlich, aber bestimmt, sie könnten die beiden wirklich nicht nehmen. Am Ende setzte ich alles auf eine Karte und sagte ihnen die Wahrheit: ‚Es sind zwei jüdische Jungen; man hat ihre Eltern verhaftet und die Gestapo ist hinter ihnen her, um sie ebenfalls festzunehmen.‘ Nicht das geringste Zögern mehr: ‚Aber das hätten Sie früher sagen sollen, natürlich müssen Sie Ihre zwei Jungen zu uns bringen.‘»⁶⁸

Die Gruppen und Organisationen, die jüdischen Kindern das Leben retteten, sind nun so ausführlich behandelt worden, dass ein einschränkendes Wort angebracht ist. Der Historiker Lucien Steinberg, der die Lage der Juden in Frankreich und Belgien untersucht hat, bemerkt sehr richtig: «Die Mehrzahl der Juden, die überlebten, brauchte die Hilfe der jüdischen und nichtjüdischen Hilfsorganisationen entweder nicht oder wandte sich nur ganz selten an sie. Natürlich konnten diese Organisationen nicht die gesamte jüdische Bevölkerung retten. Die meisten überlebenden Juden blieben aufgrund ihrer eigenen Initiative am Leben. Die Mehrzahl schlug sich illegal durch, erhielt auf individueller Ebene aber Hilfe von der örtlichen Bevölkerung.»⁶⁹ Obwohl keine genauen Zahlen verfügbar sind, scheint sich aus dem vorhandenen Material doch abzuzeichnen, dass diese Feststellung für ganz Europa gilt. Die meisten jüdischen Kinder fanden Hilfe über per-

sönliche, familiäre Kontakte und nicht bei organisierten Gruppen. Diese Tatsache wird häufig übersehen, weil es leichter ist, die Geschichte von Institutionen und Organisationen – selbst, wenn sie im Verborgenen arbeiteten und nur lose verbunden waren – zu schreiben als die Geschichte privater Beziehungen und des grauen Alltags, der damals eher grauenvoll als grau und keinesfalls alltäglich war. Und in allererster Linie wurden die Kinder von ihren Eltern gerettet. Den ersten und radikalsten Schritt mussten doch sie tun, indem sie ihr Kind hergaben, ihre Tochter oder ihren Sohn jemandem anderen anvertrauten, weil sie erkannten, dass sie dieses Kind, dem sie das Leben geschenkt hatten, nicht länger behüten und beschützen konnten. Es war paradox: Um sein Kind zu retten, musste man akzeptieren, dass man selbst nicht fähig war, das Kind zu schützen und zu verteidigen.⁷⁰ Gleichgültig, ob man diesen Sohn oder diese Tochter einem persönlichen Freund oder einem fremden Widerstandskämpfer überliess, dieser erste Akt des Verzichts war der grundlegende Anfang. Die Arbeit der Organisationen, die sich vorgenommen hatten, jüdische Kinder zu retten, die Selbstlosigkeit der meisten Familien, die diese Kinder aufnahmen, sollen nicht unterschätzt werden. Die Frauen und Männer, die diese Aufgabe übernahmen, waren standhaft und treu. Sie taten, was sie für richtig hielten, und ein halbes Jahrhundert später hatten sie immer noch nicht das Gefühl, dass sie etwas Aussergewöhnliches getan oder für ihre Handlungsweise eine besondere Ehrung verdient hätten. In Wirklichkeit war ihre Haltung natürlich aussergewöhnlich. Ihre hochherzigen Handlungen und Leistungen sollten bewundert, ihre Redlichkeit und Anständigkeit anerkannt werden. Trotzdem wäre es falsch zu sagen, dass diese Menschen, wie schätzenswert, rechtschaffen, freundlich, rücksichtsvoll und hilfsbereit sie auch immer gewesen sein mögen, die Kinder allein gerettet hätten. Den ersten und entsetzlichsten Schritt taten die Eltern.

III. Im Verborgenen

Im vorangegangenen Kapitel ging es um die Rolle der Erwachsenen – Eltern, Pflegeeltern und Widerstandskämpfer –, die Entscheidungen für die Kinder trafen und sich um sie kümmerten. Natürlich ist es etwas völlig anderes, ob man ein Kind rettet, oder ob man selbst das gerettete Kind ist. Es war äusserst kompliziert, Kinder zu verstecken, aber noch problematischer war es, versteckt zu *sein*. Die Schwierigkeiten der Widerstandskämpfer und Pflegeeltern waren praktischer Natur. Ihr eigener religiöser Glaube, ihre Überzeugungen und Meinungen standen nicht zur Debatte. Sie handelten, wie sie es für richtig hielten; guten Gewissens und unbefangen übernahmen sie die Verantwortung für die Kinder und Jugendlichen. Da waren Kinder, die Hilfe brauchten; ihre reale physische Existenz rechtfertigte den Einsatz der Untergrundkämpfer und bot einen handfesten Grund für ihre Handlungsweise. Es gab Überlieferungen und Vorbilder, die sie in ihrem Entschluss rechtfertigten und bestärkten. Entscheidungen und Taten von Untergrundkämpfern und Familien, die Kindern Schutz boten, fügten sich ein in die christlich-abendländische Tradition von Nächstenliebe und Heldenmut. Wer sich die Aufgabe stellte, Kinder zu schützen, war ein grossartiger und zur Abwechslung einmal philosemitischer Nachfolger der einstigen Ritter, die in ihrem Treueid geschworen hatten, Witwen und Waisen zu beschützen.

Jüdische Kinder dagegen hatten keine gültigen Modelle, die ihre Situation erklärt hätten. Ihre Tradition und ihr Erbe halfen ihnen nicht dabei, ihre Stellung als Opfer zu begreifen. Noch nie war die Verfolgung der Juden so weit gegangen. Die historische Parallele, die dem am nächsten kam, war der Plan der Ägypter, alle jüdischen Knaben umzubringen. Es war die Geschichte von Moses, der aber durch die List seiner Schwester Miriam bei seiner eigenen Familie bleiben konnte. Den Kindern im von Nationalsozialisten besetzten Europa bot sich eine solche Alternative nicht. Sie waren schutz- und hilflos ihrer Zukunft ausgeliefert.

In diesem Kapitel soll es um die Erfahrungen dieser Kinder und Jugendlichen selbst gehen. Wie war es, wenn man untergetaucht und versteckt war wie Anne Frank, oder «untergetaucht», aber offen sichtbar, so wie Ivan Buchwald? Was machten diese Kinder den ganzen Tag über? Mit wem spielten sie? Worauf hofften sie, wovor hatten sie Angst, welche Aufgaben und Pflichten hatten sie, womit beschäftigten sie sich?

Jedes dieser beiden Erfahrungsmuster – versteckt oder auch untergetaucht und nicht versteckt – war auf seine spezifische Weise problematisch, aber im ersten Fall springt diese Tatsache deutlicher und brutaler ins Auge. Unterzutauchen be-

deutete, dass alle – oder nahezu alle – Verbindungen zur Gesellschaft abgeschnitten wurden. Ob auf einem Speicher in der Stadt oder in einer Waldhütte – das Kind war buchstäblich versteckt vor der tödlichen Gefahr, die von der restlichen Welt drohte. Selbst der eingeschränkte Bereich, zu dem ihre Welt zuvor zusammengeschrumpft war, wurde ihnen nun versagt. Man hatte sie von ihren früheren nicht-jüdischen Spielgefährten abgesondert, sie aus Schulen, Kinos und Parks verbannt und sie mit dem Davidsstern als «anders» und «fremd» gebrandmarkt und isoliert. Schliesslich wurden diese Kinder noch gezwungen, aus der eigenen Wohnung zu fliehen, sich von den wenigen noch übrigen Freunden und oft auch von ihrer Familie zu trennen, und so begann für sie eine neue, noch weiter entfremdete Existenz. Völlig abgeschnitten von jeglicher Gemeinschaft, ohne Mobilität oder Zugang zu Waren oder Dienstleistungen (Essen, Kleidung, Schuhe, Arzneien, Bücher, medizinische oder zahnmedizinische Versorgung), beschränkte sich ihr Leben nun auf winzige Bereiche. «Jetzt, mit einundfünfzig Jahren», sagt Marco Anav, ein Jude aus Rom, über die Zeit im Jahr 1944, während der er mit seiner Familie in der Wohnung eines katholischen Freundes untergetaucht war, «kann ich Ihnen sagen, dass der Mangel an Freiheit das Schlimmste war; so eingeschränkt zu sein, eingesperrt in seinem Zimmer, das kleiner war als das, in dem wir jetzt sitzen; oder wenn jemand klopfte – man musste einmal, zweimal, dreimal klopfen, nur zweimal bedeutete nämlich, dass es etwas anderes war –, dann hiess es: ‚Ruhig Kinder, seid still!‘»¹ Selbst die einfachsten menschlichen Bedürfnisse, wie sich zu waschen oder zur Toilette zu gehen, wurden nur äusserst vorsichtig und genau nach Plan befriedigt. Moishe Kobylanski und seine Familie versteckten sich auf dem Land in der Gegend um Gruszwica, ihrem Heimatdorf in der Ukraine. Von Ende 1942 bis Mai oder Juni 1943 verkrochen sie sich in einem Strohschober neben einem Schweinestall. «Die Toilettenanlagen waren wirklich exzellent. Man ging einfach ins andere Eck und wickelte alles in Stroh. Wenn ich nach draussen ging, um Essen zu beschaffen, nahm ich das Zeug mit und hatte die grössten Schwierigkeiten, einen Platz zu finden, wo ich es loswerden konnte.» Es war Moishes Aufgabe, sich um Essen zu kümmern und gleichzeitig die Exkremente der Familie nach draussen zu schaffen. «Mit dem Urin war es ganz einfach. Er war in einer Flasche, und wenn ich hinauskam, habe ich ihn einfach ausgekippt. Ein Problem war aber der Kot. Ich ging zum Misthaufen und versuchte ihn dort zu verstecken. Aber wie soll menschlicher Kot zu Viehmist passen, ohne dass er auffällt? Auch keine gute Lösung. Es war immer ein Problem, weil ich riskierte, Spuren zu hinterlassen.»² Kurz, im Versteck zu leben war etwa so, als würde man in ein besonders strenges Gefängnis eingeliefert – nicht weil das Kind selbst ein Verbrechen begangen hätte, sondern weil die Umwelt sich kriminell verhielt.

Jedes Kind machte seine eigenen Erfahrungen, aber manche Aspekte des Lebens im Verborgenen waren nahezu allgemeingültig. Zuerst einmal verstanden die Kinder schlicht und einfach nicht, was um sie herum vorging und warum dies so war,

und daraus resultierte ein allgegenwärtiges Gefühl von Furcht und Anspannung. Ihr früheres Leben hatte sie nicht auf diese neue Art der Existenz vorbereitet. Die Kinder begriffen, dass die Deutschen und ihre Verbündeten gefährlich waren, aber was diese Gefahr genau bedeutete, überstieg ihren Horizont. Vor allem kleine Kinder nahmen die Gefahr eher als beginnende Unsicherheit wahr und nicht als ganz bestimmte und begreifbare Katastrophe. «Warum muss ich mich verstecken?» war die elementare Frage. Weil die Kinder ohne plausible Antwort blieben (es gab ja auch keine rationale, fassbare Antwort) und nur mehr oder weniger unklar erfassten, dass es Sicherheit bedeutete, sich zu verstecken, reagierten sie mit grosser Angst. Sie verstanden nicht, warum sie gezwungen waren, ihr Zuhause, ihre Familie, ihre Freunde zu verlassen, und sie wussten nicht, was sicher war und was gefährlich. Genau das, was zuvor Sicherheit bedeutet hatte, mussten sie nun aufgeben. Was war noch sicher, wo konnte man Schutz finden?

Judith Ehrmann-Denes war noch nicht einmal vier Jahre alt, als sie mit ihrer Mutter und ihrem achtzehn Monate alten Bruder in Budapest untertauchte. Eines Sonntagnachmittags im Frühjahr 1944 besuchten sie wie gewöhnlich Verwandte. Als sie zurückkamen, wartete die Hausmeisterin, «die eine sehr, sehr nette Dame war», im Hof auf sie. «Sie sagte: ‚Kommen Sie nicht herein, kommen Sie nicht herein! Die Nazis waren da‘. Die *ungarischen* Nazis ... die Pfeilkreuzler ... Sie waren da und nahmen alle Juden mit, die im Haus wohnten. Also gingen wir an diesem Abend zum Freund meines Vaters, der kein Jude war ... Wir wohnten dort, und ich verstand nicht, warum wir nicht nach Hause gingen. Wir blieben dort ... Ich weiss noch, dass ich dort war und nichts begriff. Ich weiss noch, dass ich die ganze Zeit Angst hatte, die von meiner Mutter, die offensichtlich vierundzwanzig Stunden am Tag Angst hatte, auf mich überging ... Alles, was ich noch weiss, ist Angst. Und ich dachte, so sei das Leben. Was weiss schon eine Dreijährige? So ist das Leben. Man hat einfach die ganze Zeit Angst und fürchtet sich.»³

Unterzutauchen war sowohl physisch wie psychisch eine schwierige Sache. So völlig aus dem gewöhnlichen Leben herausgerissen zu sein und alle normalen Tätigkeiten abubrechen, war ein grosser Schock, der radikale Änderungen erforderte. Ein Mann, der damals noch jung war, resümiert: «Es war plötzlich ein Leben ohne Leben.»⁴ Jede banale Alltagstätigkeit musste wohlwogen und der Situation angepasst, zahllose Hindernisse mussten überwunden oder umgangen werden. Um ihrer Familie grösstmögliche Sicherheit zu garantieren, verschaffte sich Judith Ehrmann-Denes' Mutter die echten Dokumente einer jungen Nichtjüdin, die etwa das gleiche Alter und ebenfalls zwei Kinder hatte. Doch auch das genügte ihr noch nicht, und so wurde der achtzehn Monate alte Junge als Mädchen ausstaffiert. «Mein Bruder war wie ein kleines Mädchen angezogen, weil man bei Jungen manchmal nachprüfte, ob sie beschnitten waren oder nicht.» Die Denes verbargen sich bei einer Reihe von christlichen Familien in Budapest. Sie vermie-



Renée Fritz-Schwalb (fünf Jahre alt) mit ihrer Mutter und ihrem Cousin im Garten von Madame De Gelas, bei der sie untergetaucht waren. Brüssel 1942.

den Kontakte mit der Aussenwelt, waren aber nicht völlig abgesondert. «Niemand kannte uns wirklich, und da wir beide ‚Mädchen‘ waren, konnte niemand etwas nachprüfen. Die Leute glaubten einem einfach. Sollte uns jemand anzeigen und die Pfeilkreuzler würden vorbeikommen, konnten sie mit zwei kleinen Mädchen nicht viel anfangen. Mein Bruder hatte blonde Locken und eine rote Schleife im Haar, so dass sie gar nicht auf den Gedanken kommen würden zu sagen, ‚das ist ja ein Junge‘.» Diese List brachte jedoch auch Probleme mit sich. «Mein Bruder, der gerade gelernt hatte, im Stehen zu pinkeln, musste sich nun wieder hinsetzen. Und stellen Sie sich vor, dort gab es keine Toiletten ... Also musste mein Bruder wieder lernen, auf den Topf zu gehen. Es war ein Glück, dass er wirklich erst spät sprechen lernte, so dass er nichts Richtiges sagen konnte. Er machte ein ziemliches Theater, aber niemand wusste, warum, weil meine Mutter aufpasste, dass niemand

ihn als Jungen erkannte. Wir hatten eine Menge Probleme und ständig Angst, dass dieses Kind um Gottes willen nicht den Reissverschluss aufmachte oder die Hosen herunterzog.»⁵

Obwohl es sicherer war, weiblich zu sein – die Beschneidung der Jungen verriet sie als Juden –, hatten ältere Mädchen ihre eigenen Schwierigkeiten mit ihrem Geschlecht. Herta Montrose-Heymans war fünfzehn, als sie untertauchte. Ihre Familie war von Deutschland in die Niederlande geflohen, aber die Nationalsozialisten holten sie ein. 1942 ging sie gezwungenermassen in den Untergrund. Im Winter 1943 kam Herta in einen anderen Unterschlupf, wo sie bis Kriegsende blieb. Sie, ihr Grossvater und ein weiterer älterer Mann wohnten in Enschede (im Osten der Niederlande) bei einem älteren Ehepaar in einem «winzigen Arbeiterhäuschen». «Es war wirklich eine Qual, wenn ich meine Tage hatte», erinnert sich Herta. «Damals hatte man kleine Stoffpolster, die man waschen musste. Unsere Wirtin konnte sie ja schlecht auf die Leine hängen, nicht wahr? Die Nachbarn wussten schliesslich, dass keine junge Frau im Haus war.»⁶

Man durfte keine Spur oder kein Zeichen seiner Anwesenheit hinterlassen, darin lag das grundlegende Problem. So musste man alles verstecken und verheimlichen. In Herta Heymans Fall etwa war es nicht nur unmöglich, die Monatsbinden aus Stoff auf der Wäscheleine zu trocknen, es kam auch nicht in Frage, die Hemden ihres Grossvaters aufzuhängen. «Niemand durfte wissen, dass wir da waren», betont Herta. «Wir konnten nicht zwei Hemden aufhängen, wenn angeblich nur ein Mann im Haus wohnte.» In den hinteren Räumen des Hauses konnten sie sich relativ frei bewegen, aber «wir flüsterten, in normaler Lautstärke redeten wir nie. Das wurde zur zweiten Natur.» Was man nicht verbarg, musste man auf die eine oder andere Weise tarnen. So hatte etwa das Ehepaar, bei dem sie wohnten, «ein Harmonium, auf dem sie vor allem sonntags spielten. Da ich mit Klavierunterricht angefangen hatte, bevor ich untertauchte, lernte ich, ihnen auf dem Harmonium vorzuspielen, woran sie grosse Freude hatten.» Natürlich mussten die Leute vorgeben, selbst zu spielen. «Man musste die ganze Zeit irgend etwas vortäuschen.»⁷

Die tatsächliche Situation zu vertuschen, wurde sowohl für den Gast wie auch für den Gastgeber zu einer Lebensform. Verschiedene Listen wurden angewandt, von offensichtlichen Taktiken bis hin zu raffinierten Schachzügen. Da die Pflegekinder offiziell nicht existierten, durfte man sie auch nicht sehen. Sie durften nicht in die Nähe der Fenster gehen, damit man sie nicht von draussen entdecken konnte, und wenn Besuch kam, mussten sie sich auf engstem Raum verstecken und durften keinen Mucks von sich geben. Oft hiess das auch, dass die Kinder absolut stillhalten mussten. Waren sie in einem Schrank oder hinter einem Vorhang versteckt, hätte die kleinste Bewegung sie verraten. Und man durfte sie nicht nur nicht sehen, sondern auch nicht hören. Wie Herta Heymans lernten sie, entweder gar nichts zu sagen oder nur zu flüstern. Sie durften nicht laut lachen oder bei einem plötzlichen

Schmerz laut aufschreien. Sie konnten überhaupt nichts tun, was sie durch irgendein Geräusch verraten hätte. War ein Kind allein in der Wohnung, durfte es daher die Toilettenspülung nicht ziehen; waren die Gasteltern im Wohnzimmer, konnte es nicht in der Küche abwaschen. Alle Handlungen und Geräusche mussten den überall bekannten Bewohnern des Hauses (oder der Scheune, wie bei Moïshe Kobylanski, beziehungsweise des Hinterhauses wie bei Anne Frank) zuschreibbar sein.

Lebensmittel oder Dienstleistungen für die versteckten Kinder zu beschaffen, erforderte umsichtige Planung. Hatte ein Kind keine Lebensmittelmarken, musste man Lebensmittel auf dem Schwarzmarkt kaufen, was sehr teuer war. Kaufte man mit Marken (die die Widerstandsbewegung besorgte) ein, waren die Preise kontrolliert, aber wie konnte eine Hausfrau Marken für drei Personen vorlegen, wenn ihr Bäcker ganz genau wusste, dass der Haushalt seit Jahren nur aus zwei Personen bestand? Frauen, die Kinder versteckt hatten, verbrachten Stunden damit, vor verschiedenen Lebensmittelgeschäften Schlange zu stehen, um die Lebensmittelmarken voll auszuschöpfen, ohne Verdacht zu erregen. Bertje Bloch-van Rhijn und ihre Familie waren im Haus einer älteren Dame etwas ausserhalb von Kämpen (im Osten der Niederlande) untergetaucht. Diese Frau «wohnte dort allein, und es war sehr schwierig, Essen herbeizuschaffen. Natürlich konnte man nicht riesige Taschen voller Einkäufe ins Haus schleppen ... Die Hausherrin hatte ein Dienstmädchen und eine Haushälterin, die wirklich ‚zu töricht war, um für den Teufel zu tanzen‘ [wie man auf Holländisch sagt]. Das Wichtigste war aber, dass Marietje [die Haushälterin] den Mund hielt, wenn sie einkaufen ging. Sie kaufte immer mit Marken ein, und sie musste in viele Lebensmittelgeschäfte gehen, um die verschiedenen Marken, die sie von der Untergrundbewegung bekommen hatte, auszunützen. In jedem Geschäft konnte sie nur eine Lebensmittelkarte vorweisen, denn sie musste ja behaupten, dass sie nur für ihre Herrin einkaufte. Daher ist es gar nicht nett von mir, wenn ich sage, dass sie dumm war», schliesst Bertje van Rhijn.⁸ Lebensmittel zu beschaffen war ein grundlegendes und endloses Problem, aber das gleiche Dilemma und die gleichen Lösungen galten auch für andere Dinge. Bücher etwa waren für viele versteckte Kinder und Jugendliche von grosser Bedeutung; Lesen war ein Zeitvertreib und bot eine Möglichkeit, den engen Grenzen ihrer reduzierten Welt zu entfliehen. Philip Maas und seine Eltern waren bei einer Arbeiterfamilie untergetaucht, die schon lange zuvor öffentliche Bibliotheken genutzt hatte. Als die Familie Maas zu ihnen kam, stieg der Lesebedarf natürlich. «Sie hatten Mitgliedsausweise für zwei Bibliotheken und stellten es sehr schlau an, indem sie manchmal aus der einen Bücherei nur ein oder zwei Bücher holten, aus der anderen dafür aber eine ganze Menge.»⁹

Kurz, sowohl die Kinder wie die Menschen, die sie bei sich versteckten, waren bestrebt, sich so zu verhalten, dass die Anwesenheit der Kinder weder im Haus noch im Verkehr mit der Aussenwelt entdeckt wurde. Diese Lebensbereiche konnten die Kinder und ihre Gastgeber in einem gewissen Mass steuern. Keine Kontrol-

le hatten sie jedoch über die Operationen der Deutschen und ihrer Verbündeten. Eine Razzia oder Durchsuchung hatte nichts mit einem unbeabsichtigten Selbstverrat zu tun; das waren erwartete, aber nicht voraussagbare Katastrophen. Man wusste, dass so etwas passieren könnte, aber nicht wann. Sehr oft waren für solche Notfälle spezielle Verstecke vorgesehen; die Kinder wurden darauf getrimmt, in Sekundenschnelle zu verschwinden. In Schränken, unter der Treppe oder dem Fussboden, auf dem Speicher oder im Keller baute man mit falschen Wänden oder Dielenbrettern winzige Verstecke. Ebenso wie an die entsetzlichen Zeitspannen, wenn diese Verstecke tatsächlich benötigt wurden, erinnern sich die Kinder auch daran, dass sie es regelrecht übten, darin zu verschwinden. Als Herta Montrose-Heymans 1942 zum erstenmal untertauchte, hatte sie eine Cousine bei sich, die Spastikerin war. «Wie lange wir bei dieser ersten Adresse geblieben sind, weiss ich wirklich nicht mehr. Aber für ein Kind war es eine furchtbare Verantwortung, sich auch um dieses spastische Kind zu kümmern. Sie müssen wissen, dass wir richtiggehend übten, uns an bestimmten Stellen zu verstecken, wenn es klingelte, und alles musste sehr, sehr schnell gehen. Man hatte vielleicht eine Minute Zeit, um sich im Schrank zu verstecken oder ... Bei unserer ersten Adresse mussten wir uns unter den Bodendielen verstecken. Für mich war das kein Problem, weil ich gesund war, aber meine Cousine konnte nicht gut laufen. Deswegen war alles furchtbar aufreibend und kompliziert; für ein fünfzehnjähriges Mädchen eine gewaltige Belastung.»¹⁰ Wie Herta war auch Selma Goldstein eine deutsche Jüdin, die mit ihrer Familie nach der «Kristallnacht» in die Niederlande geflohen war. Als ihre Familie in einem kleinen Arbeiterhaus in Enschede untertauchte, war sie zehn Jahre alt.

«Unser Zimmer war gar nicht so klein. Es war ein Schlafzimmer mit zwei Betten und einem ziemlich grossen Schrank. In den Schrank hatte man einen zweiten eingebaut, in dem wir uns verstecken konnten. Er war vielleicht 25 cm breit; also winzig. Er war in eine kleine Wandnische eingebaut, aber wenn man genau hinsah, bemerkte man, dass der Schrank von aussen grösser war als innen. Und wenn man an die Rückwand klopfte, hörte man, dass dahinter ein Hohlraum war. Es war also kein besonders sicheres Versteck.

Einmal mussten wir uns darin verkriechen. Irgend jemand rannte vor den Deutschen davon und kam dabei durch unser Haus. Er sprang in den rückwärtigen Garten, rannte durch die Hintertür ins Haus, durch den Flur und durch die Vordertür wieder hinaus. Die Deutschen waren hinter ihm her, aber der Mann, bei dem wir untergetaucht waren, wollte ihm eine Chance geben und verschloss deshalb die Eingangstür, damit die Deutschen Zeit verloren, weil sie die Tür öffnen mussten. Aber es kam anders. Die Deutschen kamen ins Haus ... und eine der Töchter lenkte sie ab, während wir uns in unserem Schrank versteckten. Wir waren im Schrank, und dann meinten die Deutschen, der Mann hätte das Haus nicht verlassen können, weil die Tür zugeschlossen war. Sie fing an, sehr sorgfältig zu suchen, ob der

Mann im Haus war. Ich hatte solche Angst, dass ich heftig zu keuchen anfing und meine Mutter mir eine Socke in den Mund stecken musste.»¹¹

Trotz aller Vorsichtsmassnahmen von Gästen und Gastgebern kam es immer wieder zu Situationen, die deutlich machten, in welcher Gefahr sie schwebten und wie unzureichend und brüchig all ihre Vorkehrungen waren. Die Familie, bei der Philip Maas untergetaucht war, hatte zwei Kinder, ein dreizehnjähriges Mädchen und einen elfjährigen Jungen. Der kleine Junge hatte einen Freund, der nebenan wohnte. «Ich schlief im Zimmer des kleinen Jungen», schildert Philip, «und der Junge von nebenan klopfte öfter an die Wand, um seinem Freund Zeichen zu geben, und manchmal kletterte er auch aus dem Fenster und wollte zu mir herein. In solchen Fällen musste ich ganz rasch mein Fenster zumachen, um ihn daran zu hindern – weil ich darin schlief und nicht sein Freund, wie er meinte. Das war problematisch, weil der Nachbarsjunge nicht wusste, dass jemand im Haus versteckt war – sein kleiner Freund hat nie etwas gesagt –, und er daher erwartete, er könne so spielen wie normal.»¹² Diese missliche Lage war komisch, fast schon grotesk, obwohl sie natürlich zu fatalen Konsequenzen hätte führen können. Andere unvorhergesehene Ereignisse waren dagegen ausgesprochen tragisch. Ein Jahr, nachdem Selma Goldstein und ihre Eltern untergetaucht waren, starb ihr Vater. «Wir wussten nicht, wie wir ihn aus dem Haus bringen sollten», erinnert sich Selma. Die Leute nebenan und die Familie gegenüber waren holländische Nationalsozialisten. «Daher nähten wir meinen Vater in ein Daunenbett ein und sagten den Nachbarn, das Bett müsse gereinigt werden. Dann wurde es auf ein Grundstück ausserhalb der Stadt gebracht, wo ein hilfsbereiter Polizist Wache stand, während mein Vater begraben wurde.»¹³ An die Stelle der normalen Trauer über den Tod ihres Vaters trat bei Selma Goldstein das schreckliche Dilemma, wie man seinen Leichnam loswerden konnte.

Angesichts dieser praktischen Probleme beim Untertauchen und der physischen Beschränkungen, denen die Kinder ausgesetzt waren, erhebt sich die Frage: Was machten sie den ganzen Tag über? Oder, besser formuliert, wie vertrieben sie sich die Zeit? «Die meiste Zeit haben wir über Essen nachgedacht», berichtet Philip Maas. «Sobald wir untergetaucht waren, wurde Essen zu einem grossen Problem, und wir redeten dauernd darüber.»¹⁴ Mehrere tausend Kilometer entfernt, in einem Schweinestall in der Ukraine, hatten Moishe Kobylanski und seine Familie dieselben Sorgen.

«Wir sassen den ganzen Tag beisammen und diskutierten, wo wir hingehen sollten, [um etwas zu essen zu erbitten]. Wir sassen da, Tag für Tag, immer spielte sich dasselbe Ritual ab. Zuerst einmal hatten wir nicht viel zu essen ... Also sassen wir einfach da, zählten die Stunden und knackten Läuse. Haben einfach nur herumgessen und nichts getan. Was hätten wir tun sollen? Man träumte vor sich hin, sprach über dies und über jenes. Machten Pläne [wie man Nahrung suchen könnte], vielleicht morgen, wenn es ruhig ist, wenn es dunkel ist. Meine Eltern waren keine Bauern in dem Sinne, dass sie die Jahreszeiten oder den Mondkalen-

der gekannt hätten ... Würden wir Vollmond, Viertelmond oder Halbmond haben? ... Also wartete man ... Ich glaube, es ist Viertelmond, dann kann ich gehen, weil er dann nicht so hell scheint. Das Wetter sieht nicht besonders gut aus; wenn ein Gewitter kommt, ist es eine gute Nacht, in der man sich auf die Suche nach Essen machen kann. Und so verging der Tag.»¹⁵

Wenn sie nicht träumten oder Pläne schmiedeten, wie sie Essen beschaffen könnten, hatten viele Kinder, die alt genug dazu waren, verschiedene Lieblingsbeschäftigungen. Soweit sie sich die Materialien besorgen konnten und die Erlaubnis erhielten, wandten die Kinder ihre Energien allen Arten von Schreiben, Kunsthandwerk und Handarbeiten zu. Anne Frank etwa schrieb ausser ihrem Tagebuch, von dem drei Fassungen existieren, auch Kurzgeschichten. Philip Maas spezialisierte sich auf Holzarbeiten. Man brachte ihm Holz in sein Versteck, mit dem er Windmühlenmodelle und Holzeinlegearbeiten bastelte. Seine Arbeiten waren zart und kunstvoll und wie Anne Franks Tagebuch mehrmals überarbeitet. Sara Spier häkelte. «Ich machte kleine Tischdeckchen und verschenkte sie. Ich häkelte sie mit sehr dünnem Faden, weil es im Krieg nicht viel Garn gab. Sie waren sehr hübsch, wie Spitze.»¹⁶ Frieda Menco-Brommet häkelte ebenfalls. «Ich machte Vorhänge und Tischdecken. Und nach dem Krieg habe ich nie mehr gehäkelt.»¹⁷

Kinder im Schulalter lasen und lernten während eines Teils ihrer Zeit. Da sie wenig Alternativen, dafür aber Zeit in Hülle und Fülle hatten, war es ganz natürlich, dass sie sich mit intellektuellen Aufgaben beschäftigten. Die Kinder erwarteten zudem, eines Tages weiter Unterricht zu haben. Sie weiterzubilden bedeutete im Grunde, dass sie glaubten, eines Tages wieder ein normales Leben führen zu können. «Ich habe meine Schulbücher und meine Mathematikübungen mitgenommen», erinnert sich Sara Spier. «Jeden Tag habe ich die letzten Mathematikaufgaben, die wir in der Schule hatten, noch einmal gemacht, einfach um sie nicht zu vergessen, weil ich ja nicht weitermachen konnte.» Sie lernte weiterhin für sich, aber «ich vermisste meine Schule sehr, weil ich gern in die Schule gegangen bin. Ich war in einem Lyzeum, und am Ende des zweiten Jahres konnte man wählen, ob man das Gymnasium besuchen wollte. Ich hatte mich für klassische Sprachen entschieden, die ich immer schon hatte lernen wollen. Und jetzt konnte niemand mich unterrichten. Ich hatte eben nur meine Bücher, aber ich konnte ja nicht weitermachen, weil niemand nachprüfen konnte, was ich richtig und was ich falsch machte. Ich hab' einfach gelesen und immer wieder gelesen, was in den Büchern stand.»¹⁸ Frieda Menco-Brommet war mit ihren Eltern zusammen, daher war der Lernprozess eher wechselwirksam. «Während der zwei Jahre, in denen wir untergetaucht waren, haben mein Vater und ich uns immer gegenseitig unterrichtet. Sein Englisch war viel besser als meines, also brachte er mir Englisch bei. Dafür war mein Französisch besser, hier konnte ich ihm helfen. Wir lasen dieselben Bücher und diskutierten darüber.»¹⁹

Das Bildungsniveau des Gastgebers, bei dem das Kind versteckt war, bestimmte in entscheidendem Masse mit, womit sich ein Kind den ganzen Tag über beschäftigte. Oft hatten die Leute, die Kinder bei sich aufnahmen, ihre eigenen Vorstellungen davon, welche Tätigkeiten passend waren und welche nicht. Bertje Bloch-van Rhijn und ihre Familie etwa waren bei der Mutter einer früheren Kommilitonin und Freundin von Bertjes Mutter versteckt. Diese Freundin hatte in ihrer Jugend eine sehr gute Schulbildung erhalten, und ihre Mutter war überzeugt davon, dass junge Menschen unterrichtet werden müssten. Sie hatte die Bücher und Spielsachen ihrer Kinder aufbewahrt – ein wahrer Schatz für Bertje van Rhijn und ihre Schwester. «Die Dame des Hauses hatte eine ganze Menge Bücher – sie hatte drei Kinder gehabt –, und sie hatte Schulbücher, grosse historische Atlanten, eine komplette Dickens-Ausgabe und eine Unmenge von Biographien.» Die Gastgeberin engagierte sich so sehr für die Bildung der beiden Schwestern van Rhijn, dass sie sogar die Leiterin der örtlichen Bibliothek von ihrer Existenz in Kenntnis setzte, glücklicherweise ohne böse Folgen. «Die Hausherrin war eine sehr belesene Dame; sie wusste sehr viel. Natürlich hatte sie auch eine Mitgliedskarte für die Bibliothek und holte uns dort Bücher, auch Schulbücher. Irgendwie musste sie ja danach fragen, und so wusste die Leiterin Bescheid.»²⁰ Sara Spier machte völlig andere Erfahrungen. Während die Schwestern van Rhijn in der ganzen Kriegszeit nur bei wenigen verschiedenen Adressen versteckt waren, musste Sara zweiunddreissigmal den Unterschlupf wechseln. Die Familie van Rhijn wurde im Mai 1943 wieder vereint und blieb bis Kriegsende zusammen; Sara wurde von ihren Geschwistern und Eltern getrennt – die Eltern und der Bruder wurden verraten und deportiert. Lange bevor sie von der Deportation und vom Tod ihrer Familie wusste, trauerte sie über ihren Verlust und vermisste ihr Zuhause. Sie war bei Leuten versteckt, die ganz andere Ansichten hatten, wie man sich beschäftigen sollte; sie kamen aus einer anderen Kultur und hatten ihre eigenen Sitten.

«Die Leute, die mich versteckten, waren Landarbeiter, sehr einfache, nette und liebe Menschen. Aber sie wussten gar nichts von [höherer] Bildung oder Sprachen. Sie führten ein sehr einfaches Leben, und sie waren Christen. Ich kam also in ein völlig anderes Milieu, in dem Bildung wenig zählte und die Religion ganz anders war. Ich empfand diesen Unterschied sehr stark, aber natürlich sagte ich nichts. Mir war klar, das waren Leute, die mir Unterschlupf gewährten, und ich hätte doch nicht sagen können, dass mir ihre Lebensweise nicht gefiel. Zum Beispiel lasen sie keine Bücher. Immer strickten sie oder stickten oder arbeiteten in der Küche und im Garten. Lesen dagegen war ein Luxus. Meine Schulbücher akzeptierten sie, aber wenn ich nach einem Buch zum Lesen fragte, hiess es, du kannst dich nützlicher beschäftigen.»²¹

Einmal waren Sara und eine entfernte Cousine bei einem Müller versteckt, der sich während des Krieges als Bauer durchschlug. Er und seine Frau arbeiteten sehr hart; sie standen um fünf Uhr morgens auf und plagten sich den ganzen Tag auf

dem Feld ab. Die beiden Mädchen standen «nicht so früh auf, weil wir nichts zu tun hatten».

«Wir durften nichts im Haus tun. Hin und wieder konnten wir Kartoffeln schälen, aber wir durften nicht richtig im Haushalt helfen. Also strickten wir ein bisschen und ratschten. Die Müllerin liess uns auch Radio hören [wenn sie im Haus war]. Wir konnten mit unserem Strickzeug dasitzen und uns unterhalten, aber wir durften nicht lesen, weil es Sünde war, Bücher und Romane zu lesen. Erlaubt war nur die Bibel ... Ich habe die Bibel gelesen, das Alte und das Neue Testament. Und nach Wochen und Wochen kam der Müller einmal aus dem Dorf und sagte bloss: ‚Hier, das ist für euch‘. Er hatte ein Buch aus der Bibliothek mitgebracht, ein Buch über das Leben von Bauern ... Wir haben nicht viel getan, weil wir nicht durften, nur ein bisschen gestrickt und geschwätzt und die Bibel gelesen.»²²

Die Gegensätze zwischen der Kultur des Gastgebers und der des Kindes waren für das versteckte Kind nicht selten seelisch bedrückend. Aus heutiger Sicht ist man leicht geneigt zu fragen, was diese Kinder denn als so quälend empfanden. Immerhin waren sie versteckt, könnte man sagen, sie waren in Sicherheit und wurden nicht deportiert; verglichen mit den Kindern in Ghettos oder Lagern, führten sie ein angenehmes Leben. Sicher stimmt das, aber diese Sichtweise ist etwas zu einfach – erstens mangelt es ihr an historischer Perspektive, und zweitens verfehlt sie den springenden Punkt. Kinder, die untergetaucht waren, hatten keine konkrete Vorstellung von dem Elend, dem sie durch glückliche Fügung entgingen; sie hatten es nicht erlebt. Sie fürchteten sich vor Deportation und Konzentrationslagern, sie hatten Angst, verraten zu werden, aber das Grauen der «Umsiedlung» war eher Gerücht als Realität für sie. Des Weiteren sind Tragik und Elend absolut und nicht vergleichbar. Wer würde beim Begräbnis eines Elternteils tanzen, weil nicht beide Eltern auf einmal gestorben sind? Versteckte Kinder lebten wie jeder andere Mensch innerhalb ihres eigenen Erfahrungsgefüges, und das war unerfreulich genug. Der passende Vergleich ist nicht der mit den Kindern, die mehr litten, sondern mit denen, die weniger litten; nicht mit dem von der Todesmaschinerie bedrohten Leben, sondern mit dem Leben, wie es in «normalen» Zeiten hätte sein sollen. Verliert man diese Perspektive, so akzeptiert man die Vorstellungen der Nationalsozialisten darüber, was die Kinder zu Recht erwarten konnten. In der Tat wurden sie buchstäblich herabgesetzt (so klein gemacht, dass sie schliesslich verschwinden mussten) und an den Rand gedrängt (so weit an den Abgrund, dass sie nicht mehr zu sehen waren). Ihr früheres Leben existierte nicht mehr. Sie waren aus ihrem normalen Umfeld gerissen und allein. Und wie rechtschaffen und barmherzig ihre Gastgeber auch gewesen sein mochten, hatten sie doch auch ihre eigenen Vorstellungen, dass die Kinder sich nämlich ihrer Lebensweise anpassen – und obendrein noch dankbar sein würden.

Die Kinder steckten in einer schwierigen Lage. Sie waren gefährdet und hatten keine Rechte. Sie hatten keine andere Wahl, als sich den Bräuchen und Sitten ihrer



Antoinette Sara Spier, echter (siehe das ‚J‘) und falscher Pass.

Pflegefamilie anzupassen. Sie erkannten, dass ihre Gastgeber eine Menge für sie riskierten. Sie glaubten, sie müssten dankbar sein, und versuchten, ihnen alles recht zu machen. «Mein Benehmen war eine Mischung aus Dankbarkeit und ... Ich wollte zeigen, dass ich ein guter Jude war», erinnert sich Salvador Bloemgarten. «Ich wollte den Leuten keinen Anlass zur Klage geben.» Freunde seiner Gastfamilie, die ebenfalls einen Juden aufgenommen hatten, kamen zu Besuch und einmal «beklagten sie sich über ihren Juden, der so schwierig sei, und dann sagten [meine Gastgeber] über mich, ‚unser Jude‘ – mir wurde ganz flau im Magen – ‚unser Jude ist ein netter Jude‘.»²³

Das Unbehagen der Kinder in ihrer neuen Umgebung war in erster Linie und ganz offensichtlich auf die Situation zurückzuführen. Die tödliche Gefahr, die von den Deutschen und ihren Verbündeten ausging, hatte die nichtjüdischen Gastgeber dazu gezwungen, Schutz und Zuflucht zu bieten, ebenso wie die Kinder gezwungen waren, nach einem Unterschlupf zu suchen.

Es war weder eine Verbindung aus Liebe noch eine richtige Adoption; Nationalsozialismus, Altruismus (zumeist), Habgier (manchmal) und Not hatten sie zusammengebracht. Als Juden wurden die Kinder in ihrer Gesamtheit verachtet und gejagt. In ihren Gastfamilien waren sie sozusagen Schuldner. Ihnen oblag die Last, sich anzupassen. Manchmal waren die unterschiedlichen gesellschaftlichen Milieus schuld am Missklang der Beziehungen. Sara Spier etwa, die aus einer gebildeten Bürgerfamilie stammte und bei Menschen versteckt war, die keinen grossen Wert auf eine intellektuelle Entwicklung legten, entbehrte ihr früheres und geistig geprägtes Leben. Sie hatte ein Dach über dem Kopf und etwas zu essen, aber mit wenigen Ausnahmen mangelte es ihr in den zweiunddreissig verschiedenen Unterkünften innerhalb von drei Jahren an seelischer und intellektueller Nahrung. Kaum erstaunlich, dass sie mit der Zeit immer gefügiger, zurückhaltender und verzagter wurde. Kinder aus Arbeiterfamilien, die bei Pflegeeltern aus der Mittelschicht untergebracht waren, spürten bitter, dass die Gastgeber ihre Waschgewohnheiten, Tischmanieren, ihre Art zu sprechen und so weiter missbilligten. Draussen, in der Gesellschaft, sprach man ihnen das Recht auf Leben ab. In ihren heimlichen Unterkünften durften sie zwar leben, aber man vermittelte ihnen das Gefühl, unzulänglich und nicht nur nicht akzeptiert, sondern auch inakzeptabel zu sein. Kein Klima, in dem Selbstwertgefühl gedeihen konnte.

Viele Schwierigkeiten der Kinder rührten einfach von mangelnder Zuneigung oder mangelndem Einfühlungsvermögen der Gastgeber her. Ob sie es wollten oder nicht, waren diese Erwachsenen doch Pflegeeltern. Aus der Perspektive des Kindes war die Beziehung persönlich und eng; es war ja kein Möbelstück, das man für gewisse Zeit im Speicher unterstellte. Und doch fühlten viele sich völlig entfremdet gegenüber eben den Menschen, die für ihr Wohlergehen so nah verantwortlich waren. Max Gosschalk, der als Kind untergetaucht war, stellt fest: «Als der Krieg vorbei war, wollte ich niemanden [von den Leuten, die mich versteckt haben] mehr sehen, weil irgendwie keiner begriffen hat, was sie getan haben.»

«Ich kam aus einer heilen Familie. Ich musste so viele Dinge verstehen, die ich nicht verstehen konnte. Alle Sicherheit, alle Verlässlichkeit war plötzlich weg. Innerhalb einer Woche musste man erwachsen werden; total unmöglich. Aber man fühlte sich so unsicher. Wenn man etwas mitnahm, dann war es immer die Angst; Angst, dass man geschnappt wurde, Angst, dass man gequält wurde, Angst, dass man andere Leute verriet. Das waren die drei schlimmsten Dinge. Nie hat man von irgend jemandem Liebe bekommen. Ich war als Kind bei wunderbaren Leuten. Und ich konnte ihnen nie vertrauen, weil ich heute da war – aber wie lange? Eine Woche, zwei Wochen? Niemand hat je etwas gesagt. Dann kam plötzlich etwas Neues. Nie eine Chance, eine Bindung zu jemandem zu entwickeln.

Wäre ich in der Lage der Leute gewesen, die mich versteckt haben, würde ich es anders machen oder gar nicht. Sie haben schliesslich keinen Juden versteckt,

sondern ein menschliches Wesen, damals noch ein Kind, und das haben sie nicht erkannt. Man war nie willkommen; man war geduldet.»²⁴

Kinder wurden zu vertrauenswürdigen Leuten gebracht, die bereit waren, sie aufzunehmen; Überlegungen, ob es sich um eine «glückliche Familie» oder ein «stabiles Zuhause» handelte, wären Luxus gewesen. Manche Kinder hatten nicht nur das Problem, dass die Gasteltern sich ihnen gegenüber gleichgültig verhielten, sondern dass diese auch selbst keine Liebe füreinander empfanden. Ein Mädchen, das im Alter von elf Jahren untertauchte, war schockiert, wie brutal ihr Pflegevater die Pflege Mutter behandelte. Ihre eigenen Eltern hatten eine glückliche Ehe geführt, und nun musste das Mädchen mit ansehen, wie ihr Pflegevater seine Frau aus dem Haus sperkte. Untertags sprach er kein Wort mit seiner Frau, aber wenn abends Besuch kam, sass er neben ihr und streichelte ihr übers Haar. Verunsichert durch dieses Verhalten, begann das Kind, auch die Beziehung der eigenen Eltern in Frage zu stellen. Andere Kinder wurden zum Objekt von Habgier, Enttäuschung oder Feindseligkeit von Seiten ihrer Pflegeeltern. Jugendliche wurden aufgenommen, weil man ein billiges Dienstmädchen oder einen billigen Knecht brauchte, und einfach abgeschoben, wenn ihre Arbeit nicht zufriedenstellte. Wie sollten sie eine neue Bleibe finden? Auch sexuelle Übergriffe kamen vor, vielleicht unvermeidlich in einer solchen Situation zwischen Abhängigkeit und Beherrschtheit. Eine Frau, die als Jugendliche versteckt war, erinnert sich, wie verlegen, ungemütlich und schuldbewusst sie sich durch das hinterhältige Benehmen ihres Gastgebers fühlte. Sie lebte bei einem Ehepaar; der Mann war Kohlenhändler.

«Einmal tauschte er Kohle gegen ein sehr hübsches Samtkleid, das für mich bestimmt war. Ich weiss noch, ich hatte es an und war im oberen Stockwerk; er kam herauf zu mir, und ich sagte, ‚ich freue mich so über mein Kleid‘, und er umarmte mich und drückte mich fest an sich und immer fester, und plötzlich bekam ich Angst. ‚Was macht er da?‘, dachte ich. Noch zweimal passierte es, dass er zu mir kam und sagte, ‚ich bin so glücklich, weil wir keine Kinder haben und du ein bisschen wie meine Tochter bist‘. Er umarmte mich und drückte mich an sich, und ich hatte ein ganz komisches Gefühl... Ich wollte nicht mehr dort sein, weil er immer zu mir heraufkam, aber nur, wenn seine Frau nicht da war.»²⁵

Es war nicht leicht, untergetaucht in einem Versteck zu leben. Mit der Zeit, als aus Monaten ein Jahr wurde, manchmal sogar zwei, drei und vier Jahre, wurden viele Kinder zunehmend niedergeschlagener und apathisch. Sie standen einfach unter einem allzu grossen Druck: Einerseits waren sie für den Augenblick sicher, andererseits steckten sie aber auch in der Falle der Dankbarkeit und Selbstverleugnung. Sie lebten zusammen mit Menschen, denen sie unbedingt alles recht machen wollten und denen sie zur Dankbarkeit verpflichtet waren, weil diese nichtjüdischen Erwachsenen ihnen ein Überleben ermöglichten, weil sie ebenfalls ihr Leben riskierten und sich ausserhalb des Gesetzes bewegten. Diese unnatürliche Si-

tuation verhinderte nicht nur eine normale Beziehung zwischen untergetauchten Kindern und hilfreichen Erwachsenen, sondern verstärkte auch die vorherrschende Meinung, Jude zu sein, sei verachtenswert und gefährlich. Wie sollten die Kinder Stolz, Würde oder Selbstachtung entwickeln, wenn sie dankbar für etwas sein mussten, was eigentlich ihr gutes Recht war? Kindern, die untergetaucht in einem Versteck lebten, wurde eine normale Kindheit vorenthalten; man raubte ihnen alles, was zum Heranwachsen gehört: Schulbildung, Entwicklung der eigenen Fähigkeiten, Vorbilder für Familienbeziehungen, eine normale Sozialisation. Stattdessen litten sie unter Liebesentzug und dem ständigen psychischen Dilemma zwischen der (normalerweise selbstverständlichen) Wahrung ihres Rechts zu leben und der (zu oft bekundeten) Dankbarkeit gegenüber ihren Beschützern.

Viele Kinder, die zwar untergetaucht, aber nicht so völlig versteckt waren wie die Kinder, die man tatsächlich nicht sehen durfte, litten unter ähnlichen Problemen. Ihre Lebensweise war in vieler Hinsicht vergleichbar. Kinder, die «nur» ihre wahre Identität verbargen, bewegten sich in der Öffentlichkeit und hatten manchmal sogar das Glück, ein normales Kinderleben zu führen. Dennoch – vor allem, wenn sie alt genug waren, um zumindest verschwommen die Gefahr zu begreifen, in der sie sich befanden – hatten sie Angst vor unabsichtlicher Entlarvung oder Denunziation. Sie mussten zwar nicht ihre physische Existenz verbergen, wohl aber die Tatsache, dass sie Juden waren. Eugenie (Jenny) Lee-Poretzky wurde 1934 in der Freien Stadt Danzig geboren. 1938 zog ihre Familie aufgrund der drohenden Gefahr aus Deutschland nach Paris um. 1940, kurz vor der Besetzung der französischen Hauptstadt, flohen die Poretzkys ebenso wie viele andere Menschen. Nach ihrer Odyssee durch Frankreich, die über Alvignac, Nizza und Cahors führte, liessen sie sich 1943 schliesslich in dem winzigen Dorf Lestrade in der Auvergne nieder, wo Jenny in die Klosterschule geschickt wurde. Damals war sie neun Jahre alt.

«Diese Klosterzeit war für mich am schlimmsten. Meine Eltern sagten, ich sei nun gross und müsste etwas lernen, aber es war eine ganz fürchterliche Erfahrung, weil ich nicht sagen durfte, dass ich Jüdin war. Ich musste alles mitmachen, was in diesem Kloster üblich war. Ich musste zur Kommunion gehen. Ich musste zur Beichte gehen. Ich kannte diese ganzen Riten nicht und hatte immer Angst, ich könnte jeden Augenblick etwas falsch machen und mich so verraten. Aber nicht nur das, ich dachte auch, Gott würde mich mit dem Tod bestrafen, weil ich das Sakrament empfang, obwohl ich das gar nicht durfte, ich war ja nicht zur Erstkommunion gegangen – was auch immer das heissen sollte. Wenn ich zur Beichte ging, dachte ich mir alle möglichen Sünden aus. Ich sagte, ich hätte schreckliche Dinge getan; dabei hatte ich als kleines Mädchen überhaupt nichts getan. Gottlob verlor ich eines Tages meine Holzpantinen und war barfuss in der Kirche und im Schnee und bekam Lungenentzündung. So kam ich zurück nach Lestrade zu meinen Eltern.»²⁶

Der sechsjährige Paul Sved hatte keine Angst – wie Jenny Poretzky –, dass er sich selbst verraten könnte, aber es war eine Frage auf Leben und Tod, dass er keinen Fehler beging, und so wurde er sorgfältig instruiert. «Bekannte meiner Mutter auf dem Land, die etwa 25 km von Budapest entfernt einen Bauernhof hatten, nahmen uns im Sommer 1944 auf.» Sie gingen in ein «gar nicht so kleines Dorf, ungefähr 20 bis 25 km südlich von Budapest, das Erd hiess ... Ende August, als ich in Erd zur Schule gehen musste, schärfte meine Mutter mir immer wieder ein, dass mein Name nicht Paul Sved, sondern Amon Reszö sei und dass ich nicht gleichzeitig mit anderen Jungen zur Toilette gehen dürfte ... Meine Mutter hat mir nie erklärt, was Beschneidung war, deswegen meinte ich wirklich, das sei ein Beweis dafür, dass wir anders *waren*.»²⁷ Für ihre Sicherheit war es ganz wesentlich, dass er seine neue Identität nicht vergass und nicht zusammen mit anderen Jungen zur Toilette ging.

Es gehörte gewissermassen zum Leben dieser Kinder, dass ihre Situation stets prekär war. Jacqueline Kamiénarz, die als Vierzehnjährige zusammen mit ihrer Mutter und ihren Schwestern in Südfrankreich lebte, berichtet: «Abends hatte ich immer Angst, ins Bett zu gehen, ich sagte immer, „werden wir auch wirklich wieder aufwachen?“» Tagsüber war Jacqueline beschäftigt; sie arbeitete, wenn sie konnte, kümmerte sich um ihre Nichte, besorgte Lebensmittel. Aber «abends hatte ich Angst. Würde es mitten in der Nacht an der Tür poltern? Davor hatte ich ständig Angst, und diese Furcht war nicht unbegründet.»²⁸ Die Angst war allgegenwärtig. «Immer Angst, wirklich unheimliche Angst», sagte Romano Dell’Ariccia über die Zeit, als er in Rom untergetaucht war. Romano kam aus einer sehr armen Familie, die weder grössere Ersparnisse noch einflussreiche Verbindungen hatte. Als einen Monat nach der Besetzung Roms durch die Deutschen die Razzien begannen, war es für die Dell’Ariccias ebenso wie für alle anderen Juden in der Stadt klar, dass es gefährlich war, in der eigenen Wohnung zu bleiben. Einen Monat lang lebte die Familie zuerst auf dem Speicher einer Verwandten, die mit einem Katholiken verheiratet war, dann in einer Art Ferienlager auf dem Land, das von Kommunisten geleitet wurde. Die Dell’Ariccias waren jedoch zu arm, um auf Dauer ein solches Wanderleben zu führen. Sie kehrten zurück in ihre Wohnung in der Via Marmorata 169 und hofften, alles würde gutgehen. Romano Dell’Ariccia war damals neun Jahre alt.

«Schliesslich blieben wir zu Hause, weil wir nirgendwo untertauchen konnten. Wo hätten wir hingehen sollen? Ohne meinen Bruder, den die Deutschen gefasst hatten, waren wir fünf Kinder, also eine siebenköpfige Familie, und niemand wollte uns haben. Niemand wollte die Verantwortung übernehmen, uns zu verstecken. Wir gingen nach draussen, und wir hatten Angst ... Wir waren immer auf der Hut, ob nicht ein Lastauto voll Faschisten vorbeikam, und sahen zu, dass wir nicht zu nahe kamen, sondern uns ganz gleichgültig benahmen ... Ich hatte grosse Angst, weil ich begriff, was vorging. Ich erinnere mich noch, wenn ich allein auf die Strasse ging ...

Immer wieder sah ich deutsche Lastautos, die irgendwo in der Nachbarschaft hielten; mit Maschinenpistolen bewaffnete Leute holten jüdische Familien ab. Das weiss ich noch. Dadurch verstand ich die Befürchtungen meiner Mutter immer besser. Sie sagte immer, ‚das wird uns auch passieren, sie werden uns auch noch holend›²⁹

Wie Jacqueline Kamiénarz betont, waren diese Ängste nicht gegenstandslos. Nur zu leicht konnte es passieren, dass Nachbarn oder Spielgefährten misstrauisch wurden und den Behörden ihre Vermutungen mitteilten. Romano Dell’Ariccias Fall war aussergewöhnlich, weil die Nachbarn wussten, dass seine Familie jüdisch war. Rein aus Freundlichkeit, vielleicht auch aus Solidarität, schwiegen sie. Die meisten Kinder, die «untertauchten», blieben nicht in ihrem Zuhause. Aber wie weit konnten sie denn fliehen? Immer mussten sie mit der Möglichkeit rechnen, dass irgend jemand ihre wahre Identität erkannte. Eine zufällige Begebenheit, ein unüberlegter Schritt, eine unvorsichtige Entscheidung genühten, um ein Kind als jüdisch zu entlarven. Der sechsjährige Paul Sved verriet sich selbst. Im Frühjahr 1944 bekamen er und seine Mutter gefälschte Papiere; er nahm eine neue Identität an. «Ich musste mir nicht nur meinen neuen Namen merken ... sondern auch ein neues Geburtsdatum, den neuen Namen meiner Mutter, den neuen Namen meines Vaters, ausserdem so Sachen wie das Ave Maria oder das Vaterunser. All das wurde mir gnadenlos eingehämmert, obwohl ich nicht so ganz verstand, warum.» Pauls Mutter mietete ein Zimmer in einem Viertel von Budapest, in dem Juden nicht wohnen durften, und sie und ihr Sohn «zogen mit falschen Papieren mit einer anderen Familie zusammen. Sie hatte den gelben Stern (daran erinnere ich mich sehr deutlich), den ihren und den meinen, nur mit ein paar Fäden angenäht... mit einem Koffer und allem gingen wir aus dem Haus, den gelben Stern an der Kleidung. Wir gingen den Boulevard hinunter, und schwupps! Meine Mutter riss die beiden gelben Sterne ab.» Sie wohnten ein oder zwei Tage in dem Zimmer, das Pauls Mutter gemietet hatte, bis «ich dummerweise fragte, ‚Wo ist mein Stern?‘, als sie mir den Mantel anzog. Ich merkte sofort, was ich da gesagt hatte, und sagte nur ‚Ster-‘». Unglücklicherweise wohnte dort aber ein «grosser, dicker Junge von vielleicht zwölf oder dreizehn Jahren, der das gehört hatte und es gleich seiner Mutter petzte. Und die Mutter warf uns sofort hinaus».³⁰ Aber auch weniger offensichtliche Schnitzer konnten die Identität eines Kindes verraten. Zippora Soetendorp-van Yssel war sechs Wochen alt, als man sie Ende Juni 1943 zu einer Familie in der Provinz Nordbrabant schickte, wo sie «versteckt» werden sollte. Die Situation schien ideal. Sie war ein kleines Baby, man hatte sie von einem Ende der Niederlande ans andere geschickt, und nicht einmal die Pflegeeltern kannten ihren richtigen Namen. Was konnte hier schief gehen? «Die Frau, die mich aufnahm, hatte eine Tochter, und soweit sie wusste, war meine Mutter in einem Sanatorium, und mein Vater kämpfte in Frankreich. Aber als sie in den ersten Monaten plötzlich Päckchen aus Amsterdam bekam, wurde sie sehr misstrauisch und

wollte mich nicht mehr bei sich haben.»³¹ Zippora van Yssel wurde wieder «abgegeben» und kam in die Provinz Limburg, wo sie in den folgenden zwei Jahren bei sieben verschiedenen Familien untergebracht war. Gleichgültig, ob man untergetaucht und versteckt war oder aber nur seine Identität verbarg, war es stets enorm schwierig, die Täuschung aufrechtzuerhalten; es passierte nur zu leicht, dass man selbst einen Fehler machte oder verraten wurde. Kinder, die alt genug waren, das zu begreifen, litten die ganze Zeit unter dieser Angst.

Die Gefahr der Aufdeckung und die damit einhergehende Angst gehörte bei Kindern, deren Identität verborgen wurde, ebenso zum Leben wie bei den Kindern, die tatsächlich vor den Augen der Welt versteckt wurden. Die bedeutendste Gemeinsamkeit ihrer Erfahrungen lag aber in der Schlüsselrolle, die ihre Pflegefamilien spielten. Wie bei den versteckten Kindern wurde auch das Leben der anderen Kinder sehr stark von Charakter und Kultur der Pflegefamilie bestimmt. Ein dramatisches Beispiel dafür ist Mirjam Levi, die zuerst offen bei einer Familie lebte, dann dort versteckt wurde und schliesslich zu einer anderen Familie kam, wo sie wieder offen leben konnte. Mirjam Levi war gerade zwölf, als sie Anfang 1943 zu einem konservativen kinderlosen Ehepaar in Den Haag kam. Zuerst erzählte man den Nachbarn, sie sei eine Cousine der Gastgeberin, die aus Seeland stammte. «In Seeland gab es Leute spanischer Herkunft, deshalb sagten wir, ich sei ihre Cousine aus Seeland. Abends ging ich manchmal aus dem Haus, und es wurde ganz offen gesagt, dass ich da war ... Aber etwa nach einem halben Jahr wurde deutlich, dass manche Leute misstrauisch waren und mich für eine Jüdin hielten, also ging ich nicht mehr hinaus. Ich war fort. Nur ein einziger Nachbar, der oben wohnte, wusste Bescheid. Von der Zeit an lebte ich vollkommen versteckt.»

Diese ungünstige Wendung veränderte Mirjams Leben aber nicht grundlegend. Ihre «Tante» und ihr «Onkel» hatten zugestimmt, sie bei sich zu verstecken, und taten das auch weiterhin, aber sie waren «ein sehr religiöses und doktrinäres Paar ... sehr streng ... sehr förmlich.» Es waren keine liebevollen Menschen; sie liessen Mirjam vollkommen allein. Ihr Leben wurde weiter eingeschränkt, nachdem sie «verschwunden» war, aber Stimmung und Klima veränderten sich kaum. Ihre Beschäftigungen (lernen; abstauben oder abwaschen durfte sie nicht, weil sie zu viele Sachen zerbrach) und Kontakte (praktisch nicht vorhanden) blieben dieselben; nur ihre Bewegungsfreiheit engte sich ein. Erst als sie diese Familie verliess, besserte sich ihre Lage. Im Spätwinter 1944, etwa sechzehn Monate, nachdem sie ins Haus gekommen war, «kam jemand und wollte nach mir sehen. Dann sagte mein Onkel: ‚Morgen Abend gehst du mit diesem Mann fort, weil es deiner Tante nicht gutgeht. Sie hat ein Magenleiden‘ (sie war sehr nervös und hatte oft Magenschmerzen). ‚Sie hat Angst und wird mit dieser Situation nicht fertig, deswegen musst du gehen‘.» Mirjam kam in ein winziges friesches Dorf, wo sie bei einem Grundschullehrer, seiner Frau und ihren beiden Kindern lebte. «Ich war so glücklich wie – ich weiss

nicht, wie ich sagen soll.» Sie war begeistert, wie sie sagte, «weil ich dort vollkommen frei war! Ich konnte hinaus und konnte in die Schule gehen und im Garten spielen.» Aber sie war auch deshalb froh über den Wechsel, «weil ich mich bei dieser Familie sehr wohl fühlte. Sie waren *sehr* nett zu mir.» Ihre Pflegemutter oder neue «Tante», wie Mirjam Levi sie nannte, war «eine sehr einfache, aber ungemein warmherzige Frau. Später hat sie mir erzählt, als sie mich sah, dieses Kind ohne Mutter, habe sie gedacht, Gott, dieses Mädchen muss so einsam sein; ich muss lieb zu ihr sein, ihr die Mutter ersetzen. Sie freute sich, ein grösseres Mädchen bei sich zu haben. Sie konnte mir beibringen, wie man den Haushalt macht und wie man strickt (ich strickte dort eine ganze Menge). Sie sprach mit mir und ... sie liebte mich. Und ich habe mich da sehr wohl gefühlt ... Es war, als wäre ich aus der Hölle in den Himmel gekommen.»³²

Bildung und Lebensweise von Mirjams Pflegefamilie in Friesland waren völlig anders als die ihrer eigenen Familie. Ihre neue Familie lebte in einem kleinen Dorf mit nur fünfhundert Einwohnern, während Mirjam vorher in Den Haag aufgewachsen war. Ihre Eltern waren vielbeschäftigte Berufstätige gewesen. Auf dem Dorf lernte Mirjam eine andere Art von Gemeinschaftsleben kennen, zu dem auch eine Menge Klatsch und Interesse an den Angelegenheiten anderer gehörte. Das Zuhause ihrer Tante und ihres Onkels war nicht so luxuriös, wie es die Wohnung ihrer Eltern gewesen war; sie assen nur mit Gabeln, während sie gelernt hatte, auch ein Messer zu benutzen. Aber sie nahm ihre Pflegefamilie an und wurde von ihr angenommen. Die Pflegeeltern liebten sie und akzeptierten sie als das, was sie war: ein jüdisches Mädchen aus der Stadt, das bei ihnen lebte, bis der Krieg vorbei war und seine Eltern zurückkamen.

Kinder, die wie Mirjam Levi in Friesland aus dem einen oder anderen Grunde gut in ihre Pflegefamilien passten, führten (untergetaucht, aber nicht völlig versteckt) ein glückliches Leben (eine Reihe dieser Kinder ereilte später das tragische Schicksal, verraten und deportiert zu werden; überlebten sie den Krieg, litten sie unter der Trennung von ihren Pflegefamilien). Sie hatten eine fast normale Jugend. Säuglinge oder sehr kleine Kinder, die bei einem kinderlosen Paar mit Kinderwunsch untergebracht wurden, hatten offenbar gute Chancen, in die Familie integriert zu werden. Georges Waysand etwa «passte gut» in die «Familiengeschichte» seiner Pflegefamilie. Seine Pflegeeltern arbeiteten in der Untergrundbewegung und sollten ihn wegen des Risikos zu einer anderen Familie weiterschicken. «Aber als sie mich sahen (ich war ein recht hübscher, vierzehn Monate alter kleiner Junge), beschlossen sie, mich bei sich zu behalten.» Georges' Pflegemutter, eine junge Witwe mit einer achtjährigen Tochter, hatte in zweiter Ehe einen Mann geheiratet, der unfruchtbar war. «Sie hatten also keine Aussicht, gemeinsame Kinder zu haben, und deshalb haben sie mich behalten ... Es war so, als wäre ich ihr Kind.»³³ Dolly Hamery-Przybysz war elfeinhalb Monate alt, als im September 1943 ihre Mutter und ihre Geschwister deportiert wurden (den Vater hatte



Rita Judith Aletrino (links, sechs oder sieben Jahre alt), zusammen mit den Kindern ihrer Gasteltern. Drachten 1943 oder 1944.

man bereits im Juli 1942, noch vor ihrer Geburt, gefasst). Ein Nachbar, der das Kind einfach nahm und wie durch ein Wunder behalten durfte, rettete sie. Wie bei Georges Waysand hatten auch Dollys Adoptiveltern keine eigenen Kinder, und sie wurde für sie wie eine eigene Tochter.³⁴

Kinderlosigkeit hiess jedoch nicht automatisch, dass aus einem Ehepaar liebevolle Pflegeeltern wurden. Wie bereits erwähnt, war das erste Ehepaar, bei dem Mirjam Levi «versteckt» wurde, kinderlos – und hatte keine Ahnung, wie man das Kind, das nun bei ihnen lebte, richtig behandeln musste. Betrachtet man das andere Extrem, so stellt man fest, dass auch sehr kleine Kinder, die in kinderreichen Familien unterkamen, meist gut und liebevoll behandelt wurden. Manche Untergrundgruppen zogen es sogar deutlich vor, ihre Schützlinge in solchen Familien unterzubringen. Wie Nico Dohmen von der Gruppe um Piet Meerburg berichtet, brachten Hanna van der Voort und er «die jüdischen Kinder nie in eine kinderlose Familie». In der Provinz Limburg – wo sie in erster Linie tätig waren – stellte das kein Problem dar, «denn in Tienray war es ganz normal, dass eine Familie fünf bis zehn Kinder hatte». Für ihre Entscheidung, die jüdischen Kinder nur zu Familien mit Kindern zu geben, hatten sie zwei Gründe. Erstens befürchteten sie, dass es kinderlosen Pflegefamilien nach dem Krieg schwerer fallen würde, das Kind wieder an die leiblichen Eltern zurückzugeben. Zudem «sind die Leute viel unbefangener, wenn sie selbst Kinder haben ... Ein kinderloses Ehepaar ist viel besorgter: ‚Wie sollen wir dies oder jenes machen; was ist das nun wieder; was ist nun los?‘»³⁵ Alfred van der Poorten lernte die Vorteile einer grossen Familie kennen.

Ein Patient seines Vaters hatte einen Freund, der wiederum eine Schwester hatte. Zu dieser Schwester brachte man ihn, als er etwa sechs Monate alt war. Ihr Mann war leitender Direktor einer der grossen Keksfabriken in den Niederlanden, und sie «wohnten in einem sehr stattlichen Anwesen, ein reizender Fleck in Amersfoort». Die Familie hatte vier Kinder, und «ich war einfach das fünfte ... Sie zogen mich wirklich als ihr fünftes Kind auf ... Das war meine Familie.»³⁶

Letztendlich war die Grösse der Pflegefamilie nicht besonders relevant dafür, wie ein Kind aufgenommen wurde. Max Arian kam zu einer Bergarbeiterfamilie mit zwei Kindern, einem vierzehnjährigen Jungen und einem zwölfjährigen Mädchen. «Mein Pflegebruder hat das eigentlich ausgelöst, weil er wollte, dass meine Stiefmutter noch einmal ein Kind bekommen sollte, und sie sagte, ‚O nein‘ ... Dann kam mein Pflegebruder mit Babykleidchen an ... Also beschlossen sie, ein jüdisches Kind aufzunehmen ... Sie wollten ein kleines jüdisches Mädchen haben, ein Baby, und sie bekamen einen zweieinhalb jährigen kleinen Jungen mit tropfender Nase und einer Lumpenpuppe – einer Cowboypuppe.» Alles ging gut. «Ich glaube, sie haben mich vom ersten Augenblick an geliebt. Und ich hatte es schön ... Ich gehörte wirklich zur Familie. Sie liebten mich so; ich fühlte mich so warm und geborgen.»³⁷ Auch Judith Belinfante machte gute Erfahrungen bei der Pflegefamilie, die sie aufnahm; dabei wuchs sie in einem völlig atypischen Haushalt mit sieben erwachsenen Kindern und einem schon etwas betagten Elternpaar auf. Judith Belinfante wurde geboren, als ihre Eltern bereits untergetaucht waren; zu ihrer Pflegefamilie kam sie auf raffinierte Weise:

«Ein Rechtsanwalt in Den Haag hatte eine sehr einfache und intelligente Idee: Wenn jüdische Kinder geboren wurden, sollte man versuchen, ihnen eine offizielle nichtjüdische Identität zu geben, dann wäre die ganze Sache mit der Verfolgung kein Problem mehr. Meine Eltern versuchten das, aber es war sehr schwierig, weil man eine Frau finden musste, die den Mut hatte zu sagen: ‚Ich bin die Mutter.‘ Damals war man im Hinblick auf uneheliche Kinder oder Babies, die plötzlich in einer Familie auftauchten, noch sehr altmodisch; es machte Mühe, jemanden zu finden, der mit diesen gesellschaftlichen Komplikationen fertigwerden konnte. Schliesslich erklärte sich das Dienstmädchen, das vor dem Krieg für meine Eltern gearbeitet hatte (damals war sie zwanzig Jahre alt), dazu bereit, zum Standesamt zu gehen und anzugeben, dass sie eine Tochter namens Willie Oosthoek hatte. Ihr Nachname war Oosthoek – und einen Vater gab es nicht. So wollte man die notwendigen Lebensmittelkarten und nichtjüdischen Papiere für mich bekommen.

Jeder vergass, dass Lien erst zwanzig Jahre alt, also noch minderjährig war. Es gab damals Leute, die sich um ‚gestrauchelte Mädchen‘ kümmerten, unangenehme, ehrbare, ältere, unfreundliche Menschen – in der Regel ältere Damen. Plötzlich tauchte so eine bei Lien zu Hause auf; ihre Familie wohnte in Den Haag in der Schildersbuurt... einem Arbeiterviertel. Sieben erwachsene Kinder und die El-

tern lebten in einem winzigen Häuschen. Wenn wir alle am Tisch sassen, konnte man die Tür nicht mehr aufmachen. Es kam also diese Dame und fragte: ‚Wo ist das Baby?‘ Lien fragte zurück: ‚Baby?‘ (es war nie beabsichtigt gewesen, dass ich bei ihr sein sollte; ich sollte bei meinen Eltern im Versteck bleiben). Von da an musste Lien jeden Monat zu dieser Dame gehen und zeigen, dass es dem Baby gutging, dass es gesund war und gut gepflegt wurde und dass Lien sich brav benahm. So musste sie plötzlich ihrer Familie erzählen, was sie getan hatte, und einen Weg finden, mich bei sich zu haben.»³⁸

In der Zwischenzeit hatte Judith, die bei der Geburt 6,5 Pfund gewogen hatte, an Gewicht verloren, so dass sie mit sechs Wochen nur noch zwei Pfund wog. Als Lien Judith mit zu sich nach Hause nahm, «sagte ihr Vater zuerst, ‚ich dachte, du wolltest ein Baby bringen, keinen Leichnam‘.» Die gesamte Familie mühte sich ab, den Säugling wieder aufzupäppeln. Judith fühlte sich im Haus ihrer Pflegefamilie sehr wohl. «Es war randvoll mit Lärm, Leuten und Leben. Und es war warm. Und ständig war irgend jemand dabei, irgend etwas zu kochen.»³⁹

Zwar scheinen Babies und Kleinkinder bessere Chancen als ältere Kinder gehabt zu haben, in die Pflegefamilien integriert zu werden, dennoch gab es auch für sie keine Garantie dafür, und es ist keineswegs sicher, dass ein grösseres Kind weniger Aussichten gehabt hätte. Das bereits erwähnte Baby Zippora van Yssel etwa wurde in den zwei Jahren seines Verstecktheits bei acht Familien herumgereicht und fand nirgendwo eine festere Bindung. Die vierzehnjährige Mirjam Levi dagegen war entzückt von ihren Pflegeeltern in Friesland. Kurz, weder Alter noch Geschlecht des jüdischen Kindes noch die Grösse der Pflegefamilie waren entscheidende Faktoren für die Lebensweise, die künftig auch die der Kinder sein würde. Sowohl bei Kindern, die unter falscher Identität, aber offen lebten, wie bei Kindern, die völlig versteckt lebten, hingen psychisches Wohlbefinden wie auch physische Bewegungsmöglichkeiten von den materiellen Umständen und von Charakter und Kultur der Gastfamilie ab. Kinder, die von ihren Pflegeeltern geliebt und als zugehöriges Familienmitglied akzeptiert wurden, führten mehr oder weniger ein normales Leben – zumindest nicht weniger «normal» als die übrigen Kinder im kriegserschütterten Europa. Vor allem galt das für Kinder, die noch nicht im Schulalter waren (wie Georges Waysand, Dolly Przybysz, Ivan Buchwald, Max Arian, Judith Belinfante und Alfred van der Poorten). Ältere Kinder hatten grössere Schwierigkeiten, selbst wenn sie ein liebevolles Zuhause gefunden hatten. Sie waren bereits in einem Alter, in dem sie sich an ihre Familie erinnerten, sie vermissten und ihren Verlust betrauernten. Ein weiteres Problem war der Schulbesuch, dieses prosaische Kapitel eigentlich jeder Kindheit. Kinder, die offen lebten, waren nicht immer so weit in Sicherheit, dass man riskieren konnte, sie zur Schule zu schicken. Für die Schule mussten die Kinder eingeschrieben werden; Geburtsurkunde und andere Ausweispapiere mussten den Schulbehörden, also

Unterabteilungen des Beamtenapparates, vorgelegt werden. Viele Kinder hatten überhaupt keine Papiere, andere Papiere waren gefälscht und hätten einer genauen Prüfung nicht standgehalten. Ausserdem setzt Schulbesuch ein gewisses Mass an Stabilität voraus. Niemand konnte garantieren, wie lange ein Kind bei einer bestimmten Adresse in Sicherheit war. Wenn ein Kind rasch fortgebracht werden musste und daher nicht mehr zur Schule kam, hätte dies unangenehme Fragen nach sich gezogen.

Die meisten Kinder hatten nicht das Glück, von den Gastfamilien und ihrem neuen Umfeld als ganz normale Kinder akzeptiert zu werden. Sie führten in ihrem «Versteck» auch zumeist kein so dauerhaftes und sicheres Leben, dass sie einfach so hätten weitermachen können, als seien sie eben Kinder in einem Land, in dem Krieg herrschte; dieser Luxus war ihnen verwehrt. Was sollten sie also tun, welche Aufgaben und Beschäftigungen hatten sie? Auch Gerry Mok, der mit nicht ganz fünf Jahren untertauchte, fragt sich nach über vierzig Jahren: «Was habe ich bloss den ganzen Tag lang gemacht?» Seine erste spontane Antwort lautete: «Das hing von der Adresse ab.» Im Februar 1942 wurde Gerry von seinem Elternhaus in Amsterdam nach Hoorn gebracht, um dort «unterzutauchen». In der Folgezeit wurde er etwa fünfzehnmals zu jeweils anderen Unterschlüpfen geschafft; er ging nie zur Schule und konnte nur manchmal mit anderen Kindern spielen. Einige seiner verschiedenen Pflegeeltern begannen, «mir Lesen und Schreiben beizubringen ... Ich wollte zu gern lesen lernen, unbedingt wollte ich das ... Also gaben sie mir Unterricht. Ich ging nicht zur Schule, zuerst war ich zu klein, und als ich dann sechs Jahre alt war, war es nicht möglich.» Da er also nicht zur Schule gehen konnte, war es ein sehr wichtiger Faktor in seinem Leben, «wenn ich zu einer neuen Adresse kam, ob ich draussen spielen konnte oder nicht, ob andere Kinder wissen durften, dass ich da war ... Wenn ich draussen spielen konnte, hatte ich Kontakt zu anderen und war beschäftigt, denn was hatte ich sonst zu tun? Wenn man ein Kind ist, spielt man. Spielen war meine Hauptbeschäftigung. Wenn ich nicht spielen konnte, konnte ich lesen ... Ich habe eine Unmenge Bücher gelesen, von denen ich absolut nichts verstanden habe, aber ich habe sie gelesen. Ich habe alles gelesen, was mir in die Finger kam.»⁴⁰

«Phantasie spielte eine grosse Rolle», erinnert sich Gerry. «Ich glaube, zum Teil habe ich in einer Traumwelt gelebt, weil man sich ständig selbst ausmalen musste, wie es später sein würde. Als der Tag der Befreiung kam, konnte er meine Erwartungen überhaupt nicht erfüllen, weil ich diesen Tag schon millionenmal zuvor durchlebt hatte, all die Tage vorher, als ich untergetaucht war.»⁴¹

Tagträume, Phantasiewelten, Zauberreiche – anders formuliert, eine zweite Realität – bedeuteten vielen Kindern, die untergetaucht waren, sehr viel. Die achtjährige Jenny Lee-Poretzky aus Danzig war, anders als Gerry Mok, zusammen mit ihrer Familie untergetaucht und lebte auf dem Land, während er meistens in der Stadt war, aber auch sie schuf sich ein wunderbares Phantasiereich. Jenny und ihre

Familie flohen aus Paris in das Dorf Alvignac. «Dieser Teil Frankreichs ist ziemlich verlassen. Die Gegend ist wild und voller Kalkstein, daher gibt es dort jede Menge Höhlen, berühmte Höhlen.» In Begleitung der Bäckerstochter streifte Jenny durch die Landschaft, «und da ich ein Stadtkind bin, war das zauberhaft ... Eine sehr berühmte Wallfahrtsstätte, Rocamadour ist dort; etwa vom 12. Jahrhundert an kamen französische Pilger hierher, um zur Schwarzen Madonna zu beten ... Es ist ein ganz aussergewöhnlicher Ort. Das war unglaublich. Und die Landschaft war für mich unwirklich, die Spaziergänge und all die Dinge, die ein Stadtkind nicht kennt.» Jenny ging nicht regelmässig zur Schule, aber sie wanderte jeden Tag. «Ich erinnere mich an die Wanderungen, und ich erinnere mich – wie herrlich – an eine Quelle, eine Heilquelle ... Sie erschien mir märchenhaft. Ich ging mit diesem Mädchen immer wandern, und Hasen kamen uns ganz nahe, oder wir kletterten in eine Höhle aus Stalagmiten und Stalaktiten ... Etwas anderes hatte ich nicht zu tun, und das war etwas, das ich tun *konnte*.»⁴²

Die Zauberwelt, die Jenny in der Natur fand, erfüllte ihr tägliches Leben und schenkte ihr in ihrer zermürbenden Lage Freude und Trost. In Alvignac wurde die Familie denunziert, verhaftet, per Lastwagen in ein kleines Durchgangslager (ein Sammelpunkt für Juden in dieser Gegend) verfrachtet und von dort zu einer Bahnstation gebracht. Sie sollten über die Grenze abgeschoben werden. Durch das Eingreifen einer Frau, mit der Jennys Mutter sich angefreundet hatte, wurde die Familie gerettet; die Poretzkys durften wieder aus dem Zug aussteigen. Sie verliessen sofort die Region und gingen in die Auvergne, aber die Denunziation und das knappe Entrinnen ihrer Familie nahm Jenny sehr mit. «Danach hatte ich viel grössere Angst als zuvor.» Ihr Gefühl, «etwas Bedrohliches ... eine Drohung schwebt beständig über uns», wurde intensiver, «aber warum oder wie konnte ich überhaupt nicht sagen». Ihr Trost war die Welt der Natur. «Die Begegnung mit der Natur war wundervoll, und ich habe die herrlichsten kleinen Erinnerungen daran, wie ich in Nestern nach Vogeleiern gesucht habe und eine Forelle im Bach mit der Hand gekitzelt habe ... ich habe den Fisch wirklich in meiner Hand gespürt. Es war wundervoll, zauberhaft.»⁴³

Während Gerry Mok sich den Tag der Befreiung ausmalte und daran dachte, wie er wieder mit seinen Eltern Zusammenleben würde, und Jenny Poretzky sich von der Natur verzaubern liess, träumte Giacometta Cantatore-Limentani von Fred Astaire. Sie war sechzehn, als sie mit ihren Eltern und ihrer Schwester untertauchte, sowie Rom besetzt wurde. Sie suchten Zuflucht, wo immer sie eine fanden; es war, wie sie sagt, ihre «Odyssee durch Rom». «Ein paar Nächte schliefen wir im öffentlichen Leichenschauhaus, dann im Haus von Freunden, immer hungrig, immer in Angst.» Schliesslich fand ihr Vater einen Platz bei anderen Freunden, die sich versteckt hielten, während sie mit ihrer Mutter und Schwester in einem Kloster unterkam. «Am sehnlichsten von allem auf der Welt wünschte ich

mir, mich bei Fred Astaire im Tanz ausbilden zu lassen», erinnerte sich Giacometta. «Ich glaube, in all den Jahren und auch direkt nach dem Krieg war Fred Astaire mit seinen albernen Filmen die einzige seelische Hilfe, die mich davor bewahrte, durchzudrehen. Sie waren so heiter und hoben sich so hell vom Dunkel der Welt ab, und die Tänze waren so perfekt. Die ganze Besatzungszeit hindurch habe ich an Fred Astaire gedacht. Ja, Fred Astaire war es, der mir wirklich geholfen hat.»⁴⁴

Diese Art von Traumphantasie war anders als die der meisten Kinder, die untergetaucht waren und das Haus nicht verlassen durften. Völlig abgeschnitten von der Welt, fast ohne Anregungen von aussen, verfielen die solchermassen Untergetauchten mit der Zeit in Depressionen und zogen sich in sich zurück. Kinder, die zwar untergetaucht waren, aber nach draussen konnten, hatten wesentlich mehr Kontakte und Erlebnisse, die ihnen dabei geholfen haben mögen, sich eine frische, lebhaftere Phantasie zu bewahren.⁴⁵

Natürlich hatten nicht alle Kinder, die so untergetaucht waren, dazu die Neigung oder die Musse. Viele, selbst noch recht kleine Kinder, wurden gezwungen, für ihren Unterschlupf harte körperliche Arbeit zu leisten, und waren vielleicht zu beschäftigt und erschöpft, sich Tagträumen hinzugeben. Bei Jana Levi war das der Fall. Sie und ihr Cousin Gabbie wurden durch Kontakte von Gabbies Vater im Sommer 1942 aus dem Krakauer Ghetto durch Beziehungen in ein Versteck gebracht; Jana war damals acht Jahre alt. «Mein Onkel hatte Verbindungen; Kontakt zu einem Freund, der Professor an der Krakauer Universität und mit dem Professor auf dem Bauernhof in Kleza Doina befreundet war. Und dieser Professor, der Mittelsmann, Professor Michalkiewicz hiess er, kam zum Speicher», wo Jana und ihr Cousin versteckt waren.⁴⁶ Die Kinder sollten als nichtjüdische Polen ausgegeben werden, als Bruder und Schwester, deren Eltern eines Tages zur Arbeit gegangen und nicht zurückgekommen waren. Als angeblich entfernte Verwandte von Professor Klisiewicz in Kleza Doina sollten sie bei ihm leben.

«Ich trug ein weisses Kleid und weisse Handschuhe. Gabbie trug graue Flanellhosen, kurze Hosen, und eine Jacke mit Knöpfen um die Taille, und die Hosen waren an der Jacke angeknöpft. Mein weisses Kleid, ich glaube, es war aus Pikee, hatte eine Passe und vorne Falten. Ich hatte schwarze Lacklederschuhe an. Wir hatten zwei kleine Koffer, wirklich sehr kleine Koffer.

Professor Michalkiewicz kam und sagte: ‚Wir gehen jetzt‘. An eines erinnere ich mich noch. Ich weiss noch, dass ich nicht weinen wollte. Ich weiss noch, dass ich Bescheid wusste – ich stellte keine Fragen oder so.

Sie erklärten uns, dass wir Papiere haben würden. Auf Polnisch hiess das «isc na papiery», das hiess, dass man falsche Papiere hatte und hinausgehen und normal leben würde, nicht versteckt. Wenn man Papiere hatte, würde man normal leben, damit man nicht in Verdacht geriet. Manche Leute lebten ohne Papiere, versteckt in einem Zimmer oder so, wie Anne Frank im Hinterhaus. Aber wenn man Papiere hatte, musste man die Persönlichkeit und den Namen annehmen, den

man bekam; man hatte eine neue Geschichte und musste wissen, wer man war. Mein Onkel erklärte mir, dass Papiere für uns gemacht würden und dass sie uns alles über die Vergangenheit [der Person] erzählen würden, sobald sie da wären, und dass wir dann jemand anders sein würden ...

Auf den Papieren wurden wir ein Jahr jünger gemacht, beide waren wir ein Jahr jünger, ich also sieben Jahre alt. Ich hiess Janina Lesiak ... und Gabbie war Gabriel Lesiak. Wir waren aus Lwow, und unsere Eltern hiessen Aniela und Jan Lesiak ...

Professor Michalkiewicz holte uns, und wir verliessen meinen Onkel, und ich erinnere mich nur noch an eins: Nachdem er uns umarmt und geküsst hatte, ging ich zum erstenmal die Treppe hinunter, diese Holztreppe, und zur Tür hinaus. Ich weiss noch, dass ich die Stufen kaum gesehen habe, weil ich Tränen in den Augen hatte, die ich nicht zeigen wollte. Ich erinnere mich, wie ich hinaus in den strahlenden Sonnenschein kam, der mich blendete, und ich wischte mir über die Augen und sagte zu Professor Michalkiewicz, ‚ich weine nicht, das ist nur das Licht, die Sonne ist zu grell.‘⁴⁷

Jana und ihr Cousin gingen mit Professor Michalkiewicz zum Bahnhof. Die Fahrt nach Wadowice dauerte «ein paar Stunden» und «war die reinste Beschwörung: ‚Du bist nicht mehr Jana Levi; vergiss diesen Namen‘», befahl Professor Michalkiewicz. «Du bist nicht in Krakau geboren ... Du verstehst kein Deutsch; du verstehst überhaupt kein Deutsch. Wenn du jemanden Deutsch reden hörst, schau zur Seite, damit man deinen Augen nicht ansieht, dass du verstehst. Du bist in Soundso geboren, am soundsovielten, und deine Eltern waren Herr und Frau Soundso.’ So ging es die ganze Fahrt über ... ‚Pass vor allem auf, dass Gabbie nicht vor irgend jemandem pinkelt, niemand darf das sehen. Pass auf, dass du nicht von Zuhause sprichst. Pass auf, dass du nichts sagst.‘ « Es war «ein Auslöschen», und «es war beängstigend», aber gleichzeitig war es auch Schauspielern, und das tat Jana als kleines Mädchen sehr gern. «Es war aufregend, dieser Gedanke, jemand anders zu sein. Ich glaube, dass ich, abgesehen von den Grundinformationen, die Rolle *spielte*, die ich verkörpern sollte.»⁴⁸

Die zwei Kinder kamen zu Professor Klisiewicz, seiner Frau und seinen drei Töchtern, Haneczka, Maryla und Krysia, sechzehn, achtzehn und zwanzig Jahre alt. Professor Klisiewicz war behindert und bewegte sich mit zwei Stöcken fort, wobei er die Beine nachzog. Jana konnte sich ihm nützlich machen. «Ich fing an, mit dem Professor zu arbeiten. Er veredelte Bäume durch Pfropfen; er brachte mir bei, wie das geht. Ich trug immer die Schösslinge und die Schnur und so Sachen ... Gabbie wurde der kleine Bruder, den die Schwestern nie gehabt hatten.»⁴⁹ Bevor Gabbies Vater deportiert wurde, hatte er die Abmachung getroffen – und dafür mindestens 55'000 Dollar in Gold bezahlt –, dass die Kinder als Verwandte des Professors auf dem Hof leben und wie andere Kinder derselben Gesellschaftsklasse aufgezogen würden.⁵⁰

«Nach und nach, ich weiss nicht einmal, wie es kam, ... aber schliesslich und endlich wurde ich zu einer Art Aschenputtel. Anders gesagt, ich arbeitete von vier Uhr morgens an, wenn ich aufstand, um mein Gebet zu sprechen und so, und dann richtete ich das Futter für die Pferde her, die gegen sechs aufs Feld geführt wurden. Ich musste sie ganz früh füttern, damit sie ein paar Stunden fressen konnten, bevor sie hinaus kamen. Ich musste sie striegeln. Ich weiss noch, als wir auf den Hof kamen, war ein Pferdeknecht da, der im Stall arbeitete, aber später war nicht mehr genug Geld oder Essen da, und so auch kein Pferdeknecht mehr ... Wir kümmerten uns um die Schweine und die Kühe, und wir fingen an, auf dem Feld zu arbeiten und Pflanzen zu setzen. All das kam so nach und nach ... Manche Arbeiten mussten im Winter gemacht werden, manche im Frühjahr. Und mit der Zeit wurde es immer mehr Arbeit. Es war wirklich schwere Arbeit: Brot backen, Teig machen, Fussböden schrubben, und so weiter ...

Abgesehen davon, dass das Leben hart wurde, gab es auch wenig zu essen. Für jeden. Aber Sie wissen, wie das ist, wenn man irgendwie kann, findet man Wege, Brot zu verstecken ... Ich fand sehr schnell heraus, dass niemand sich um mich kümmern würde ausser mir selbst. Und Gabbie war sehr hungrig. Also kümmerte ich mich um ihn. Und ich habe gearbeitet. Ich arbeitete mit dem Professor, bei den Bienen, beim Bäumepfropfen, beim Pikieren von Setzlingen. Ich arbeitete in der Küche. Ich arbeitete sehr viel. Auf dem Feld und im Stall; ich habe ausgemistet. Ich habe die Kühe gemolken und manchmal auf die Weide getrieben. Aber wenn andere Arbeiten zu machen waren, habe ich es auch getan. Ich schrubhte Fussböden. Jeder hat gearbeitet. Aber es war, als ob ich tüchtiger gewesen wäre als die anderen.»⁵¹

Hilma Geffen-Ludomer musste ebenso wie Jana Levi bei ihrer Gastfamilie sehr hart arbeiten, aber sie war älter und daher eher fähig, mit den Aufgaben fertig zu werden und ihr Selbstgefühl zu bewahren. Dennoch wurde auch sie von ihrer täglichen Arbeit ganz in Anspruch genommen. Hilma und ihre Eltern waren im August 1939 aus ihrem Haus in Rangsdorf in die Nähe von Berlin gezogen. Im Oktober 1942 kam die Gestapo, um die Familie zu verhaften und zu deportieren. «Meine Mutter war zu Hause, ich nicht. Aber als ich von der Arbeit zurückkam und die Tür aufmachte, die Wohnungstür, kam meine Mutter und sagte: ‚Lauf weg. Sie sind da und holen uns‘. Es war am Spätnachmittag. Ohne noch etwas zu sagen, kehrte ich um und lief davon.»⁵²

Im Alter von siebzehn Jahren wurde Hilma ein «U-Boot», eine Jüdin, die im Untergrund lebte. Ein halbes Jahr lang hatte sie keine feste Adresse und pendelte zwischen verschiedenen Freunden, Bekannten und zeitweiligen Arbeitgebern hin und her. Ein Freund, ein Junge ihres Alters namens Gerhard, blieb treu und hielt zu ihr. Mit seiner Hilfe beschaffte sie sich gültige Ausweispapiere und trat in Kontakt mit einem älteren Ehepaar, den Körbers, die bereit waren, sie aufzunehmen. Herr Körber war Briefträger und früher ein sehr aktiver Sozialdemokrat. Nach der

Ernennung Hitlers 1933 war er verhaftet worden und ein halbes Jahr lang in einem Konzentrationslager gewesen. Als Hilma im März 1943 zu ihnen kam, waren sie aus der Stadt in ihr Wochenendhäuschen in Falkensee bei Berlin gezogen, und Herr Körber war einberufen worden. Frau Körber wollte jemanden haben, der ihr im Garten half, und Hilma zog unter dem Namen Marga Gebhard, angeblich eine Nichte Frau Körbers, bei ihr ein. Frau Körber wusste, dass Hilma Jüdin war, erfuhr aber nie ihren richtigen Namen. «Ich wohnte dort, und ich arbeitete. Ich arbeitete sehr hart. Ich machte Gartenarbeit. Ich putzte das Haus ... Wir hielten Hühner und Hasen ... wir zogen Gemüse im Garten.»⁵³

Hilma Ludomer hatte aus Rangsdorf ihr Fahrrad mitgenommen, und einmal in der Woche fuhr sie nach Berlin, um Kartoffelschalen für die Hasen zu holen; eine Freundin Frau Körbers hatte eine Gastwirtschaft und hob die Schalen für sie auf. Abgesehen von diesen Fahrten, arbeitete sie die ganze Zeit. «Eins muss ich über diese Frau sagen: Sie brachte mich zum Arbeiten. Sie war eine Sklaventreiberin. Ich musste wirklich schuften. Sie brachte jeden zum Arbeiten. Nicht unfreundlich, aber sie war einfach so, dass man arbeiten musste. Sie selbst arbeitete auch; von morgens bis abends.»⁵⁴ Hilmas ganzes Leben drehte sich um diese Arbeit.

«Wie fühlte ich mich während dieser ganzen Zeit? ... Ich dachte nie, ‚wie fühle ich mich eigentlich?‘ ... Erst in der letzten Zeit bin ich schliesslich darauf gekommen, was ich gedacht habe: Ich habe gar nichts gedacht. Und ich habe nichts gefühlt ... Ich habe auf jeden Fall nicht geweint, als meine Eltern verhaftet wurden, weil ich so damit beschäftigt war, irgendeinen Platz für mich zu finden, einen sicheren Ort, um zu überleben. Ich glaube, ich habe die ganzen Jahre über nicht eine Träne vergossen. Von dem Tag an, als meine Eltern verhaftet wurden, bis zur Befreiung habe ich keine einzige Träne vergossen, glaube ich. Ich erinnere mich nicht einmal, dass ich getrauert habe; ich hatte absolut kein Trauergefühl ... Ich habe nicht geweint, ich habe nicht getrauert. Ich habe einfach nur überlebt ... Ich weiss, dass ich nicht geweint habe. Ich weiss, dass ich nicht um meine Eltern getrauert habe. Ich hatte einfach keine Zeit, ich hatte keine Energie. Meine ganze Energie ging darin auf, von Tag zu Tag zu planen, wie ich überleben könnte: Nun haben wir einen Tag geschafft, sehen wir, wie's mit dem nächsten wird. Da war weder Zeit noch Raum für irgendein anderes Gefühl.»⁵⁵

Jana Levi und Hilma Ludomer arbeiteten für ihren Unterhalt. Das gehörte zu der Anpassung, die sie leisten mussten, um sich in ihre neue Umgebung einzufügen. Anders als bei den Kindern, die nur als billige Dienstmoten oder Bauernmägde und -knechte aufgenommen worden waren, hätten die Gastfamilien die Mädchen in diesen beiden Fällen wohl nicht fortgeschickt, wenn sie nicht – oder zumindest nicht so hart – gearbeitet hätten. Dennoch hielten die Kinder es für ihre Pflicht, den Anforderungen ihrer Pflegeeltern zu genügen; sich anzupassen war ihre Aufgabe, Verantwortung und Last. Diese Anpassung, das Bestreben, sich einzufügen und ihrer Lage entsprechend zu verhalten, war dominierend und allgegenwärtig.

Es erforderte eine Menge Zeit und Energie und gehörte zu den Hauptaufgaben der untergetauchten Kinder. Wie Gerry Mok erklärt: «Die Tatsache, dass ich untergetaucht war, hielt mich beschäftigt. Ich musste ständig mit anderen Leuten zurechtkommen. Immer wieder machte ich neue Erfahrungen, und bei jeder neuen Erfahrung denkt man ständig an das, was geschehen ist.» Erst später kann man sich den Luxus erlauben nachzudenken: «O Gott, das habe ich getan, und das habe ich getan; wie unmöglich war dies, wie schrecklich war jenes'. Wenn die schrecklichen Dinge passieren, dann sind sie ganz einfach schrecklich, aber sie passieren – das bedeutet, man ist aktiv beschäftigt, und das ist nicht deprimierend, nicht so deprimierend wie die Zeit danach.»⁵⁶

Selbst Kinder, die in ihren Pflegefamilien so glücklich waren wie Max Arian, stellten sich diese Anpassung zur Aufgabe. Für Max begann es, als er noch keine drei Jahre alt war und sich zeitweilig bei einer Familie aufhielt, bevor er dann zu der Adresse kam, wo er bis Kriegsende blieb. «Ich glaube, ich habe dort viel gelernt, was die ganze Charakterentwicklung beeinflusste. Ich lernte, ruhig zu sein, nicht am Fenster zu sitzen, ein braves, ruhiges kleines Kind zu sein.» Bald darauf kam Max zur Familie Micheels, wo er sehr geliebt wurde. Aber auch dort bildete sich Max zu einem Jungen heran, der nicht lästig fiel oder störte und daher bleiben durfte. «Ich glaube, ich habe Theater gespielt. Ich weiss es nicht. Nach dem Krieg fand ich heraus, dass ich viele Sachen mochte, die einfach verrückt waren. Zum Beispiel bin ich der einzige Mensch, den ich kenne, der so Sachen mag wie eine Haut auf der Milch. Niemand mag das. Ich versuchte es zu rekonstruieren. Vielleicht habe ich mich damals schon daran gewöhnt, Milch mit Haut zu mögen.» Das zu mögen, was seine Pflegegeschwister verabscheuten, war ein Weg, sich in die Familie einzufügen. «Meine Pflegemutter hat mir auch erzählt, dass ich so gern Bratkartoffeln ass. Hier in Holland ist das eine Art Resteessen. Man kocht die Kartoffeln zuerst, und am nächsten Tag brät man sie dann. Ich esse das immer noch gern, es schmeckt sehr gut. Meine Pflegemutter schämte sich, wenn Nachbarn kamen und ich Bratkartoffeln ass, während sie Brot hatten, weil es so aussah, als bekäme ich etwas Schlechteres. Aber trotzdem ass ich gern Bratkartoffeln. Und ich esse sie immer noch gern. So passt man sich an, wenn man untergetaucht ist.» Indem Max seine eigenen Wünsche änderte, verwandelte er sich von dem Fremden, dem Aussenseiter, dem kleinen jüdischen Jungen in ein Kind, das seine Pflegefamilie auch wirklich lieben und hegen konnte.⁵⁷

Dieser augenfällige und schleichende Druck, sich anzupassen und konform zu verhalten, tat weder den Pflegeeltern noch den Kindern gut. Es war nicht zu vermeiden, dass es gelegentlich zu psychischem oder sogar zu sexuellem Missbrauch von Kindern kam. Für kleine Kinder war dieser Druck unausweichlich ein Hemmnis beim Herausbilden eines ausgeglichenen Selbstwertgefühls. Und bei älteren Kindern führte er zu einer gewissen Auflösung ihrer früheren Identität. Kinder, für die Untertauchen hiess, dass sie ihre Identität verbergen mussten, befanden

Im Verborgenen

sich in einer höchst komplizierten und labilen Situation. Ebenso wie die Kinder, die völlig versteckt lebten, wollten sie alles recht machen. Die Behauptung ihrer eigenen Vorlieben, Abneigungen, Wünsche, früheren Gewohnheiten und Gebräuche kam nicht in Frage. Gerry Mok formuliert es so: «Ich hatte immer das Gefühl, dass ich mich nicht verhielt wie ich selbst, sondern so, als wäre ich jemand anderer. Ich nahm meine neue Identität an und versuchte, darin zu leben.»⁵⁸ Kinder, die völlig versteckt waren, mussten schreckliche Isolation und Deprivation ertragen. Es war ihr Los, so zu leben, als lebten sie nicht, so zu existieren, dass sie keine Spuren hinterliessen. Kinder, die «nur» ihre Identität verstecken mussten, hatten andere Schwierigkeiten zu meistern – sie mussten mit einer *neuen* Identität leben.

Als angeblicher Nichtjude unter Nichtjuden zu leben, die Vergangenheit aufzugeben und eine neue Lebensgeschichte anzunehmen, die Persönlichkeit zurückzulassen, die sie gewesen waren, und eine neue Persönlichkeit zu werden – all dies brachte ganz spezifische Probleme mit sich. Schon allein die Formulierung «als Nichtjude leben» umfasst ein weites Spektrum an Erfahrungen. Da gab es Kinder, die wie Andrew Nagy in einem schwedischen Haus in Budapest oder wie Naomi Levi in einem Schweizer Kinderheim in Frankreich oder wie Emma Fiorentino-Alatri in einem katholischen Kloster in Rom Zuflucht bei einer Einrichtung fanden, die von einer neutralen Macht geschützt wurde. Diese Einrichtungen waren, juristisch gesehen, nicht strenggenommen exterritorial, aber in der Praxis wurden sie so behandelt. Solange Deutschland die neutralen Mächte brauchte (für den Kauf von Rohstoffen, die Abwicklung von Finanzgeschäften oder um sich die Loyalität der Katholiken zu sichern), waren die Nationalsozialisten (widerstrebend) bereit, den Anspruch auf Schutz durch neutrale Seiten zu tolerieren. Kinder, die das Glück hatten, an solchen Orten unterzukommen, hatten kein leichtes Leben, aber da sie oft mit anderen Juden und manchmal sogar mit der eigenen Familie zusammen waren, wurden sie nicht so sehr aus ihrem früheren Leben gerissen und in die Isolation gestossen wie die Kinder, die sich als Nichtjuden ausgeben mussten.

Andrew Nagy etwa war nicht ganz zwölf Jahre alt, als die Deutschen am 19. März 1944 in Ungarn einmarschierten. Sein Vater wurde verhaftet, geschlagen und in ein Konzentrationslager geschickt. Bis Horthy die Ungarn aufrief, die Waffen niederzulegen, und die Pfeilkreuzler im Herbst putschten, ging es Andrew und seiner Mutter nicht allzu schlecht. Dann jedoch beschleunigte sich das Tempo der Deportationen drastisch, und Andrew und seine Mutter suchten wie die anderen Budapester Juden nach einer Möglichkeit, den Grossfahndungen zu entgehen. Zu Beginn wurden die Budapesterjuden nicht in einem Ghetto zusammengefasst, sondern gezwungen, in genau bestimmte Gebäude zu ziehen. Das Mietshaus im fünften Bezirk, in dem die Nagys wohnten, war eines dieser Gebäude, und sie hielten ihr Schicksal schon für besiegelt. Es war nur eine Frage der Zeit, wann man sie zum Sammelplatz bringen würde. Durch den Schwager ihres Mannes erhielt An-

drew Nagys Mutter jedoch einen Schweizer Schutzpass. «Ich, kaum älter als zwölf Jahre, fälschte auf dem Pass meiner Mutter meinen Namen hinzu. Ich nahm eine alte, abgenutzte Schreibmaschine aus dem Büro meines Vaters und tippte ‚und Sohn‘. Natürlich war es nicht dieselbe Schreibmaschinentype, es war nicht sonderlich raffiniert, aber zumindest stand ‚und Sohn‘ darauf, und ich war nun also auch durch den Schweizer Pass geschützt.» Kurz darauf wurden geschützte Häuser eingerichtet, Wohnhäuser, in denen Menschen mit Schutzpässen von einer neutralen Macht bis zu einem gewissen Grad geschützt leben konnten. «Mit anderen Worten, die schwedischen Wallenberg-Häuser, die Schweizer Häuser, sogar manche Vatikan-Häuser erhielten nun Schutzfunktionen. Da wir Schweizer Pässe hatten ... gingen wir in ein Schweizer Haus ... Ich erinnere mich undeutlich, dass in dem Schweizer Haus, in das wir einzogen, etwa zwanzig Personen in einem Zimmer waren. Wir blieben einen bis eineinhalb Tage dort. Meine Mutter erfuhr, dass unser Wohnhaus nun unter schwedischem Schutz stand und ... wir konnten also ebensogut in unserer eigenen Wohnung leben. Also gingen wir zurück in das schwedische Haus ... Wir gingen zurück in unsere Wohnung und verbrachten den Rest des Krieges, die nächsten zweieinhalb Monate, in unserer Wohnung.» Andrew Nagy wusste, in welcher Gefahr er schwebte und dass er ständig bedroht war, aber er war zusammen mit seiner Mutter in seinem eigenen Zuhause (natürlich zusammen mit etwa zwanzig anderen Leuten), das nun von Schweden geschützt wurde. «Sicher war ich mir bewusst, dass es gefährlich war, Jude zu sein», sagte er, aber er musste es weder verleugnen noch vergessen.⁵⁹

Wie Andrew Nagy gab auch Naomi Levi ihre Vorkriegsidentität nicht auf, als sie in Le Chambon-sur-Lignon in einem Schweizer Kinderheim untertauchte. Le Chambon, ein kleines Dorf in Südfrankreich, ist eine der wenigen Ausnahmen in der traurigen Geschichte von der Mitschuld und Kollaboration der Zivilbevölkerung am Judenmord. Le Chambon oder, genauer gesagt, das Chambonnais bot den Verfolgten Schutz, und Widerstandsgruppen aus ganz Frankreich brachten Juden, insbesondere jüdische Kinder, in das Dorf. So stand Le Chambon, wie bereits erwähnt, im Mittelpunkt der Arbeit von Madeleine Dreyfus, Leiterin der Lyoner Sektion des Réseau Garel. Einige Tausend jüdischer Erwachsener und Kinder kamen nach Le Chambon und blieben dort während des Krieges oder wurden über die Grenze in die Schweiz gebracht. Viele Menschen fanden Zuflucht bei Privatfamilien, andere lebten in den sieben Gruppenhäusern, die von philanthropischen Organisationen (etwa der Society of Friends, den American Congregationalists, dem Comité Inter-Mouvements auprès des Evacués [CIMADE] und anderen) und nationalen Regierungen (vor allem von der Schweiz und von Schweden) unterstützt wurden. Naomi Levi wohnte im «Abric», einem der Heime, das von der Schweizer Kinderhilfe geführt wurde.⁶⁰

Naomi wurde 1929 als Kind polnischer Eltern in Belgien geboren. Ihre Eltern liessen sich scheiden, und von 1932 an lebte Naomi mit ihrer Mutter und deren



Gruppenfoto von Kindern und Lehrern in einem Kinderheim des französischen Judenrats in Montreuil-sous-Bois, 1943.

zweitem Ehemann, einem eingebürgerten Franzosen, in Paris. Durch diese zweite Heirat erlangte Naomis Mutter ebenfalls die französische Staatsbürgerschaft, und daher war Naomi, als 1940 der Krieg in Frankreich ausbrach, die Einzige in der Familie, die noch einen polnischen Pass hatte. Da ausländische Juden zu Beginn des Krieges in grösserer Gefahr schwebten als Juden mit französischer Staatsbürgerschaft, schickten die Eltern Naomi in der Hoffnung foift, sie würde so sicherer sein.

«Eines Tages wurde ich zum Bahnhof begleitet, man hängte mir ein Schildchen um, und ich fuhr zusammen mit anderen Kindern ab. Es war eine sehr lange Reise, sehr kompliziert. Dann schliesslich der Bummelzug, und wir kamen in Le Chambon an. Offiziell sollte ich zwei Monate bleiben, in Wirklichkeit wurden drei Jahre daraus...

Die Schweizer Kinderhilfe hatte im Dorf drei Kinderheime eingerichtet... Diese drei Häuser waren Schweizer Territorium, nicht französisches. Das stand auf einem Schild an der Tür. Ein Teil der drei Häuser war tatsächlich ein Ferienlager. Die Kinder blieben wirklich zwei oder drei Monate und kehrten dann wieder zurück zu ihren Fa-

milien. Ein Teil war inoffiziell kein Ferienlager. Die gefährdeten Kinder blieben dort, und deshalb war es verwirrend, wenn dieses oder jenes Kind ein Jahr später immer noch da war ... Die französischen Kinder, die vom Krieg nicht betroffen waren, dienten ohne ihr Wissen als Tarnung für die Kinder, die betroffen waren oder für die es besser war, nicht nach Hause zurückzukehren.»⁶¹

Laut Naomi Levi waren die Schweizer Heime relativ arm. Die Kinder bekamen Lebensmittel aus der Schweiz und wurden daher gut ernährt, aber sonst lebten sie sehr einfach. Im «Abric» gab es nur wenige Erwachsene: die Leiterin (die gleichzeitig Krankenschwester war), eine Köchin, eine Haushälterin. Die Kinder, zwischen sechs und sechzehn Jahre alt, wurden in Gruppen eingeteilt, die für verschiedene Aufgaben zuständig waren: Putzen, Küchenarbeit, Besorgungen. «Es waren drei Heime mit Mädchen und Jungen. Es war wie ein Internat, in dem alle Kinder ihr eigenes Leben führten, ihre eigenen Probleme hatten.» Wie die anderen Kinder besuchte auch Naomi eine der örtlichen Schulen, in ihrem Fall die Cevennen-Schule, in der sie sich sehr wohlfühlte. «In dieser Phase der Geschichte war ich eine der Glücklichen, weil ich Eltern hatte, was nicht alle meine Freundinnen und Freunde von sich sagen konnten. Ich sah die Folgen des Krieges, bevor ich verstand, was Krieg ist. Le Chambon ist wirklich ein ganz, ganz aussergewöhnliches Dorf ... Als ich ankam, dachte ich, ich sei in den Ferien hier; dann wurde mir klar, dass ich nicht zurückfahren würde. Man nannte mich ‚Nanie‘ und sagte zu mir, ‚Nanie, dich werden wir hierbehalten‘. Aber ich wusste nicht, warum. Erst nach und nach begriff ich, dass es etwas Besonderes zu bedeuten hatte, wenn man Jüdin war; nur langsam, durch die Erzählungen von anderen, wurde mir das klar.»⁶² Cirlène Liberman-Zinger, die gerade acht Jahre alt war, als sie ins «Abric» kam, berichtet: «Ich habe nur glückliche Erinnerungen an Le Chambon. Für mich bedeutete Le Chambon nicht Krieg; ich musste mich dort nicht verstecken ... Le Chambon war für mich nichts Düsteres. Ich hatte schmerzliche Zeiten in Marseille und Paris erlebt, aber sobald ich nach Le Chambon kam, war das vorbei. Ich hatte keine Angst mehr.»⁶³ Tatsächlich waren Naomi, Cirlène und die anderen Kinder aber «untergetaucht». Die Kinder, die nur in den Ferien kamen, dienten ihnen als Tarnung, wie Naomi erklärt. Sie gingen in die protestantische Kirche am Ort und lernten, Choräle zu singen. Aber sie waren nicht gezwungen, das zu tun, und sie hatten nicht das Gefühl, versteckt zu leben. Die Kinder nahmen an solchen Gottesdiensten teil, weil es ihnen Freude machte und sie sich in der Gemeinschaft wohlfühlten, und nicht, um sich zu tarnen. Kurz, sie waren jüdische Kinder in einem protestantischen Umfeld, aber sie waren nicht gezwungen, selbst als Protestanten zu leben oder – wenn auch nur zeitweise – eine protestantische Identität anzunehmen.

Viele jüdische Kinder, die nach Mussolinis Sturz (25. Juli 1943), der Kapitulation Badoglios (8. September) und dem darauffolgenden Einmarsch der Deutschen in italienischen Klöstern «untertauchten», waren in einer ähnlichen Lage. Wie die

Kinder in Le Chambon waren auch sie zumeist mit anderen Juden oder sogar mit der eigenen Familie zusammen. Sie versteckten sich, sie lebten in einem katholischen Umfeld, aber sie mussten nicht die katholische Identität annehmen.⁶⁴

Nur wenige Juden in Rom tauchten unmittelbar nach dem Einmarsch der Deutschen am 10. September 1943 unter. Während der ersten fünf Wochen der Besatzung schien die Lage vielleicht nicht gerade ruhig, aber doch zumindest beständig. Diese Illusion wurde jedoch am 16. Oktober, dem «Schwarzen Sabbath», grausam zerschlagen, als in Roms ehemaligem Ghetto plötzlich die Jagd auf Juden eröffnet wurde. Über ein Viertel (1'259 Menschen) der Bürger in diesem Stadtteil wurde gefangengenommen, 1'007 Menschen wurden deportiert. Wer dieser Treibjagd entkam – Juden im selben Viertel oder in anderen Teilen Roms –, musste nun sofort reagieren. «Am Morgen des 16. Oktober, noch in der Dämmerung, rief Pasquali Lasagni, ein Rechtsanwalt, der mit meinem Vater sehr gut befreundet war, bei uns an», erinnert sich Emma Fiorentino-Alatri. Lasagni wohnte in der Largo Argentina, neben dem Ghetto, und er sagte: «Alatri, Alatri! Lauf weg, lauf weg! Sie brechen in alle jüdischen Häuser ein und schleppen die Leute fort!» Die Alatris verliessen sofort das Haus; die Mutter und die zwei Töchter liefen in die eine Richtung, der Vater in die andere. «An diesem Tag gingen wir fort, es regnete, und wir flohen einfach, so, wie wir gerade angezogen waren, ohne Strümpfe, in Sandalen, den ganzen Tag waren wir so im Regen. Wir klopfen bei allen Klöstern an der Via Nomentana an, aber da wir kein Empfehlungsschreiben hatten, sagten alle, ‚nein, es geht nicht‘. ... Ich erinnere mich daran wie an einen Alptraum, diese lange Via Nomentana, die nie zu enden schien; noch ein Kloster, noch ein Kloster, wieder ein Tor, wieder eine Glocke, die läutete.» An jenem Tag fanden sie keine Bleibe; später überliessen Alatris Tanten den beiden Mädchen und ihrer Mutter die Plätze, die sie im Kloster Notre Dame de Sion hatten. «Wir kamen gegen Ende Oktober in das Kloster und verliessen es Ende Januar. Während dieser Zeit kehrten meine Tanten zurück, sie kamen wieder zu uns. Viele Juden waren dort (um ehrlich zu sein, sie sagten, dass man sie ohne Empfehlungsschreiben aufgenommen hatte – was uns nicht gelungen war). Wir blieben bis Ende Januar, Anfang Februar, aber dann schafften wir es nicht mehr. Es war zu teuer, und niemand wusste, wie lange das noch dauern würde. Deswegen gingen wir zu Freundinnen unserer Familie, zwei Schwestern in der Via Po ... Dort blieben wir bis zum 4. Juni, dem Tag der Befreiung.»⁶⁵

Wie alle Juden in Europa hatten die Juden in Rom zuerst das dringlichste und grösste Problem zu lösen – ein Versteck zu finden, in dem sie untertauchen konnten. Geld spielte natürlich eine wichtige Rolle, denn wer zahlen konnte, fand leichter einen Unterschlupf. Andere, wie etwa die Familie Alatri, die nicht für die regelmässigen Kosten aufkommen konnten, mussten wieder gehen. Aber ganz so einfach war die Rechnung wiederum nicht. Es gab auch Klöster, die nur geringe Unterhaltskosten oder gar nichts verlangten. In diesem Fall – ebenso wie bei Familien, die Juden bei sich aufnahmen, ohne Bezahlung zu beanspruchen – ging es

nicht darum, Geld zu haben, sondern vielmehr eine Gelegenheit zu finden. So berichtet etwa Sergio Tagliacozzo, der im Herbst 1943 als Neunjähriger mit seinen beiden älteren Brüdern ins Collegio Nazareno kam: «Die Schwierigkeit lag nicht im Geld oder so, das Problem bestand einfach darin, ein Versteck zu finden.»

Tagliacozzo und seine Brüder blieben sieben Monate lang im Collegio Nazareno. «Die Priester wussten, dass wir Juden waren, aber sie sprachen nicht darüber, sie behandelten uns ganz normal, so wie die anderen Internatsschüler auch. Wir hatten keinerlei Probleme. Wir waren dort, ausserdem ein Cousin von uns und noch zwei oder drei jüdische Jungen; wir wussten, dass sie Juden waren, aber sie sagten uns nichts davon.»⁶⁶

Unproblematisch war das Leben in diesen de facto exterritorialen Einrichtungen wie den schwedischen Häusern in Budapest, den Kinderheimen in Le Chambon oder den Klöstern in Rom jedoch nicht. Die jüdischen Kinder, die dort Zuflucht fanden, gehörten zu den Gejagten. Wohl hatten sie das Glück, einen sicheren Ort gefunden zu haben, aber Tatsache ist nach wie vor, dass sie überhaupt Schutz suchen mussten. Entwurzelt, zumeist getrennt von der Familie, lebten sie in der Regel zusammengepfercht und unter primitiven Bedingungen. Kälte und Hunger waren ihre ständigen Gefährten; Liebe und Zuneigung fehlten zumeist. Und da war die Angst: immer zittern zu müssen, ob man nicht doch geholt würde; nicht wissen, was aus den geliebten Angehörigen geworden war. Nur zu verständliche Ängste. Cirlène Zingers Vater wurde deportiert und kam nicht zurück. Sergio Tagliacozzos Eltern wurden gefasst und nach Osten transportiert; nur seine Mutter überlebte. Diese Kinder waren «untergetaucht». Weil sie Juden waren, wurden sie zu Opfern und mussten ihre Existenz tarnen – mit halbgültigen schwedischen Papieren, im Zusammenleben mit nichtjüdischen Kindern, die man zur Erholung geschickt hatte, oder innerhalb katholischer Einrichtungen. So entkamen sie der Verfolgung, ohne eine christliche Identität anzunehmen.

Es gab weitere Möglichkeiten, Kinder zu «tarnen», ohne dass sie tatsächlich ihre Identität hätten wechseln müssen. Manche Kinder wohnten ganz einfach zu Hause oder bei Bekannten; die Nachbarn wussten genau, dass sie Juden waren, und hätten sie jederzeit denunzieren können. Ihr einziger Schutz war die stillschweigende Übereinkunft, nichts zu sagen. Das war der Fall etwa bei Judith Belinfante in Den Haag oder bei Romano Dell’Ariccia in Rom. Die «Legende» Judiths, die als sechs Monate alter Säugling im Elternhaus des früheren Dienstmädchens der Familie unterkam, war kaum plausibel oder überzeugend. Obwohl Lien auf dem Standesamt erklärt hatte, dass sie das Kind geboren habe, konnte sie diese Fiktion in ihrer eigenen Nachbarschaft nicht aufrecht erhalten. «Das wäre ein Wunder gewesen! Nein, die Geschichte war so: Sie hatte eine Freundin, der das Kind gehörte, aber die Freundin hatte Tuberkulose oder so etwas Ähnliches, eine Art Krankheit, vor der die Leute eine Heidenangst hatten. Deswegen traute sich niemand, darüber zu reden, aber jeder wusste, was wirklich los war. Das Komische

ist, dass in derselben Strasse auch ein Mitglied der NSB [holländische nationalsozialistische Partei] wohnte, aber er hat nie mit irgend jemandem darüber gesprochen. Jeder wusste Bescheid; es war total verrückt.»⁶⁷

Romano Dell'Araccia hatte überhaupt keine Geschichte zur Tarnung. Nachdem die Familie sich einen Monat lang in der Stadt auf einem Speicher versteckt und später, durch Vermittlung der Kommunistischen Partei, eine Weile in Baracken auf dem Land gewohnt hatte, kehrte sie wieder zurück in die eigene Wohnung. Die Dell'Araccias hatten jahrelang dort gelebt; jeder kannte sie. «Mit Ausnahme meines Bruders, den sie tragischerweise schon früher verschleppt hatten, wurden wir Gott sei Dank verschont. Vielleicht waren die Nachbarn uns wohlgesonnen und verrieten uns deshalb nicht. Es hätte gereicht, wenn einer die Faschisten informiert hätte, dass wir da waren, und sie hätten uns geholt. Sie haben jeden mitgenommen, einfach jeden, sämtliche Familien.» Während dieser Zeit waren die Dell'Araccias keine praktizierenden Juden. Sie lebten ruhig und zurückgezogen inmitten ihrer katholischen Nachbarn. Doch sie selbst hatten keine katholischen Papiere und nahmen auch nicht an den Riten dieser Religion teil.⁶⁸

Kinder in den geschützten Häusern oder in einer ähnlichen Lage wie Romano Dell'Araccia (der mit seinen neun Jahren wusste, dass er Jude war) empfanden einen Konflikt zwischen ihrem Leben «im Verborgenen» und dem Verständnis ihrer eigenen Identität. Kinder, die untergetaucht waren und sich dabei als Christen ausgeben mussten, waren in einer weitaus komplizierteren Lage. Bei den meisten «untergetauchten» Kindern war dies der Fall. Ebenso wie viele der Kinder, die wir hier vorgestellt haben (Max Arian, Mirjam Levi, Georges Waysand, Jana Levi, Judith Belinfante, Paul Sved und so weiter) hatten sie falsche Namen und fiktive Lebensgeschichten. Im grossen und ganzen wussten die Pflegefamilien, dass die Kinder Juden waren, aber da sie als Christen ausgegeben werden sollten, hielt man sie davon ab, heimlich ihre Religion zu praktizieren oder über ihr vergangenes Leben zu sprechen. Für die Sicherheit aller Beteiligten war es zwingend geboten, dass das Kind der Aussenwelt eine glatte, nichtjüdische Fassade präsentierte. Jeder Riss in der Mauer, ein einziger Versprecher oder nur eine falsche Geste, konnten das Kind, die Pflegefamilie und das Kontaktnetz, das sie zusammengeführt hatte, verraten. Kleine Kinder, die weder eine Vorstellung vom Judentum noch eine Erinnerung daran hatten, wuchsen ganz einfach als Christen auf. Kinder, die etwas älter waren (etwa vom vierten oder fünften Lebensjahr an), erinnerten sich an ihre Familien und frühere Bräuche. Sie mussten ständig auf der Hut sein, um sich nicht zu verraten. Jahrelang führten sie eine Dopelexistenz; innerlich Juden, nach aussen hin Christen. Als angeblicher Nichtjude unter Nichtjuden leben zu müssen, hatte ein Auseinanderklaffen zwischen ihrer früheren Vorstellung von sich selbst und ihrer gegenwärtigen Realität zur Folge. So entstand Distanz und Absonderung. Niemand ausserhalb der Pflegefamilie durfte wissen, wer sie wirklich waren; niemandem durfte man trauen.

Bei manchen Kindern führte diese Situation auch zu grosser Unsicherheit, wie ihre jüdische Identität denn zu bewerten sei. Mit der Zeit kamen Fragen und Zweifel; die verstreichenden Jahre, der ständige Beschuss mit antisemitischer Propaganda im von Nationalsozialisten besetzten Europa, die unausgesetzte Anspannung, als jemand anderer leben zu müssen – all das zeitigte seine Wirkung. Alltägliche Vorfälle, etwa eine allgemein verbreitete antisemitische Bemerkung, auf die das Kind nicht als Jude entsprechend antworten durfte, hatten Scham zur Folge – Scham, weil man nicht antwortete, Scham über die eigene Ohnmacht und schliesslich Scham, ein Jude zu sein. Es wäre so viel leichter und angenehmer, die Lüge in Wahrheit zu verwandeln, zu sein wie die anderen und nicht nur vorzugeben, Christ zu sein. Isabelle Silberg-Riff war nur ein paar Tage lang untergetaucht. Ihre Familie war von Antwerpen nach Südfrankreich geflohen. Nach der plötzlichen Razzia unter den Juden in Puisseguier im August 1942, wo sie zusammen mit ihrer Schwester und ihrer Tante war, wurden die Mädchen in die Schweiz geschickt. Eine Spanierin, die Freundin eines Onkels, die an der Universität von Montpellier studierte, sollte sie einen Teil des Wegs begleiten; die neuneinhalbjährige Isabelle und deren vierjährige Schwester sollten als ihre Töchter ausgegeben werden.

«Diese Frau kam dann und nahm uns mit nach Béziers, wo meine Eltern waren, und sie gab mir Instruktionen: Ich sollte nicht sprechen, ich sollte nur auf Fragen antworten, und zwar so kurz wie möglich.

Sie nahm uns mit ... zu dem Wohnblock, in dem meine Eltern sich versteckten. Wir stiegen fünf oder sechs Stockwerke hinauf; meine Eltern waren auf dem Speicher. Meine Mutter hatte etwas zu essen gemacht, daran erinnerte ich mich sehr deutlich. Sie hatte neue Kleider für uns. Wo sie diese Kleider her hatte, weiss ich nicht, aber sie hatte für jede von uns ein neues Kleid. Und sie hatte neue Schuhe für uns. Und ich erinnere mich, dass sie mir einen Kamm in die Hand drückte und sagte, von nun an müsse ich meiner Schwester das Haar kämmen (sie war erst vier und hatte langes, lockiges Haar). Ich müsse sie waschen, sauberhalten, auf sie anpassen. Und dass wir in die Schweiz gehen würden, dass ich noch einen Onkel hätte, der schon in der Schweiz sei, und dass er uns abholen würde. Wie wir in die Schweiz kommen sollten oder wer uns hinbrächte, wusste sie nicht. Ich weiss noch, dass wir zusammengesessen haben, dann küsste sie uns zum Abschied ...

Es war zwei Uhr nachmittags und heiss; wir gingen durch die Stadt, und ich erinnere mich, dass ich instinktiv gedacht habe: ‚Ich wünschte, ich wäre wie ein französisches Mädchen, wie die anderen französischen Kinder, so dass ich mich nicht verstecken müsste‘. Denn ich wusste, dass ich nicht ich selbst sein konnte, dass ich mich verstecken musste. Ich ging mit der fremden Frau. Sie beschützte mich. Ich musste mich verstecken. Ich war anders als die anderen, die frei herumlaufen konnten. Ich wusste, dass mein Leben in Gefahr war. Und sie sagte zu mir:

„Du darfst nicht sagen, dass du Jüdin bist. Du darfst sogar sagen, dass du protestantisch oder katholisch bist, irgendwas, nur nicht jüdisch“,

Und dieses Gefühl, dass man sich schuldig fühlen sollte, weil man Jüdin war. Es ist ein schreckliches Gefühl zu wissen, dass das, was man ist, der Grund dafür ist, dass man sich verstecken muss. Es gibt keine Worte dafür. Man schämt sich für das, was man ist.»⁶⁹

Noch stärker wurden diese Konflikte bei den Kindern, die auch innerhalb der Pflegefamilie die Fiktion aufrechterhalten und ihre wahre Identität ganz für sich behalten mussten. Vivette Samuel-Hermann war eine der OSE-Fürsorgerinnen, die sich während des Krieges um die Kinder kümmerten. Sie vertrat die Ansicht, oberstes Gebot bei der Untergrundarbeit sei es, das Leben der Kinder zu retten, aber sie zeigte sich durchaus aufgeschlossen für die seelischen Probleme, die dabei auftreten konnten. Nach dem Krieg, 1948, befragte sie die OSE-Kinder nach ihren Erfahrungen beim Leben im Verborgenen. In einem unveröffentlichten Aufsatz erörtert Madame Samuel (mittlerweile Leiterin der OSE) die Schwierigkeiten, auf die Kinder bei den unterschiedlichen Arten des «Untertauchens» stiessen: die Französisierung eines fremdländischen Namens, der zeitweilige Gebrauch falscher Papiere, mit denen die Grenze passiert werden konnte, und die Annahme einer nichtjüdischen Identität für die Dauer des Krieges.⁷⁰ Der Réseau Garel hatte anders als andere Kinderhilfsorganisationen den strengen Grundsatz, auch den Pflegeeltern die jüdische Identität des Kindes zu verheimlichen (höchstens die Pflegemutter wurde manchmal informiert), um so das Kind, die Familie und das Kontaktnetz zu schützen. Für das Kind bedeutete das, dass es sich auch innerhalb der Pflegefamilie verstellen musste. Das Resultat war «ständige Anspannung». Das Leiden, stets mit der Lüge leben zu müssen, war für die Kinder schlimmer als die Angst vor der tatsächlichen Gefahr.⁷¹

Es war leichter und sicherer für die Kinder, wenn sie die Vergangenheit vergassen und sich nur noch an ihre neuen Lebensgeschichten erinnerten. Ihre frühere Identität aufzugeben und wirklich zu den Menschen zu werden, die sie angeblich waren, nicht nur vor den Deutschen und ihren Verbündeten, den neuen Freunden und Nachbarn und vielleicht sogar der Pflegefamilie zu verheimlichen, dass man Jude war, sondern auch vor sich selbst, war eine einzigartig direkte Art, ihre Ängste, Konflikte und Spannungen abzubauen. Diese genial einfache Lösung hatte nur einen Haken. Wenn sie vergassen, wer sie waren und wie sie hiessen, und nach dem Krieg ein Familienmitglied zurückkehrte, wie sollte man das Kind dann finden? Es würde nicht mehr existieren, und es gab keine Möglichkeit, es aufzuspüren. Das war «die allerschrecklichste Angst», die Jana Levi quälte.

«Ich wusste nicht mehr, wie mein richtiger Name lautete. Nur nachts träumte ich davon. Wenn ich morgens aufwachte, wusste ich ihn nicht mehr. Ich wusste, dass ich eigentlich anders hiess, aber es war so wichtig, das zu vergessen, dass ich es tatsächlich vergass. Ich wusste, dass meine Eltern mich nicht finden konnten, wenn sie meinen neuen Namen nicht kannten. Sie würden nicht wissen, wer ich

war, niemand würde es wissen. Ich war jemand anderes geworden, und niemand wusste, was aus dieser früheren Person geworden war, so wie man auch nicht wusste, wer ich eigentlich war. Ich meine, *niemand* wusste es. Es war so ein Geheimnis, dass niemand es wusste.»⁷²

Es war die höchste Form der Anpassung an das Leben unter Nichtjuden, dass man selbst tatsächlich Nichtjude wurde, entweder stillschweigend, weil man einfach zermürbt war, oder durch eine formelle Konversion. Es kam nicht selten vor, dass jemand zum christlichen Glauben übertrat. Eine Reihe von Faktoren war massgebend dafür, wie empfänglich ein Kind für den Einfluss und die Atmosphäre seiner Umgebung war. Alter und frühere religiöse Erziehung waren insofern wichtig, als ältere Kinder einfach mehr Zeit gehabt hatten, ihren Charakter und ihr Selbstverständnis herauszubilden, als kleinere Kinder. Kinder aus gläubigen Elternhäusern hatten ein stärkeres Gefühl für ihre eigene Tradition, die fester in ihr Selbstverständnis integriert war als bei Kindern, die nicht jüdisch erzogen worden waren und sich kaum mit ihrer Religion identifizierten. Eine wichtige Rolle für das Interesse des Kindes am Christentum spielten auch die jeweiligen Lebensumstände. Kinder, die allein untergetaucht waren, neigten eher dazu, sich ihrer Umgebung anzupassen, als Kinder, die durch die Gesellschaft von anderen Familienmitgliedern oder Freunden in ihrem Judentum bestärkt wurden. Christliche Familien beeinflussten das Kind stärker als weltliche Einrichtungen oder wenig religiöse Familien. Ein weiterer Faktor war natürlich die Dauer des Lebens im Verborgenen. Je länger ein Kind als Nichtjude unter Nichtjuden lebte, desto leichter ging es in dieser neuen Lebensweise auf.

Die radikale Anpassung erfolgte in verschiedenen Formen; es war sehr unterschiedlich, bis zu welchem Grade die Kinder das Christentum als ihren Glauben annahmen. Am ehesten kam es zu diesem (wie man betonen muss) sonst seltenen Umschwung bei sehr kleinen Kindern, die an fromme Familien oder religiöse Einrichtungen vermittelt wurden. Da diese Kinder «untergetaucht» waren, wäre es unklug gewesen, wenn ihre Pflegeeltern und Lehrer ihnen gesagt hätten, dass sie Juden waren. Man kümmerte sich um sie, als unterschiede sich ihre Herkunft nicht von der anderer Kinder; sie in ihrer jüdischen Identität zu bestärken oder diese überhaupt erst zu prägen, wäre darauf hinausgelaufen, die Kinder zum Selbstverrat zu ermuntern. Die Kinder, die so eine christliche Identität entwickelten, hatten nicht das Gefühl, konvertiert zu sein. Es war nicht so, dass sie sich von der eigenen Kultur abwandten oder auf sie verzichteten. Sie wuchsen einfach als Christen auf. Das Christentum war ein ganz natürlicher Teil ihres Lebens. Die meisten Pflegeeltern und viele der kirchlichen Organisationen, die an der Rettung von Kindern beteiligt waren, hatten nicht ausdrücklich die Absicht, sie zu bekehren. Sie wollten die Kinder ganz einfach schützen. Das waren keine leeren Worte oder Empfindungen; sie riskierten ihr Leben für diese Kinder. Sie tarnten die Kinder, so gut sie konnten, und bei Zwei-, Vier- oder sogar Fünfjährigen konnte das auch bedeu-

ten, dass man ihre jüdische Herkunft bis nach Kriegsende vor ihnen verheimlichte. Wenn es in dieser Hinsicht Klagen über das Verhalten der christlichen Gemeinschaft gibt, sollte man sich allein auf ihre Handlungsweise nach dem Krieg, nicht während des Krieges beziehen.⁷³

Ältere Kinder waren in einer zwar ähnlichen, doch auch unterschiedlichen Situation. Da sie nicht mehr so klein waren, wurde ihnen bewusst, dass sie von einer Kultur in eine andere kamen. Aber auch sie waren untergetaucht und mussten am Alltagsleben von Privatfamilien oder Institutionen, in denen sie untergebracht waren, teilnehmen. Waren sie in einer religiös geprägten Umgebung, beobachteten und spürten sie die Schönheit und Bedeutung der Glaubensriten für die Menschen, die sich um die Kinder kümmerten. Aus emotionalen Gründen oder auch, weil es die Phantasie anregte, war es sehr verlockend für sie, dieser Glaubensgemeinschaft beizutreten und ihr anzugehören. Jana Levi, die in Polen als angebliche Christin lebte, und Max Arian in den Niederlanden wurden auf diese Weise von der römisch-katholischen Kirche angezogen, während es Cirlène Liberman-Zinger in Frankreich mit der protestantischen Kirche ähnlich erging. «Wenn ich sehr lange in Le Chambon geblieben wäre», berichtet sie, «wäre ich ganz bestimmt Protestantin geworden»⁷⁴ (wie sich herausstellte, gab es in Le Chambon eine einzige Konversion: Ein Junge aus Le Chambon trat zum Judentum über). «Ich verliebte mich in die Kirche», gesteht Jana Levi.

«Schon kurz, nachdem wir dort hingekommen waren, fand ich heraus, worum es ging, und ich verliebte mich in die Kirche. Wirklich, ich liebte die Kirche absolut. Das ganze Schauspiel war unbedingt [hinreissend]. Ich beneidete die Ministranten, weil sie verkleidet waren und sich um den Altar herumbewegten, sich verbeugten und küssten und so weiter. Ich ging so gern in die Kirche. Ich meine, die ganze Zeremonie der Sonntagsmesse war einfach wundervoll. Und schliesslich, nach meiner Erstkommunion (die ein grosses Ereignis in meinem Leben war, ich trug ein weisses Kleid mit Volantbesatz. Ich fand, dass ich aussah wie eine Prinzessin! Und auf dem Kopf hatte ich einen Blumenkranz, und in der Hand eine grosse weisse Kerze und alles Mögliche), nach meiner Erstkommunion streute ich bei Prozessionen immer Blumen. Das hiess, dass ich einen Korb mit Blüten um den Hals trug und ganz vorn in der Prozession ging. Und der Junge mit dem Weihrauch und ich streuten vor der Prozession Blumen her und knieten uns hin, dann gingen wir weiter hinterher, streuten wieder Blumen und knieten uns hin. Ich meine, es war ganz toll, es war, als wäre man auf der Bühne.»⁷⁵

Letztendlich konvertierten weder Cirlène Zinger noch Max Arian, noch Jana Levi.

In glücklichen, gut funktionierenden Pflegefamilien entwickelte sich wirkliche Zuneigung zwischen Pflegeeltern und Kindern. Manche der grösseren Kinder bewunderten ihre Pflegeeltern, die positive Leitbilder für sie waren. Wenn ihren Pflegeeltern der Glaube so viel bedeutete, dann mochte das wohl etwas sein, was man

Die erkennbare Welt

akzeptieren konnte, meinten die Kinder. So war es etwa bei Sara Spier. Sie war innerhalb der drei Jahre, in denen sie untergetaucht lebte, in über dreissig Familien untergebracht, aber ein Ehepaar, Cor und Trijntje van Stam, stand die ganze Zeit treu zu ihr. Da die van Stams voll Engagement in der Untergrundbewegung arbeiteten, konnte Sara nicht über lange Zeiträume bei ihnen bleiben (die Gefahr wäre zu gross gewesen), aber sie fanden immer neue Adressen für sie, und sie war in ihrem Haus stets willkommen. Die van Stams waren überzeugte Calvinisten.

«Sie waren Calvinisten und sehr gute Christen. Es war etwas ganz Natürliches bei ihnen. Sie sagten mir, dass sie ohne ihren Glauben ihre Arbeit im Widerstand niemals leisten könnten. Ich war davon sehr beeindruckt, weil ich das Gefühl hatte, dass hier etwas Echtes war, dass es nicht um ein Spiel ging. Meine Eltern waren [1943] verraten worden. Sie [Cor und Trijntje] sagten mir, was geschehen war, und sie sagten ausserdem: ‚Wir beten immer, und das gibt uns eine Menge Kraft. Das wollten wir dir nur sagen‘. Jedesmal, wenn ich sie sah (und auch deshalb, weil meine Eltern fort waren), waren sie für mich wie Eltern. Ich glaube, ich wurde Christin, weil ich das Gefühl hatte, ich würde gern zu ihnen gehören. Ich war ziemlich lange Christin; neun Jahre, glaube ich [1943 bis 1952], eine lange Zeit. Gereformerd [Calvi – nistin]. Auf jeden Fall hatte ich während der Kriegszeit einen ziemlich starken Glauben, der mir etwas Trost gab. Da die meisten Leute, zu denen ich kam, Gereformerd waren, gab mir das auch fast das Gefühl, assimiliert zu sein, glaube ich.»⁷⁶

Sicher hätte der Calvinismus Sara Spier ohne das Beispiel der van Stams nicht so stark beeindruckt, aber es gab verschiedene Gründe dafür, dass sie Protestantin wurde. Innerhalb von vierunddreissig Monaten lebte sie in zweiunddreissig verschiedenen Familien, das heisst, durchschnittlich alle fünfunddreissig Tage lernte sie eine neue Familie kennen, zumeist Calvinisten. So meinte Sara, es würde ihr helfen, sich anzupassen und mit ihren Problemen fertigzuwerden, wenn sie der Religion ihrer Gastfamilien beitrug.

Natürlich gab es auch weniger positive Gründe, den christlichen Glauben anzunehmen. Manche kirchlichen Einrichtungen übten auf die Kinder, denen sie zu Hilfe kamen, massiven Druck aus. Sie wollten nicht nur Leben, sondern auch Seelen retten. Und ein kleiner Teil der Pflegeeltern teilte diese Einstellung. Das Paar, bei dem Mirjam Levi in Den Haag lebte, war «sehr religiös, doktrinär». Sie meinten, es sei «ihre Pflicht zu helfen», und wollten sie bekehren, «um ein Kind um des Heils willen zu retten». Zeitweilig waren sie erfolgreich. «Ich wurde in meinem Denken ebenfalls Christin, und ich hoffte, meine Eltern würden durch das Christentum gerettet, weil das ihre Meinung war, die Meinung meiner Pflegeeltern. Ich war konvertiert. Zu Hause war ich nicht besonders religiös erzogen worden, und in dieser Zeit kam es eben so, weil ich mich der Situation anpassen musste. Ich konnte zwischen ihnen und mir keinen Unterschied mehr machen.»⁷⁷

Wenn jüdische Kinder das Christentum annahmen und sich schliesslich der nichtjüdischen Welt anpassten, ist das den Nationalsozialisten und ihren Verbündeten anzulasten, nicht den Pflegefamilien und religiösen Einrichtungen, die sich für den Schutz und die Verteidigung dieser Kinderleben einsetzten. Die politische Situation, in der die Kinder lebten, war verantwortlich dafür, dass sie zwangsläufig als Christen leben und eine harte Lektion lernen mussten: Ihre Probleme waren darauf zurückzuführen, dass sie anders waren, dass sie die Fremden waren. Für diejenigen, die das Glück hatten, die Jahre im Verborgenen zu Verleben, war die unmittelbare Folge in der Nachkriegszeit nicht die Konversion, sondern häufig der starke Wunsch, so zu sein wie alle anderen. Wir haben in diesem Kapitel die Erfahrungen von untergetauchten Kindern erörtert und analysiert, ob sie nun ihre ganze physische Existenz oder «nur» ihre jüdische Identität verbergen mussten. In seinem Buch «Die Vernichtung der europäischen Juden» hat Raul Hilberg die vergangenen zweitausend Jahre jüdischer Geschichte in einigen Sätzen zusammengefasst. Zunächst, so führt er aus, sagte man den Juden: «Ihr habt kein Recht, als Juden unter uns zu leben.» Dann erzählte man ihnen: «Ihr habt kein Recht, unter uns zu leben». Schliesslich, im Dritten Reich, wurde den Juden gesagt: «Ihr habt kein Recht zu leben.»⁷⁸ Jüdische Kinder, die untertauchten, begannen ihr Leben mit einer vierten Botschaft aus der nichtjüdischen Welt. «Ihr *dürft*, ihr seid berechtigt, als Juden unter uns zu leben», glaubten sie. Aber nach nur ganz kurzer Zeit, manchmal schon nach einem Monat oder sogar schon nur eine Woche später, erfuhren sie Hilbergs drei Stadien am eigenen Leib. «Ihr habt kein Recht, als Juden unter uns zu leben» – und sie «tauchten unter», versteckten ihre jüdische Identität. Aber für viele genügte diese List nicht. «Ihr habt kein Recht, unter uns zu leben» – sie verbargen sich total – sie lebten, hinterliessen aber keine Spuren ihrer Existenz. Aber auch das genügte noch nicht. «Ihr habt kein Recht zu leben.» Wie Anne Frank wurden sie denunziert und deportiert.

Zweiter Teil
Welt ohne Beispiel

IV. Durchgangslager

Am 1. Juli 1944 wurden Frieda Menco-Brommet und ihre Eltern, ihr Onkel mütterlicherseits und seine Familie von der Gestapo verhaftet. Zwei Jahre lang waren sie bei einer katholischen Familie in Warmond (Niederlande) untergetaucht gewesen. Die Brommets hatten für ihr Versteck bezahlt. Sie hatten ihren Gastgebern sogar auf dem Schwarzmarkt erworbene Lebensmittelmarken gegeben, obwohl die Leute, die sie untergebracht hatten, bereits von der Untergrundbewegung Geld bekommen hatten – was die Brommets damals nicht wussten. Die Lage wurde schlimmer, alles wurde gefährlicher, und «so kamen die Leute mit dem Vorschlag, sie wüssten jemanden, der uns in die Schweiz bringen würde. Mein Vater entschied, dass wir das tun sollten», erinnert sich Frieda. Doch das Geld, das ihre Familie für die Ausreise in die Schweiz bezahlte, verwandelte sich in den Fahrpreis zum Amsterdamer Gefängnis. «Als sie [die Leute, die sie untergebracht hatten] das Geld hatten ... kamen die Deutschen und holten uns.» Auch der Mann, bei dem sie Unterschlupf gefunden hatten, wurde verhaftet, «aber er konnte sofort wieder nach Hause gehen, und deshalb wussten wir, dass er uns verraten hatte». Die Familie verbrachte drei Nächte im Gefängnis und kam dann nach Westerbork, in das holländische Durchgangslager in der Provinz Drenthe (nordöstliche Niederlande).¹

«Drei Tage Gefängnis, dann kamen wir nach Westerbork, und Westerbork war für uns wunderbar. Weil man uns nun gefasst hatte, liess die Anspannung nach, wir *waren* nun verhaftet, also hatten wir keine Angst mehr, verhaftet zu werden, wir *waren* es ja schon.» Weil die Brommets das Vergehen begangen hatten, sich zu verstecken, wurden sie in Strafbaracken geschickt. «Wir mussten dunkelblaue Arbeitsanzüge anziehen, dazu rote Halstücher.» Als die Deutschen 1940 in den Niederlanden einmarschierten, war Frieda vierzehn Jahre alt. Sie war achtzehn, als sie nach Westerbork kam. «Ich hatte langes schwarzes Haar und sah in diesem Arbeitsanzug ganz toll aus», erinnert sie sich. «Und dort war eine ganze Menge Männer, und es gab genug zu essen, deswegen war es für uns einfach *wundervoll*.²

Esther Levi war mit neun Jahren halb so alt wie Frieda Menco-Brommet, als sie 1943 zusammen mit ihrer Familie nach Westerbork gebracht wurde. Der familiäre Hintergrund der beiden Mädchen hätte in vieler Hinsicht kaum unterschiedlicher sein können – aber auch Esther Levi fand das Leben im Durchgangslager zunächst aufregend und angenehm. Esther Levi war 1934 in Frankfurt am Main geboren worden. Ihr Vater handelte mit Diamanten, ihre Mutter war eine typische Hausfrau der alten Art. Eine liebevolle Familie, die am Althergebrachten festhielt.



Kinder auf dem Weg von Amsterdam nach Westerbork.



Eine Frau auf dem Transport nach Westerbork spielt mit einem Kind.

«In Deutschland wohnten wir in einem sehr grossen dreistöckigen Haus. Meine Grosseltern lebten im Erdgeschoss. Sie hatten fünf Kinder, zwei davon waren verheiratet, und die beiden verheirateten Paare bewohnten jeweils eines der oberen Stockwerke. [In meiner Erinnerung und auch nach der Erinnerung einer älteren Cousine] war der Familienzusammenhalt sehr eng; sie machten alles zusammen. Meine Familie war sehr religiös, sehr orthodox ... Meine Mutter trug einen Shaytel [jüdische Frauenperücke], und selbst [nachdem wir nach Amsterdam umgezogen waren], hatten wir immer noch eine Sefer Torah [Thorarolle] im Haus. Die ganze Familie war wirklich sehr fromm.»³

Die gesamte Grossfamilie zog 1937/1938 nach Amsterdam um, und Esther Levis Leben ging weiter wie zuvor. Ihr Bruder Alfred wurde 1936 geboren, ihre Schwester Bertie 1938 und die Jüngste, Fanny, 1942. 1943 wurde die sechsköpfige Familie nach Westerbork gebracht. Unerwarteterweise war es für Esther ein ganz neues Erlebnis, in einer Gemeinschaft von Juden zu leben.

«Im Lager sah ich zum erstenmal, dass es andere Arten von Leuten gab. Als Kind mit vier oder sechs Jahren lief ich mit Scheuklappen herum. Ich folgte einfach nur den ausgetretenen Pfaden; ging mit meinem Vater jeden Morgen in die Shul, lernte dort die Thora, hatte jüdischen Unterricht und so weiter. Das war mein Leben als Kind. Dann ging ich in Amsterdam zur Schule, die Palach-Schule, die ebenfalls streng jüdisch war, und folgte so immer noch dem geraden, ausgetretenen Pfad: fromm. Nicht, dass ich etwas dagegen gehabt hätte. Zu der Zeit war es einfach so, man machte einfach immer so weiter ... und all unsere Freunde und Bekannten lebten genauso; ich war also in einer Art Ghetto. Sobald man es verlässt, wird es anders, aber solange man immer demselben Weg folgt, hat man Scheuklappen an.

Ich kannte nichts anderes. Und erst als ich ins Lager kam, sah ich, dass es auch andere Leute gab, die mit dem Judentum anders umgingen. Ich dachte: ‚He, diese Leute tun dies nicht oder jenes nicht. Sie halten [zum Beispiel] den Sabbat nicht ein‘. Erst dort erfuhr ich das. Natürlich hatte ich gewusst, dass es auf der Welt auch andere Leute gab. Aber was sie machten oder wie sie es taten, erfuhr ich erst im Lager. Tatsächlich dachte ich: ‚So was, das gibt es also auch?‘ Ich war in eine völlig andere Welt gekommen, wirklich in eine völlig andere Welt, weil ich mich auch mit anderen Kindern beschäftigen musste, mit denen ich täglich zusammenkam und die ganz anders waren. Für mich war das etwas ganz Neues.

Ich kann wirklich sagen, es war eine durchaus beeindruckende Erfahrung. Hier wurde mir klar, dass es auch andere [Lebensweisen] gab.»⁴

Für Frieda Menco-Brommet, die zwei Jahre lang untergetaucht gewesen war, und für die sehr behütet aufgewachsene Esther Levi bedeutete das Leben in Westerbork zumindest zu Beginn eine Erweiterung ihrer früheren, begrenzten Welt. Keine von beiden war unglücklich oder verzweifelt, dort zu sein. Beide waren mit ihrer Familie zusammen, und da diese Familienstruktur intakt blieb, konnten sie

an dem wenigen, was erfreulich war, Gefallen finden: an der Freiheit, neue Menschen kennenzulernen. Für die meisten Kinder jedoch war das Leben in Durchgangslagern eine weitaus problematischere Erfahrung. Für sie begann damit der Anpassungsprozess an eine Welt, die für sie völlig neu und ohne Beispiel war. In den Lagern begann für diese Kinder ein gespaltenes, zerrissenes Leben. Äusserlich und formal führten sie weiter ein Leben als Kinder, doch gleichzeitig wurden sie herausgerissen aus der verlässlichen, rational strukturierten Welt, die sie bisher gekannt hatten. Es war eine schizophrene Existenz – einerseits wurde die Illusion von Stabilität aufrechterhalten, andererseits mussten die Kinder damit fertig werden, dass alle Prinzipien, auf denen ihre frühere Ordnung basiert hatte, hinfällig waren.

«Als wir nach Westerbork kamen, war es dunkel», erinnert sich Irene Butter-Hasenberg. «Wir mussten alle möglichen Prozeduren über uns ergehen lassen. Sie untersuchten unsere Köpfe, ob wir Läuse hatten, und jeder musste sich ganz ausziehen und von einem Arzt untersucht lassen. Ich weiss noch, dass ich grosse Angst hatte, weil ich zum erstenmal in meinem Leben nackte Körper sah, eine ganze Menge nackter Leute. Es war völlig ungewohnt für mich.» Irene war zwölfteinhalb Jahre alt, und sie fand dieses systematische Auslesen, Sieben und Überprüfen von Menschen verabscheuungswürdig. «Es war spät am Abend, es war ein scheusslicher Tag gewesen, und hier waren Menschen aller Altersstufen, auch kranke Menschen. Männer und Frauen wurden voneinander getrennt. Es dauerte lange; man stand immer in einer Reihe.» Durch keine ihrer früheren Erfahrungen war sie auf eine solche Art von Kontrolle und Entpersönlichung vorbereitet. Plötzlich war sie nur noch ein anonymer nackter Körper, der sondiert und herumgestossen wurde, von einer Reihe in die nächste. «Den Leuten, die Läuse hatten, rasierten sie alle Haare ab. Davor hatte ich immer Angst: dass sie bei mir Läuse finden würden und ich mein ganzes Haar verlieren würde. Es ist so entwürdigend und erniedrigend, keine Haare auf dem Kopf zu haben. Sie rasierten die Leute, und das war schrecklich. Man erkennt die Leute nicht, wenn sie keine Haare mehr haben.»⁵

Von einem Tag auf den anderen war Irene aus dem gewohnten Gefüge ihres täglichen Lebens herausgerissen worden. Man zerstörte ihr familiäres Leben bis hin zu den Wurzeln; statt dessen zwang man ihr und ihrer Familie den Rhythmus des Lagerlebens auf. «Schliesslich führte man uns in eine Baracke ab und teilte uns Betten zu, in denen wir schlafen sollten. Wir vier [meine Mutter, mein Vater, mein Bruder und ich] waren in derselben Baracke, die nach Männern und Frauen aufgeteilt war. Die Baracken waren deprimierend, sehr bedrückend, hauptsächlich waren dort Betten, immer drei übereinander, eine Art Stockwerkbetten aus Metall, nur Metall und eine Matratze ... Mehr hatte man nicht.»⁶

Wie Frieda Menco-Brommet war auch Ivan Buchwald untergetaucht gewesen und verraten worden. Aber er war erst fünf Jahre alt und ganz allein; das Leben im Durchgangslager war entsetzlich für ihn. Ivan war in seiner Heimatstadt Novi

Sad in Jugoslawien bei einer Tante, Esi Kellner, die mit einem Nichtjuden verheiratet war, versteckt gewesen. Irgend jemand «verriet den Behörden, dass ich dort war, dass dort ein kleiner jüdischer Junge versteckt wurde».

«Man holte mich, und ich erinnere mich, dass man mich in eine Art Gefängnis brachte. Ich erinnere mich an ein Fenster, das ganz hoch oben war, mit Gittern, und ich habe geschrien und geschrien, weil ich nicht herauskam. Ich war allein, und ich wusste nicht, was los war. Und ich erinnere mich, dass ich entsetzliche Angst hatte ...

Zusammen mit einer Menge anderer Juden aus der Stadt wurde ich dann in ein Durchgangslager gebracht. In diesem Lager blieben wir ungefähr zehn Tage lang, und dort waren auch Leute, die mich kannten. Sogar ein Onkel von mir, einer der Brüder meines Vaters [war da], und er kümmerte sich um mich. Denken Sie, ich war ein kleiner Junge, fünf Jahre alt, und ich hatte Angst. Meine Eltern waren nicht bei mir, und ich wusste nicht, was geschah. [Ich erinnere mich], wie verwirrt ich war, ohne irgendeine Vorstellung davon, was geschah und warum es geschah. Und wahrscheinlich fühlte ich mich auch verlassen.

Es gab [im Durchgangslager] keine sanitären Einrichtungen und Toiletten. Ich glaube, an manchen Tagen hatte ich nichts an ... Ich bin wirklich nackt herumgelaufen. [Ich] schämte mich, weil ich dazu erzogen worden war, mir etwas anzuziehen, wenn ich mit anderen Leuten zusammen war ...

Das Essen war widerwärtig. Ich erinnere mich nur noch an gekochte Bohnen, gekochte Bohnen, gekochte Bohnen und sonst nichts. Auf jeden Fall schienen es gekochte Bohnen zu sein. Es war eine Art Flüssigkeit, fast wie eine Suppe. Grässlich. Ich glaube, mir war übel, aber schliesslich hatte ich solchen Hunger, dass ich einfach etwas essen musste. Ich verabscheute es, aber trotzdem wollte ich essen, weil ich solchen Hunger hatte.

Wir waren ungefähr zehn Tage lang im Durchgangslager, dann wurden wir abgeführt zum Bahnhof, um nach Auschwitz gebracht zu werden.»⁷

Durchgangslager waren im wörtlichen Sinne nichts anderes als vorläufige Puffer- oder Sammelstellen, bevor die Juden nach Osten deportiert wurden. Frieda Brommet und ihre Familie wurden nach Auschwitz transportiert, die Familien Levi und Hasenberg kamen in ein zweites Durchgangslager, nach Bergen-Belsen, und Ivan Buchwald wurde von einer zweiten Tante (Etel Scheer) gerettet, die ihn auf dem Weg zum Bahnhof aus der Menge holte. Die meisten Juden wurden direkt in die Vernichtungslager geschickt, und die Durchgangslager erleichterten diesen Prozess. Denn die deutsche Mordbürokratie bestand – wie Raul Hilberg in seinem Buch «Die Vernichtung der europäischen Juden» erörtert und Claude Lanzmann in seinem Film «Shoah» gezeigt hat – aus verschiedenen, häufig konkurrierenden Ämtern. Dennoch funktionierte diese Maschinerie des Todes nur zu effizient, wobei Parteiorganisationen der Nationalsozialisten (etwa der SS oder des SS-Rasse- und Siedlungsamts), deutsche Wehrmachtsskommandos, die deutsche und



Irene Butter-Hasenberg (zwölf Jahre alt), Passfoto von 1942. Dieses Foto schickte Herr Hasenberg nach Schweden und erhielt daraufhin für seine Familie Pässe aus einem neutralen Land.

die örtliche Verwaltung (einschliesslich der Polizei) und kollaborierende Milizen zusammenwirkten, auch wenn deren Vorgehen in jedem vom Krieg betroffenen europäischen Land anders war. Die Organisationen waren durch die gemeinsame Politik des Judenmords miteinander verbunden, aber die eigentliche Durchführung war von Ort zu Ort, je nach den Gegebenheiten des Landes, verschieden. Doch um ihr Ziel zu erreichen, waren all diese Ämter und Abteilungen abhängig von Transportmitteln. Eisenbahnlinien waren es, die alles vereinigten und zusammenführten, sie stellten die einzige systematische Verbindung zwischen den örtlichen Stellen und den Vernichtungszentren dar. Jedes Amt, jede Operation – einschliesslich der Organisation des Transports – folgte eigenen Aufgabenstellungen und Prioritäten und hatte einen eigenen Zeitplan. So war etwa eine Razzia in Paris nicht perfekt koordiniert; ein Maximum an «legaler» Enteignung von Juden entsprach nicht dem Bedarf an Eisenbahnen, die gerade für militärische Zwecke ge-

braucht wurden, und den derzeitigen Tötungskapazitäten in den Vernichtungslagern. Daher hielt man die Juden in Zwischenlagern fest, bis die Gaskammern in Birkenau oder Sobibór sie aufnehmen konnten oder genügend Eisenbahnwaggons verfügbar waren.

Mit Hilfe der Durchgangslager wurde die Mordmaschinerie effizienter; eine unzweckmässige Überlastung des Systems wurde durch sie vermieden, und zugleich halfen sie, die vom Dritten Reich geplante «Endlösung» zu tarnen und zu verschleiern. Aus diesen beiden Gründen waren Durchgangslager vor allem von Bedeutung bei den Operationen in West- und nicht in Osteuropa. Die logistischen Schwierigkeiten bei dem Unterfangen, Menschen durch eine grössere Zahl verschiedener Ämter zu erfassen und an weit entfernte Zielorte zu transportieren, führten zu einem grösseren Bedarf an Sammellagern. Die Situation im Westen war ganz anders als etwa in der besetzten Sowjetunion, wo spezielle Einsatzgruppen die Juden direkt an Ort und Stelle umbrachten (es war also nicht nötig, Leute zusammenzutreiben und in Vernichtungslager zu transportieren), oder in Polen, wo die Ghettos als Menschenpferche dienten und die Behörden ihre Massnahmen besser koordinieren konnten, weil zu den Lagern nur geringe Entfernungen zurückzulegen waren. Im Westen gab es keine geschlossenen Ghettos; der gesellschaftliche Status von Juden in westlichen Grossstädten war komplizierter und vielschichtiger. Da die Nationalsozialisten es vermeiden wollten, die örtliche Bevölkerung durch den Anblick von Viehwagen, die Menschen von grossen Bahnhöfen abtransportierten, unnötig aufzubringen, war es für sie praktischer, die Juden in Waggons dritter Klasse an abgelegene Orte und erst von dort aus nach Osten zu verfrachten. Weder räumlich noch zeitlich gab es eine direkte Verbindung zwischen den westeuropäischen Hauptstädten und den neuen Totenstädten im Osten. Zwischenstationen waren die Durchgangslager. Und noch einen weiteren – möglicherweise ungeplanten – Vorteil boten diese Stationen auf der Reise in den Tod. Sie verschafften den Deutschen eine zusätzliche Gelegenheit, zu plündern, zu erpressen und zu rauben. Geld und Wertsachen, die man nicht bereits zuvor enteignet hatte, wurden nun eingetrieben für das Privileg, im Durchgangslager bleiben zu dürfen. Juden, die halbwegs gültige Pässe von neutralen Ländern besaßen, wurden ausgelesen und abgesondert, da sie möglicherweise in der Zukunft als Geiseln politisch wertvoll sein konnten. Manchmal wurden auch Menschen mit hochspezialisierten Berufen (z.B. Diamantenschleifer), die für bestimmte Projekte der Deutschen einsetzbar waren, gesondert behandelt. Und nicht zuletzt dienten die Durchgangslager den Deutschen auch als Ausflucht und zur Verschleierung. In ihrer Öffentlichkeitsarbeit verbreiteten sie damit Trugbilder. Es handle sich nicht um Durchgangslager, sondern um dauerhafte Ansiedlungen. «Der Führer schenkt den Juden eine Stadt», behauptete der Titel eines Propagandafilms über Terezin (Theresienstadt).

Ungeachtet aller Winkelzüge und Verdrehungen der Deutschen waren die Durchgangslager keine dauerhaften, fröhlichen Gemeinschaftsstätten, sondern er-

bärmliche Zwischenstationen auf dem Transport nach Osten. Als der Film über Terezin gezeigt wurde, war ein Grossteil der von den Deutschen Fotografierten bereits deportiert und umgebracht worden. In diesen Durchgangslagern wurden die Kinder in das Leben unter deutscher Herrschaft eingeführt. Hier lernten sie, auf zwei Ebenen zugleich zu leben – sich der abnormen, eigentlich völlig unvorstellbaren Situation anzupassen und doch ganz normal zu funktionieren. Sowohl Ivan Buchwalds wie Irene Hasenbergs Berichte zeigen das deutlich. «Das Essen war widerwärtig» – aber trotzdem ass Ivan Buchwald. Irene fand die Baracken – dieses Paradebeispiel für Anstaltsleben ausserhalb des Familienrahmens – düster und niederdrückend (Irene und ihre Mutter waren in der Frauenabteilung, ihr Vater und ihr Bruder bei den Männern), und dennoch liess sie «sich nieder und legte sich schlafen». Das Leben ging weiter, und die Kinder entwickelten eine neue Art der Lebensführung.

Wie überall war Schulunterricht auch in den Durchgangslagern von grosser Bedeutung für die Kinder; er war Symbol für ein normales Leben und ein Zeichen von Hoffnung auf die Zukunft. «Etwa zweihundertfünfzig Kinder im Alter zwischen sechs bis fünfzehn Jahren sind hier», berichtet eine anonyme Fürsorgerin aus Gurs, einem Lager Vichy-Frankreichs in den Ausläufern der Pyrenäen. Wie viele Lager Frankreichs wurde Gurs ursprünglich für Flüchtlinge aus dem Spanischen Bürgerkrieg errichtet; von September 1939 an wurden deutsche Juden, die nach Frankreich geflohen waren, hierhergeschickt. Ein Jahr später, im Herbst 1940, deportierten die Deutschen Tausende von Juden aus den rheinnahen Gebieten (Baden und der Pfalz) nach Frankreich und bestanden darauf, dass Vichy sie aufnahm. Schliesslich brachte man sie nach Gurs.

Die Lagerbevölkerung wuchs auf etwa 13'200 Menschen an, darunter waren nur vierhundert Kinder.⁸ Von den zweihundertfünfzig, die im Schulalter waren, «sind zweihundert auf die vier Frauenblocks I, K, L und M aufgeteilt.⁹ Der Rest befindet sich in den Männerblocks D, E und G. Die Blocks I, K, L und M haben jeweils ihre eigenen Schulen. Der gemeinsame Unterricht in den drei anderen wird in den nächsten Tagen beginnen.» Der Lehrplan entsprach weitgehend dem der normalen Schulen. «Die Hauptfächer sind Französisch, Englisch, Mathematik, Geographie, Religion, (Grammatik), Naturwissenschaften, Sport und Handarbeiten.» Je nach Altersstufe wurden die Schüler in drei Gruppen eingeteilt. «Im Allgemeinen wird der Unterricht von den Lehrern erteilt, die mit ihnen aus Baden gekommen sind; auf diese Weise setzten sie – bis zu einem gewissen Grad – den Unterricht fort, der durch ihre Internierung unterbrochen worden war.» Der Unterricht war sehr primitiv, «denn wir haben tatsächlich immer noch nicht genügend Tische, Stühle, Tafeln und Unterrichtsmaterialien. Die Lagerbehörden haben versprochen, sich darum zu kümmern, aber das Problem der Schulmöbel ist im Augenblick zu akut, als dass man auf eine rasche Lösung hoffen könnte. Wir brau-

chen: zehn grosse Tafeln, zwölf Tische, fünfundzwanzig bis dreissig Bänke. Aber vor allem anderen herrscht völliger Mangel an Unterrichtsmaterial. Wir brauchen:

Französisch 250 Bücher für den Anfangsunterricht	
Englisch	45 Bücher für die Elementarstufe
	72 Bücher für die Mittelstufe
	77 Bücher für die Oberstufe
Rechnen	79 Bücher für die Elementarstufe
	73 Bücher für die Mittelstufe
	72 Bücher für die Oberstufe ¹⁰

Auch in den Lagern im besetzten Norden hielt man es für wesentlich, eine Art Unterricht aufrechtzuerhalten. Ein Bericht über einen Besuch am 19. Juni (1941?) an den «Stab der Fürsorger in Pithiviers» vermerkt, dass die Verpflegung abscheulich sei, der Mangel an Büchern aber ebenfalls ernst. «Die Fürsorger sind der Meinung, dass Bücher ebenso nötig sind wie Brot.»¹¹ Seit Mai 1941 wurden Juden nach Pithiviers gebracht; mehr als ein Jahr später, Ende Juli und Anfang August 1942, wurde es zu einem Lager für die Verdammten.

Wie bereits erwähnt, war die Situation in Frankreich insofern einmalig, als es Sozialarbeitergruppen verschiedener philanthropischer Organisationen (der OSE, des American Friends' Service Committee, des Unitarian Service, der CIMADE, des YMCA, des Service Social d'Aide aux Émigrants und des Secours Suisse aux Enfants) erlaubt war, auf freiwilliger Basis in den Lagern zu leben. Sie übernahmen es, das Lagerleben zu erleichtern, indem sie zusätzliche Lebensmittel, Medikamente und Kleidung beschafften und medizinische und zahnmedizinische Kliniken, Kindergärten und Schulen errichteten. Diese Organisationen waren ein Bindeglied zur Welt draussen, ein Zeichen dafür, dass die Gefangenen nicht vergessen waren. Ihr Hauptziel im Hinblick auf die Kinder war es, sie aus den Lagern zu befreien. Solange dieses Ziel noch nicht erreicht war, versuchten die freiwilligen Lagerinsassen, das Leben der Kinder so normal wie möglich zu gestalten, und richteten daher eine Art Schulsystem ein. Anders gesagt, sie versuchten das kindliche Leben wieder in normale Bahnen zu lenken. In den Lagern in anderen besetzten Ländern oder in den Achsenstaaten, wo es solche freiwillig internierten Sozialarbeiter nicht gab, war der Unterricht für Kinder ein ebenso zentraler Punkt. Ebenso wie in Frankreich bestand auch dort eine tiefe Kluft zwischen dem, was vermeintlich oder sogar laut Berichten existierte, und der tatsächlichen Situation. Westerbork zum Beispiel verfügte angeblich über umfassende Einrichtungen zur Kinderfürsorge, einschliesslich einer Krippe für Kleinkinder und Klassenräumen für die grösseren. In seinem Buch «Ondergang» erwähnt Jacob Presser den «regelmässigen Unterricht»; in bezug auf die Lageranordnung Nr. 40 vom Juli 1943 bemerkt er bitter: «Wir könnten uns fragen, ob es Kindern unter vierzehn Jahren überhaupt an irgend etwas fehlte. Die Kinderbetreuungsabteilung kümmerte sich

tagsüber um die Ein- bis Sechsjährigen; alle Kinder von sechs bis vierzehn Jahren hatten Unterricht, und es gab sogar besondere Kontrolleure, die mit der Aufgabe betraut waren, schwänzende Schüler aufzugreifen.»¹² Natürlich war das kein wirksames Verfahren. Wie in den französischen Lagern bestand verwaltungstechnisch eine Schule, von der man annahm, dass sie auch in der Wirklichkeit ihren Zweck erfüllte, aber angesichts des Mangels an Unterrichtsmaterial und der ständig wechselnden Lagerbevölkerung fand der Unterricht nur selten statt. Esther Levi erinnert sich etwa, dass sie in Westerbork «als Kind beschäftigt wurde, [es gab] gelegentlich Unterricht, eine kleine Klasse, aber darüber hinaus hatten sie mit uns [Kindern] wirklich nicht viel zu tun».¹³ Andere Kinder hatten überhaupt keine Erinnerung an offiziell organisierte Klassen. Simon Philip (Flip) Frenkel war nicht ganz elf Jahre alt, als er und seine Familie nach Westerbork gebracht wurden. «Wir [Kinder] hatten dort eine Art Unterricht in Westerbork, wie eine Schule in der Baracke.» Doch wie er klarstellt, war es keine «richtige Schule am Ort oder so etwas. Die Leute, die nicht arbeiteten, gaben uns eben nur in der Baracke eine Art Stunde.»¹⁴ Irene Butter-Hasenberg hatte offenbar weniger Glück mit den Mitbewohnern in ihrer Baracke. Ihrer Aussage nach «gab es keinerlei Unterricht» irgendwelcher Art.¹⁵ Sicher haben alle drei recht. Im Prinzip existierte eine Schule, aber in der Praxis fand der Unterricht bestenfalls zeitweise statt. Es lassen sich zahlreiche Gründe für diesen Mangel an Kontinuität anführen. Weder Lehrer noch Schüler blieben verschont, wenn, wie jeden Dienstag, Deportationszüge von Westerbork abfuhren; die Schulbaracken wurden oft für andere Zwecke gebraucht; und lange Zeit fiel der Unterricht wegen «ansteckender Krankheiten» aus.¹⁶

Je «privilegierter» oder geschützter ein Durchgangslager war, desto regelmässiger fand der Unterricht statt, und umgekehrt, je prekärer oder chaotischer die Situation war, desto schlechter war das Schulsystem organisiert. In Theresienstadt oder Barneveld etwa hatten die Kinder mehr organisierten Unterricht als ihre Leidensgefährten, die ins Durchgangslager Bergen-Belsen geschickt wurden, weil sie einer der bevorrechteten Gruppen angehörten, die sich die Deutschen für einen möglichen Austausch gegen deutsche Gefangene oder Volksangehörige vorbehielten.¹⁷ In Bergen-Belsen gab es keinen systematischen Unterricht. Céline Joosten-Mogendorff, die gerade vier Jahre alt war, als sie und ihre Familie im Februar 1944 nach Bergen-Belsen verschleppt wurden, entsinnt sich, dass ihre Mutter und eine zweite Frau, die einen kleinen Sohn hatte, die Kinder unterrichteten. «Mein Bruder war auch dabei und ... zusammen lernten wir etwas. Es war noch ein kleiner Junge da, und meine Mutter und eine andere Dame versuchten, uns ein klein bisschen zu unterrichten. Mein Bruder war fünf Jahre älter als ich und hätte eigentlich schon zur Schule gemusst. Deswegen haben sie ein paar von den Kindern etwas beigebracht.» Céline gefiel das. «Ich habe gern gelernt, gern gelesen.» So verging die Zeit schneller. «Einfach um uns die Zeit zu vertreiben, wollten die verschiedenen Eltern uns unterrichten, so waren wir eben beschäftigt.»¹⁸ Wie überall,



Kinder auf einem Spaziergang in Westerbork.

herrschte auch in Bergen-Belsen grosser Mangel an Unterrichtsmaterial und Lesestoff. Gabor Czitrom etwa erzählt: «Es gab (unter anderen Büchern) *ein* Exemplar von Thomas Manns Zauberberg. Ich durfte, sagen wir, von sechs bis sieben [darin lesen]. Es war einer der Höhepunkte des Tages, wenn jemand das Buch an mich weiterreichte. Ich verkroch mich in eine Ecke, um Ruhe zu haben, und dann hatte ich eine Stunde Zeit, um darin zu lesen.»¹⁹

Ganz anders war die Situation in Barneveld, einem Lager in den Niederlanden, in dem relativ gute Zustände herrschten. Die Insassen dort waren in erster Linie mittelständische Intellektuelle. Flip Frenkels Familie zum Beispiel wurde im April 1943 von Rotterdam nach Vught gebracht. Nach entsetzlichen ersten vierzehn Tagen kamen sie nach Westerbork und von dort nach Barneveld. Flip Frenkels Vater war Arzt, seine Mutter Zahnärztin. Verglichen mit Vught und Westerbork, war das Leben in Barneveld geradezu-komfortabel. «Für uns war es damals der Him-

mel auf Erden», erinnert sich Flip. «Es war eine richtiggehend luxuriöse Gesellschaft.» Das Lager Barneveld «war eine kleine Gemeinschaftseinrichtung mit Schule und sehr gutem Unterricht, weil einige Leute dort Lehrer waren.» Im Gegensatz zu anderen Durchgangslagern fand der Unterricht regelmässig statt. «Wir hatten ganz normale Schulstunden, mit Büchern und so. [Ich lernte] Rechnen und Französisch, das weiss ich noch.» Sogar damals schon war es Flip bewusst, was für ein besonderes Lager Barneveld war. «Ich dachte damals immer, dass es so viel Schlimmeres gab, deswegen war ich damals glücklich. Ich konnte es [Barneveld] mit Westerbork und Vught vergleichen, und dort war es so viel schlimmer, dass ich [mir sagte]: sei zufrieden mit dem, was du jetzt hast.»²⁰

Die Insassen von Barneveld konnten über einen längeren Zeitraum zusammenbleiben; das war einer der Hauptgründe dafür, dass das Leben dort relativ erträglich war. Von Barneveld aus fuhren keine Deportationszüge ab; der Gruppe wurde die Qual der wöchentlichen Transporte in den Osten, wie sie in Westerbork die Regel waren, erspart. Wie Flip sagt: «Von Westerbork aus konnte man nach Polen, nach Deutschland, in Arbeitslager geschickt werden. Und Barneveld lag tiefer im Landesinneren, weit weg von Westerbork und noch weiter weg von Deutschland.» Unglücklicherweise währte die Idylle nicht lange. Am 29. September 1943 inszenierten die Deutschen in Barneveld «eine Art Razzia». Plötzlich, ohne jede Vorwarnung und mit lautem Gebrüll und Geschrei, wurde den Leuten befohlen, ihre Sachen zu packen. «Die deutschen Offiziere brüllten: ‚Zusammenpacken! In zwei Stunden werdet ihr nach Westerbork transportiert‘.» Innerhalb weniger Stunden wurde die gesamte Belegschaft von Barneveld nach Westerbork überführt, wo man sie weiter als Gruppe zusammenhielt. Ein Jahr später, im September 1944, deportierte man sie nach Terezm.²¹

Anders als in westlichen Durchgangslagern war in Terezm offiziell der Schulunterricht für Kinder verboten. Dennoch machten die Insassen weiter, und aufgrund des kulturellen Anspruchs in diesem Lager wurden intellektuelle und kreative Betätigungen hier stärker gefördert als in jedem anderen Durchgangslager. Terezm oder Theresienstadt, wie die Deutschen es nannten, war im Auftrag des österreichischen Kaisers Joseph II. als befestigte Garnisonstadt erbaut und nach seiner Mutter Maria Theresia benannt worden. Über eineinhalb Jahrhunderte später machte Reinhard Heydrich ein Durchgangslager daraus. Auf seinen Befehl vom Februar 1942 hin wurde die kleine, von Ringmauern umschlossene Stadt in der Nähe von Prag evakuiert und offiziell in eine «jüdische Siedlung» oder ein «Ghetto für alte Leute» umgewandelt. Terezm, zunächst geplant als Aufenthaltsort für ältere Juden, die nicht geeignet waren für die «harte Arbeit», dann von denen besetzt, die laut Nazipropaganda zum Arbeiten in den Osten deportiert werden sollten, trug dazu bei, die Legende von der Umsiedlung der Juden nach Polen aufrechtzuerhalten und lästigen Fragen zuvorzukommen. Aus demselben Grunde hatten auch Kriegsveteranen, die hohe Auszeichnungen erhalten hatten oder schwer-

versehrt waren, ein Anrecht, nach Theresienstadt zu kommen, ebenso wie eine gewisse Zahl sehr bekannter Juden.²² Trotzdem war Terezin keinesfalls eine Siedlung oder ein Ghetto; wie die Statistiken nur zu deutlich zeigen, war es ganz einfach ein weiteres Durchgangslager. Zwischen November 1941, als die ersten Juden nach Terezin kamen, und der Befreiung des Lagers im Mai 1945 waren 141'162 Juden nach Terezin verschleppt worden. 88'162 wurden in der Folgezeit deportiert, 33'456 starben, 1'623 wurden 1945 in neutrale Länder freigelassen (1'200 in die Schweiz und 423 nach Schweden), 16'832 blieben zurück.²³

Seltsamerweise zeigte der – nur rein theoretische – Aufbau von Terezin als stabile Gemeinschaft doch eine Wirkung auf die Insassen des Lagers. Trotz der ständigen Bedrohung durch Deportationszüge, Hunger, mangelnde Hygiene und Krankheiten bauten die jüdischen Lagerbewohner sowohl für Erwachsene wie für Kinder ein intellektuelles und kulturelles Leben auf. Kurz nachdem Ellen Levi mit ihren Eltern in Theresienstadt angekommen war, trafen sie zufällig «Max, den Bruder meiner zukünftigen Tante, [den sie bereits kannten]. Er stammte aus Würzburg. Er sagte: ‚Nicht einmal in Würzburg habe ich eine so gute Aufführung der Tosca gesehen‘. Ich sagte, der Mann spinnt! Ich glaube, der Mann muss verrückt sein!» Ellen Levi war damals fünfzehn. Sie war in Düsseldorf geboren worden, wanderte mit ihren Eltern illegal in die Niederlande aus und hatte dort in Amsterdam, Haarlem und Arnheim gelebt. Im Dezember 1942 wurde die Familie nach Westerbork gebracht, wo sie bis September 1943 blieb; dann wurde sie nach Bergen-Belsen und von dort im Januar 1944 nach Theresienstadt transportiert. Als sie nach Terezin kam, hatte sie «bereits Bergen-Belsen erlebt, und er [Max] sprach von einer Opernaufführung! ... Er meinte es ganz ernst. Er war ein gebildeter Mann, das bemerkte ich. Aber zur damaligen Zeit hatte ich keinerlei Ahnung von Opern. Ich dachte, der Mann muss verrückt sein!» Sie war so völlig konsterniert, weil er eben *nicht* verrückt war, weil «in Theresienstadt *tatsächlich* Opern aufgeführt wurden». Während die Deportationszüge bei jeder Fahrt mit tausend Menschen vollgepfert wurden, «gab es dennoch Kultur, die Möglichkeit zur Kultur. Aber später wurden all diese Menschen, diese gebildeten Menschen, dann doch nach Auschwitz transportiert.»²⁴

Diese kreativen und intellektuellen Betätigungen nahmen mannigfaltige Formen an. Da offizielle Schulklassen verboten waren, wurde zum Beispiel das Unterrichten zur Untergrundaktivität. Als Flip Frenkel und seine Familie mit der Gruppe aus Barneveld in Theresienstadt ankamen, wurden er und die übrigen Kinder in einer speziellen Baracke, genannt Kinderheim, untergebracht. «Ich war im Kinderheim, und auch dort, eigentlich unglaublich, doch wir gingen zur Schule ... Wir hatten Unterricht.» Natürlich «war es keine reguläre Einrichtung», aber die Erwachsenen, die aus irgendeinem Grund vom üblichen Zehnstunden-Arbeitstag ausgenommen waren, unterrichteten die Kinder.²⁵ Flips Erfahrung war kein Ein-

zelfall. Die erwachsenen Insassen von Terezm nahmen die Sorge um die Kinder sehr ernst. Vor allem für den ersten Ältesten der Juden (eingesetzt von den Deutschen), Jacob Edelstein, aber auch für den gesamten Ältestenrat, stand diese Aufgabe im Mittelpunkt ihrer Mission. Kinder stellten etwa 10 Prozent der Bevölkerung in Theresienstadt; die Deutschen nahmen (glücklicherweise) wenig Notiz von ihnen und überliessen es Edelstein und seinem Rat, sie zu beaufsichtigen. Der Judenrat war froh über die Gelegenheit zu tun, was er konnte, und richtete eine eigene Abteilung für Jugendfürsorge ein. Diese Abteilung setzte es sich zum Ziel, über die Gesundheit der Kinder zu wachen und ihre Schulbildung allen drakonischen Verboten der Deutschen zum Trotz fortzusetzen. Deshalb unterstützten die jüdischen Verwaltungsangehörigen die Einrichtung eigener Kinderheime. Seit Anfang 1942 waren Kinder unter vier Jahren mit ihren Müttern zusammen, ab vier Jahren kamen die meisten von ihnen in ein Kinderheim. Viele der jüdischen Oberhäupter waren damals Zionisten und glaubten, dieses Leben in der Gemeinschaft würde dazu beitragen, den Kindern die Wertvorstellungen des Zionismus nahezubringen, und sie zugleich vor den schlimmsten Härten des Lebens in Terezm bewahren. Ausserdem versuchte die Jugendfürsorge ganz prosaisch, die Lebensbedingungen der Kinder im Durchgangslager zu verbessern. Die Kinder lebten weniger zusammengepfercht als die Erwachsenen. Im Spätsommer 1942 konnte die Abteilung für Jugendfürsorge die Deutschen dazu bewegen, dass die Kinder Höfe und Gärten nutzen und sogar auf den Befestigungsanlagen der Stadt spielen durften (Erwachsenen wurde dieses «Privileg» erst zwei Jahre später gewährt). Innerhalb weniger Monate wurde eine Kinderküche, die mehr und besseres Essen für die Kinder lieferte, eingerichtet; Anfang 1943 wurde ein Kinderkrankenhaus eröffnet.²⁶

Die hervorragendste Leistung dieser Abteilung bestand jedoch darin, dass sie den heimlichen Unterricht unterstützte. Geheime Unterrichtsgruppen wurden eingerichtet, und viele der Betreuerinnen und Betreuer in den Heimen kümmerten sich mit grosser Begeisterung um die Erziehung. Für sie wie auch für die Kinder verband sich mit dem Unterricht der Glaube an die Zukunft. Helga Kinsky-Pollack empfand grosse Bewunderung für die Betreuerinnen, die in das tschechische Kinderheim für zehn- bis sechzehnjährige Mädchen – und gerade in Helgas Zimmer – Leben brachten. Helga Pollack war 1930 in Wien geboren worden. Nach dem Anschluss Österreichs 1938 schickten ihre Eltern sie zur Familie ihres Vaters nach Kyjov hinter der tschechoslowakischen Grenze. Im Frühjahr 1939 ging ihre Mutter als Hausangestellte nach England. Sie wollte dafür sorgen, dass auch ihre Tochter emigrieren konnte. Da Frau Pollack-Meisels in England weder Verwandte noch Freunde, noch Geldmittel hatte, dachte sie, sie müsse vor der Ankunft ihrer Tochter einige Vorbereitungen treffen. Der Plan war gut, aber die zeitliche Abstimmung schlecht. Die deutsche Wehrmacht marschierte in der Tschechoslowakei ein, und Mutter und Tochter wurden getrennt. Helgas Vater gelang es 1942, mit seiner

Tochter in Kyjov zusammenzutreffen, und im Januar 1943 wurden sie nach Theresienstadt gebracht. Sie gehörten zu denjenigen, die im Durchgangslager blieben; 2'000 Menschen aus demselben Transport wurden unverzüglich nach Osten geschickt.²⁷ Helga wurde in das Zimmer 28, L410 (Haus Nummer zehn in der vierten Längsstrasse) eingewiesen; dieses Haus war das tschechische Kinderheim für Mädchen. Ihr Vater, der im Ersten Weltkrieg schwer verwundet worden war und hohe Auszeichnungen erhalten hatte, kam in das Haus für Invaliden, wo er später zum Ältesten ernannt wurde. Das Leben im Kinderheim war für Helga eine aussergewöhnliche und einzigartig positive Erfahrung. Wie sie annahm, war der Zweck des Heims, «die Kinder von ihren Eltern fortzuholen, [damit] die Kinder nicht das ganze Leid und die Sorgen der Erwachsenen sahen. Die Kinder wurden zusammengeschlossen, damit sie als Kinder leben konnten. Sobald man wie ein Kind lebt, vor allem, wenn man von so wundervollen Menschen unterstützt wird, wie wir es wurden, tritt alles andere in den Hintergrund.»²⁸

Die Gruppe, der Helga Pollack zugewiesen wurde, war von besonderem Zuschnitt. «Wir waren ein sehr gut organisiertes Zimmer, und vielleicht war unser Zimmer, das Zimmer 28, im Heim ziemlich gut bekannt. Es war ein sehr aktives Zimmer.» Wie Helga meint, gab es eine Reihe von Gründen, die den Erfolg ihrer Gruppe ermöglichten. Zunächst einmal hatten vermutlich die meisten Mädchen eine gute Schulbildung. «Nicht jeder konnte in Theresienstadt bleiben. Die Eltern mussten eine bestimmte Qualifikation haben, die in die Organisation von Theresienstadt passte.» So war etwa der Oberarzt im Kinderheim der Vater eines der Mädchen, und man kann wohl vermuten, dass «es bereits eine ganze Menge gelernt hatte, sie hatte die Gelegenheit gehabt, wirklich eine Menge zu lernen». Weiter meint Helga: «Vielleicht waren unsere Betreuerinnen besser als die anderen.» Und schliesslich: «Vielleicht hatten wir gerade das richtige Alter, so dass man etwas mit uns machen konnte; mit den kleineren Kindern konnte man ja nicht so viel anfangen, und die älteren hatten vielleicht schon verschiedene Interessen und entwickelten keinen so starken Zusammenhalt mehr.» Was auch immer der Grund war, die etwa dreissig Mädchen (die Zahl fluktuierte aufgrund der Transporte, wenn auch weniger dramatisch als anderswo, weil die Kinder ihre Eltern oder ältere Geschwister bei sich hatten, die sie beschützen konnten) und die drei Betreuerinnen bildeten «eine sehr enge Gemeinschaft».²⁹

Die Betreuerinnen förderten ein intellektuell, kulturell und emotional gedeihliches Klima. «Sie lehrten uns eine Menge über Zionismus und andere Dinge. Ausserdem hatten wir heimlichen Unterricht, nicht in allen Fächern, die ich in der Schule hatte, aber in vielen; alles, was sie ohne Bücher oder Schreibzeug unterrichten konnten.»³⁰ Es ist erstaunlich, welche Bandbreite von Aktivitäten diese Betreuerinnen entweder täglich oder auf jeden Fall regelmässig zu organisieren fertigbrachten:

«Morgens wurden wir [von] einer der Frauen, [die] bei uns schliefen, aufgeweckt. Jeden Tag war eine andere von ihnen an der Reihe. Wir schliefen in drei-

stöckigen Betten. [Nachdem] wir aufgeweckt worden waren, mussten wir unser Bettzeug lüften. Jede von uns hatte bestimmte Pflichten, die wechselten. Manche mussten Kaffee holen, manche saubermachen, andere mussten das Zimmer fegen.

Am Vormittag begann der Unterricht. Wir hatten täglich Schule, und immer illegal. Wieder eine Gruppe holte dann das Mittagessen, und nach dem Essen ... hatten wir normalerweise verschiedene Freizeitbeschäftigungen. Theresienstadt war eine alte Festung. Auf einer der Basteien war eine Grünfläche, und dort gingen wir alle zusammen hin und machten Spiele. Oder wir durften etwas auf dem Hof spielen.

Wir hatten einen Chor, denn unsere oberste Betreuerin [Ella Pollack, von den Mädchen ‚Telia‘ genannt] war Klavierlehrerin und Konzertpianistin. Sie leitete unseren Chor, normalerweise auf Ivrit [Hebräisch] oder auf Tschechisch. Wir spielten Theater und hielten jüdische Feiertage ein. Das waren immer die grössten Feste, auf die wir Kinder uns sehr freuten. Unsere Betreuerin brachte es sogar fertig, besonderes Essen für uns zu organisieren, das wir sonst nie hatten, belegte Brote und Pudding, oder Dinge dieser Art. Wie sie das schaffte, weiss ich nicht.»³¹

Die Betreuerinnen unterrichteten die Mädchen nicht nur in Schulfächern, Musik und Kunst, sie förderten auch die Ideale des Zionismus, demokratischen Geist und eine liebevolle Atmosphäre. Wie in vielen anderen Kinderheimen Theresienstadts «wurde alles, was mit Israel zusammenhing, als etwas ganz Phantastisches angesehen; jeder wollte nach Israel gehen und dort in einem Kibbuz leben.» Einzigartig in Zimmer 28 war jedoch, dass «wir ein Parlament hatten, wir hatten ein Emblem, wir hatten eine Hymne, die wir sangen, und wir hatten eine Uniform, die wir nur an Festtagen trugen.» Jedes der Mädchen wählte sich ein Zeichen für sein Bett aus; Helga Pollack hatte als Zeichen einen Leuchtturm, denn «auf dem dunklen Meer, wenn alles dunkel ist, gibt es ein einziges Licht, das den Schiffbrüchigen hilft. Das ist der Leuchtturm, und ich dachte, er sei ein Symbol dafür, dass man irgendwie überlebt.» Und schliesslich – das war vielleicht das Wichtigste – unterstützten die Mädchen einander und standen sich «sehr nahe».³²

Solange sie in Zimmer 28 lebten, erhielten Helga Pollack und ihre Gefährtinnen eine reichhaltige Bildung. Natürlich ist eine offizielle Schulbildung nicht der einzige Weg, Kinder zu unterrichten, und zu manchen Zeiten in der Geschichte des Lagers Theresienstadt wurden kulturelle und wissenschaftliche Betätigungen nicht nur geduldet, sondern sogar gefördert. Diese Politik passte in das Propagandaprogramm der Deutschen. Um die Legende aufrechtzuerhalten, dass Terezin eine normale, funktionierende Stadt mit einer stabilen Bevölkerung und einem normalen bürgerlichen Leben sei, wurden im Frühsommer 1943 ein Café, eine Bank, ein Postamt und sogar ein Gerichtshof für Bagatelldelikte eröffnet; ausserdem Geschäfte, in denen das Hab und Gut verkauft wurde, das man den Neuanrücklingen geraubt hatte (manchmal kauften die Leute ihre eigenen Sachen zurück).³³

Ein Kulturbüro wurde eingerichtet, und Musik, Kunst und Theater wurden Teil des Lebens in Terezin. Die künstlerische Aktivität in diesem Vorzimmer zu Auschwitz war phantastisch. Vor allem bildende Kunst und Musik blühten auf. So gab es etwa fünf Variétés und mehrere kleine Orchester, ausserdem ein «städtisches» Orchester mit fünfunddreissig Musikern. Wie bereits erwähnt, wurde eine Reihe von Opern aufgeführt, darunter Smetanas «Verkaufte Braut». Ebenso beliebt waren eine Jazzband und Solokonzerte von Sängern und besonders guten Instrumentalisten. Kinder besuchten solche Vorstellungen ebenso wie besondere Aufführungen für Kinder. Ein Mann gründete ein Puppentheater; zwei Dramatiker, Gustav Schorsch und Josef Taussig, unterhielten Kinder mit Vorträgen, Gedichtrezitationen und Literaturlesungen; Mozarts Singspiel «Bastien und Bastienne» wurde aufgeführt. Die Kinder nahmen auch selbst an derartigen Aktivitäten teil. Der Komponist Karel Reiner arbeitete mit Kindern, und die Tänzerin und Choreographin Kamila Rosenbaum studierte vor ihrer Deportation Karafiats «Feuerfliegen» als Tanzspiel für Kinder ein (es wurde fast dreissigmal gezeigt). Am bekanntesten wurde das Beispiel des Dirigenten Rafael Schächter, der einen Kinderchor leitete und Hans Krasas Kinderoper «Brundibär» inszenierte.³⁴ Helga Pollack erinnert sich sehr gut an diese Veranstaltungen. «Manche Kinder sangen im Chor Sachen von Smetana oder aus ‚Brundibär‘, manche spielten Theater, und manche tanzten, weil auch eine Choreographin von der Nationaloper da war (ebenfalls eine Betreuerin) ... Eine meiner besten Freundinnen in diesen Tagen war Ella [Weisberger], die in ‚Brundibär‘ aufgetreten ist.»³⁵ Auch in den Kinderheimen gab es solche kulturellen Unternehmungen; die Kinder inszenierten Theaterstücke, machten zusammen Musik, stellten Collagen zusammen, malten und zeichneten und schrieben Gedichte und Geschichten auf Packpapier (die Lagerinsassen durften Pakete bekommen).

Zwar hatte Theresienstadt wohl das blühendste kulturelle Leben, doch verschiedene pädagogische Aktivitäten, an denen Kinder teilhatten, gab es auch in anderen Durchgangslagern. Wie Elisabeth Hirsch, eine der freiwilligen Fürsorgerinnen in Gurs, erzählt, war das Lager «von den Insassen selbst in sozialer [das heisst kultureller] Hinsicht sehr gut organisiert. Das war 1941. Ärzte, Musiker, Krankenschwestern [waren da]; wirklich sehr kompetente Leute, die Vorträge hielten und Konzerte gaben. Auch ein Rabbi war da, der die Thora kommentierte – wirklich ganz bemerkenswerte Sachen.»³⁶ Ruth Lambert, die örtliche OSE-Fürsorgerin in Gurs, pflichtet ihr bei. In einem Brief vom 29. September 1944 an Pater Gross, der als Vertreter der Schweizer Caritas in Gurs gewesen war, blickt Ruth Lambert auf die Situation im Lager zurück; ihre Information sollte ihm bei seinen Vorträgen und Tagungen zugute kommen. Fritz «Brunner [der Geiger, und sein Begleiter, der Pianist], Levai und ihre Konzerte, jeden Sonntag von halb elf Uhr bis mittags, fünfzehn Monate lang. Gemäldeausstellungen, Kunsthandwerk, Theaterstücke; die berühmten Revuen Nathan-Levals; zahlreiche Künstler aller Art und phantastische Karika-



Spielende Kinder in Theresienstadt.

turisten!»³⁷ Kinder wurden in die Konzerte mitgenommen und ermuntert, die Vorträge zu besuchen. Man organisierte auch eigene Vorstellungen für sie. Auf dem Programm eines Weihnachtskonzerts für «grosse und kleine Kinder», das am Mittwoch, dem 25. Dezember 1940 nachmittags um drei stattfand, standen Gounods «Ave Maria», die Ouvertüre aus Mozarts «Die Hochzeit des Figaro», Puccinis Duo aus «La Bohème», «Bruder Jakob», «Tochter Zions» und ein Kinderchor.³⁸

Musik und Vorträge waren die weitestverbreiteten kulturellen und pädagogischen Veranstaltungen, an denen Kinder in den Durchgangslagern teilnahmen. Man konnte sie leicht organisieren und brauchte dafür kaum eine besondere Ausrüstung. Waren keine Instrumente verfügbar, konnten die Kinder einfach singen. «Ich weiss noch, dass wir dort [in Westerbork] die ganze Zeit gesungen haben», entsinnt sich Esther Levi.³⁹ Auch Irene Butter-Hasenberg erinnert sich daran, mit anderen gesungen zu haben. «Ich habe das Bild noch vor mir, dass es im Sommer [1944 in Bergen-Belsen] eine Gruppe junger Leute gab; an Freitagabenden feierten wir Oneg Shabbat; wir sassen zusammen zwischen zwei Baracken und sangen Lieder. Manchmal wurden auch Vorträge gehalten, und wir hörten den Vorträgen zu ... Es muss erlaubt gewesen sein,



*Heimlicher Unterricht: Zeichnung von Helga Hosková-Weiss
(zwölf Jahre alt), Theresienstadt 1942.*

weil wir draussen sassen. Es waren Wachtposten [im Lager], deshalb hätte es nicht verborgen bleiben können. Vielleicht wurde es später verboten und hörte deshalb auf. Ich erinnere mich nicht, dass es oft gewesen wäre, aber ich sehe das Bild vor mir, dass wir an manchen Sommerabenden draussen sassen, um Oneg Shabbat zu feiern, und hebräische und andere Lieder sangen, aber ich erinnere mich besonders an die hebräischen.»⁴⁰

Schliesslich handelte es sich um Durchgangslager für Juden, es kann daher nicht überraschen, dass die Beschäftigungen der Kinder von ihrer religiösen Identität beeinflusst waren. Gabor Czitrom und seine Familie gehörten zu einer Gruppe von mehreren hundert Ungarn, für die Rudolf Kastner und Joel Brand mit den Deutschen einen Handel abgeschlossen hatten. Kastner und Brand waren zwei der vier Hauptverantwortlichen eines Hilfs- und Rettungskomitees, das im Januar 1943 von einer Gruppe ungarischer Zionisten gebildet worden war. Ursprünglich war es ihr Ziel, Juden zu unterstützen, die nach Ungarn geflohen waren, aber gegen Ende des Jahres wurde es immer deutlicher, dass die ungarischen Juden in grosser Gefahr schwebten. Das Komitee konzentrierte sich von nun an auf Verhandlungen mit den Deutschen, um Deportationen zu verhindern. Nach einem der Pläne bestand die Absicht, 1'600 Juden für 6,5 Millionen Pengös, das entsprach in der damaligen Zeit 4 Millionen Reichsmark oder 1,6 Millionen Dollar, zu «kaufen». Diesen Juden sollte es erlaubt

werden, nach Palästina auszuwandern. Von diesem Handel sollten Kinder profitieren, aber die Deutschen erhoben Einspruch, und so wurde eine Liste erstellt, auf der Menschen aus verschiedenen Kategorien zusammentrafen: Zionisten, Waisenkinder, orthodoxe Juden und so weiter. Gabor Czitroms Familie hatte das Glück, dass Kastners Schwiegervater aus Kolozsvár stammte; nahezu ein Viertel der Menschen auf besagter Liste kam aus dieser Stadt.⁴¹ Die Gruppe, zu der die Czitroms gehörten, wurde im Juli 1944 von Budapest nach Bergen-Belsen gebracht. Sie wurde im Durchgangslager festgehalten, während die Verhandlungen fortgesetzt wurden. Dort las Gabor den «Zauberberg», und dort lernte er auch den Reiz biblischer Gelehrsamkeit kennen. «Es gab eine ganze Reihe [von Vorträgen] junger Rabbis. Diese jungen Männer waren einfach deshalb Rabbis, weil es an den ungarischen Universitäten natürlich einen Numerus Clausus gab. Aber wenn man Rabbi war, konnte man Kurse in anderen Fächern belegen, in Literatur, Philosophie und so weiter.» Das Ergebnis war, dass «junge jüdische Lehrer sich in jüdischer Theologie einschrieben, um weiter zur Universität gehen zu können». Eine Reihe dieser Studenten war in Gabors Gruppe, und durch sie «bekam ich dort [in Bergen-Belsen] einen flüchtigen Eindruck davon, wie hochinteressant Bibelexegese sein konnte. Diese jungen Rabbis hielten eine faszinierende Vorlesungsreihe über verschiedene Kapitel der Bibel, die sie in den historischen Kontext stellten. Ich erinnere mich nicht an einzelne Tatsachen, aber ich weiss noch genau, wie wahnsinnig interessant es war und dass ich eine ganz neue Perspektive bekam.»⁴²

Die erwähnten pädagogischen und kulturellen Unternehmungen waren in dem sonst so trübseligen und bedrückenden Alltagsleben in den Durchgangslagern aussergewöhnliche Vorkommnisse. Die meisten Tagesereignisse wurden von den Bedingungen des Lagerlebens diktiert und waren in der Tat armselig und unbedeutend. Von der Lagerverwaltung bekam man Arbeiten aufgebürdet. Grössere Mädchen, wie Ellen Levi, die vierzehn Jahre alt war, als sie nach Westerbork kam, mussten Dienstbotenarbeiten verrichten. «Wir mussten beschäftigt werden. Ich wurde in die Nähstube beordert. Fast den ganzen Tag musste ich dort Socken stopfen. Ich habe es gehasst.» Später, in Theresienstadt, «arbeitete ich in einem Kinderheim mit einer Gruppe von Jungen zusammen. Ich ging mit ihnen zum Fussballspielen, schrubhte aber auch Fussböden. Die Dame, die die Aufsicht führte, mochte mich sehr, weil ich fleissig war.»⁴³ Frieda Menco-Brommet, damals eine Jugendliche von achtzehn Jahren, «hatte irgend etwas mit Batterien zu tun. Wir wurden bloss schmutzig, das war alles.»⁴⁴ Kleinere Kinder, wie die neunjährige Esther Levi und ihre jüngeren Geschwister, wurden ebenfalls zu monotonen Arbeiten eingeteilt. «Ich weiss noch, dass wir [in Bergen-Belsen] oft Kieselsteine aufsammeln mussten. Ein Haufen Kieselsteine lag da, und man sagte uns: ‚Ihr müsst diese Steine 100 m weiter tragen und einen neuen Haufen aufschichten‘. Auf diese Weise hielten sie uns bei der Arbeit.»⁴⁵



Kinder bei einer Chanukkah-Feier in Westerbork.

Viele typisch alltägliche Beschäftigungen drehten sich einfach um die Notwendigkeiten innerhalb der Einrichtung selbst. In einem Durchgangslager zu leben bedeutete, dass man für einfachste Dinge viel Zeit aufwenden musste; noch stärker wurden Lebenskraft, Energie und Gesundheit strapaziert. So erläutert Irene Hasenberg: «Es war schon anstrengend, das zu tun, was nötig war, um am Leben zu bleiben.» Die Diebstahlsrate etwa war in den Durchgangslagern extrem hoch, und Irene erinnert sich, dass «ich die meiste Zeit nur damit beschäftigt war, auf unsere Sachen aufzupassen; ich sass einfach da und passte auf! Es wurde so schrecklich viel gestohlen.» Abgesehen davon, hatten die Kinder in Westerbork «nichts zu tun. Es gab keine Schule, keine nennenswerten organisierten Beschäftigungen. Ein paarmal sammelten wir Kartoffeln auf dem Feld, zweimal vielleicht ... Die übrige Zeit gab es nichts zu tun. Ich fragte meine Cousine [die ebenfalls in Westerbork gewesen war], als sie neulich anrief, woran sie sich erinnerte. Und sie sagte, es habe absolut nichts zu tun gegeben.»⁴⁶

Während das Leben in Westerbork durch geisttötende Langeweile und so erbärmliche Beschäftigungen wie das Bewachen seiner Habseligkeiten auffiel, war die Lage in anderen Durchgangslagern noch unendlich viel schlimmer. Die ganz normalen Tätigkeiten des Alltagslebens – essen, trinken, seine Notdurft verrichten, seine Kleider und sich selbst waschen – wurden zu komplizierten und kraftraubenden Unternehmungen. Marie Claus-Grindel war siebeneinhalb Jahre alt, als sie im September 1940 zusammen mit ihrer Mutter und ihren zwei kleineren Schwestern (vier und fünf Jahre alt) in das Durchgangslager Agde kam. Zuvor waren sie aus ihrer Heimatstadt Strassburg in die südfranzösische Kleinstadt La Châtre geflohen, und der Bürgermeister dort hatte angeordnet, dass alle jüdischen Flüchtlinge in ein Lager geschickt werden sollten. Das Lager Agde war ein paar Jahre zuvor für Flüchtlinge aus Spanien errichtet worden. Nach einem Bericht des Secours Suisse vom 20. November 1940 lebten 3060 Menschen im Lager, darunter siebzig Kinder.⁴⁷ Marie Grindel und ihre Schwestern gehörten dazu. «Es war ein Lager ohne Wasser. Nur einmal am Tag kamen Tankwagen mit Wasser, und wir mussten stundenlang Schlange stehen, um ein klein wenig Wasser zu bekommen.» Zur Toilette zu gehen war riskant und beängstigend. Sie bestand aus einer Art Latrinengraben mit einem Sitz, der einen Meter über dem Boden angebracht und über eine Leiter zu erreichen war. Um die Grube waren keine Wände gezogen worden, die Exkremente waren daher deutlich sichtbar. «Etwas bestürzte mich damals zutiefst: die Toiletten. Ich musste über eine Leiter [hinaufsteigen]; es war sehr hoch, ungefähr einen Meter, mit grossen Löchern [im Sitzbrett], und ich konnte die ganzen Fäkalien da unten sehen. Das gehörte zu den Dingen, die am schrecklichsten waren, die Angst, in diese Scheisse zu fallen.»⁴⁸ In dem äusserst provisorischen Durchgangslager, in das man Ivan Buchwald gebracht hatte, gab es überhaupt keine Toiletten. «Plötzlich konnte ich nicht mehr sauber sein. Um meine Notdurft zu verrichten, musste ich mich entleeren wie ein Tier, so empfand ich es. Und ich schämte mich.»⁴⁹

Sich zu waschen war ebenfalls ein Problem, vielleicht nicht so bedrohlich wie die Schrecken der Toiletten, aber sicher für die Erhaltung der Gesundheit ebenso wichtig. Als Ruth Lambert, die freiwillig internierte OSE-Fürsorgerin, im Januar 1941 in Gurs ankam, fragte sie eine andere Fürsorgerin, die schon ein paar Wochen da war: «Wie wäscht man sich hier?» Worauf Ninon Hait antwortete: «Mit nacktem Oberkörper unter der Pumpe!»⁵⁰ Nach einem Bericht über die Lebensbedingungen in französischen Lagern im Mai 1941 gab es in Rivesaltes Duschen, «aber zu wenig für so viele Menschen. Die Waschbecken sind zu klein, die Waschräume können nicht saubergemacht werden, und in Rivesaltes haben sie nicht immer Abflussrohre.» Die Folge war natürlich, dass alles schmutzig war, und «die Übertragung von Läusen war überall verbreitet».⁵¹ Die Kinder standen Schlange, um Wasser zu bekommen, um zur Toilette zu gehen, um sich zu waschen – alles kostete Zeit. Dann verträdelten sie eine Stunde beim Entlausen ihrer Körper und Kleider. Die Aufgabe,

seine Kleidung einigermassen sauberzuhalten, war tatsächlich ein zeitraubender und entmutigender Kampf. Selbst wenn man das Glück hatte, sie waschen zu können, konnte man sie nicht zum Trocknen hängenlassen, weil sie sonst gestohlen wurde. «Ich weiss noch eines, was ich in Bergen-Belsen gemacht habe», erinnert sich Irene Hasenberg, «ich kümmerte mich um die Wäsche der Familie. Wir hatten keinen Platz, um die Sachen zu trocknen, wir mussten sie hinaus auf eine Wäscheleine hängen. Es wurde sehr viel gestohlen, deshalb setzte ich mich neben die aufgehängten Kleidungsstücke und wartete, bis sie trocken waren, um auf sie aufzupassen. So verging die Zeit etwas.»⁵²

Viele der grösseren Mädchen wurden aufgefordert, sich um die kleinen Kinder zu kümmern. In manchen Durchgangslagern mussten sowohl Frauen wie Männer arbeiten; die Kleinen blieben also allein in den Baracken zurück. Ausserdem gab es eine Reihe von verwaisten Kindern; die Eltern waren bereits umgebracht oder deportiert worden oder noch untergetaucht, ohne etwas vom Schicksal ihrer Kinder zu wissen. Junge Mädchen beschäftigten sich mit diesen Kleinen. Manchmal übernahmen sie diese Aufgabe freiwillig. Das war der Fall bei Irene Hasenberg. «In Westerbork mussten Mütter mit kleinen Kindern nicht arbeiten. Aber in Belsen musste jeder zur Arbeit, deshalb erinnere ich mich, dass ich einen Grossteil der Zeit damit verbrachte, mich um die Kinder in den Baracken zu kümmern, wenn die Mütter nicht da waren.» Sie betont auch, dass ältere Schwestern ganz selbstverständlich ihre jüngeren Geschwister versorgten: «Eine meiner besten Freundinnen in Bergen-Belsen war Hannelie Goslar, die auch mit Anne Frank eng befreundet war.» Die beiden Mädchen lebten in derselben Baracke. «Hannelie war mit ihrem Vater da und hatte eine kleine Schwester, [etwa] drei Jahre alt. Ihre Mutter war gestorben, bevor sie ins Lager kamen. Hannelie hatte die volle Verantwortung für diese kleine Schwester und bis zu einem gewissen Grad auch für ihren Vater. Also half ich ihr, für dieses kleine Mädchen, Gigi, zu sorgen, ein sehr süsses kleines Mädchen.»⁵³ In anderen Fällen wurde den Mädchen die Aufgabe, sich um kleine Kinder zu kümmern, offiziell zugewiesen. «Im Sommer [1944] wurde ich für eine [andere] Arbeit eingeteilt, und es ist sehr schmerzlich für mich», gibt Ellen Levi zu. Sie war damals in Theresienstadt.

«Ich glaube, ich mochte diese Arbeit. Ich pflegte Babys, die von ihren Müttern getrennt worden waren. Ich glaube, die Mütter mussten arbeiten. Einige Mädchen kümmerten sich um die Babys. Wir schleppten warmes Wasser heran, um sie zu baden und alles zu tun, damit es ihnen einigermassen gutging. All diese Babys kamen später nach Auschwitz. Aber natürlich dachte man damals nicht daran, man tat einfach seine Pflicht und kümmerte sich um die Kinder, so gut es möglich war.»⁵⁴

Ellen wusste damals nichts von Auschwitz; sie wusste nur, dass diese kleinen Babys fortgebracht wurden. «Später, als ich selbst nach Auschwitz kam, wurde es mir klar. Ich hatte eine besondere Schürze, eine Art Schürze; meine Mutter hat sie

[nach dem Krieg] mit nach Hause genommen. Die Schürze war noch da, aber nicht mehr die Babys.»⁵⁵

Zwei weitere Vorgänge im Tagesablauf wurden von der brutalen Tyrannei der Deutschen diktiert: das Ritual des Appells und das Schlangestehen nach Essen, das in jedem Falle nicht ausreichte, um die Menschen bei Gesundheit zu halten. Es gab Kinder, die aufgrund ihres Alters oder bedingt durch die Umstände nicht zur Schule gingen, sich oder ihre Kleider nicht wuschen oder sich nicht um den Toilettengang kümmerten. Aber alle mussten sie auf Essen warten, alle waren sie hungrig, und in vielen Durchgangslagern wurden sie alle gezählt. Aus Sicht der Deutschen war der Appell Symbol für das Leben im Durchgangslager. Die Kinder (vielmehr alle Lagerinsassen) waren lediglich als Körper vorhanden, als Einheiten, die gezählt werden mussten. Sie wurden in das Lager gebracht, registriert und deportiert; für die deutsche Lagerverwaltung war allein wichtig, dass ihre Zahlen stimmten. «Appell – das war etwas, was ihnen [den Deutschen] offensichtlich grossen Spass machte, denn sie liessen uns stundenlang so stehen. Dafür wurde eine Menge Zeit verschwendet», berichtet Esther Levi.⁵⁶ Es dauerte deshalb so lange, weil die Zahlen stimmen mussten. «Und immer das endlose Ritual des Zählappells», klagt Gabor Czitrom. «Sie wissen schon, was das ist, und natürlich stimmte es [die Endsumme] nie. Ich weiss nicht, warum, aber es stimmte nicht, also liess man uns weiter stehen.»⁵⁷ «Wir wurden dauernd gezählt. Einen grossen Teil unserer Zeit in Belsen verbrachten wir bei ihren sogenannten Appellen, wenn man hinaus auf einen grossen Platz musste; und es dauerte neun oder zehn oder zwölf Stunden, die man da stehenbleiben musste, weil sie nicht auf die richtige Zahl kamen.» Irene Hasenberg erklärt:

«Um auf die richtige Zahl zu kommen, mussten alle Kranken in den Baracken und auf der Krankenstation hinzugerechnet werden. Wenn die Leute zur Arbeit gingen, verliessen sie das Lager und wurden ebenfalls immer gezählt, wenn sie durch das Tor gingen. Sie zählten also die Leute, die bei der Arbeit waren, und dann alle, die auf dem Platz standen, und alle zusammen mussten eine bestimmte Summe ergeben.

Manchmal dauerte es acht oder neun Stunden oder noch länger, bis sie auf die richtige Zahl kamen. Aus irgendwelchen Gründen standen wir da, und es war einfach eine entsetzlich lange Zeit. Im Winter war es kalt, [im Sommer] sehr heiss, und trotzdem musste man so lange herumstehen.

Wir bekamen nie neue Sachen zum Anziehen, wir trugen immer nur das, was wir hatten. Unsere Füsse wuchsen noch, und die Schuhe wurden zu klein. Ich erinnere mich vor allem an den Winter, wenn man in der Kälte stand und Schuhe anhatte, die nicht mehr richtig passten. Das weiss ich noch am besten: Die Füsse, die so furchtbar wehtaten, die schlechten Schuhe, und man war gezwungen, so lange zu stehen, noch dazu still zu stehen.»⁵⁸

Es gab viele Gründe dafür, dass die Summe nicht zur Zufriedenheit der Deutschen ausfiel, aber am schlimmsten war es für ein Kind, wenn es selbst daran schuld war; es kannte ja die Qualen, die jeder durchmachte. So war Ellen Levi am

Boden zerstört, als sie einmal die Ursache für den Aufschub war. «Eines Abends versäumte ich den Appell. Eine schreckliche Erfahrung! Ich versäumte den Appell. Ich war eingeschlafen. Die Menschen standen lange Zeit draussen, und eine fehlte – und das war ich, im Bett. Plötzlich drang die SS in die Baracke ein und fand mich schlafend. Furchtbar! Ich hatte das Gefühl, schuld daran zu sein, dass all die müden Leute meinetwegen draussen stehen mussten. Es war absolut grauenerregend.»⁵⁹ Natürlich wurde sie bestraft; sie musste in der Schuhkammer arbeiten und die Nähte alter Schuhe auftrennen, damit man das Leder wiederverwenden konnte. Eine harte Arbeit für das Verbrechen, eingeschlafen zu sein.

Das Ritual des Appells macht deutlich, welche Stellung die Juden nach Ansicht der Deutschen im Durchgangslager einnahmen. Das Anstehen um winzige Portionen von miserablen Essen dagegen enthielt für die Kinder die Quintessenz ihrer Erfahrung. Es führte ihnen die beiden bestimmenden Seiten ihres Lebens vor Augen: ellenlange Schlangen und Entbehrung. Dreimal am Tag mussten sich die Kinder in Reihen anstellen, und die Essensrationen, auf die sie warteten, reichten nicht aus, um sie am Leben zu erhalten. Immer nagte der Hunger quälend. Ein Bericht vom Mai 1941 über die Lebensbedingungen in den französischen Internierungslagern gibt näher Aufschluss.

«In den Lagern wütet Hungersnot, die Insassen sind bereits zu Dutzenden von den bedrohlichen Anfangssymptomen gezeichnet; seit einem halben Jahr ... leidet ein beträchtlicher Teil der Lagerbewohner grausam an Unterernährung, die durch die Zahlenangabe von 800 Kalorien am Tag (statt dem Minimum von 1'500 Kalorien – während man im normalen Leben 2'000 bis 2'500 Kalorien braucht) nur mangelhaft erklärt wird; die Menschen haben einen hohen Zoll an Krankheit und Tod entrichtet...

Die Monate sind verstrichen, und die Energiereserven [der Lagerinsassen] sind aufgebraucht; als unerbittliche Folge müssen die Abwehrkräfte Tag für Tag ein Stück weiter nachgeben. Die Kinder, die man lebhaft spielen und herumhüpfen sieht, zeigen bei näherer Untersuchung blasse Schleimhäute, skrofulös veränderte Lymphknoten, deformierte Gliedmassen, verkrümmte Wirbelsäulen; eines schönen Tages wird ihre Widerstandskraft zusammenbrechen. Wir fürchten, dass dieser Tag nicht mehr weit ist.

Nach einer eingehenden Untersuchung erklären wir, dass die Tagesration, die immer weniger an Fett, Zucker und Eiweiss enthält, pro Person keine 500 Kalorien enthält. Wenn diese Situation so weiter bestehenbleibt (und aller Wahrscheinlichkeit nach wird sie noch schlechter), wird die Zahl der Überlebenden nur einen verschwindenden Prozentsatz ausmachen ... Es geht um Leben oder Tod ...

Eine typische Tagesration:

Brot, pro Tag: 180 bis 200 Gramm

Fett, pro Tag:?

Zucker, pro Tag: zwei bis drei Gramm

Fleisch, pro Tag: 60 Gramm (?) zweimal pro Woche

Gemüse, pro Tag: Gelbe Kohlrüben und weisse Rüben als Suppe

Etwa ein Liter Kaffee

... Kindern steht legal eine Ration Milch zu ... sonst bekommen sie das gleiche Essen wie ihre Eltern ... In einer Reihe von Lagern wurden Hungerödeme festgestellt ... Dieses Symptom wird häufiger werden ... Vitaminmangelercheinungen ... Skorbut [und so weiter].»⁶⁰

Als dieser Bericht geschrieben wurde, hatten der Secours Suisse aux Enfants (Schweizer Kinderhilfe) und der American Friends' Service (Amerikanischer Freundschaftsdienst) bereits damit begonnen, zusätzliche Essensrationen (bereitgestellt von ihren eigenen und anderen privaten Organisationen) an Kinder zu verteilen, vor allem in Gurs und Argeies. Unglücklicherweise waren die meisten Kinder jedoch in Rivesaltes. Die Dringlichkeit und die Ausmasse des Problems waren die Hauptdiskussionspunkte bei einer Zusammenkunft des Committee on Children, das sich aus Vertretern des American Friends' Service Committee, des Secours Suisse und der OSE (vgl. Kapitel II) am 22. Mai 1941 zusammensetzte. All diese Organisationen hatten freiwillige Insassen in die Lager gesandt. Während sich in Gurs nur neunundfünfzig und in Argelès dreihundert Kinder befanden, waren es in Rivesaltes 3'200. Das neu errichtete Rivesaltes war zu einer Art Sammelager für Kinder auf dem Transport geworden; ein paar Monate früher, im Winter 1941, hatte man die meisten Kinder aus Agde, Bren und Gurs hierhergeschickt. Diese Sachlage wurde noch dadurch verschärft, dass die Lagerbehörden bis etwa zum Juni keine Fürsorger innerhalb der Lagergrenzen zuließen; in dieser Anfangszeit war es ihnen auch nicht erlaubt, ähnliche Sozialdienste wie anderswo aufzubauen: Kantinen, Kindergärten, Kliniken, Essensausgabestellen und so weiter. Als sich das Committee on Children am 22. Mai in Nîmes traf, war seine Hauptsorge «die Ernährungslage» der Kinder in Rivesaltes, da es dort «keine zusätzlichen Rationen wie in Gurs und Argelès» gab. Unterernährung nahm überhand, und die Helfer meinten, dass die Jugendlichen im Wachstum besonders schwer betroffen wären.⁶¹ Die Not der Kinder, die in den Durchgangslagern der besetzten Zone festgehalten wurden, war eher noch verzweifelter. Nach den Zeugnisaussagen von Insassen, die aus Drancy befreit wurden, war Hunger ein erdrückendes Problem. Ein Arzt, der wieder auf freien Fuss kam, betonte nachdrücklich: «Noch einmal und endgültig, Drancy ist ein langes, erschütterndes Kapitel über Hunger. Alle anderen Nöte wären erträglich, wäre nicht dieser Hunger, der das Leben der Insassen aushöhlt.»⁶² Nach dem Schwarzen Donnerstag des Vél d'Hiv (Razzia vom 16. auf den 17. Juli 1942) und der Einweisung Tausender Menschen in die Lager wurden die Zustände noch entsetzlicher. Etwa 3'000 bis 4'000 Kinder wurden in Pithiviers und Beaune-la-Rolande festgehalten, wo man sie weder waschen noch umziehen, noch ernähren konnte. Jeder litt an Hunger, aber kleine Kinder waren am meisten gefährdet, denn es gab weder Milch noch anderes Essen, das sie verdauen konnten.⁶³

Mit Hilfe der freiwilligen Insassen und durch Unterstützung philanthropischer Organisationen wurde die Lage im Süden allmählich etwas besser. Als Marie Claus-Grindel im September 1940 nach Agde gebracht wurde, war es «ein Lager, in dem die Menschen an Hunger starben, ohne Wasser».⁶⁴ Ein Jahr später hat man es geschlossen. Im November 1941 erhielten die etwa 100 Kinder, die noch in Gurs waren, von der OSE «in Zusammenarbeit mit dem Secours Suisse: Obst, Gemüse, Haferbrei, Reispudding, Schokolade, Lebkuchen, Süßigkeiten und so weiter». Die 2'500 Kinder (siebenhundert davon jüdisch) in Rivesaltes erhielten ähnliche zusätzliche Nahrungsmittel.⁶⁵ Wie vielversprechend und ermutigend das auf dem Papier auch ausgesehen haben mag und welche tatsächliche Verbesserung es in der Realität auch war – die Kinder litten immer noch an Hunger. Vivette Samuel-Hermann, die als freiwillige Insassin in Rivesaltes seinerzeit Tagebuch führte, beschreibt in einem darauf basierenden Artikel die Kinder auf dem Weg, sich den Imbiss vom Secours Suisse abzuholen. Es war der Tag ihrer Ankunft, der 4. November 1941. «Die Wege sind fast leer. Doch jetzt kommen einige Gruppen von Kindern auf uns zu. Schmutzig und zerlumpt, bewegen sie sich mühsam auf dem steinigen Boden vorwärts, in einer Hand den Saum der grauen Decke, in die sie von oben bis unten eingewickelt sind, in der anderen ein altes Blechgefäß, zumeist rostig, das ihnen als Essnapf dient: Es ist Imbisszeit beim Secours Suisse, wo sie etwas Heißes zu trinken bekommen sollen.»⁶⁶ Selbst nach der Befreiung vergassen die Kinder, die das Glück hatten, wieder aus dem Lager herauszukommen, nicht, welchen Hunger sie erdulden mussten. In einem Tagebucheintrag vom 25. Februar 1942 erwähnt Vivette Hermann, dass sie die Kinderheime der OSE in Limoges besucht hat; sie notierte: «... die Kinder sind zweifellos glücklich, aber sie können das Lager nicht vergessen. Um die Wahrheit zu sagen, erst jetzt begreifen sie, was der Aufenthalt dort für sie bedeutet hat. Überall [in allen Heimen] die gleichen Beobachtungen [von Seiten der Lehrer]. Die Kinder leiden an einer wahren Hungerphobie. Die Störung ihres physiologischen Gleichgewichts und ihre Unsicherheit sind so gross, dass sie sich immer noch nicht auf ihr ‚tägliches Brot‘ verlassen können. Man muss sie daran hindern, bei Tisch unglaubliche Mengen zu verschlingen und sich die Taschen vollzustopfen.»⁶⁷

Mit nur sehr wenigen Ausnahmen standen alle Kinder in Durchgangslagern Schlange nach Essen und spürten die Qual des Hungers. Als Flip Frenkel 1943 nach Vught gebracht wurde, erkannte er, «wie wichtig es ist zu essen. Vorher war das etwas ganz Normales. Doch von dieser Zeit an, in Vught, wurde es jeden Tag zu etwas ganz Wichtigem. Ich weiss, dass es damals kein Hungerproblem im Lager gab. Aber es war schon ein Problem, etwas zu essen zu bekommen, es aus der Küche zu holen, Schlange zu stehen. Zum erstenmal in meinem Leben sah ich eine Menschenschlange und war Teil von ihr.» Auch in Westerbork musste Flip um Essen anstehen. Erst in Barneveld war er nicht mehr dazu gezwungen, und einer der Gründe dafür, dass er das Leben dort als «luxuriös» empfand, bestand eben

darin, dass Essen «kein tägliches Problem war wie in Westerbork oder in Vught.» Die Rückkehr nach Westerbork bedeutete für Flip die Wiederaufnahme des «täglichen Kampfes um Essen, das Schlangestehen, die Notwendigkeit, zur rechten Zeit da zu sein». In Theresienstadt ging der Kampf weiter.⁶⁸

Hunger und Unterernährung waren in Terezin ebenso verbreitet wie anderswo. Während der ersten dreieinhalb Monate ihres dortigen Aufenthalts nahm Helga Kinsky-Pollack vier Kilogramm ab.⁶⁹ Bemerkungen über Essen und Hunger finden sich überall verstreut in ihrem Tagebuch, das sie in Theresienstadt führte; sie machen ihre eigene Bedrücktheit und die der anderen deutlich. «Dienstag, 16. März 1943 ... Ich wollte meinen Onkel in den Sudetenbaracken besuchen, und dort sah ich, wie Kartoffelschalen hinausgeworfen wurden. Zehn Leute stürzten sich auf den kleinen Haufen und stritten sich darum.»⁷⁰ Charlotte Veresova, zwei Jahre älter als Helga, war vierzehn, als sie von Prag nach Theresienstadt kam. Auch sie führte Tagebuch, und auch sie – wen würde es angesichts der Ernährungslage der Kinder überraschen? – erörterte dieses Thema ausführlich. «Das Essen hier stinkt. Ich wundere mich, dass jeder das hinunterbringt. [Man sagt mir], dass ich es bald auch essen werde ... [Das Essen] ist fürchterlich gekocht, und jeden Tag die gleichen Suppen. Sie sehen aus wie Putzwasser.» Etwas später schrieb sie:

«Wir ... bekommen alle drei Tage nur ein Kilogramm Brot... Manchmal bekommen wir schimmeliges Brot, das ist übel. Wir schneiden den schimmelligen Teil ab, und dann müssen wir den Rest in sehr dünne Scheiben aufschneiden, um es zu strecken, und es macht überhaupt nichts aus, dass wir trockenes Brot essen müssen. Wenn wir nur genügend bekämen. Manchmal schneide ich noch eine Scheibe ab, aber das darf ich nicht ... Ich schlinge einfach alles hinunter, und am dritten Tag habe ich dann gar nichts mehr. Ich denke jetzt viel zu sehr ans Essen. Manchmal esse ich sogar die ekelhafte Suppe, obwohl ich mir das noch vor kurzer Zeit nicht hätte vorstellen können.»⁷¹

So wie die Kinder, die in den französischen Internierungslagern gewesen waren, konnte auch der winzige Prozentsatz an Kindern, die Theresienstadt überlebt haben, die Erfahrungen mit der jämmerlichen Ernährungslage nicht vergessen. In ihren Erinnerungen «I Am A Star» beschreibt Inge Auerbacher die tägliche Essenstortur in ihrem ganzen Elend.

«Die meisten Küchen lagen in den offenen Höfen der riesigen Baracken. Die Schlangen waren immer sehr lang. Vor allem im Winter war es grausam, in der bitteren Kälte warten zu müssen. Das Frühstück bestand aus Kaffee, einer schlammig aussehenden Brühe, die immer grässlich schmeckte. Zu Mittag gab es wässrige Suppe, eine Kartoffel und eine kleine Portion Kohlrüben oder eine sogenannte Fleischbrühe; zum Abendessen Suppe. Wenn die Leute endlich bei den Kesseln ankamen, aus denen das Essen ausgeteilt wurde, waren sie so hungrig und erschöpft, dass sie ihre Portion sofort hinunterschlengen.

Ich erinnere mich, dass Mama den uns zugewiesenen Brotlaib jeden Tag genau einteilte, damit für den Rest der Woche genug übrigblieb. Oft war das schwer. Wenn der Hunger zu stark quälte, schnitt sie voll Sorge noch etwas von der Brotportion für den nächsten Tag ab.»⁷²

In Gabor Czitroms Gruppe in Bergen-Belsen schnitt einer das Brot für jeden Zimmerinsassen auf. Sie bekamen «einen Laib Brot für soundsoviele Leute», und es war «deutsches Kommissbrot; das heisst, so ungefähr wie ein Ziegelstein». In Gabors Zimmer, in dem «die Leute grundsätzlich anständig» waren, beschlossen die Insassen, es müsse gerecht verteilt werden.

«In unserem Zimmer war ein Ingenieur, der seinen Rechenschieber bei sich hatte, und er sollte das Brot schneiden. Er mass es also ganz genau aus, umringt von all den Leuten, die ihn kontrollierten. Jeder war ganz aufs Essen fixiert, also mass er äusserst genau ab. Er schnitt es auf, dann wurde es verteilt, und die Jugendlichen und Kinder unter achtzehn Jahren hatten der Reihe nach das Privileg, die Krümel auflesen zu dürfen. Jugendliche unter einem gewissen Alter galten als hungriger als Erwachsene. Auch den [Suppen-] Kessel auszulecken war ein Privileg. Wir Jungen hatten der Reihe nach das Vorrecht, ihn auszulecken.»⁷³

Gabors Gruppe ging es im Vergleich zu anderen in Bergen-Belsen sehr gut. Sie «waren hungrig», aber es war «nicht wirklicher Hunger im Sinne von verhungern; wir waren bei Weitem nicht am Verhungern».⁷⁴

Marion Stokvis-Krieg und ihre Eltern hatten weniger Glück. Sie gehörten zu den Leuten mit «Papieren für Palästina», die von den Deutschen festgehalten wurden, weil sie eventuell gegen Deutsche, die in Palästina lebten, ausgetauscht werden sollten. Marion Krieg war 1936 in Amsterdam geboren worden; ihre Eltern waren deutsche Juden, die ein paar Jahre zuvor emigriert waren. Im Frühjahr 1943 wurden sie nach Westerbork und im Oktober desselben Jahres nach Bergen-Belsen gebracht. Marion war noch nicht einmal sieben Jahre alt. Ihre Eltern mussten arbeiten, und sie blieb allein in der Baracke. «Meine Eltern gingen [zur Arbeit]. Niemand sagte uns, was sie machten, nichts, wir wussten gar nichts. Und im Konzentrationslager war niemand ..., der mich etwas trösten oder mir sagen konnte, was los war ... Jedenfalls hat niemand mit mir geredet. Ich hatte eine kleine Puppe, das war alles, was ich hatte. Natürlich hatte ich Angst, furchtbar Angst. Ich lief herum und weinte.» Wie viele andere, die ins Lager kamen, fand auch sie glücklicherweise bald Menschen, die sie kannte. «Plötzlich, [obwohl das Lager] so gross war, sah ich zwei Kinder zusammen herumgehen, und es waren meine besten Freunde, die ich vor dem Krieg und während des Krieges gehabt hatte. Sie hatten bei uns um die Ecke gewohnt, Marion und Stefan; es waren Zwillinge.» Marion und Stefan waren schon ein paar Wochen früher angekommen, daher «konnten sie mir alles sagen, was ich wissen wollte». Die drei Kinder blieben bis 1945 zusammen, «wir spielten den ganzen Tag miteinander und waren zusammen». Hunger war ständig ein Teil ihres Lebens, und sie erfanden Spiele, bei denen Essen das

Welt ohne Beispiel

zentrale Thema war. Da sie weder Spielsachen noch irgendwelche brauchbaren Gegenstände hatten, mussten sie sich allein auf ihre Erfindungsgabe stützen. «Wir hatten Hunger, und dann dachten wir uns ein neues Spiel aus. Man sammelte Spucke im Mund, wartete eine Minute, und dann konnte man den Speichel hinunterschlucken, als ob man etwas zu essen oder zu trinken bekommen hätte. Es war ein Spiel.»⁷⁵

Das entbehrungsreiche Leben im Durchgangslager, die Beengtheit, das Warten und der Hunger fügten den Kindern unvermeidlich Schaden zu. Sie litten unter dem Gefühl von Scham und Erniedrigung. Ihr Familienverband lockerte sich oder löste sich gar endgültig auf. Nahezu alle Kinder machten die verschiedensten Krankheiten durch, viele starben daran. Gefangen und eingesperrt, gezwungen, Befehle zu befolgen, tagtäglich ohne Unterlass willkürlichen Beschimpfungen und Angriffen ausgesetzt, ohne irgendwo eine Zufluchtsstätte zu haben – für die Kinder war das eine neue und entsetzliche Erfahrung. Derartige Kränkungen hatten sie zumeist schon einzeln erlebt, doch sie alle in geballter Form zu erfahren und im Lager ständiger, allgegenwärtiger Verfolgung ausgesetzt zu sein, war in ihrer bisherigen Lebensgeschichte ohne Beispiel. So berichtet Marion Krieg: «Die *schlimmste* Erfahrung im Lager, wie ich es erlebt habe, war nicht, dass ich solchen Hunger hatte, sondern die Erniedrigung der Menschen. Wir waren nichts mehr. Ich war nichts mehr.» Unter solchen Umständen lösten sich traditionelle Familienbeziehungen rasch auf, vor allem solche, die auf Respekt und Macht basierten. «Meine Eltern waren nichts mehr», fährt Marion fort. «Als Kind sieht man normalerweise zu seinen Eltern auf. ‚Mama hat recht‘ und ‚Papa hat recht‘, man ist stolz auf seine Eltern und so. [Aber in Belsen] hatten wir nicht mehr das Gefühl, dass ihr Wort etwas bedeutete.»⁷⁶ Marion vermisste den Trost ihrer Eltern und den Zusammenhalt ihrer Familie. Ihr war bitter bewusst, wie sehr sie und ihre beiden Freunde auf sich allein gestellt waren:

«Ich fühlte mich sehr einsam, sehr einsam, weil ich spürte, dass ich nicht mit meinen Eltern sprechen konnte. Sie hatten ihre eigenen Sorgen ... normalerweise mussten sie unter den schlimmsten Bedingungen arbeiten. Also habe ich nicht erzählt, was ich den ganzen Tag gemacht habe; ich hab's nicht erzählt. Und wir waren sehr einsam, wir alle drei.

Unsere Welt war sehr sonderbar; eine sehr traurige Welt... Es war furchtbar, und alles war sehr fremd. Wir gingen überall hin, wohin wir konnten, wir haben jeden Fleck im Lager gesehen, glaube ich. Die Eltern machten das nicht, natürlich nicht, warum auch? Wenn sie zurückkamen, waren sie müde. Aber wir kamen überall hin.

Es gab nichts für uns. Es gab niemanden, der sich um uns kümmerte. Es war eine vollkommen andere Welt. [Und wir waren] allein in der grossen Welt des Konzentrationslagers. Und wir konnten nicht hinaus.»⁷⁷

Nach Westerbork und später nach Bergen-Belsen zu kommen, «war das Ende» ihres «behüteten» Kinderlebens. Mit acht und neun Jahren waren sie und ihre Freunde «bereits so erwachsen, dass wir dachten, wir könnten sie [die Eltern] nicht

Durchgangslager

beunruhigen und ihnen all unsere Sorgen und Ängste und so weiter erzählen, weil sie genug eigene Probleme hatten».⁷⁸

Es ist kaum überraschend, dass die Kinder in einer solchen Situation völliger Ohnmacht der Lagerinsassen und uneingeschränkter Macht der Lagerverwaltung ein grundlegend anderes Bild von ihren Eltern erhielten. Bei Flip Frenkel setzte diese Veränderung beinahe unmittelbar nach seiner Ankunft in Vught ein. Vor der Deportation hatte Flip keine enge Beziehung zu seinem Vater gehabt. «Mein Vater war damals achtundvierzig oder fünfzig, und ich war elf; und ich glaube, das war [zu der Zeit] ein sehr grosser Altersunterschied, viel grösser als heutzutage», erklärt er. «Ich kannte meinen Vater nur als jemanden, der arbeitete, [daher] kannte ich [ihn] nicht sehr gut.» Als die Frenkels nach Vught kamen, wurden Flips Mutter, seine vier Schwestern und sein kleiner Bruder in einen Teil des Lagers geschickt, er und sein Vater in einen anderen Teil. Es war das erstmal, dass er von seiner Mutter getrennt und mit seinem Vater allein war. «Es war sehr – seltsam ist nicht das richtige Wort, aber mir fällt jetzt kein anderes ein ... Bis zu diesem Zeitpunkt kannte ich meinen Vater als *Vater*, als Familienoberhaupt, aber in Vught wurde er für mich einfach eine andere Person. Er war ein normaler Mensch wie jeder andere. Er war nicht mehr der grosse Mann, der mein Vater vorher war. Er entpuppte sich als ganz normales menschliches Wesen. In meinen Augen brach er zusammen, [ich verlor] den Respekt vor ihm. Ich glaube, es war deshalb, weil man ihm das Haar schor und die Kleider wegnahm und wir nicht mehr Schuhe, sondern Holzpantinen trugen. Deshalb war er nicht mehr mein Vater.»⁷⁹ Aus ihrer Sicht als Fürsorgerin in Rivesaltes vermerkt auch Vivette Hermann diese Untergrabung des kindlichen Respekts. «In diesem Dschungel passen sie sich rasch an, die totale Anarchie und das Freisein von jeder Bevormundung verlockt sie, es gibt keine Spur mehr von elterlicher Autorität, Willkür tritt an die Stelle von Gerechtigkeit, statt Disziplin herrscht System D, und in dieser auf den Kopf gestellten Welt erheben sich die aufgewecktesten Kinder, die am geschicktesten mit der täglichen Existenz zu Rande kommen, über ihre Eltern.»⁸⁰

Zwar mögen Eltern in der Welt der Durchgangslager ihre Autorität verloren haben, doch heisst das nicht unbedingt, dass sie keinen emotionalen Rückhalt mehr bieten und durch diese Art der Zuneigung nicht einen Anschein von Familienzusammenhalt aufrechterhalten konnten. Das galt vor allem für kleinere Kinder, denen die Demütigung und Erniedrigung ihrer Eltern durch das Lagersystem nicht so zum Bewusstsein kam. Für Esther Levi, ihre zwei kleineren Schwestern und ihren Bruder blieb die Situation «vertraut, weil unsere Mutter bei uns war. [In Bergen-Belsen] kümmerte sich unsere Mutter den ganzen Tag um uns, während unser Vater zur Arbeit ging. Ich glaube, weil unsere Mutter wirklich immer da war, weil Mama da war, vermissten wir unseren Vater ein bisschen weniger. Manchmal sahen wir ihn. Er war in einer anderen Baracke. Wir konnten ihn sehen; weniger oft [als zu Hause], weil er natürlich arbeiten musste ... In Bergen-Belsen

musste er tagsüber arbeiten, so wie zu Hause auch. Er ging morgens fort und kam abends wieder, und Mutter war immer da. Ich glaube, aus diesem Grund [habe ich nicht so darauf geachtet], dass mein Vater dort [in einer anderen Baracke] und meine Mutter hier bei uns war.»⁸¹ Das Leben verlief nach demselben Schema wie zu Hause. Bei grösseren Kindern verhielt es sich anders, da sie die Ohnmacht ihrer Eltern erkannten (und spürten). Doch auch für sie war allein die Tatsache, dass ihre Mutter (oder ihr Vater) oder beide bei ihnen waren, ein grosser Trost. Die Familienstruktur mochte sich im Durchgangslager verändert haben; die früher hierarchischen, auf Autorität basierenden Beziehungen mochten sich aufgelöst haben, aber Liebe und Zuneigung konnten dennoch weiterbestehen.

Doch nicht einmal elterliche Liebe konnte die Kinder vor physischem Verfall bewahren. Das enge Aufeinanderhocken, die miserablen sanitären Einrichtungen und vor allem Hunger und Unterernährung führten unausweichlich zu Entkräftung und Krankheit. Jeder wurde schwach und krankheitsanfällig. Ellen Levi machte eine Krankheit nach der anderen durch. In Westerbork «hatte ich oft Ohrenentzündungen und Durchfall». In Bergen-Belsen war sie wieder im Krankenhaus, auch diesmal wegen «Durchfall oder Ruhr. Daran litten wir sehr oft.» In Theresienstadt bekam sie «eine schwere Hepatitis» und wurde ins Kinderkrankenhaus gebracht, wo sie «von einer ausgezeichneten Ärztin, Dr. Magda Miller aus Wien» behandelt wurde.⁸² Nach der Hepatitis bekam sie Diphtherie. Diese ständige Folge von Infektionskrankheiten war gang und gäbe, ebenso wie Krankheiten, die vor allem von der Unterernährung herrührten.

Am 19. Juni 1944 notierte Helga Pollacks Vater, dass seine Tochter «über Schmerzen an der Zunge und im Hals klagt. Vitaminmangel». Eineinhalb Wochen später bekam sie «zwei Zitronen und eine Orange, weil sie der schwerste Fall von Vitaminmangelercheinungen im Heim ist».⁸³ Mit der Zeit wurden die Zustände immer schlimmer und die Gesundheit der Kinder immer schwächer. Auch Kinder, die wie Gabor Czitrom zu relativ gesicherten Gruppen gehörten, litten an den Folgen der ständigen Entbehren. Im Spätherbst 1944 «begann ich körperlich richtig dahinzusiechen. Ich hatte Ruhr und Erfrierungen an den Händen, die nicht verheilten ... Ruhr bedeutete in solchen Lagern wirklich den Tod.»⁸⁴ Irene Butter-Hasenberg erläutert, das Leben im Durchgangslager «bedeutete einfach fortschreitende Verschlechterung des Gesundheitszustands».⁸⁵

«Wir hatten die ganze Zeit Hunger. Das gehörte zu den Bedingungen dort, dass man nachts nicht schlafen konnte, weil man die ganze Zeit Hunger hatte und dauernd, andauernd an Essen dachte. Nie sah man einen Ausweg. Das verändert die Menschen ungemein. Abgesehen von der Auszehrung, der Unterernährung und den Auswirkungen auf die Gesundheit, verändert es die Menschen ungeheuer. Zum Beispiel hatte es die perverse Auswirkung, dass die Leute die ganze Zeit über Essen redeten; die Frauen redeten ständig über Rezepte – wie sie was kochten, wann, für wen, in welchen Mengen.

Wenn ich nachts einzuschlafen versuchte, hörte ich immer diese Gespräche. Es war einfach verrückt.

Meistens dachte ich an Essen; es war eine richtige Besessenheit. Das Thema Essen ging mir nicht aus dem Kopf. Ich hatte immer einen leeren Magen und Hungerschmerz. Oft bekam ich Durchfall und wurde sehr schwach und versuchte, wieder zu Kräften zu kommen. Bei diesem Leben wurde der Zustand immer schlechter, es kamen Krankheiten, Schwäche, Unterernährung ...

Wie alle anderen hatte ich manchmal Durchfall, aber ich bekam keinen Typhus... Mit jedem ging es bergab ... Jeder war natürlich ganz abgemagert und untergewichtig und schlecht ernährt. Wenn man so unterernährt und so schlecht ernährt ist, wird man anfällig für Infektionen. Viele Leute hatten Geschwüre, Infektionen und Ödeme, das heisst Wassersucht, wenn die Flüssigkeiten im Körper bleiben. Und Durchfall und Typhus, die sich rasch verbreiteten.»⁸⁶

Das Leben im Durchgangslager kam stufenweise einer Gewöhnung an anormale Zustände gleich. Während die Kinder weiter unterrichtet wurden, neue Freunde gewannen und Festtage wie Chanukkah, Rosch Haschana, Yom Kippur, Sabbat und sogar den Nikolaustag oder Weihnachten feierten, erlebten sie tagtäglich Schmach und Erniedrigung und sahen, wie ihre Eltern gedemütigt und misshandelt wurden. Sie mussten sich an Hunger, Warteschlangen und Mangel gewöhnen; sie ertrugen Gefangenschaft, Unterernährung und Krankheit. Bis zu einem gewissen Grade blieb ein Schimmer oder ein Schatten von normalem Leben erhalten.

So karg die Kost auch war, assen Familien doch immer noch zusammen, wenn sie irgendwie die Möglichkeit dazu hatten. Die Kinder trugen ihre eigene Kleidung. Mit der Zeit wuchsen sie aus den Sachen heraus, die sie mitgebracht hatten, die Schuhe wurden zu eng und die Kleider zu kurz. Aber es waren immer noch Sachen, die ihnen gehörten, die sie von zu Hause hatten. Die meisten Kinder schlossen neue Freundschaften. Sie behielten ihre Fähigkeit, Beziehungen zu knüpfen; die Kontakte zu ihren Lagergefährten spiegelten ihre frühere, gewohnte Lebensweise wider. Und selbst in dieser verzerrten Welt feierten die Kinder religiöse und weltliche Feste, wie sie es auch zuvor getan hatten. Eine Frau, die in ihrer Baracke in Bergen-Belsen «die Aufgabe übernommen hatte, sich um Kinder zu kümmern», beschreibt in ihrem Tagebuch ein solches Fest. Hanna Lévy-Hass, die aus Jugoslawien stammte, wurde im Sommer 1944 aus Montenegro, wo sie Lehrerin war, nach Bergen-Belsen deportiert. Sie war im sogenannten «Sternlager» (alle Insassen trugen den Davidsstern), in einem Nebenlager, in das Juden gebracht wurden, die man für einen möglichen Austausch vorgesehen hatte (vor allem aus Saloniki, Jugoslawien, Albanien, Frankreich und den Niederlanden).

«Belsen, 1.9.44 ... Die hierher verschleppten holländischen Juden haben gestern den Geburtstag ihrer geliebten Königin gefeiert. Sogar eine Theatervorstellung

fand statt. Für die Kinder. Wie konnten sie in einer Zeit wie dieser an so etwas denken? Sieht man ihre Sonntagskleider, dann traut man seinen Augen nicht. Die Deutschen haben sie bei der Deportation nicht ausgeplündert wie uns. Ob man je erfahren wird, nach welchen Kriterien sie da vorgegangen sind? Jedenfalls gehen unsere Holländer tiptopp gekleidet spazieren. Zwei junge Burschen fallen besonders auf, sie tragen schöne weisse Kragen und Krawatten ... Mein Ehrenwort! Sehr rührend, dieser Geburtstag der Königin, wirklich sehr rührend.»⁸⁷

Auf einer anderen Ebene jedoch gerieten die Kinder immer mehr in eine Welt, die ihnen völlig unbegreiflich war. Tagtäglich im Lager zu leben bedeutete, dass das Aussergewöhnliche gewöhnlich, das Unglaubliche immer glaubhafter und das Unvorstellbare zur alltäglichen Begebenheit wurde. Wie Hanna Lévy-Hass war auch Marion Stokvis-Krieg im «Sternlager». Am Rand ihres umzäunten Areals war das Gefängnislager, in das Zwangsarbeiter aus Rüstungsfabriken in anderen Konzentrationslagern transportiert wurden. Neben dem «Sternlager» befand sich ausserdem das Zeltlager, in das im Herbst 1944 Tausende von Frauen gesperrt wurden, die aus Auschwitz kamen. Die Sterberate im Zelt- und im Gefängnislager war höher als im Sternlager.⁸⁸ Nur ein paar Monate nach der Geburtstagsfeier für Königin Wilhelmine, von der Hanna Lévy-Hass berichtet hatte, «wurde im Konzentrationslager alles schlimmer», erinnert sich Marion Krieg.

«Natürlich gab es nichts mehr zu essen. Ende 1944 gingen die Eltern auch nicht mehr zur Arbeit. Ich weiss nicht, warum, aber es war nicht nötig. Aber wir hatten nichts mehr zu essen, und wir hatten Typhus; Schmutz und so weiter und so weiter. Das Schlimmste waren all die Leichen im Konzentrationslager auf der anderen Seite. Aber auch in unserem Lager lagen schon überall Leichen auf dem Boden.

Es war total verrückt. Ich meine, es war nicht so, dass ich – es machte mir nicht Angst, gar nicht. Es war normal. So, der war also tot, nun ja. Jemand lag im Bett und rührte sich nicht mehr. Er war tot. Weiter geht's.

Es ist furchtbar, aber so war es.»⁸⁹

So schrieb auch Petr Fischl, der mit vierzehn Jahren aus Prag nach Terezin kam: «Wir gewöhnten uns daran.»

«Wir gewöhnten uns daran, um sieben Uhr morgens, um zwölf Uhr mittags und wieder um sieben Uhr abends in der Schlange zu stehen ... Wir gewöhnten uns daran, ohne Bett zu schlafen, jede Uniform zu grüssen, nicht auf dem Bürgersteig zu gehen und dann wieder auf dem Bürgersteig zu gehen. Wir gewöhnten uns an unverdiente Schläge, Stösse und Hinrichtungen ... Wir gewöhnten uns daran, dass von Zeit zu Zeit tausend unglückliche Menschen hier ankamen; wir gewöhnten uns daran, dass von Zeit zu Zeit andere tausend unglückliche Menschen von hier fortgebracht wurden.»⁹⁰

Und schliesslich gewöhnte sich Petr Fischl ebenso wie Marion Stokvis-Krieg daran, «zu sehen, wie Menschen starben, die in ihren eigenen Exkrementen lagen; aufgestapelte Särge voller Leichen zu sehen; Kranke, die im Dreck lagen; Ärzte,

die hilflos waren».⁹¹ Marion und Petr sahen nicht nur Erwachsene. In den Durchgangslagern forderte der Tod auch viele Kinderleben. Viel zu viele junge Menschen im von den Deutschen besetzten Europa kamen so um.

Nur eine geringe Zahl von Kindern wurde befreit. Irene Hasenberg gehörte zu den 357 Juden aus dem «Sternlager» in Bergen-Belsen, die ausgetauscht wurden; sie wurde im Januar 1945 freigelassen. Gabor Czitrom war einer der 1'685 ungarischen Juden im «ungarischen Lager» in Bergen-Belsen, die im Dezember 1944 freikamen.⁹² Wie Irene wurde er in einen Zug – einen Personenzug – gesteckt und in die Schweiz geschickt. Die OSE (Œuvre de Secours aux Enfants; Kinderhilfswerk, vgl. Kapitel II) war eine der vielen Hilfsorganisationen, die sich um die Befreiung von Kindern aus französischen Durchgangslagern bemühte. Tatsächlich gab es so viele philanthropische Einrichtungen, die sich um die Situation in den französischen Lagern kümmerten, dass zwei Komitees gebildet wurden, um die Wohlfahrtsaktivitäten zu koordinieren.

Die Commission Israélite des camps setzte sich zusammen aus Vertretern jüdischer Organisationen (am bedeutendsten waren die Éclaireurs Israélites de France, EIF, die jüdischen Pfadfinder), der Organization for Rehabilitation and Training (ORT; Organisation zur Rehabilitation und Ausbildung) und der OSE. Das Comité de Coordination pour l'assistance dans les camps (CCAC) war das nichtjüdische Gegenstück dazu. Pastor Marc Boegner, Oberhaupt der protestantischen Kirche in Frankreich, der unablässig auf die Ungerechtigkeiten hinwies, die Juden in Frankreich zu erdulden hatten, hatte dieses Komitee gegründet; es koordinierte die Hilfsprogramme nichtjüdischer Organisationen, die in den Lagern arbeiteten (unter anderem YMCA, Secours Suisse aux Enfants, American Friends' Service Committee, Unitarian Service Committee, Service Sociale d'Aide aux Émigrants).⁹³ Vereint erreichten die beiden Komitees durch Petitionen an die Vichy-Regierung, dass Kinder unter fünfzehn Jahren aus den Lagern in der nicht besetzten Zone freigelassen wurden. Unter der Bedingung, dass die Kinder in ein Heim kamen, dass der Präfekt des Departements, in das sie kommen sollten, ihnen Aufenthaltsbescheinigungen ausstellte und dass die Eltern zustimmten, konnten Kinder die Lager vom Frühjahr 1941 an verlassen. In aller Eile und mit grosser Entschlossenheit wurden neue Heime eröffnet (vor allem von der OSE und der EIF, aber auch von nichtjüdischen Organisationen), der Präfekt des Departements Hérault, Benedetti, und seine Mitarbeiter Ernst und Frédérici stellten die notwendige Erlaubnis aus, und die meisten Eltern stimmten zu, wenn auch sicher mit gemischten Gefühlen. Im März, April und Mai wurden 323 Kinder aus den Lagern freigelassen, im Juni, Juli und August waren es noch einmal 145.⁹⁴ Doch es gab noch wesentlich mehr; nach einer Zählung, die das Comité de Nîmes im Juni 1941 veranlasste, waren noch dreihundert Kinder in Argelès, hundert in Gurs, hundert in Noé und dreitausend in Rivesaltes.⁹⁵

Die humanitären Organisationen arbeiteten erfolgreich weiter, und im Februar 1942 waren nur noch 875 Kinder in Rivesaltes.⁹⁶ Im «Bericht über die Lage in Flüchtlingszentren und Lagern in der nicht besetzten Zone» ist vermerkt, dass «dank der Arbeit des Secours Suisse, der OSE und der Quäker die meisten Kinder aus den Lagern herausgeholt wurden; im Augenblick dürfte die Gesamtzahl der noch internierten Kinder nicht höher sein als etwa tausend».⁹⁷ Innerhalb von zwei Monaten wurde diese Zahl auf fünfundfünfzig verringert.⁹⁸

Die plötzlichen und heimtückischen Razzien vom Juli 1942 im Norden und einen Monat später im Süden liessen die Zahl der Lagerinsassen nach oben schnellen. Durch fieberhafte Arbeit unter entsetzlichen physischen und psychischen Bedingungen gelang es den Hilfsstellen erneut, die Freilassung von Hunderten von Kindern aus den Durchgangslagern in Vichy-Frankreich zu erwirken. Um diese Zeit hatte jedermann begriffen, dass es buchstäblich um Leben und Tod ging. Eine Zeitlang hatte man die Befreiung von Kindern als wichtig, ja sogar als dringend angesehen. Nach der Operation «Frühlingswind» (als in Paris am 16./17. Juli 12884 Juden ergriffen und in das Vél d'Hiv gepfercht wurden) war klar, dass man die Kinder *unbedingt* freibekommen musste

Am 4. August stimmte die Vichy-Regierung der Deportation ausländischer Juden aus beiden Zonen zu, und fast unmittelbar darauf wurden vierhundert Juden gefasst und in das Durchgangslager Les Milles (bei Aix-en-Provence) geschickt. Als sie ins Lager kamen, waren bereits Vertreter der Fédération des Sociétés Juives de France (Zusammenschluss jüdischer Verbände), der OSE und des Comité d'Aide aux Réfugiés (Hilfskomitee für Flüchtlinge) da. Nach einem Bericht der Fédération vom 7. August über die Aktivitäten während der vorhergegangenen Tage waren damals 1'400 Menschen im Lager, vierhundert weitere kamen dazu. Die Fürsorger und Fürsorgerinnen hatten Grund zu der Annahme, dass eine Reihe von ihnen zu den Kategorien von Juden gehörten, die in Frankreich bleiben durften, darunter auch Eltern mit Kindern unter fünf Jahren und «Kinder von fünf bis achtzehn Jahren ... wenn ihre Eltern zustimmten, sich von ihnen zu trennen». Schliesslich kamen siebzig Kinder, die auf diese Gruppe entfielen, aus dem Lager und in die Obhut der OSE. Sie wurden freigelassen – und von ihren Eltern getrennt.⁹⁹

«Am Montagvormittag waren wir bei der Abreise der Kinder zugegen. Während man sie aufforderte, mit ihrem spärlichen Gepäck in die Busse zu steigen, spielten sich herzerreissende Szenen ab. Die kleinen Kinder, die den Grund für diese Trennung nicht verstehen konnten, klammerten sich an ihre Eltern und schrien. Die grösseren, die wussten, welche Qualen ihre Eltern durchmachten, versuchten gegen den eigenen Schmerz anzukämpfen und bissen die Zähne zusammen. Die Frauen hingen noch an den Türen, als die Busse abfuhren. Die Wachtposten und sogar die Polizisten konnten ihre Emotionen kaum unter Kontrolle halten. Weil

bisher im Lager absolute Ruhe geherrscht hatte, fühlte man sich jetzt um so niedergeschlagener. Man las in den Gesichtern [der Internierten] nur drückende, bittere Resignation. Es hatte keine Proteste gegeben, keine empörten oder wütenden Aufschreie. Es schien, als hätten die Internierten nach so vielen Versuchen keine Kraft mehr, um gegen ihr Los zu rebellieren.»¹⁰⁰

Einige Tage später erlebten die Fürsorger in Vénissieux und die dortigen Kinder und Eltern die gleiche Qual. Ende August 1942 waren bei einer Razzia in Lyon 1'200 Juden verhaftet und in das Lager Vénissieux verschleppt worden.¹⁰¹ «Ich schaffte es, ins Lager zu kommen, indem ich behauptete, ein Vertreter der Fürsorge zu sein», berichtet Georges Garel (der später das OSE-Kontaktnetz aufbaute, durch das es gelang, Kinder zu verstecken). Zu diesem Zeitpunkt gehörte Garel noch nicht zur OSE. Garel, ein Ingenieur aus Lyon, kam an diesem Abend nach Vénissieux, weil sein Freund Charles Lederman, der sehr aktiv an der OSE-Arbeit in den Durchgangslagern beteiligt war, ihn darum gebeten hatte. Ausserdem waren in Vénissieux unter anderen Pater Alexandre Glasberg von den Amitiés Chrétiennes, Elisabeth Hirsch, Hélène Lévy und Lily Taget (die bald darauf Garel heiratete) von der OSE und Madeleine Barot vom protestantischen CIMADE (Comité Inter-Mouvements auprès des Évacués). Das Lager war in einem Zustand entsetzlicher Konfusion; Befehle und Gegenbefehle lösten einander ab. «Nach Mitternacht erfuhren wir, dass Kinder unter sechzehn Jahren in Frankreich bleiben konnten ... Viele der armen Mütter dieser Kinder hatten sich bewundernswert unter Kontrolle. Sie liessen ihre Kinder für immer zurück, aber sie gingen mit Würde. Manche Mütter verloren fast den Verstand. Ein Vater hatte sich an diesem Abend die Pulsadern aufgeschnitten, sein Blut spritzte auf die Wangen des Kindes, das an seinem Hals hing. Eine Mutter sprang aus dem Fenster und schrie: ‚Ich will mein Kind nicht hergeben‘.»¹⁰²

Lily Garel-Taget beschreibt diesen Abend als «entsetzlich, unwirklich ... es war ein Alptraum». Sie war zwanzig Jahre alt und hatte in diesem Jahr für das OSE-Büro in Lyon zu arbeiten begonnen, teils als Sekretärin, teils als Fürsorgerin (über ihren Vorgesetzten Charles Lederman lernte sie Georges Garel kennen, zudem wurde Lederman ihr Schwager, weil er Garels Schwester heiratete). «Wir waren Tag und Nacht dort, es verfolgte einen. Ich ging im Namen der OSE hin ... Damals hat mein [zukünftiger] Mann angefangen zu helfen; ihm und Abbé Glasberg, der wirklich Aussergewöhnliches leistete, gelang es, die ersten Kinder aus dem Lager zu befreien ... Abbé Glasberg schaffte es, Akten zu fälschen; vor allem er war es, dem es gelang, die Kinder aus dem Lager zu holen. Ich glaube, Abbé Glasberg hatte wirklich die grössten Möglichkeiten und hat das meiste daraus gemacht. Ich hab's gesehen.»¹⁰³

Ausser den Kindern unter sechzehn Jahren wurden auch Erwachsene französischer Nationalität freigelassen. Doch wer war Franzose und wer nicht? Und wie alt genau war jedes Kind? «Abbé Glasberg änderte die Akten, zog ein paar Papiere

heraus und schob andere hinein.» Lily Tagets Gefühle waren zwiespältig. Sie stammte «aus einer Rechtsanwaltsfamilie, das heisst, aus einer Familie, in der Gesetz Gesetz war. Ich kam in die Welt eines Alptraums, in der Leute entscheiden mussten, wer Franzose war und wer nicht, wer das Lager verlassen konnte und wer nicht ... ,Wie können diese Leute das entscheiden?» dachte ich. Andererseits sah ich Abbé Glasberg, der durchaus illegal handelte, was mich verblüffte. Nach und nach wurde mir klar, dass es getan werden musste, aber das entsprach einfach nicht meiner Erziehung.»¹⁰⁴ Elisabeth Hirsch hatte Gurs verlassen und war auf Geheiss Andree Salomons nach Lyon gekommen, um dort für die OSE zu arbeiten.

«Wir gingen in das Lager und erhielten im Prinzip [die Erlaubnis], Kinder bis zu sechzehn Jahren herauszuholen. Ich war die ganze Nacht dort. Diese Arbeit war entsetzlich. Manche Eltern wollten ihre Kinder hergeben, manche wollten es nicht. Es war schrecklich in dieser Nacht; die Leute auszuwählen, die man retten konnte – es war grässlich, furchtbar. Stellen Sie sich vor, die Menschenmenge, die deportiert werden sollte, und so wenige konnte man herausholen: einhundertacht Kinder, das war nichts [im Vergleich] zu den Tausenden, die weggebracht wurden.»¹⁰⁵

Elisabeth Hirsch hatte recht; einhundertacht Kinder und sechzig Erwachsene wurden freigelassen. Und um die Tragödie komplett zu machen, wurden am zweiten Abend etwa achtzig Menschen, die am Abend zuvor nach der Überprüfung freigelassen worden waren, wieder von der Polizei ergriffen und dann angezeigt.¹⁰⁶

Die meisten Kinder im nationalsozialistisch besetzten Europa verliessen die Durchgangslager in Viehwaggons, die nach Osten fuhren. Im besetzten Frankreich, in den Niederlanden, in Belgien und in Theresienstadt in der Tschechoslowakei gehörten sie zu denen, die eingesperrt und abtransportiert wurden. Nach der Razzia des Vél d'Hiv wurden alleinstehende Personen nach Drancy und Familien mit Kindern nach Pithiviers und Beaune-la-Rolande geschickt. Zu Beginn sah es so aus, als würden Kinder unter zwölf Jahren nicht deportiert, sondern der Obhut des von den Deutschen eingesetzten Judenrates UGIF (Union Générale Israélites de France) übergeben. Innerhalb weniger Tage wurden ihre Eltern und grössere Kinder in die Deportationszüge gepfercht. «Es hat keinen Zweck, die herzzerreisenden Szenen im Augenblick der Trennung zu beschreiben. Es gab zahlreiche Selbstmordversuche. Vor allem von Müttern, die den Verstand verloren. Mütter, denen man die Kinder, die sie noch stillten, entriss, wurden weggeschafft, die Brüste noch angeschwollen von ihrer Milch. Andere, die ihre Kinder an sich drückten, mussten geschlagen werden, bis sie die Arme öffneten und sie freigaben. Dies nur ein paar von den Tausenden anderer inmitten der qualvollen Schreie von Müttern, denen man ihr eigen Fleisch und Blut wegnimmt.»¹⁰⁷ Es dauerte nicht lange, bis man die Kinder, die man von ihren Eltern getrennt hatte, ebenfalls abtransportierte.

«*Hélas*, alle Mühe ... war vergeblich, und viele Kinder, immer fünfhundert auf

einmal, sind weggeschafft worden; diese Kinder im Alter von zwei bis zwölf Jahren wurden zuerst von Pithiviers und Beaune-la-Rolande nach Drancy gebracht. Von dort wurden sie unter denselben Bedingungen wie die Erwachsenen weiterverfrachtet, in versiegelten Waggons, unter Aufsicht von Frauen, die ebenfalls deportiert wurden ... In manchen Waggons waren die Kinder allein. Vor der Abfahrt bekommt jedes Kind ein Stückchen Brot und eine Büchse Kondensmilch.»¹⁰⁸

Wie überall bestimmte der Rhythmus der Deportationszüge auch in Drancy den Pulsschlag des Lagerlebens. In manchen Lagern fuhren diese Züge unregelmässig, je nachdem, wie häufig in der Umgebung Razzien durchgeführt wurden, die neue Opfer erbrachten. In einem Lager wie Westerbork, das ständig von einer grossen Zahl von Insassen besetzt war, fuhr der Zug wöchentlich. Jeden Dienstag wurde er vollgepfercht mit den Menschen, die keinen Aufschub vor der unvermeidlichen, unerbittlichen Deportation mehr hatten erreichen können. Für Irene Hasenberg und alle anderen Insassen von Westerbork, Kinder wie Erwachsene, war diese wöchentliche Prozedur ein Alptraum. «Der Schock, jede Woche zu sehen, wie die eigenen Landsleute abfahren mussten, auch wenn man selbst nicht dabei war», war entsetzlich. «Man konnte zwar froh sein [dass man verschont geblieben war], aber trotzdem litt man.» Dieses wöchentliche Trauma wurde «zum überwältigenden Eindruck von Westerbork; alles drehte sich um den Schienenstrang».¹⁰⁹ Der Journalist Philip Mechanicus fühlte das gleiche wie Irene Hasenberg; er vertraute seinem Tagebuch seine qualvolle Erleichterung an, als der wöchentliche Zug wie durch ein Wunder ausgefallen war.

«Dienstag, 3. August: Kein Transport heute morgen. Frieden und Ruhe. Die Welt erscheint freundlich und gnädig. Kinder danken Gott, dass ihre Eltern dem Henker noch für eine Woche entkommen sind, und Eltern danken dem Himmel, dass ihre Kinder fürs erste in Sicherheit sind. Jede Woche bedeutet noch eine Woche, und jede Woche kann die letzte sein. Vielleicht wird der Krieg nicht so bald zu Ende sein, wie wir hofften, aber vielleicht bricht das deutsche Regime zusammen so wie das in Italien, und dann hört wenigstens die Judenverfolgung auf. Jede Woche bedeutet nun einen doppelten oder dreifachen Gewinn.»¹¹⁰

Letztendlich wurde natürlich niemand verschont. Noch am 17. Oktober 1944 sagte Helga Pollack verzweifelt zu ihrem Vater: «Ein Fetzen Papier entscheidet über das Schicksal eines Menschen.»¹¹¹ Am Tag zuvor waren Freunde zum Transport abgeholt worden, andere sollten am Tag danach deportiert werden. Manche Kinder kamen sofort in Zwangsarbeits- oder Vernichtungslager wie Auschwitz oder Sobibór. Andere wie Ellen Levi wurden schrittweise in den Osten verschleppt; sie kam von Westerbork nach Bergen-Belsen und dann nach Terezyn. Schliesslich wurde auch sie in einen Viehwaggon eingeschlossen und nach «Pitschipoi» gebracht, wie die Kinder in Drancy den mysteriösen «unbekannten Zielort» nannten, vor dem sie sich fürchteten. Ellen Levis Vater war am 28. Sep-

tember 1944 von Theresienstadt aus weggebracht worden. «Meine Mutter war zu diesem Zeitpunkt glücklicherweise zu einer Arbeit mit Silikaten in einer Art Rüstungsfabrik eingeteilt [und daher in Sicherheit] ... Am 12. Oktober ging ich ohne meine Mutter auf den Transport. Meine Mutter fragte mich: ‚Soll ich freiwillig mit dir kommen?‘ Da traf ich eine der schwersten Entscheidungen meines Lebens. Ich sagte: ‚Nein; in solchen Zeiten tut man nichts freiwillig. Du bleibst hier. Ich gehe allein‘. Dann stieg ich in den Zug.»¹¹²

V. Ghettos

Knapp vierzehn Tage bevor das jüdische Viertel von Warschau in ein geschlossenes Ghetto umgewandelt wurde, konnte sich Chaim Kaplan, ein scharfsinniger und intelligenter Beobachter der Zeitereignisse, nicht vorstellen, dass so etwas geschehen könnte. Etwa ein halbes Jahr früher, im Mai 1940, waren auf Befehl der Deutschen und auf Kosten der jüdischen Gemeinde dicke Mauern errichtet worden, so dass das festgelegte Areal der Juden vom Rest der Stadt abgetrennt war. Nichtjuden waren aus dem Viertel fortgezogen, Juden, die in für sie verbotenen Gegenden wohnten, hatten sich in den Strassen niedergelassen, die ihnen zugewiesen wurden. Und das Beispiel Łódźs, wo im Mai ein geschlossenes jüdisches Ghetto errichtet worden war, kannte Kaplan sehr wohl. Dennoch glaubte er nicht, dass Warschau das gleiche Schicksal erleiden würde. In seinem geheimen Tagebuch schrieb er:
«2. November 1940

Ein jüdisches Ghetto in Warschau im traditionellen Sinne ist nicht machbar; ein geschlossenes Ghetto gar ist unvorstellbar. Mitten im Ghetto befinden sich Kirchen und Regierungsgebäude. Sie lassen sich nicht beseitigen, sie erfüllen notwendige Funktionen. Ausserdem ist es unmöglich, die Strassenbahnverbindungen, die von einem Ende der Stadt bis ans andere durch das Ghetto führen, zu kappen. Seit Jahrhunderten wurde die grosse Metropole nach allgemeinen bürgerlichen Gesichtspunkten erbaut, und das Rassenprinzip war ihr völlig fremd. Menschen verschiedener religiöser Überzeugungen wohnten dicht beieinander, und trotz aller religiöser und moralischer Unterschiede entwickelte sich ein wechselseitiger Handel und Wandel, der für alle von Vorteil war. Die Bürger eines Landes nach Rassen zu unterscheiden und Scheidewände zwischen ihnen zu errichten, ist eine krankhaft abartige Idee. Von der Entstehung bis zur Ausführung lässt sich in ihr ein Symptom des Wahnsinns sehen.»¹

Gerade zwei Tage später notierte Kaplan: «Das Aussehen Warschaus hat sich derartig verändert, dass niemand, der die Stadt kannte, sie noch wieder erkennen würde. Von auswärts kommt jetzt niemand in die Stadt hinein, doch wenn ein Wunder geschähe und einer seiner Bewohner, der geflüchtet war, zurückkäme, würde er sagen: ‚Kann das noch Warschau sein?‘» Es war aber das jüdische Warschau, das sich «besonders verändert» hatte.

«Aber seit der jüdische ‚Wohnbezirk‘ errichtet wurde, ist das jüdische Warschau eine Stadt für sich geworden, die sich deutlich vom arischen Warschau unterscheidet. Jeder, der vom jüdischen Bezirk in den arischen geht, gewinnt den Eindruck,

dass er eine neue Stadt betritt, die völlig anders aussieht, ihren eigenen Lebensstil hat und nichts mit ihrem jüdischen Nachbarn gemein hat.

Das jüdische Warschau hat sich sehr zu seinem Nachteil verändert und bietet ein Bild der Hässlichkeit, Geschmacklosigkeit und Freudlosigkeit. Hier herrscht die Atmosphäre eines Friedhofs, nur dass hier die Totengerippe in den Strassen wandeln. Sie haben sich aus allen Teilen des Landes aufgemacht und sind nach Warschau gekommen. Sie kamen mit leeren Händen, gebrochen und geschlagen, ohne einen Pfennig Geld, ohne Lebensmittel auch nur für eine einzige Mahlzeit, ohne Kleidung, ihre Blösse zu bedecken.»²

So geschlossen das Ghetto auch sein mochte, so abgesondert und isoliert seine Bewohner waren – das jüdische und das nichtjüdische Warschau blieben dennoch gegenseitig einigermassen auf Tuchfühlung. Geographisch grenzten beide «Städte» dicht aneinander. So dicht, dass die Teilstrecke einer Strasse (der Chlodna-Strasse), und zwar das Stück, das von der Elektoralna im Osten zur Zelazna im Westen führte, dreigeteilt war. Die Häuser und der Bürgersteig auf der Nordseite wurden dem jüdischen Viertel zugewiesen, ebenso die Häuser und der Bürgersteig auf der südlichen Seite. Die Strasse selbst jedoch lag in der nichtjüdischen Zone. Dieser Teil der Chlodna-Strasse hatte daher zu beiden Seiten Mauern. So bildete sie für die Überquerung ein Hindernis. Die Chlodna kreuzte die Zelazna, und die Häuser und der Bürgersteig auf der Ostseite dieser Strasse gehörten zum jüdischen Viertel. Ein jüdischer Fussgänger auf dem jüdischen Bürgersteig der Zelazna wäre daher gezwungen gewesen, die nichtjüdische Fahrbahn der Chlodna-Strasse zu überqueren. Wie Kaplan bemerkt, war das «vom rassischen Standpunkt aus ein neues Problem». Nach der Aufteilung war es nicht zu umgehen, dass «beide Rassen einander begegneten, wenn sie die Zelazna-Strasse überquerten. Folglich befahlen die Nazis dem Judenrat, auf eigene Kosten eine etwa zwei Stockwerke hohe Brücke bauen zu lassen, die von einer Seite der Chlodna-Strasse auf die andere führt... Tausende von Menschen gehen nun diese Stufen hinauf und hinab wie die Engel auf der Jakobsleiter. Auf jeder Seite der Brücke sind es fünfzig Stufen.» Der Plan und seine Realisierung waren so abstrus, dass Kaplan abschliessend meint: «Die Kinder künftiger Generationen werden sich diese Geschichte aus dem Warschauer Ghetto anhören und ausrufen: ‚Das ist doch wohl nur ein Märchen! Ist es möglich, dass die Nazis wirklich solche Idioten waren?‘»³

Natürlich war die Situation in Warschau (oder Łódź, Wilna, Radom, Minsk und all den anderen Städten, in denen Ghettos eingerichtet wurden) ganz anders als im sogenannten «Alte-Leute-Ghetto» Terezm. In Polen und später auch in den baltischen Ländern und dem besetzten Gebiet der Sowjetunion wurden die Ghettos mitten im Stadtkern angelegt oder im Extremfall sogar der Struktur der mittelalterlichen Ghettos nachgebildet. Diese althergebrachten Ghettos waren eingefriedete jüdische Viertel gewesen, deren Tore nachts geschlossen wurden; die späte-

ren, von den Deutschen gewaltsam eingerichteten Ghettos waren ebenso aufgebaut, nur waren sie ständig abgeriegelt. Terezm war als «Ghetto» etwas ganz Neues. Auch hier lebte die jüdische Gemeinde hinter Mauern, doch auf der anderen Seite befand sich keine pulsierende nichtjüdische Stadt. Die ursprünglichen nichtjüdischen Einwohner hatte man evakuiert; die Stadt war leer. Die «Judenstadt» lag ebenso isoliert in der böhmischen Landschaft wie die Durchgangslager in Westeuropa. Ausnahmen waren nur Drancy (in der Nähe von Paris) und Malines (flämisch Mechelen, bei Brüssel); sonst wurden fast alle Durchgangslager in dünn besiedelten Gebieten angelegt.⁴ Für Westerbork wählte man eine besonders öde Gegend der Niederlande; Gurs lag in den Ausläufern der Pyrenäen.

Die Isolation dieser Lager entsprach ihrer Rolle im bürokratischen Prozess der Absonderung. Die Durchgangslager waren Teil der behördlichen Infrastruktur, die zur Vernichtung nötig war; als die Juden in sie eingewiesen wurden, waren sie ebenso abgeschnitten von der Gesellschaft wie diese Einrichtungen als solche. Langsam, systematisch und hinterhältig hatte man ihnen ihre Bürgerrechte und Besitztümer geraubt; sie wurden als Staatsbürger ausgelöscht und in Gebiete verbannt, die ebenso verlassen waren wie sie selbst.

Die Durchgangslager in Westeuropa waren die bürokratische Antwort auf praktische Überlegungen – Eisenbahnlinien mussten verfügbar sein, und die Transporte sollten möglichst verschleiert werden. Terezm wurde aus ähnlich pragmatischen Gründen als Durchgangslager ausgewählt. Eine Eisenbahnlinie war in der Nähe, und man konnte problemlos ein Verbindungsgleis anlegen. Da Theresienstadt von der österreichischen Monarchie als Truppenstützpunkt geplant worden war, konnten die ursprünglichen Baracken für grosse Menschenmengen umgebaut werden. Die Befestigungsanlagen der ehemaligen Garnisonstadt waren noch intakt, also konnte man den ganzen Komplex sehr leicht kontrollieren, Partisanenangriffe abwehren und Ausbrüche verhindern. An Terezm waren sowohl die historische Entwicklung wie die Industrialisierung vorbeigegangen. Es war eine unbedeutende, abgelegene Kleinstadt, die weder national noch ökonomisch von Bedeutung war. Die nichtjüdischen tschechischen Einwohner konnten ohne grosse Probleme umgesiedelt werden, da niemand es bemerken oder sich darum kümmern würde.

Praktische oder logistische Erwägungen dieser Art spielten auch in Osteuropa eine Rolle; doch hier machte man sich einfach bestehende Strukturen zunutze. In den Grossstädten lebten viele Juden auf bestimmte Bezirke konzentriert; Bahnlinien, mit denen die Juden in diese Ghettos zu transportieren und später zu deportieren wären, waren hier verfügbar. Gemäss ihrer Ideologie gingen die Deutschen in den slawischen Ländern zudem ganz anders vor als in Westeuropa. Während sie im Westen bemüht waren, die Bevölkerung nicht über Gebühr zu beunruhigen, waren solche Bedenken östlich der Warthe bedeutungslos. Anmassend und ohne Rücksicht auf die öffentliche Meinung pferchten die Nationalsozialisten Tausende

von Juden in den Grossstädten zusammen und transportierten sie später von dort ab. Sie rissen Städte auseinander, ohne auf ihre einheitlich gewachsene Struktur zu achten. Unbekümmert um den äusseren Schein oder irgendwelche Formalitäten errichteten die Deutschen hier kein ausgeklügeltes Erpressungssystem und verzichteten auch darauf, ihre Opfer in einem allmählichen Prozess aus den Städten zu drängen, sie auszugrenzen und später über die Grenze zu schaffen. Ohne Wahrung irgendeiner Form, ja ohne Skrupel sperrten die Invasoren die Juden einfach in ummauerte Ghettos und plünderten ihren Besitz nach Belieben.

Aus Sicht der Juden war dieses Vorgehen nicht ohne historisches Beispiel, wenn man sie zwang, in Ghettos zu leben. Erst seit Beginn des 19. Jahrhunderts durften die Juden in Frankfurt ausserhalb des Ghettos wohnen; das Ghetto in Rom war 1870 geöffnet worden. In Städten wie Wilna hatte es nie ein umfriedetes Ghetto oder verschlossene Tore gegeben, dafür aber historisch gewachsene Viertel, die der Tradition nach jüdisch waren. Während die Insassen der Durchgangslager keinerlei zeitliche oder räumliche Beziehung zu den Orten hatten, an die man sie brachte, waren die Bewohner der osteuropäischen Ghettos historisch verbunden mit den Stadtvierteln, in denen man sie zu wohnen zwang. Ihr Lebensumfeld, die Strassen, Synagogen und Märkte hatten sich über Jahrhunderte hinweg entwickelt, um den Bedürfnissen der jüdischen Gemeinschaft zu genügen; in der damaligen konkreten Situation suggerierten sie das Gefühl, dass Leben immer noch möglich war. Das galt sogar für die Hunderttausende jüdischer Flüchtlinge, die nach dem Einmarsch der Deutschen innerhalb weniger Monate aus ihren Heimatstädten vertrieben worden waren.⁵ Nach ihrer erzwungenen Flucht in die Grossstädte kamen sie verwirrt und verarmt in den Ghettos an, doch sie kamen an einen Ort, der ihnen irgendwie vertraut war. Die Vorstellung von einem Ghetto hatte im Gedächtnis des jüdischen Volkes eine Vergangenheit, und die Ghettos selbst hatten eine jüdische Vergangenheit. Zu Beginn war es ganz logisch, dass man hierin Hoffnung für eine jüdische Zukunft erblickte; man befand sich in einer Lage, die man überleben konnte, meinten die meisten. Für mehr als 600'000 Juden entpuppte sich dies als Illusion.⁶

Im Mittelpunkt dieses Kapitels stehen die bekannten Langzeit-Ghettos wie Warschau, Łódź und Wilna, doch es wurden auch für kürzere Zeit Ghettos errichtet, vor allem in Ungarn und den Regionen der Tschechoslowakei und Rumäniens, die Ungarn zugeschlagen wurden. In solchen Ghettos, die nur einige Wochen lang existierten, reichte die Zeit nicht dafür aus, dass sich ein soziales, kulturelles und intellektuelles Leben wie in den Langzeit-Ghettos entwickelte. Auch traten Armut, Hunger und Krankheiten in den länger bestehenden Ghettos deutlicher in Erscheinung als in den kurzfristig angelegten. Dennoch hatten beide Arten einige wesentliche Merkmale gemein: Beides waren Orte innerhalb der Stadtgrenzen, wo Juden zwangsweise wohnten; die Menschen waren zu Hause und dennoch abgetrennt

von der Welt, die sie gekannt hatten. Familien lebten zusammen, die Familienstrukturen blieben intakt, und doch lernten Kinder und Jugendliche neue Freiräume kennen. Und schliesslich wussten die Menschen weder in den auf Dauer noch in den für kurze Zeit angelegten Ghettos, wie lange dieser Zustand anhalten würde.

Im Frühling 1944 lebte Alexander Ehrmann in Királyhelyfőcser im nordöstlichen Ungarn; vor 1938 war die Stadt tschechisch gewesen und hatte Kralovsky Chlumec geheissen. Királyhelyfőcser lag in dem Teil Ungarns, in dem das deutsch-ungarische Programm der Konzentration, Ghettoisierung und Deportation zuerst umgesetzt wurde. Nach den Plänen deutscher und ungarischer Beamter wurde das Land in sechs geographische Zonen eingeteilt, die nacheinander abgefertigt werden sollten. Juden aus Kleinstädten, Dörfern oder vom Land wurden jeweils in Synagogen und andere Bauten der Gemeinde gesperrt. Nachdem man ihnen per Erlass, durch Überredung, Drohung oder Folter ihren Besitz geraubt hatte, schickte man sie in genau festgelegte Ghettobezirke in den grösseren Städten. In manchen Städten wählte man das traditionelle Judenviertel als Ghetto, in anderen waren es Zigeunerviertel, Zuckerrübenfabriken oder Ziegeleien. Alle Orte hatten etwas gemeinsam: Sie mussten in der Nähe der Bahnlinie liegen, damit die Abtransporte erleichtert und beschleunigt wurden. Die jüdischen Einwohner der grösseren Städte wurden zusammengetrieben, nachdem ihre Glaubensgenossen vom Land angekommen waren. Auch sie wurden ins Ghetto gesperrt und fürchterlich ausgeplündert.⁷

Királyhelyfőcser lag in Zone I, zu der die Karpaten-Ukraine und das nordöstliche Ungarn gehörten, das heisst Regionen, die dem erwarteten Vordringen der Roten Armee am nächsten lagen und erst seit Kurzem von Ungarn annektiert worden waren. So konnte die Regierung behaupten, keine Verantwortung für diese Juden zu tragen, da sie eigentlich gar keine ungarischen Bürger waren oder der hergebrachten ungarischen Kultur angehörten. Vielleicht hätten die Juden in Alt-Ungarn deshalb auch annehmen können, dass sie geschützt seien, und hätten daher weniger Arger oder Unruhe verbreitet. Alexander Ehrmann jedoch war nicht in Alt-Ungarn; er und seine Familie wurden gleich zu Beginn mit diesem Problem konfrontiert, ohne zu ahnen, dass Horthy gar nicht daran dachte, sie zu schützen. «Am letzten Tag des Passah-Festes, an einem Samstag [15. April 1944], nach dem Mittagessen, teilte einer der örtlichen Polizeibeamten (der in einer Wohnung lebte, die man bei einem jüdischen Kaufmann beschlagnahmt hatte) seinem ‚Vermieter‘ mit, sie hätten Befehl bekommen, am nächsten Morgen alle Juden zusammenzutreiben ... Die Nachricht verbreitete sich rasch ... Pläne wurden gemacht, Familienpläne: ‚Sobald es dunkel wird, müssen wir einen Teil unserer Wertsachen verstecken und uns fertigmachen für morgen, wenn sie uns holen.‘ Die Nachricht wurde etwas abgemildert durch die Gegenmeldung, wir würden nicht nach Deutschland gebracht werden, die ungarischen Juden würden anders behandelt und auf Bauernhöfe gebracht werden ... ‚Wir sind ungarische Juden, man wird uns

anders behandeln. Unser grosser Wohltäter, der Reichsverweser Ungarns [Horthy], wird uns schützen'.»⁸

Alexander Ehrmann gehörte einer zionistischen Organisation an, der Mizrachi. «Es gab auch noch die revisionistische Betar-Bewegung, aber die Mizrachi war in unserer Stadt die stärkste Organisation. Wir hatten regelmässig heimliche Treffen.» Während die Erwachsenen Pläne machten, «gingen wir [meine Geschwister und ich] an diesem Samstagnachmittag, als wir die Nachricht bekommen hatten, zu einigen guten Freunden ... Der Junge und die Mädchen [die Kinder dieser Familie] waren in unserem Alter, und es kamen auch noch andere Jungen und Mädchen. Wir gehörten alle zur Mizrachi. Wir sprachen miteinander über das, was wir von unseren Eltern gehört hatten, was los war und was wir machen sollten. Und wir wollten weitermachen mit unseren zionistischen Aktivitäten ... wir wollten weitermachen; gleichgültig, wohin wir kamen, würden wir uns dieser Ideologie verbunden fühlen, irgendwie würden wir einen Weg finden – wir träumten.»⁹

Als es an diesem Abend dunkel wurde, bereiteten sich die Ehrmanns auf den Aufbruch vor. Sie packten Leinen, Ledersachen, silberne Kerzenleuchter und einen Teil des Schmucks in Holzkisten und Metall Dosen und vergruben sie unter dem Holzfussboden. «Die Erde, die wir unter dem Fussboden weggeschaufelt hatten, als wir die Löcher gruben, trugen wir in Töpfen und Schüsseln hinaus und schütteten sie auf unsere kleinen Blumenbeete ... Wir trennten die Säume der Kleidungsstücke auf, die wir tragen wollten, und nähten zusammengerollte Geldscheine hinein. Wir hatten auch ein paar Goldsachen, und jeder bekam etwas davon. Was auch geschehen würde, wir wussten zumindest, dass wir etwas Geld hatten.» Das übrige Geld gaben die Ehrmanns ihren Nachbarn, «netten Leuten, netten Bauersleuten», die «sagten, sie verstünden uns und sie seien traurig und sie würden es für uns aufbewahren». Früh am nächsten Morgen «klopfte es an die Tür». ¹⁰

«Es war der Polizist. Juden, ihr habt eine Viertelstunde Zeit, um euch fertigzumachen'. Einfach nur: Juden'. Jeder darf eine Tasche mitnehmen. Packt nicht zu viel ein, dort, wo ihr hinkommt, braucht ihr nicht viel zum Anziehen. Beeilung! Wenn ihr nicht in einer Viertelstunde fertig seid, müsst ihr eben so gehen'. Wir waren vorbereitet. Sie sagten: ‚Gehen wir'. Und wir gingen.

Die Polizisten (nicht unsere Polizisten, sondern welche von anderswoher) brachten uns in die Synagoge. Gegen drei Uhr nachmittags befahlen sie uns, loszugehen. Zu diesem Zeitpunkt hatten sie alle Juden, nicht nur die aus der Stadt, sondern auch aus den umliegenden Dörfern, in die Synagoge gebracht. Wir waren alle dort versammelt.

Wir gingen los. Wir mussten von der Synagoge zur Hauptstrasse gehen, an der katholischen Kirche vorbei ... Es war Sonntag, daher kamen die Leute gerade aus der Nachmittagsmesse ... Wir kamen zur Hauptstrasse, bogen nach rechts ab und gingen zum Bahnhof, der etwa fünf Kilometer weiter im nächsten Dorf lag. Wir



*Flüchtlinge vom Land bei der Ankunft im Warschauer Ghetto.
Aufnahme von Joe J. Heydecker, Februar 1941.*

gingen mitten auf der Strasse, so wie die Viehherden, die man jeden Morgen und Abend auf die Weide und wieder in den Stall trieb.

Die Leute standen in ihren Haustüren und sahen zu. Manche warfen mit Steinen nach uns, schrien uns Schimpfworte nach, spuckten uns an. Manche standen da und weinten. Manche hatten Angst, eben weil sie weinten, daher gingen sie wieder zurück ins Haus; sie hatten Angst, die Polizisten könnten ihnen etwas tun.

Wir wurden weitergetrieben, jeder schleppte sein Bündel, und dann kamen wir zum Bahnhof. Auf dem Weg dahin blieben wir [Kinder] mit unseren Eltern zusammen, aber wir und die anderen Jungen und Mädchen [aus der Mizrachi-Bewegung] behielten uns gegenseitig im Auge, um uns nicht zu verlieren. Ein Zug wartete auf uns, ein Viehwaggon. Ungefähr achtzig oder neunzig Leute kamen in einen Waggon, und wenn jemand von unseren Freunden in den Waggon kam, begrüßten wir uns; es war tröstlich, dass die anderen Jungen und Mädchen da waren.

Man sperrte uns in die Viehwaggons, und wir fuhren los.»¹¹

Nach ihrer Ankunft in Sátoraljaújhely, einer etwa 30 km entfernten grösseren Stadt, befahl man den Juden aus Királyhelmece, sie sollten sich bei den dort lebenden jüdischen Familien eine Unterkunft suchen. Die Ehrmanns hatten glücklicherweise Cousins in dieser Stadt, die «uns natürlich aufnehmen». Auf jeden Fall kannte Alexander die Stadt. Er war ein orthodoxer Junge aus einer frommen, strenggläubigen Familie, und im Sommer 1939 und Winter 1940 hatte er die jüdische Yeshiva [traditionelle höhere Schule] in Sátoraljaújhely besucht. Etwa zwei Wochen, nachdem die Ehrmanns und ihre Glaubensgenossen in der Stadt angekommen waren, wurden alle Juden in Satoraljaújhely gezwungen, ihre Wohnungen zu räumen und in das für sie bestimmte Ghettogebiet zu ziehen. Zu diesem Gebiet gehörte «der orthodoxe Synagogenkomplex, der sich aus drei Gebäuden zusammensetzte. Einige Häuserblocks weiter war die Status-Quo-Gemeinde, die ebenfalls [drei Gebäude] hatte: das grosse Heiligtum, eine kleinere Kapelle und eine Schule. Ausserdem gab es noch die Khosedie-Gemeinde, die aus einem Schulgebäude, einer Synagoge und einer Mikve [rituelles Bad] bestand. All diese Gebäude wurden umfunktioniert, damit die Juden im Ghetto hausen konnten.»¹² In einem der Gemeindehäuser wurde eine Suppenküche eingerichtet, die von freiwilligen Helferinnen geführt wurde. Die Ehrmanns und ihre Cousins kamen bei weiteren Cousins unter, die innerhalb der Ghattogrenzen wohnten.

Während Alexander Ehrmann die Menschen und Örtlichkeiten kannte (er kannte seine Cousins und ihre Wohnungen und auch die jüdischen Gemeindebauten), waren die äusseren Umstände völlig neu für ihn. Zum erstenmal in seinem Leben war er eingesperrt. Man errichtete einen Stacheldrahtzaun um die wenigen Strassenzüge, in denen man etwa 15'000 Juden zusammengepfercht hatte. Alexander litt Hunger. «Wir hatten nicht viel zu essen, hier ein Stückchen Brot, da ein wenig Essen, das wir mitgebracht hatten.» Die normale Jugendkameradschaft mit Gleichaltrigen nahm ein Ende. «Während der Zeit im Ghetto gab es nicht viel sozialen oder organisierten Kontakt zwischen Familien oder Einzelpersonen.» Alexander traf sich nicht mit seinen Freunden aus der Mizrachi-Bewegung. Alles konzentrierte sich auf die Familie, und ihre Hauptbeschäftigung bestand darin, die verschiedenen Gerüchte, die in Umlauf waren, zu enträtseln und zu entscheiden, welche Vorgehensweise für sie am besten wäre. Alexanders älterer Bruder zum Beispiel hatte eine Einberufung zum Arbeitsdienst oder eine Abkommandierung zum Militärdienst erhalten. «Das Dilemma war: Sollte er bei der Familie bleiben, oder sollte er zum Militär gehen?» Sollte die Familie sich trennen oder zusammenbleiben? Schliesslich wurde beschlossen, dass er gehen sollte; man hielt es für besser, «nicht alles auf eine Karte zu setzen».¹³ Die Ehrmanns waren noch als Familie zusammen, machten aber Pläne für den Fall, dass sie auf Dauer getrennt würden.

András Garzó war jünger als Alexander Ehrmann, als er und sein Vater im Juni 1944 in das Ghetto von Debrecen kamen. Seine Familie war nicht religiös, wäh-

rend die Ehrmanns orthodox waren. Er war ein Einzelkind, während Alexander fünf Geschwister hatte. András Garzó war in einer altungarischen Grossstadt geboren worden und aufgewachsen, Alexander dagegen kam aus einer tschechischen Kleinstadt, die annektiert worden war. Von dem Augenblick an, als András Garzó und sein Vater gezwungen wurden, ihre Wohnung im Kinderkrankenhaus, wo der Vater arbeitete, aufzugeben und ins Ghetto zu ziehen, machten die beiden Jungen trotzdem sehr ähnliche Erfahrungen. Beide waren in gewisser Weise zu Hause in dem Ghetto, in dem sie leben mussten, trotzdem löste sich ihr Zuhause von Tag zu Tag stärker auf. András ging nicht länger zur Schule, Alexander nicht zur Arbeit. So normale Beschäftigungen wie Sport oder Besuche im Klub gehörten plötzlich der Vergangenheit an. Beide verbrachten die Tage im Ghetto mit Gleichaltrigen; Alexander mit seinem Bruder und seinen Cousins, András mit den anderen Kindern in seinem Ghetto. Die Familie, ob klein oder gross, war die grundlegende Struktur im Leben der beiden Jungen, und jede der beiden Familien versuchte, ihre Lage einzuschätzen, so gut sie konnte, und geeignete Entscheidungen zu treffen.

András Garzó's Vater, ein Arzt, hatte seinen Beruf auch nach der Besetzung Ungarns durch die Deutschen weiter ausüben können. Er war ein schwieriger Mann «von sehr ernstem Naturell», wurde aber sowohl von seinen Kollegen im Krankenhaus wie auch von seinen Privatpatienten hoch geschätzt. Die Privatpatienten «stammten zumeist aus der christlichen Ober- und Mittelschicht. Leute mit konservativen Anschauungen, aber sie mochten ihn [meinen Vater] sehr.» Die Patienten kamen weiterhin zu András' Vater, und «wenn er sie um Schutz gebeten hätte, wäre uns bestimmt geholfen worden. Auf jeden Fall hätten wir nicht ins Ghetto zu gehen brauchen. Mein Vater hatte im Ersten Weltkrieg gekämpft und hohe Auszeichnungen erhalten. Also hätten wir nicht dorthin gehen müssen. Aber mein Vater wollte nicht von seiner Familie getrennt sein. Meine Grosseltern lebten noch, und er hatte zwei Schwestern mit ihren Familien. Mit ihnen gingen wir ins Ghetto.»¹⁴

Das Ghetto von Debrecen bestand aus zwei getrennten, abgeschlossenen Bereichen, dem «grossen» und dem «kleinen» Ghetto, die durch die Hatvan-Strasse voneinander geteilt wurden.¹⁵ András und seine Verwandten lebten im grossen Ghetto. Auch seine Grosseltern mütterlicherseits waren bei ihnen, obwohl sein Vater kein gutes Verhältnis zu seinen Schwiegereltern hatte. Die Eltern von András' Mutter waren Intellektuelle, Leute von recht hohem gesellschaftlichem Rang. Sein Grossvater mütterlicherseits war von Kaiser Franz Joseph zum Direktor eines staatlichen Gymnasiums ernannt worden; später gründete er das jüdische Gymnasium in Debrecen. Die Familie von András' Vater war weder so gebildet noch so wohlhabend, und die Familie seiner Mutter war über die Heirat nicht glücklich gewesen. Als András' Mutter 1942 (eines natürlichen Todes) starb, «vertiefte sich der Graben zwischen meinem Vater und meinem Grossvater, weil mein

Vater kein religiöses Begräbnis für meine Mutter erlaubte. Und mein Grossvater, dessen Lieblingskind diese Tochter gewesen war (er hatte fünf Kinder, und diese Tochter, die jüngste, hatte er am meisten geliebt), kam nicht zur Beerdigung.» Doch als die Familie ins Ghetto ging, blieb sie dennoch zusammen. Andrés' Grosseltern waren bereits recht alt. «In dieser Situation war das eine selbstverständliche Reaktion; die Verantwortung, die mein Vater für sie fühlte, verdrängte die früheren Schwierigkeiten ... Auch mein Grossvater fand es natürlich, dass mein Vater, der ein zielstrebig und starker Mann war, die Verantwortung für die Familie übernahm.»¹⁶

«In Debrecen (und das ist für eine ungarische Stadt typisch) gab es einen Stadtteil, in dem ein hoher Prozentsatz an Juden lebte. Christen mussten ihre Wohnungen in diesem Stadtteil verlassen und in die Wohnungen ziehen, die Juden in anderen Vierteln besaßen. Dieser Stadtteil wurde ummauert, und die Juden wurden dort zusammengefasst. Damals lebten etwa 100'000 Menschen in Debrecen; 5 oder 10 Prozent davon waren Juden.»¹⁷ Wie viele andere Kinder war Andrés über den Umzug nicht bestürzt. Er grübelte nach über die Zukunft und war im Hinblick auf sie eher unschlüssig und unsicher als besorgt oder ängstlich. Seine Hauptfrage war: «Was passiert mit uns? Zuerst kamen die jüdischen Gesetze, jetzt das Ghetto. Schritt für Schritt wird die Lage schlimmer und schlimmer.» Seine eigene Welt blieb weitgehend noch intakt. Seine Familie war zusammen, und das Verhältnis unter den Angehörigen war harmonischer als zuvor. Sie lebten dicht beieinander, aber sie hatten eine Wohnung, ein Zuhause. Das alte jüdische Viertel war ihm nicht unbekannt, und solange er das jüdische Gymnasium besuchte, hatte er manches über die Geschichte der jüdischen Gemeinde in Debrecen gelernt und erfahren. Ausserdem wurde im Ghetto ein Krankenhaus eingerichtet und sein Vater als Direktor eingesetzt, daher blieb ihr Lebensrhythmus erhalten. Und schliesslich spielte Andrés gern mit den anderen Kindern. «Wir Kinder waren im Ghetto sehr glücklich. Wir hatten unsere eigenen Spiele.»¹⁸

«Das Haus, in dem ich wohnte, hatte eine sehr grosse Tür. Wir Kinder versteckten uns hinter dieser Tür. Ein Junge blieb draussen. Wir hatten eine Briefftasche auf den Bürgersteig gelegt, sie war an einer Schnur befestigt, die der Junge in der Hand hielt. Von unserem Versteck aus sahen wir, dass Leute, die vorbeigingen, die Briefftasche bemerkten. Sie sahen sich um, und wenn sie sich unbeobachtet glaubten, wollten sie sie aufheben – aber dann zog der Junge sie natürlich weg. Das war sehr, sehr lustig. Ein feines Spiel.»¹⁹

Viele Kinder fühlten sich in der Gesellschaft von anderen Kindern im Ghetto ebenso wohl wie Andrés Garzo. Sherry Weiss-Rosenfeld war fünfzehn, als sie und die Familie ihrer Tante (bei der sie lebte) aus ihrem Zuhause in Kolozsvár vertrieben und direkt in die Ziegelfabrik am Stadtrand gebracht wurden, die als Ghetto diente. «Es wurde viel geweint, es gab viele Tränen und grossen Kummer ... Es gab keine Sonnenseite, aber wir waren ja noch jung.»²⁰

«Bei aller Unsicherheit unserer Existenz, wie ungewiss sie auch war, trafen wir Jugendlichen uns und plauderten. Jetzt, da wir Mädchen und die Jungen ungewohnter miteinander umgehen konnten, gab es auch mehr Gespräche. So düster alles auch war, spürten wir doch eine gewisse Zusammengehörigkeit, hatten das Gefühl, dass es noch Kraft und Einigkeit gab. Wie schlimm es auch sein mag, wir sind doch alle zusammen.»²¹

Maria Ezner erinnert sich ebenfalls, dass «wir Kinder im Ghetto glücklich waren». Wie im Kapitell geschildert, wurden die dreizehnjährige Maria, ihre achteinhalb jährige Schwester und ihre Mutter am 16. Mai 1944 von der ungarischen Polizei aus ihrem Zuhause in Abádszalók in der Pussta vertrieben (ihr Vater war bereits am 20. April verhaftet worden). «Wir konnten einen Bauernkarren mieten, und auf diesem Karren konnten wir fahren. Wir mussten selbst bezahlen. Und wir durften für jede Person ein Bett und einen Stuhl und für die Familie einen Tisch mitnehmen.» Die Juden von Abádszalók wurden in die etwa 12 km entfernte grössere Stadt Kunhegyes gebracht und in ein Ghetto gesperrt. Das Ghetto von Kunhegyes lag nicht in einem traditionell jüdischen Viertel (wie in Debrecen oder Sátoraljaújhely), sondern im Zigeunerviertel der Stadt. Laut Maria Ezner hatten «Zigeuner in Ungarn ihre eigenen Strassen. Zigeuner lebten nicht im Dorf unter den anderen Einwohnern; es gab Zigeunerstrassen, so wie es im Mittelalter jüdische Strassen gegeben hatte. In diesen Zigeunerstrassen standen kleine Hütten, und zwischen dem Dorf und dem Zigeunerweg lag ein Wäldchen ... Wir bekamen eine kleine Hütte ... Das Ghetto wurde von ungarischen Polizisten [bewacht]. Keine Deutschen.»²²

Für Maria Ezner, András Garzó, Alexander Ehrmann und andere Kinder war das Leben im vorläufigen Ghetto vertraut und fremd zugleich. Sie waren zusammen mit ihrer Familie, aber vertrieben aus ihrem Zuhause. Sie lebten in kleineren und grösseren Städten und unter der Herrschaft ihrer eigenen Landsleute, dennoch wurden sie abgesondert und geschmäht. Es war eine Fortsetzung und natürlich Verschärfung ihres früheren Lebens als «Bürger zweiter Klasse»²³, doch zugleich boten sich ihnen neue Möglichkeiten einer gewissen Freiheit. «Das Ghetto war von einem hohen Holzzaun umgeben ... Niemand konnte hinein oder heraus ... Wir hatten kein Brot... Sie können sich nicht vorstellen, wie hungrig wir waren. Wir hatten nichts zu essen im Ghetto. Wir hatten nichts zu essen. Aber wir Kinder waren glücklich zusammen.»²⁴

«Wir mussten nicht mehr so tun, als hätten wir etwas übrig für den Ruhm der deutschen Wehrmacht. Wir konnten endlich unsere Masken fallenlassen. Wir waren jüdische Kinder, und unter uns konnten wir sagen: ‚Nieder mit Hitler!‘ Wir hofften, es würde bald sein [Hitlers Sturz], und dass die Amerikaner kommen würden und dass eine zweite Front aufgebaut würde. Von Sizilien bis in die Normandie würden die Deutschen geschlagen und geschlagen und geschlagen werden. Wir hatten nun die Freiheit, solche Sachen zu sagen ...

Wir gingen in den kleinen Wald und spielten und redeten und erzählten uns Hitler-Witze. Wir lachten darüber.

Und auch ein erstes sexuelles Erwachen und Sich-Begegnen lag in der Luft. In den ungarischen Schulen hatte es vor dem Zweiten Weltkrieg keine Koedukation gegeben. Es war etwas ganz Neues, dass Jungen und Mädchen zusammen waren. Wir gingen in diesen kleinen Wald und spielten unsere Kinderspiele, die wir in der Schule gelernt hatten. Wir unterhielten uns über grosse Dinge. Und wir sprachen über die Erwachsenen, dass sie verrückt waren, und warum konnten sie uns keine klaren Antworten geben [auf unsere Fragen danach, was mit uns passierte].»²⁵

Die Kinder von Kunhegyes ertrugen den Hunger und erfreuten sich einen Monat lang ihrer Freiheit. Am 16. Juni «kamen die Polizisten und sagten uns, dass wir in zwei Stunden abmarschbereit sein müssten».²⁶ Das war der nächste Schritt. In Maria Ezners Fall verlief der Weg von ihrem Haus (in Abádszalók) in ein Ghetto (in Kunhegyes) und vom Ghetto in eine Zuckerfabrik (in Szolnok). Ihre Familie wurde von ihrem Haus in eine Hütte vertrieben, aber immer noch in ein Wohngebiet, und von dort in eine Industrieanlage ausserhalb der Stadt. Oder, wie András Garzó, der mit seiner Familie aus dem Ghetto von Debrecen in eine Ziegelfabrik am Stadtrand verschleppt wurde, es formuliert: «Ziegel wurden mit der Bahn transportiert, und wir (keine Menschen mehr, sondern nur noch Ware) sollten ebenfalls mit der Bahn transportiert werden.»²⁷ Gezwungen, sich immer weiter vom bürgerlichen Leben zu entfernen, wurden sie von einer Fahrtroute und einem Zeitplan beherrscht, der sie in den Tod bringen würde. Für Maria und ihre Familie war die Zuckerfabrik in Szolnok der letzte Punkt, der noch in der Nähe der Gesellschaft lag, in der sie gelebt hatten. Von dort aus wurden sie deportiert.

Doch bevor die Juden in den als Zwischenstation gedachten Ghettos auf den Transport geschickt wurden, nahm man ihnen alles, was sie noch besaßen, weg. Man erpresste noch den letzten Pengő, den letzten Schmuck und die letzten Wertsachen. Als die ungarischen Polizisten den Insassen des Ghettos in Kunhegyes mitteilten, dass sie innerhalb von zwei Stunden abmarschbereit sein müssten, sah sich Maria Ezners Mutter, wie all die anderen Mütter und Väter, vor eine unlösbare Aufgabe gestellt. Man hatte ihnen gesagt, sie dürften alles mitnehmen, was sie tragen könnten, aber «was konnte meine Mutter mit zwei kleinen Kindern schon einpacken? Sie war so nervös, weil dies nun der zweite Schritt war. Sie konnte nicht wissen, was wir mitnehmen sollten. Es war auch völlig unwichtig, was wir mitbrachten. Wir mussten es ohnehin hergeben. Aber sie wussten das ja nicht, und sie dachten, es sei von grosser Wichtigkeit, sehr sorgfältig zu packen.»²⁸ Und so begann die brutale Ausplünderung:

«Man brachte uns auf ein grosses freies Feld, und jeder musste sich mit seinem Bündel hinsetzen, und dann kamen die Polizisten, um zu sehen, was wir bei uns hatten. Da hörten wir auch schon die ersten verdächtigen Dinge.

Sie nahmen uns die Zahnbürsten weg. Meine Mutter stand auf und sagte: ‚Sollen wir keine Zahnbürsten mitnehmen?‘

Und der Polizist antwortete: «Ihr werdet sie nicht brauchen. Ihr werdet sie nicht brauchen.»

Es war das erstmal. Wir konnten das nicht verstehen.

Man nahm meiner Mutter den Ehering ab, und sie sagte: ‚In den Bestimmungen heisst es aber, dass wir ihn haben dürfen‘.

In den Bestimmungen stand auch, dass wir 100 Pengö pro Person haben durften, und auch die wurden uns abgenommen.

Und meine Mutter sagte: ‚Aber es steht in den Bestimmungen: 100 Pengö..‘

Aber der Polizist erwiderte: ‚Ihr werdet sie nicht mehr brauchen‘.

Wir standen da, auf dem freien Feld, jede Familie mit ihrem Gepäck. Wir standen auf dem Feld, und meiner Mutter wurde die Handtasche abgenommen. Und sie rief aus: ‚Unsere Papiere, unsere persönlichen Papiere!‘

Der Polizist machte die Handtasche auf und zerriss unsere Papiere, und wieder hiess es: ‚Ihr werdet sie nicht mehr brauchen‘.

Dann wurden wir geschlagen. Am Feldrand stand ein kleines Haus. Wir verstanden nicht. Wir achteten nicht darauf. Dann hörten wir, wie die Namen von Leuten aufgerufen wurden, die in das Haus gehen mussten. In diesem Haus sassen mehrere Männer in Zivil. Es waren ‚Kriminalbeamte‘, und sie fragten uns, wo wir unser Gold, Silber, Porzellan und so weiter versteckt hätten. Und wer unsere christlichen Freunde seien, denen wir unsere Wertsachen gegeben hätten. Sie schlugen meine Mutter mit Gummiknüppeln auf die Fusssohlen; danach konnte sie kaum noch laufen ... Ich bekam Schläge ins Gesicht und wurde befragt, weil ich alt genug war, ich müsste geholfen haben, die Wertsachen zu verstecken. Ich erinnere mich gut daran.

Es machte mich so wütend, und ich dachte, ‚ich hasse dich, ich hasse dich.‘ Nur eins: ‚Ich hasse dich.‘ Und ich gab keine Antwort. In meinem Hass war ich stark.

Dann schickte man mich zu einer Hebamme. Das war schlimm. Die Hebammen untersuchten Frauen und junge Mädchen; womöglich hatten sie etwas in der Vagina versteckt, einen goldenen Ring oder so. Ich hatte einen solchen Tisch oder einen solchen Stuhl noch nie gesehen. Meine Mutter musste sich darauflegen und wurde untersucht. Dann kam ich dran, und meine Mutter rief: ‚Vorsichtig! Sie ist ein Kind!‘ Ich weiss nicht, was ich von diesen Frauen halten sollte.

Wir gingen, meine Mutter humpelte, den Arm um meine Schultern gelegt. Sie sagte, wir sollten meine kleine Schwester fortschicken von uns, sie sollte sagen, dass sie ihren Namen nicht wisse, damit sie nicht geschlagen würde. Und wir schickten sie fort, aber sie verstand nicht, warum, und sie wollte bei uns bleiben, weil sie begriff, dass etwas sehr Schlimmes passierte, natürlich wollte sie da bei den Menschen bleiben, die ihr auf der Welt am nächsten standen. Ich flüsterte: ‚Geh weg, geh weg, geh weg!‘ ...

Es war der 16. Juni 1944. Es war ein sehr heisser Tag. In der Pussta kann es bis zu dreissig und vierzig Grad heiss werden. Wir waren in der Pussta, und jede von uns trug ihren Wintermantel. Unsere Mutter hatte gesagt, so wie die Mütter in allen Familien gesagt hatten: ‚Nimm deinen Wintermantel mit. Wir wissen nicht, wohin wir gebracht werden, und dein Wintermantel ist sehr wichtig‘. Also hatten wir unsere Wintermäntel an, und wir trauten uns nicht, sie auszuziehen. Es war vierzig Grad heiss, und den ganzen Tag sasssen wir neben unseren kleinen Bündeln, die wir hatten mitnehmen dürfen. Wir sasssen den ganzen Tag da, und man rief Namen von Männern und Frauen auf, die geschlagen wurden.»²⁹

Spät am Abend erhielten die Juden von Kunhegyes Befehl, in die Güterwagen einzusteigen. Sie wussten nicht, wohin sie gebracht wurden, bis sie in der Zuckerrübenfabrik ausserhalb Szolnoks ankamen. Juden aus der ganzen Region waren hierhergekartt worden; fast vierzehn Tage lang wurden 4666 Menschen in der Fabrik festgehalten. Es gab keine Toiletten, kein Trinkwasser und nichts zu essen. Der Platz in der Fabrik reichte nicht aus für eine so grosse Menschenmenge, daher mussten viele (darunter die Ezners) im Hof bleiben. «Es fing an zu regnen, und meine Mutter sagte: ‚Wenn es einen Gott gibt, dann ist er auf ihrer Seite‘. Wir sasssen im Dreck, und es regnete und regnete und regnete.» Trotzdem suchten Leute, die einander aufgrund der Reisebeschränkungen für Juden lange nicht gesehen hatten, in der Menge nach Freunden und Verwandten. «Es kam ein Schutthaufen in Bewegung», erinnert sich Maria. «Ich weiss noch, wie die Leute herumgelaufen sind», weil sie nach einander suchten und Neuigkeiten erfahren wollten.

Auch in Szolnok wurden die Juden nach Wertsachen durchsucht. Wie in Kunhegyes wurden Listen aufgestellt und Namen aufgerufen. Die Ezners trafen in der Fabrik wieder mit der Grossmutter zusammen. Die vierundsechzig Jahre alte Frau wurde von den sogenannten ungarischen Kriminalbeamten «befragt». «Man hat sie geschlagen und schliesslich zur Tür hinausgeworfen. Wir fanden sie mit dem Gesicht im Schlamm. Sie kannte uns nicht mehr.» Maria war empört und verbittert. Als Jugendliche, die nicht belastet war von dem Bestreben, eine Familie zu schützen, die auch nicht die Vorsicht oder Geduld eines älteren Menschen besass, dachte sie nicht an langfristige Strategien oder Ziele, sondern empfand einfach Wut. «Warum lassen wir das zu? Warum zerkratzen wir den Wachtposten nicht das Gesicht?» fragte sie ihre Mutter. «Doch meine Mutter sagte: ‚Psst!‘ Und ich dachte: ‚Der erste Aufrührer wird erschossen. Der zweite wird erschossen. Aber sie haben nicht genügend Munition für 5‘000 Menschen. Wir sollten fliehen, und wir Kinder sollten die ersten sein. Warum lassen wir das zu!‘»³⁰

Die Juden in der Zuckfabrik in Szolnok wurden Ende Juni deportiert. Ein Transport ging nach Auschwitz, ein anderer nach Strasshof in der Nähe von Wien. In der Fabrik war das gerüchteweise bekannt, und Marias Mutter nahm die Gerüchte ernst. Sie hatte gehört, dass der zum Ältesten ernannte Jude in der Fabrik Listen für den Transport aufgestellt hatte, und sie ging zu ihm, weil sie erreichen

wollte, dass ihre Familie für den Zug nach Österreich, nicht für den nach Polen eingeteilt würde.

«Ich sagte, es sei einerlei, und sie sollte nichts unternehmen. Ich war sehr fatalistisch damals. Aber wenn sie das nicht getan hätte, würde ich nicht hier sitzen ... Sie ging zum Ältesten unserer Gemeinde und sagte, sie hätte etwas von einer Liste für Österreich gehört und würde gern nach Österreich gehen, wenn es möglich sei; sie spreche Deutsch, auch die Kinder sprächen Deutsch.

Der alte Mann sagte ihr, diese Liste sei für die Prominenten der jüdischen Gemeinde, und wir waren nur ‚Allerweltsjuden‘, wir waren keine Anführer. Mein Vater war nicht religiös, und wir zählten nichts in der jüdischen Gemeinde.

Meine Mutter sagte, sie habe gehört, die Liste sei auch für Juden, die hohe Steuern gezahlt hätten, und er könnte doch wohl nicht leugnen, dass wir in Abádszalók hohe Steuern entrichtet hätten?

Der alte Mann sagte: ‚Na gut, aber nicht die Grossmutter ..‘.

Wir wussten nicht, ob [wir wirklich] für den Transport nach Österreich oder aber nach Polen eingeteilt waren, uns war auch der Unterschied nicht bekannt. Meine Mutter dachte, Polen sei jedenfalls schlechter; die Temperaturen waren niedriger, und die Polen waren antisemitisch eingestellt. Das Klima in Österreich würde besser sein. Vielleicht könnten wir, wenn wir arbeiteten, dort überleben.»³¹

András Garzós Vater steckte im gleichen Dilemma wie Maria Ezners Mutter, als seine Familie aus der Ziegelei in Debrecen weggeschafft werden sollte. Auch von dort aus wurden Transporte nach Österreich und nach Polen geschickt; die ersten beiden gingen nach Strasshof, der dritte und letzte nach Auschwitz. Dass die Bedingungen in Strasshof weniger hart waren als in Auschwitz, wussten sie nicht und konnten sie nicht wissen. Von den 21'000 Juden, die von Ungarn aus nach Strasshof gebracht wurden, überlebten etwa 75 Prozent, einschliesslich der Kinder. So schrecklich auch eine Todesrate von 25 Prozent ist, geben doch die Vergleichsstatistiken ungarischer Juden, die nach Auschwitz transportiert wurden, eine noch blutigere und grausamere Wahrheit wieder. Nach Auschwitz wurde die grosse Mehrheit geschickt, und fast alle wurden dort umgebracht. Für ältere Leute und Kinder bis zu zwölf oder vierzehn Jahren (Maria Ezner, ihre Schwester, András Garzó) gab es im Prinzip keinerlei Hoffnung, und für die übrigen auch nur eine winzige Überlebenschance. Von den annähernd 435'000 ungarischen Juden, die man in kaum acht Wochen, vom 15. Mai bis zum 8. Juli 1944, deportierte, wurden 400'000 sofort ermordet.³²

Als Marias Mutter und András Vater ihre Entscheidungen trafen, hatten sie jedoch keinerlei Möglichkeit zu wissen, was ihre Entscheidungen bedeuteten. Man hatte sie vertrieben, ihrer Besitztümer beraubt, sie geschlagen und misshandelt. Aber noch waren sie nicht mit Mord, geschweige denn mit planmässigem Mord, konfrontiert worden, und auch wenn sie Gerüchte darüber gehört hatten, waren

solche Berichte, ja überhaupt solche Vorstellungen schlicht und einfach unglaublich, nicht begreifbar. Ausserdem konnten sie nicht wissen, welcher Zielort welche Bedeutung hatte. Daher ist es keineswegs erstaunlich, dass Andras' Vater nicht versuchte, auf die Liste der Transporte nach Österreich zu kommen, obwohl das in Debrecen nicht schwierig gewesen wäre. Wie András sich erinnert, «wurde der erste Transport wohl auf freiwilliger Basis organisiert. Meine Familie war nicht sehr klug. Wir wollten bleiben. Wir hofften, es würde vielleicht etwas geschehen.» Sie glaubten nicht, dass die Rote Armee Debrecen (im Osten Ungarns) rechtzeitig befreien würde oder dass die Sowjets zumindest so nahekämen, dass die Deportationen eingestellt würden. András' Vater dachte einfach, es sei am besten für sie alle, so lange wie möglich dort zu bleiben, wo sie waren. «Das Krankenhauspersonal fuhr mit dem ersten oder zweiten Transport ab, aber mein Vater wollte nicht mit, er wollte in Debrecen bleiben. Meine Familie mütterlicherseits fuhr ab, nur wir, die Familie meines Vaters, wir blieben bis zum letzten Transport. Er hatte eigentlich keine besondere Hoffnung. Er dachte einfach, wir sollten nicht anderswohin gehen. ‚Bleiben wir. Bleiben wir hier‘.»³³ Es war eine vernünftige Entscheidung, ebenso triftig und logisch wie die Entscheidung, die Marias Mutter getroffen hatte. Für Maria war «die Zuckerfabrik das Allerschlimmste».³⁴ András aber erwartete noch viel, viel Schlimmeres.

Die Ezners und die Garzos sind insofern ungewöhnliche Beispiele, als sie die Möglichkeit hatten zu überlegen, welches Ziel für ihre Familien weniger verhängnisvoll sein würde; insgesamt fuhren schliesslich nur sechs oder sieben Züge von Ungarn nach Strasshof. Ganz und gar typisch aber war ihr Versuch, innerhalb der extrem beschränkten Möglichkeiten, die sie unter dem Regime der Nationalsozialisten hatten, die besten Entscheidungen zu treffen, die ihnen noch blieben. Sie waren Opfer, sie erlitten unsägliche Grausamkeiten, für die Deutschen waren sie nur Futter für deren Mördermühlen. Aber sie waren nicht nur Objekte. Sie waren frei denkende Menschen und nicht einfach transportable Ware, wie die Deutschen meinten. Sie hatten ihren eigenen Willen und wählten ihren Weg. Doch tragischerweise funktionierte die Mordmaschinerie so gut, dass es gar nicht darauf ankam, wie weitblickend oder klug ihre Entscheidungen waren; entweder sie hatten Glück oder aber nicht.

Gegen Ende des Sommers 1944 waren fast alle Ghettos Osteuropas aufgelöst worden, die Bewohner waren deportiert und tot. Da die Sowjetarmee heranrückte, versuchten die Deutschen in wilder Hast, die Aufgabe zu vollenden, die sie sich gestellt hatten. Das letzte dieser schändlichen Ghettos, das Ghetto von Łódź, wurde ein Opfer dieser Raserei. Die endgültige Zerstörung des Ghettos von Łódź begann im Juni 1944. Auf Befehl der Deutschen veröffentlichte der Älteste der Juden von Łódź, Mordechai Chaim Rumkowski, einen Aufruf zur «freiwilligen Meldung zur Arbeit ausserhalb des Ghettos». Die Verfasser der heimlichen Chronik des Ghettos von Łódź, die Mitarbeiter der Archivabteilung im Ghetto, ver-

merkten darin, dass «der Aufruf immer noch von freiwilliger Meldung spricht. Aber ... vermutlich wird bald der ganze Apparat, der in solchen Situationen immer eingesetzt wurde, in Gang kommen.» Sie befürchteten, «das eigentliche Ziel ist es, in grossem Umfang Arbeiter aus dem Ghetto abzutransportieren».³⁵ Sie hatten recht. Den freiwilligen Meldungen folgte die Zwangsdeportation. Vier Wochen lang wurde Druck auf Betriebsleiter ausgeübt; man verlangte, dass sie Listen der Leute aufstellten, die für die Produktion nicht unbedingt gebraucht wurden. In einem Eintrag vom 19. Juni erklärten die Autoren der Chronik, «die Fabriken erhielten Befehl, einen bestimmten Prozentsatz ihrer Arbeiter zur Verfügung zu stellen». Der erste Transport mit sechshundert Menschen sollte am Mittwoch, dem 21., abgehen, doch «weil die angeforderten Güterzüge nicht verfügbar sind, wurde er auf den 23. verschoben».³⁶ Ein Leichentuch senkte sich über das Ghetto. Am 25. Juni berichteten die Autoren, «fünfundzwanzig Transporte sind angekündigt worden. Jeder weiss, dass die Lage ernst ist, dass die Existenz der Ghettos in Gefahr ist... Fast jeder Ghettobewohner ist dieses Mal betroffen. Jeder verliert einen Angehörigen, einen Freund, einen Zimmergenossen, einen Kollegen.»³⁷ Während der nächsten drei Wochen meldeten sich manche freiwillig, verlockt von der Aussicht, das Ghettoelend zu verlassen, oder sie liessen sich kaufen, um selbst die Stelle eines anderen auf der Liste einzunehmen: «Drei Laib Brot, ein halbes Kilo Margarine, ein Pfund Zucker».³⁸ Sehr viel mehr Menschen versuchten verzweifelt, dem ihnen bestimmten Schicksal zu entgehen, und umschmeichelten die Mächtigen, damit sie ihre Namen löschten. Andere wiederum meldeten sich weder freiwillig, noch versteckten sie sich; sie gingen, als sie den Befehl dazu erhielten. Insgesamt wurden 7'196 Juden aus Łódź in das Vernichtungslager Chelmino geschickt. Am 15. Juli «erhielt der Älteste gegen Mittag Anweisung, die Übersiedlung zu beenden». Die Chronik berichtete: «Nie war das Ghetto so glücklich ... Die Leute umarmten sich auf der Strasse oder küssten sich in den Werkstätten und Büros: ‚Die Übersiedlung ist vorbei!‘»³⁹

Wie die Autoren bemerken, «verschwendete keiner einen zweiten Gedanken auf die Frage, ob die Transporte nur kurzzeitig unterbrochen wurden oder endgültig aufhörten».⁴⁰ Am Mittwoch, dem 2. August 1944, wurde der letzte Deportationsbefehl, unterzeichnet von Rumkowski, an den Ghettomauern ausgehängt. «Auf Befehl des Oberbürgermeisters von Litzmannstadt muss das Ghetto umgesiedelt werden», hiess es. «Fabrikarbeiter reisen mit ihren Familien ... Die Angehörigen von Arbeitern sollen sich ihrem Transport anschliessen. Auf diese Weise wird es vermieden, dass Familien auseinandergerissen werden. Die Werkstätten, die in der nächsten Phase [des Transports] umgesiedelt werden, erhalten gesonderte Ankündigungen .. »⁴¹ Sara Grossman-Weil war fünfundzwanzig, als sie aus Łódź weggebracht wurde. Sie hatte im Ghetto geheiratet; zusammen mit ihrem Mann Manny, seinem Bruder, seiner Schwägerin, deren beiden Kindern und ihren Schwiegereltern brach sie auf.

«Wir sprachen von der Übersiedlung, Transporte sollen vom Ghetto zu einem sehr grossen Ort abgehen, der als riesige Werkstatt eingerichtet wird, weil das Dritte Reich unsere Arbeit brauchte. Das hätten sie mit uns vor, sagte man uns; die Arbeit muss lebenswichtig sein, und da wir geschickt seien, würden wir es gut machen. Die Familien würden zusammenbleiben, und wir würden für das Dritte Reich arbeiten ...

„Es geht nur um eine Übersiedlung“, wir würden nur an einen anderen Ort gebracht. Und wir glaubten es. Ich glaubte es. Ich bin sicher, dass Manny es geglaubt hat, und auch seine Familie. Und meine Familie genauso ...

Leute gingen, Leute fuhren ab ... Plötzlich hörten wir Gerüchte, dass man sie in ein Konzentrationslager steckte. Wir wussten keine Einzelheiten, aber offensichtlich kam jemand zurück oder floh oder hörte, dass es nicht so war, wie sie versprochen hatten. Aber da wir nichts hatten, wonach wir gehen oder woran wir uns halten konnten, und weil wir gar keine andere Wahl hatten, gingen wir.

Wir brachen mit der [Schneider-] Werkstatt auf, die mein Schwager geleitet hatte. Wir gingen nicht mit meinem Betrieb oder mit dem von Manny, weil wir Zeit gewinnen wollten. Wir wollten den Aufbruch aus dem Ghetto aufschieben, weil wir uns nicht von der Familie trennen wollten ...

Ich steckte in einem Dilemma. Sollten wir bleiben, oder sollte ich mit den Grossmans gehen? ... Ich wusste nicht, was ich tun sollte. Ich wollte mit meinem Mann gehen, und ich wollte bei meinen Eltern bleiben. Ich war hin- und hergerissen. Ich war wütend. Ich wollte mich nicht entscheiden.»⁴²

Die Entscheidung, die Sara Grossman-Weil treffen musste, verdeutlicht, wie klein der Spielraum war, den sie hatte. Ihr Hauptanliegen in ihren knapp fünf Jahren im Ghetto war es immer gewesen, bei ihrer Familie zu sein, die Familie zusammenzuhalten. So sagte sie, im Ghetto «waren wir immer noch zu Hause. Ob es ein Zimmer von 2 auf 2 m oder 20 auf 2 m war, wir waren zu Hause und bei der Familie.»⁴³ Diese tiefempfundene Zusammengehörigkeit machte es ihr unmöglich, nach Palästina auszuwandern, wie sie es im Sommer 1939 eigentlich hätte tun sollen, oder später die Hilfe von Freunden anzunehmen und ausserhalb des Ghettos als Nichtjüdin zu leben. Und so musste sie wählen: sich von ihren Eltern und Brüdern oder von ihrem Mann und ihren Schwiegereltern zu trennen. Der Befehl zum Abtransport bedeutete für Sara Weil, dass alles, was sie noch zu erreichen, zu bewahren oder zu bewältigen gehofft hatte, in sich zusammenfiel. Und dieser Befehl war nicht von einem Deutschen, sondern von einem Juden, von Chaim Rumkowski, dem Ältesten des Ghettos von Łódź, unterzeichnet. Es war der letzte Aufruf, den Rumkowski während seiner fünfjährigen Amtszeit veröffentlichte. Die Fiktion von Autonomie, die Fiktion einer Verhandlungsmacht konnte nicht länger aufrechterhalten werden. Der Gedanke, Rumkowski könne mit den Deutschen zugunsten der Juden verhandeln und die Gemeinde schützen, entlarvte sich schliesslich als die Illusion, die er immer gewesen war. Adam Czerniaków, der Vorsitzende des Warschauer Judenrats, war bereits zwei Jahre früher



Familie Grossman in Łódź, Anfang der zwanziger Jahre: Herr und Frau Grossman, Beniek (das Baby), Herrn Grossmans Mutter, Menek (sitzend), Adek (hinter Menek stehend) und Fawek. Bei der Ankunft in Auschwitz 1944 nahm Frau Grossman Adeks fünfjährige Tochter Mirka auf den Arm und wurde mit ihr nach links, direkt in die Gaskammern geschickt.

zu diesem Schluss gelangt. Als er einen Deportationsbefehl unterzeichnen sollte, der auch Kinder betraf, begriff er, dass alles, was er als Vorsitzender des Judenrats geglaubt hatte, tun zu können, ein reines Manöver war, dass er im Grunde den Deutschen die Arbeit erleichtert hatte. Er konnte die Kinder nicht schützen, er war machtlos und hatte kein Ziel mehr. Am nächsten Tag, dem 23. Juli 1942, nahm er sich das Leben. «Ich bin machtlos ... länger kann ich das nicht ertragen», erklärt er in seinem Abschiedsbrief.⁴⁴ Rumkowski half mit bei der Auflösung seiner eigenen Gemeinde; Czerniaków zog den Freitod vor.

Keine Macht zu haben, um die Kinder zu retten oder zu schützen, war für Czerniaków unzumutbar und letztlich untragbar. Kinder zu schützen war wirklich ein zentrales und quälendes Anliegen in der Geschichte der polnischen Ghettos. Dieses entsetzliche Problem hatte zwei Aspekte. Zunächst einmal die unerträgliche Streitfrage, wie man reagieren sollte, wenn die Deutschen Menschen zur

«Umsiedlung» einforderten. Als Czerniakow befohlen wurde, auch Kinder in die Umsiedlungsaktion einzubeziehen, weigerte er sich und entschied sich für den Freitod. Andere Mitglieder von Judenräten kamen zu anderen Schlüssen. So gaben die Deutschen etwa sowohl Jacob Gens, dem Ältesten des Wilnaer Ghettos, wie auch Chaim Rumkowski, dem Ältesten des Ghettos von Łódź, zu verstehen, dass die Arbeit der Juden für die Besatzungsmacht wichtig sein könnte; daher verwandelten beide ihre Gemeinden in städtische Arbeitslager. Sie glaubten, durch hohe Produktivität könnte erreicht werden, dass zumindest ein Teil der Gemeinde überlebte. Wie sollten sie bei einer solchen Politik die Übersiedlungsquoten des nationalsozialistischen Molochs erfüllen? Im Allgemeinen nannten die Deutschen dem Judenrat einfach eine Zahl, und es war deren Los zu entscheiden, wer gehen musste und wer bleiben durfte (selten entschied man sich dafür, die Mitarbeit zu verweigern, denn man befürchtete, die Deutschen würden dann mit grösserer Brutalität vorgehen und mehr Menschen zusammentreiben). Wenn die Ghettobevölkerung eine Arbeitstruppe war, wie Gens und Rumkowski erklärten, dann waren die Arbeitsunfähigen offensichtlich Kandidaten für die Deportationen – die Alten und Kranken, die Säuglinge und Kinder.⁴⁵ Wer sollte geschützt werden – und auf wessen Kosten? Gens entschied sich so: «Die Kinder werden wir nicht hergeben, sie sind unsere Zukunft. Wir werden auch unsere jungen Frauen nicht hergeben ... Wir werden [unsere Arbeiter] nicht hergeben, denn wir brauchen sie hier.»⁴⁶ Stattdessen wählte er die Alten und Kranken aus. Am 17. Juli 1942 wurde in Wilna eine «Aktion» durchgeführt; sie richtete sich gegen hundert alte oder chronisch kranke Menschen. Gens verteidigte sein Vorgehen mit der Erklärung, er habe «die deutsche Forderung, auch Kinder zu ergreifen, zurückgewiesen, musste aber ihrem Befehl, die Alten und Kranken zu übergeben, die sich nicht mehr selbst versorgen konnten, nachkommen».⁴⁷ Drei Monate später hatte er eine ähnliche Entscheidung von ebenso grosser ethischer und noch grösserer quantitativer Tragweite zu fällen. Viele belorussische Städte an der litauischen Grenze waren im März 1942 der Verwaltung «Wilnaland», wie die Deutschen sagten, unterstellt worden. Die Ghettos in diesen Städten wurden aufgelöst, die Bewohner erschossen (wie etwa in Kiemeliskes) oder in grössere Ghettos überführt, die man in vier Städten eingerichtet hatte: Oszmjany, Svencionys, Mikaliskes und Salos. Im Frühherbst 1942 erhielt Gens den Befehl, diese Ghettos nach dem Vorbild Wilnas aufzubauen. Im Oktober 1942 waren etwa 4'000 Juden in Oszmjany zusammengezogen worden. Mitte Oktober verlangten die Deutschen, die Ghettopolizei solle 1'500 «unproduktive» Bewohner herausrücken. Schliesslich wurden den Deutschen 406 und nicht 1'500 alte und kranke Menschen ausgeliefert. Bei einer Versammlung, die Gens am 27. Oktober in Wilna einberufen hatte, um über die Aktion in Oszmjany und seine Rolle dabei zu berichten, sagte er:

«Meine Freunde, ich habe Euch heute hierher eingeladen, um Euch von einer der schrecklichsten Tragödien im Leben von Juden zu berichten – wenn Juden von



Ein weiterer Versuch, Kinder zu retten: gesunde Waisen, die man unter dem Vorwand von Krankheiten im Krankenhaus des Ghettos von Kovno (Litauen) versteckte.

Juden in den Tod geführt werden ... Vor einer Woche kam Weiss [der SS-Offizier, der als Verbindungsmann zwischen der Gestapo und einer freiwilligen litauischen Todesschwadron fungierte] und befahl uns im Namen des SD [Sicherheitsdienstes], nach Oszmjany zu kommen. Er sagte, im dortigen Ghetto seien nun ungefähr 4'000 Juden, und es sei unmöglich, dass eine so grosse Zahl dort bliebe; das Ghetto müsse reduziert werden, die Menschen, für die die Deutschen keine Verwendung hätten, sollten ausgesondert und erschossen werden. Erste Priorität hätten die Frauen, deren Männer letztes Jahr gefasst worden seien, und ihre Kinder. Zweite Priorität: kinderreiche Familien ...

Man befahl uns, mindestens 1'500 Leute auszuwählen. Wir antworteten, eine so hohe Quote könnten wir nicht erbringen. Wir feilschten ... In Wahrheit wurden in Oszmjany dann 406 ältere Leute ausgewählt und übergeben.

Als Weiss beim erstenmal verlangte, wir sollten Frauen und Kinder auswählen, sagte ich ihm, er solle stattdessen alte Leute nehmen. Er antwortete:

„Die alten Leute werden den Winter über ohnehin sterben, wir sind aber jetzt gezwungen, die Ghettobevölkerung zu verringern“. Die jüdische Polizei hatte alle gerettet, die das Leben noch vor sich haben. Wer dem Tode auf jeden Fall schon nahe war, musste gehen ...

Ich bin nicht glücklich darüber, mir die Hände schmutzig gemacht und meinen Polizisten diese menschenverachtende Aufgabe übertragen zu haben. Aber ich sage Euch heute, es ist meine Pflicht, mir die Hände schmutzig zu machen, denn das jüdische Volk macht jetzt seine schrecklichste Zeit durch. Wenn fünf Millionen nicht mehr leben, ist es unsere Pflicht, die Starken und die Jungen zu retten – nicht nur dem Alter, sondern auch dem Geist nach jung – und nicht unsere Gefühle walten zu lassen.»⁴⁸

Einen Monat früher geriet Rumkowski in die gleiche grauenvolle Situation. Łódź war wie Wilna ein Arbeitsghetto. Man verlangte von ihm, dass er die Ghettobewohner, die nicht zu den Arbeitskräften gehörten, also Kinder unter zehn und Erwachsene über fünfundsechzig Jahre, auslieferte. «In seiner Rede vom 4. September 1942», berichtet die Chronik, «erklärte der Älteste, auf Befehl der Obrigkeit müssten etwa 25'000 Juden unter zehn und über fünfundsechzig aus dem Ghetto umgesiedelt werden ... Es hiess, wenn man sich dieser Aktion widersetzt oder Schwierigkeiten gemacht hätte, wären die Deutschen eingeschritten.»⁴⁹ Rumkowski fragte die versammelte Menge: «Sollen wir uns fügen und tun, was sie verlangen, oder sollen wir es anderen überlassen?» Aber er hatte sein Dilemma bereits gelöst. «Wir alle, ich und meine engsten Mitarbeiter, sind zu dem Schluss gekommen, dass wir den furchtbaren Befehl trotz der schrecklichen Verantwortung erfüllen müssen. Ich muss diese blutige Operation selbst vornehmen; ich muss einfach die Glieder abschneiden, um den Körper zu retten! Ich muss die Kinder fortschicken, weil sonst auch andere ergriffen werden, Gott möge uns davor bewahren.»⁵⁰ Ungefähr 15'000 Menschen wurden verschleppt, darunter die Kinder.

Wenn der kinderlose Rumkowski als ein Mann gelten könnte, der Kinder geringgeschätzt oder missachtet hätte, könnte man seine Entscheidung als reine Ungeheuerlichkeit interpretieren: die abnorme Argumentation eines Anormalen. Aber in seiner Funktion als Ältester des Ghettos hatte Rumkowski immer versucht, die jüdischen Kinder von Łódź zu schützen. Die Autoren der Chronik behandelten Rumkowski äusserst zurückhaltend, ihre Analysen seines Charakters kann man nicht als kritisches Urteil werten. Aber nicht einmal sie hätten die Wärme, die der Älteste Kindern entgegenbrachte, so detailliert geschildert, wenn er nicht allgemein als Kinderfreund angesehen worden wäre. Mitte Januar 1942 schrieben sie:

«Jeder im Ghetto weiss, dass Kinder und Jugendliche Rumkowskis Augapfel sind. Seine Tätigkeit vor dem Krieg hat ihm den ausgezeichneten Ruf eingebracht, ein äusserst feinfühligter Beschützer und Schirmherr der Kinder zu sein; dieser Ruf ist nun direkt verbunden mit seiner gegenwärtigen Tätigkeit im Ghetto. Die viel-

fältigen Fürsorgeeinrichtungen für Kinder, die im Ghetto mit einem echten Gefühl der Ehrfurcht und mit solchem Talent entwickelt worden sind, entsprechen ganz offensichtlich den Wünschen des Ghettoältesten; sie sind dauerhafte Monumente seiner leidenschaftlichen Liebe zu Kindern und Jugendlichen. So hat er sowohl ein Elementarschulsystem wie eine höhere Schule errichtet und weitergeführt; diese Schulen werden in der Geschichte des Ghettos wie goldene Fäden herausleuchten.»⁵¹

Während der Monate vor dem September 1942 hatte Rumkowski ausserdem leidenschaftlich darum gekämpft, dass Kinder über zehn Jahren arbeiten durften. Als Arbeitskräfte konnte er sie besser vor den Klauen der Deutschen schützen.⁵²

Es gab also bei diesem schrecklichen und unsäglichen Dilemma, wie man Kinder im Ghetto schützen konnte, einen zweiten Aspekt. Wo standen sie auf der Kandidatenliste der Opfer, war die erste Frage; welcher Platz wurde ihnen in der Ghettogesellschaft zugewiesen, war die zweite. Die erste wurde von aussen durch die Forderungen (der Deutschen) entschieden, die zweite im Rahmen der Lebensbedingungen im Ghetto selbst. Auf engstem Raum eingesperrt in überquellenden Stadtvierteln, vom normalen Geschäftsleben abgeschnitten, und kaum versorgt mit den wichtigsten Dingen des täglichen Lebens (Essen, Kleidung, Wohnraum, Heizmaterial, medizinische Versorgung) waren die Juden in den auf lange Zeit angelegten Ghettos Osteuropas gezwungen zu entscheiden, wie sie ihre wenigen Habseligkeiten aufteilen sollten. In Warschau etwa drängten sich 30 Prozent der Stadtbevölkerung auf 2,4 Prozent des Stadtgebiets zusammen. Das Ghetto umfasste lediglich ein Gebiet von 403 ha. Als die Flüchtlinge aus kleineren Städten und Dörfern in den Warschauer Distrikt hereinströmten, wuchs die Ghettobevölkerung im März 1941 auf 450'000 an, das heisst, 110'000 Menschen pro Quadratkilometer und über neun Personen pro Zimmer. Nur 4 Prozent der Warschauer Strassen (73 von 1'800) gehörten zum Ghettogebiet, die meisten davon nicht einmal in voller Länge; ein Teil lag im Ghetto, der übrige Teil der Strasse lag auf der arischen Seite.⁵³ Ähnlich ungleich verteilt waren die Lebensmittelrationen, die ihnen die Deutschen zugestanden. Die tägliche Zuteilung betrug 2'613 Kalorien für Deutsche, 699 für nichtjüdische Polen und 184 für polnische Juden. Wie der Historiker Yisrael Gutman betont hat, waren «die Juden Opfer doppelter Härte: Sie wurden vom Rationierungssystem am meisten benachteiligt, der Ernährungswert ihrer Zuteilungen betrug nur 15 Prozent der täglich benötigten Menge, so dass kaum eine Chance bestand, allein mit der offiziellen Ration zu überleben. Andererseits hinderte man die Juden auch noch daran, Lebensmittel auf dem freien Markt zu kaufen.»⁵⁴ Angesichts dieser Bedingungen überrascht es kaum, dass nach den Angaben des Joint Distribution Committee Ende 1940 1,25 Millionen Menschen oder 57 Prozent der jüdischen Bevölkerung im von Deutschen besetzten Polen (Generalgouvernement und die Gebiete, die vom Reich annektiert worden waren) Unterstützung brauchten.⁵⁵ Die Schwierigkeiten der Versorgungslage stürzten die Ghettoführung in ein Dilemma. Zwar standen durch die Besteuerung der Ghetto-

bewohner und vor allem durch Unterstützung der amerikanischen Hilfsorganisation Joint Distribution Committee (die fast alle Ausgaben der Sozialarbeit in den Ghettos trug) gewisse Mengen an Geld, Lebensmitteln, Kleidung und Heizmaterial zur Verfügung. Sollte man diese Mittel nun gleichmässig verteilen, oder sollte die Gemeinde bestimmte Zielgruppen auswählen, die während der Kriegszeit besonders unterstützt werden sollten?⁵⁶ Bei einer Grundration von 184 Kalorien pro Tag und Person würden alle, das war klar, langsam verhungern, wenn man die Hilfsmittel gleichmässig verteilte. Würde man jedoch einen Bevölkerungsteil angemessen ernähren, wäre das Überleben der Gemeinschaft durch diese Vertreter gesichert. Sollte das Überleben des jüdischen Volkes Grundlage für alle Entscheidungen sein, wie man die Hilfsmittel verteilen sollte, so wäre es am vernünftigsten gewesen, junge Erwachsene von achtzehn bis fünfundzwanzig Jahren besonders zu unterstützen. Sie waren nicht auf fremde Hilfe angewiesen, wenig krankheitsanfällig, bereits erzogen und ausgebildet, fruchtbar und hatten noch Widerstandskräfte. Diesen Kurs einzuschlagen hätte bedeutet, die Älteren, Behinderten und Kranken aufzugeben und Säuglinge und Kinder zu verstossen. In gewisser Masse geschah das auch, allerdings nicht aufgrund einer klar formulierten Politik, sondern eher deshalb, weil man es versäumte, eine gegenteilige Linie einzuschlagen. Bei Flüchtlingen, Bedürftigen und alten Menschen lag die Sterberate überproportional hoch. Hätte man sich für eine solche Politik entschieden, hätte das auch bedeutet, dass man die nationalsozialistische Rassentheorie akzeptierte. Die Frage des Überlebens wäre auf die biologische Kontinuität reduziert worden: auf die Zuchtwahl. Die Vorstellung von einer Gemeinschaft, von einem Volk wäre negiert worden. Letztendlich hielten die Juden doch daran fest, dass es wichtig war, die Kinder und Jugendlichen zu schützen – es war ein wesentlicher Punkt ihres Wertesystems, ihrer Tradition und ihrer Hoffnung auf eine bessere Zukunft.

Kinder wurden auf vielfältige Weise unterstützt, vor allem in der frühen Phase, bevor die Massendeportationen begannen. Besondere Anstrengungen wurden gemacht, um die Kinder mit Essen zu versorgen und günstige Strategien für ihr Wohlbefinden zu entwickeln. Etwa die Hälfte der zweieunddreissig jüdischen Gemeindebehörden im östlichen Oberschlesien verköstigte Kinder von vier bis acht Jahren mit zwei Mahlzeiten pro Tag. In anderen Städten bekamen Kinder einmal täglich Essen, Kleinkinder erhielten Milch und andere nahrhafte Lebensmittel.⁵⁷ In den riesigen Ghettos von Łódź oder Warschau gab es mehr Kinder und Jugendliche in Not, daher waren auch die Hilfsmassnahmen umfassender. In Łódź, wo fast die gesamte Wohlfahrtsarbeit streng zentralistisch gelenkt wurde, spielte die Politik eine entscheidende Rolle. Welche Bedeutung man hier Kindern beimass, zeigt sich darin, dass sie die gleichen Grundrationen bekamen wie Erwachsene. Die Bekanntmachung Nr. 200 des Judenrats vom 24. Januar 1941 etwa besagt: «Jeder Ghettobewohner erhält 400 Gramm Brot.»⁵⁸ Milch, die ständig knapp war,

Ghettos

wurde Kindern unter drei Jahren vorbehalten; sie bekamen 0,2 Liter pro Tag. Auch Butter gab es nur für Kinder. Kam eine unerwartete Nahrungslieferung ins Ghetto, wurde sie den Kindern zugeteilt. Wie ein Eintrag der Chronik vom 3. März 1941 zeigt, gab es sehr wenig Lebensmittel und zudem meist in schlechter Qualität. Doch das wenige, was man hatte, sollte vor allem Kindern zugute kommen. «Am 1. März erhielt die Bevölkerung eine angenehme Überraschung in Gestalt zusätzlicher Essensrationen, da Gemüse reichlich vorhanden war. Ebenfalls angenehme Überraschungen waren vergällter Alkohol und Essig; beides hatte es sehr lange nicht gegeben. Ausserdem erhielten die Leute Wurst und Fleisch; die Kohlezuteilung betrug diesmal 20 Kilo. Und für die jüngsten Ghettabewohner gab es zusätzlich einen Blumenkohl.»⁵⁹

Die politische Struktur im Warschauer Ghetto war nicht so monolithisch wie Rumkowskis Verwaltung in Łódź; dort agierte eine Reihe unabhängiger jüdischer Selbsthilfeorganisationen. Die «Jüdische Sozialhilfe» (ZTOS) diente als Tarnung, um die Tätigkeit von zahlreichen philanthropischen Wohlfahrtseinrichtungen und Selbsthilfeinitiativen zu koordinieren. Am wichtigsten waren die bereits existierenden Zusammenschlüsse CENTOS (Nationale Gesellschaft zur Unterstützung von Waisen), TOZ oder OSE (Gesellschaft zur Gesundheitsfürsorge), ORT (Organisation für Rehabilitation und Ausbildung) und die neue Basisbewegung der Hauskomitees (jedes Wohnhaus im Ghetto wählte einen Vertreter). All diese Organisationen hatten eigene Kinderhilfsprogramme; am aktivsten in diesem Bereich waren CENTOS und die Hauskomitees. Laut Generaldirektor Adolf Berman unterhielt CENTOS «zwanzig Tagesstätten, wo Tausende von Kindern verköstigt wurden und halbtags unterkommen konnten; zwanzig Suppenküchen, vor allem für Kinder, wo man täglich Essen an Tausende armer Kinder ausgab; und dreissig Tagesstätten für Kinder und Jugendliche in den Flüchtlingshäusern».⁶⁰ Die Tagesstätten und Suppenküchen erfüllten eine doppelte Funktion – Kinder erhielten hier Essen und Unterricht. In Warschau und überall im Generalgouvernement war es jüdischen Kindern bereits vor der Errichtung der Ghettos verboten worden, in polnische Schulen zu gehen; jüdische Schulen hatte man unter dem Vorwand geschlossen, sie seien eine Brutstätte für ansteckende Krankheiten. Anders als in Łódź, das vom Reich annektiert worden war, erlaubten die deutschen Machthaber in Warschau kein auch nur annähernd normales Schulsystem; der Grundschulunterricht blieb im Warschauer Ghetto bis September 1941 verboten, ein höheres Schulwesen wurde überhaupt nie erlaubt.⁶¹ Aus diesem Grunde wurde der Unterricht in den CENTOS-Heimen heimlich abgehalten. «Unter dem Deckmantel von Suppenküchen und Kinderheimen der CENTOS», schrieben Emanuel Ringelblum und Adolf Berman am 1. März 1944 aus ihrem Versteck im arischen Teil von Warschau an das Jüdische Wissenschaftsinstitut (YIVO), den jüdischen Pen-Club und vier jüdische Schriftsteller in New York, «wurde ein Netz von Untergrund-

schulen verschiedener ideologischer Richtungen aufgebaut.»⁶² Eine Reihe jüdischer Organisationen war daran beteiligt: CYSHO, der weltliche jiddischsprachige Schulverband; Tarbut, die osteuropäische Gesellschaft für hebräische Bildung und Kultur; Agudat Israel, der Weltzusammenschluss orthodoxer Juden; die Poalei-Zion-Bewegung und die Yavneh-Bewegung, die zur Mizrahi-Partei gehörte.⁶³

Nicht nur in den CENTOS-Heimen wurde illegal Unterricht abgehalten. Überall im Ghetto kamen Schüler heimlich mit Lehrern zusammen, um ihre Schulbildung fortzusetzen. Lernen und Schule sind Grundelemente der Kindheit. Weiter Unterricht zu haben bedeutete Normalität – das Leben würde weitergehen, nach diesem Wahnsinn würde es eine Zukunft geben. Ob untergetaucht in einem Versteck, in Durchgangslagern oder im Ghetto – viele Kinder wollten auch unter aussergewöhnlichen Umständen weiterlernen. In ihren Tagebucherinnerungen «Winter in the Morning» berichtet die vierzehnjährige Janina Bauman, dass sie und einige ihrer Freundinnen im Warschauer Ghetto Kontakt zu Lehrern aufnahmen und Unterrichtsstunden organisierten. Auch ihre Schwester Sophie gehörte zu einer Lerngruppe. Im Frühherbst 1941 erkrankte Janinas Onkel, mit dem sie, ihre Mutter und ihre Schwester zusammenlebten, an Typhus. Während der Quarantäne mussten alle in der Wohnung bleiben. Als der Onkel gesund wurde und Janina wieder zur Schule gehen konnte, war sie überglücklich.

«16. April 1941, abends.

Freiheit, endlich Freiheit! Heute war alles ein Vergnügen, sogar zwischen Zula und Hanka eingezwängt auf diesem grässlichen Sofa in Alas Zimmer zu sitzen. Sogar Mathe machte Spass. Übrigens habe ich ziemlich viel versäumt, aber Hanka sagt, sie hilft mir, alles ganz schnell aufzuholen. Alle sahen sehr erfreut aus, als ich plötzlich hereingeschnit kam. Renata war so überrascht, dass sie mich geküsst hat, ohne an irgendwelche hygienischen Vorsichtsmaßnahmen zu denken. Nina, die blöde Kuh, sagte, sie hätte eigentlich gedacht, ich würde an Typhus sterben.

Eine Menge Neuigkeiten ... Irena wollte auch in unsere Gruppe, aber acht sind genug, haben die anderen gesagt und sie glatt abgewiesen. Also fragte sie die Lehrer, ob sie bei den Jungen mitmachen könnte. Sie hatten nichts dagegen, und die Jungs waren entzückt, zumindest behauptet sie das. Zusammen sind sie nun neun. Wäre vielleicht nett, sich mal zu treffen – dieselben Lehrer, dieselben Probleme.»⁶⁴

Nicht nur für die Jugendlichen, auch für die Lehrer war dieser Unterricht wichtig, denn sie hatten keine Stellen und gerieten bald in Not. Der Pädagoge Chaim Kaplan geht in seinem Tagebucheintrag vom 14. Dezember 1939 auf dieses Problem ein. Es stand «im Gegensatz zu meiner Gepflogenheit», schreibt er, in seinem Tagebuch von persönlichen Angelegenheiten zu sprechen, aber es ging um Dinge, die auch andere angingen.

«Die beschäftigungslosen jüdischen Lehrer haben einen Weg gefunden, um sich zum Teil vor dem Verhungern zu retten. Sie taten sich zusammen und organisierten kleine Kindergruppen, die in der Wohnung des Lehrers zwei oder drei Stunden

Unterricht erhalten. Hunderte von Lehrern verdienen auf diese Weise ihren Lebensunterhalt. Es kann sein, dass das Unterrichtsverbot auch für solch kleine Gruppen gilt und man damit aufhören müsste, wenn diesbezügliche Fragen gestellt werden würden. Aber es fragt niemand. Die Sache geschieht unauffällig und in aller Stille. Es gibt keine andere Lösung. Auch ich will etwas verdienen und habe unter meinen Schülern drei kleine Gruppen organisiert, die zu mir in die Wohnung kommen. Zwei Lehrerinnen aus meiner Schule erteilen ihnen in den allgemeinen Fächern zwanzig Wochenstunden Unterricht, und ich unterrichte sie in den hebräischen Fächern. Zu diesem Zweck habe ich ein eigenes Zimmer mit fünf Pulten für zehn Schüler eingerichtet. So verdiene ich meinen Lebensunterhalt.»⁶⁵

Das Unterrichtsverbot galt auch für so kleine Gruppen. Weiterhin zu lernen und zu lehren bedeutete ein tödliches Risiko. Trotzdem gaben Schüler und Lehrer nicht auf. Niemand nahm die Sache auf die leichte Schulter; jeder war gefährdet. Mary Berg wurde ein paar Wochen nach der polnischen Kapitulation im September 1939 fünfzehn Jahre alt. Ihre Familie stammte aus Łódź, aber da die Mutter die amerikanische Staatsbürgerschaft besaß, glaubten die Bergs, im Schutz der amerikanischen Botschaft in Warschau sicherer zu sein. Mary setzte dort ihren Unterricht fort. In einem Tagebucheintrag vom 12. Juli 1940, sieben Monate nach Kaplans Schilderung seiner persönlichen Situation und vier Monate vor der Errichtung der geschlossenen Ghettos, beschreibt Mary Berg die Gefahren und Probleme des heimlichen Unterrichts. «Es gibt nun eine ganze Reihe von illegalen Schulen», berichtet sie, «und jeden Tag werden es noch mehr. Man lernt auf Speichern und in Kellern, und jedes Fach ist im Lehrplan enthalten, sogar Latein und Griechisch. Irgendwann im Juni haben die Deutschen zwei von diesen Schulen entdeckt; später haben wir erfahren, dass die Lehrer auf der Stelle erschossen wurden; die Schüler haben sie in ein Konzentrationslager bei Lublin [Majdanek] geschickt.» Viele Mitschüler und Lehrer Marys aus ihrem Gymnasium in Łódź waren nach Warschau geflohen und nahmen dort den Unterricht wieder auf. Weil Marys Mutter die amerikanische Staatsbürgerschaft hatte, war die Wohnung relativ sicher, und Marys Gruppe traf sich zweimal wöchentlich bei ihr. «Wir haben alle regulären Fächer und sogar ein Chemie- und Physiklabor, das wir anstatt mit Destillierkolben und Teströhrchen mit Gläsern und Töpfen aus unserer Küche eingerichtet haben. Besonders wichtig sind Fremdsprachen, hauptsächlich Englisch und Hebräisch.» Unter diesen Umständen entwickelten sich anscheinend besonders intensive und herzliche Beziehungen. «Die Lehrer sind mit Leib und Seele bei ihrer Aufgabe, und alle Schüler lernen mit vorbildlicher Aufmerksamkeit. Schlechte Schüler gibt es nicht. Die Illegalität unseres Unterrichts, die Gefahr, die uns ständig bedroht, erfüllen uns mit einem seltsamen Ernst. Die alte Distanz zwischen Lehrern und Schülern ist verschwunden, wir fühlen uns wie Kampfgenossen, die füreinander verantwortlich sind.»⁶⁶

Mit wenigen Büchern, wenig Schreibmaterial und vielen Risiken und Hindernissen ging der Unterricht weiter, sogar nach der Errichtung des Ghettos. Schliesslich wurde es erlaubt, Kinder «auszubilden», vor allem im Handwerk, denn das konnte für die Deutschen von Nutzen sein. Die Schüler und Lehrer im Ghetto nutzten diese Gelegenheit. Kaplan verfolgte diese Entwicklung mit grossem Interesse; am 15. Februar 1941 berichtet er darüber in seinem Tagebuch:

«Jüdische Kinder lernen im geheimen. In Hinterzimmern, auf langen Bänken an einem Tisch sitzen kleine Schulkinder und lernen, was es heisst, Maranen [Juden, die ihre Religion heimlich praktizierten] zu sein. Bevor das Ghetto geschaffen wurde, als die Nazis oft in unseren Strassen zu sehen waren, zitterten wir beim Rascheln jedes dahinwehenden Blattes; das Herz blieb uns stehen, wenn wir ein Pochen an der Tür vernahmen. Aber mit der Einrichtung des Ghettos besserte sich die Lage etwas ... Ausserdem haben wir bis zu einem gewissen Grad eben doch den Anschein einer Genehmigung. Die ‚Selbsthilfe‘ hat das Recht, ‚Ausbildungsstellen‘⁴ für jüdische Kinder zu eröffnen und zu unterhalten. Wir dürfen sie verköstigen, unterweisen und beruflich ausbilden; aber es ist verboten, sie zu unterrichten. Doch da die berufliche Ausbildung erlaubt ist, gestatten wir uns auch, sie zu unterrichten. Droht Gefahr, so lernen es die Kinder, ihre Bücher zu verbergen. Jüdische Kinder sind klug – wenn sie sich auf den Weg zum verbotenen Unterricht machen, verstecken sie ihre Bücher und Hefte in ihren Hosen vor den Bäuchen und knöpfen sich dann die Jacken und Mäntel zu. Das ist eine wohlerprobte Methode, eine Art Schmuggeln, die nicht ohne Weiteres entdeckt wird.»⁶⁷

Natürlich war Warschau nicht das einzige Ghetto, in dem es Kindern verboten war, zur Schule zu gehen. In Radom, wo Anfang 1940 zwei getrennte Ghettos errichtet wurden, nahm schliesslich eine Schule ihre Tätigkeit wieder auf. Sie befand sich in drei Räumen der Alten Talmud Thora; jeden Tag wurde dort in drei Schichten unterrichtet.⁶⁸ Das reichte selbstverständlich nicht aus, daher bildeten sich die meisten Kinder privat weiter, obwohl das auch dort verboten war. Die neunjährige Hanna Kent-Sztarkman erhielt für kurze Zeit sehr improvisierte Stunden; trotzdem waren sie ihr wichtig. Hanna, ihre Mutter und ihr älterer Bruder Heniek waren nach Radom geflohen; wie Mary Berg kamen auch sie aus Łódź. «Da die Deutschen beschlossen, Polen teils zu einem Protektorat [das Generalgouvernement] zu machen, teils in das Reich einzugliedern, und da Łódź Teil des Reichs werden sollte, dachten meine Eltern, das Leben im Protektorat würde vielleicht einfacher sein», berichtet sie. «Radom, wo meine Mutter herkam und meine Grossmutter und meine Tante wohnten, gehörte zum Protektorat, also beschlossen wir, nach und nach dorthin umzuziehen. Heniek ging als erster, dann meine Mutter und ich; das war im Dezember. Mein Vater und meine Schwester sollten nachkommen, sobald sie so viel wie möglich von unseren Sachen verkauft hatten.»⁶⁹

Sie schafften es jedoch nicht mehr, Łódź zu verlassen, bevor das Ghetto geschlossen wurde, und ihr Versuch, sich hinauszuschmuggeln, schlug fehl. Die beiden Hälften der Familie mussten daher getrennt bleiben und wurden auch nie mehr vereint.

Hannas Mutter und Bruder gingen in Radom zur Arbeit; sie, die Neunjährige, blieb zu Hause. «Ich ging nicht zur Schule», erinnert sie sich. «Ich las jedes Buch, das ich in die Hände bekam, aber natürlich hatten wir keine Bibliothek.» Glücklicherweise war auch eine Familie, die sie aus Łódź kannten, nach Radom gekommen. «Sie hatten vier Töchter ... eine von ihnen hatte mit meiner Schwester Abitur gemacht. Die Jüngste, die ein paar Jahre älter war als ich, brachte mir und noch einem Mädchen ein bisschen Mathematik und so bei, solange das ging. Später hat auch das nicht mehr geklappt. Ging einfach nicht mehr. Ich hab' eine Menge gelesen, das war alles.» Für Hanna war das ein schlimmer Verlust; dieser Unterricht war weit mehr gewesen als nur ein Zeitvertreib. «Leben heisst hoffen, und ich hoffte immer noch, dass irgend etwas geschehen würde; dass der Krieg aufhören würde. Man musste nur stark genug sein und warten, und ich nahm jeden Tag so, wie er kam ... Aber eine Frage machte mir Sorgen. Würde ich je meinen Unterricht nachholen können? Es ist komisch, aber darüber habe ich mit Heniek gesprochen – würde ich je meinen Unterricht nachholen können? In so einer furchtbaren Lage; trotzdem versuchte ich, ein bisschen Normalität beizubehalten, irgendwie vorwärts zu sehen.»⁷⁰ Weit weg, in Wilna, empfand Yitskhok Rudashevski das gleiche. Zur Schule zu gehen hiess, das Gerüst der Normalität zu sichern; war das nicht mehr möglich, stürzte man in Leere und Ausweglosigkeit. Am 19. September 1942, fünfzehn Monate, nachdem die deutsche Wehrmacht Wilna eingenommen hatte (am 24. Juni 1941), und ein Jahr nach der Errichtung des Ghettos (am 6. September 1941) hielt Yitskhok seine Verzweiflung in seinem Tagebuch fest. «Es ist kalt und traurig. Wann jemals werden wir wieder mit unserem Unterricht fortfahren? Als ich noch zur Schule ging, wusste ich, wie ich meinen Tag einteilte, und die Tage flogen dahin. Nun ziehen sie grau und trist an mir vorbei. Oh, wie trübselig und traurig ist es, eingesperrt in einem Ghetto zu sitzen.» Ein paar Wochen später (am 5. Oktober) begann sein Gymnasium wieder mit dem Unterricht, und Yitskhok war überglücklich. «Schliesslich habe ich den Tag doch noch erlebt. Heute gehen wir zur Schule. Der Tag verlief ganz anders. Unterricht, verschiedene Fächer ... Es herrscht eine glückliche Stimmung in der Schule ... Mein eigenes Leben ist wieder ganz anders! Wir vergeuden weniger Zeit, der Tag ist eingeteilt und vergeht sehr schnell... Ja, so soll es sein im Ghetto, der Tag sollte dahinfliegen, und wir sollten keine Zeit vergeuden.»⁷¹

Schulunterricht war nicht die einzige Form der Bildung, die es in den osteuropäischen Langzeitghettos gab. In den grösseren Ghettos wie Warschau, Łódź oder Wilna entwickelte sich in der ersten Zeit der deutschen Besatzung ein reiches kulturelles Leben; auch manche Kinder und Jugendliche waren Nutzniesser der zahl-

reichen Konzerte und Vorträge.⁷² Wichtiger im Alltag der Kinder waren jedoch die Kinderklubs und Jugendgruppen, die im intellektuellen und sozialen Leben vieler junger Menschen eine wesentliche Rolle spielten. In Wilna besuchten Kinder im Grundschulalter Klubs, die Abteilungen für Handarbeiten, Zeichnen, Theater, Literatur, Geschichte, Geographie und Sport hatten. Jugendliche im Gymnasiumsalter hatten ihren eigenen Jugendklub mit Arbeitskreisen für Theater, Literatur, Philosophie, Geschichte, Mathematik und Naturwissenschaften. Für Yitskhok Rudashevski und viele andere Ghettokinder war der Klub die Hauptstütze in ihrem Leben. «Endlich wurde auch der Klub eröffnet», schrieb er am Montag, dem 5. Oktober 1942, in sein Tagebuch.⁷³ Zwei Tage später notierte er:

«Das Leben ist etwas interessanter geworden. Die Arbeit im Klub hat begonnen. Wir haben Gruppen für Literatur und Naturwissenschaft. Wenn ich aus dem Unterricht komme, gehe ich sofort in den Klub. Es ist lustig dort, wir verbringen die Zeit auf angenehme Weise und gehen abends in einer grossen Schar nach Hause. Die Tage sind kurz, draussen ist es dunkel, und wir kommen im Pulk aus dem Klub gestürmt. Ein Mordsspektakel und Radau. Polizisten schreien uns an, aber wir hören nicht auf sie.»⁷⁴

Yitskhok Rudashevski und seine Gefährten gingen ganz in ihrem Klubleben auf. «Die Tage vergehen rasch», schrieb er ein paar Wochen später. «Nach dem Essen gehe ich in den Klub. Dort haben wir etwas Spass ... Unsere Jugend arbeitet und geht nicht unter.» Yitskhok interessierte sich besonders für die Arbeitskreise Geschichte (vor allem die Ghettogeschichte), Naturwissenschaft und Literatur (Ghettofolklore). Häufig erwähnte er, mit welchem Engagement er an diesen Zusammenkünften teilnahm, und beschrieb die Projekte der Gruppen genauer. Die Arbeit, die ihn emotional und intellektuell beschäftigte, fesselte ihn sehr. Aus seinen Schilderungen geht deutlich hervor, wie lebendig diese Unternehmungen waren. «Die zweite Abteilung der Geschichtsgruppe, Ghettogeschichte, ist auch sehr fleissig. Wir untersuchen die Geschichte von Shavler-Hof Nummer 4», berichtete er am 22. Oktober.⁷⁵

«Zu diesem Zweck haben wir Fragebogen an die Mitglieder verteilt, mit Fragen, die sie den Hofbewohnern stellen sollten ... Die Fragen sind in vier Teile aufgeteilt: Fragen über die Zeit unter polnischer, sowjetischer und deutscher Herrschaft (bis zum Ghetto) und über die Zeit im Ghetto. Die Bewohner antworten unterschiedlich ... Ich habe Gefallen an der Aufgabe eines Historikers gefunden. Ich sitze am Tisch und stelle Fragen und notiere das schrecklichste Leiden mit kalter Objektivität. Ich schreibe, frage nach Details und bin mir nicht im mindesten dessen bewusst, dass ich an Wunden rühre, wenn ich jemanden befrage – ich bin unempfindlich dagegen: zwei Söhne und der Mann fortgeschleppt – die Söhne montags, der Mann donnerstags ... Und dieses Grauen, diese Tragödie schreibe ich in drei Worten nieder, kalt und trocken. Ich verliere mich in meinen Gedanken, und die Worte starren blutrot aus dem Papier.»⁷⁶



Kinderchor im Warschauer Ghetto.

Zwei Wochen später denkt er über die Bedeutung dieser Arbeit nach:

«Heute gingen wir wieder mit unserem Fragebogen zum Shavler 4. Wir wurden nicht freundlich empfangen. Und ich muss traurig zugeben, dass sie recht hatten. Man warf uns vor, dass wir kaltblütig seien ... Aber ich bin auch nicht im Unrecht, denn ich glaube, dass alles schriftlich aufgezeichnet und überliefert werden sollte, auch das Blutrünstigste, weil alles in Betracht gezogen werden wird.»⁷⁷

Wilnas verschiedene Jugendklubs waren für Jugendliche wie Yitskhok ein Gegengift gegen die Qualen des Ghettos und vermittelten ihnen zugleich eine neue Methode, wie sie die Ghettowirklichkeit für sich verarbeiten konnten. Einerseits wurde das physische Elend gelindert: «Draussen ist es kalt, zu Hause ist es kalt, also hat man Lust, zum Klub zu laufen, wo man nichts mehr spürt ... Wenn man etwas tut, spürt man die Kälte nicht mehr.»⁷⁸ Andererseits entwickelten die Jugendlichen durch ihre Beschäftigung mit der Ghettogeschichte und der Volkskultur im Ghetto eine engere Beziehung zu den Ereignissen im Ghetto, als es der Fall gewesen wäre, wenn sie ihr Augenmerk nur auf ihr eigenes Leben und Zuhause gerichtet hätten.

Nicht alle Jugendgruppen erfüllten diese Doppelfunktion. Manche Klubs boten den Jugendlichen zwar Gelegenheit, zusammen zu sein und etwas Spass zu haben, konzentrierten sich aber auf Gebiete, die mit dem Ghetto kaum etwas zu tun hatten.

In Radom und auch in den meisten anderen Städten mit jüdischer Bevölkerung waren zionistische Jugendorganisationen sehr beliebt (Alexander Ehrmann, sein Bruder und seine Freunde in der Kleinstadt Királyhelmece etwa waren Mitglieder der Mizrahi). Diese Gruppen bestanden auch im Ghetto weiter. Am bekanntesten sind sie natürlich deshalb, weil sie für den bewaffneten Aufstand gegen die Deutschen eintraten, ob er nun – wie in Warschau – in die Tat umgesetzt wurde oder – wie in Wilna – gar nicht zustande kam. Jedenfalls gingen von ihnen Anregungen für eine Reihe weiterer Aktivitäten aus. Gerade Jugendliche, die noch zu jung waren, um von den Anführern als «Soldaten» angesehen zu werden, fanden in den zionistischen Gruppen Kameradschaftlichkeit und Hoffnung. Mania Salinger-Tenenbaum, die aus Radom stammte, trat der Organisation Masada bei, als sie vierzehn Jahre alt war und die erste Klasse im Gymnasium besuchte.

«Masada war meine zweite Heimat... Es war so, dass ich nach der Schule direkt zur Masada ging. Ich kam nur zum Schlafen nach Hause. Samstags war ich bei der Masada. Sonntags war ich bei der Masada. Bei der Masada spielte sich mein ganzes soziales und politisches Leben während meiner Gymnasialzeit ab.» Diese Nähe, diese enge Beziehung und besondere Herzlichkeit dauerten auch nach Kriegsbeginn und während der Zeit im Ghetto von Radom weiter an. Wie es in einer Organisation mit mehreren hundert Mitgliedern unvermeidlich ist, bildeten sich kleinere Gruppen mit ähnlichen Neigungen und Interessen. «Ich gehörte zu einer achtköpfigen Gruppe. Es war *unsere* Gruppe ... So hatte ich vor dem Krieg und im Krieg sehr enge Freundschaften.»⁷⁹

Mania Tenenbaum ging tatsächlich so in diesen Freundschaften auf, dass ihre Erfahrung im ersten Kriegsjahr durch sie geprägt wurde. Ihrem Vater, der Schuhmacher war, wurde das Geschäft weggenommen. Mania durfte nicht länger die Schule besuchen. Aber sie hatte immer noch die Masada, besonders ihre eigene, ihr nahestehende Freundesgruppe. In dieser frühen Phase erlebten die Jugendlichen die Kriegszeit auf ihre eigene Weise. Sie waren fünfzehn und sechzehn Jahre alt.

«Ich hatte ein sehr enges Verhältnis zu meinen Freunden ... Wir trafen uns reihum [bei uns zu Hause], hörten Schallplatten und beschäftigten uns mit Opern. Damals erwachte meine Liebe zur Oper, weil mein Freund (der bereits ausgebildeter Sänger war) uns vorsang, oder wir hörten Opern, und er erzählte uns den Handlungsablauf, während die Musik spielte ...

Wir waren alle zusammen. Und abends war Sperrstunde. So kam es oft vor, dass wir die Sperrstunde verpassten, weil wir Musik hörten oder sonst irgend etwas, und dann blieben wir über Nacht. Wir schliefen auf dem Boden, standen wieder auf, schliefen wieder ein, hörten Musik, tanzten und kicherten, erzählten uns Geschichten oder spielten Karten. Wir vergassen, was draussen vor sich ging – und hätten nicht geglaubt, was uns noch bevorstehen sollte.⁸⁰



Schulkinder und ihre Lehrerin Esther Wasser im Ghetto von Łódź, 16. August 1941. Der Text ist ein jüdischer Neujahrsgruss.

Während Jugendliche wie Mania Salinger-Tenenbaum, Yitskhok Rudashevski, Janina Bauman und Mary Berg zur Schule gingen und bei Jugendgruppen mitmachten, besuchten kleinere Kinder Kindergärten oder Grundschulen und vergnügten sich auf Spielplätzen oder in Kindergruppen. In Ghettos, wo der Grundschulunterricht anfänglich verboten war (wie in Warschau), wurde er von Schülern und Lehrern privat organisiert. In anderen Ghettos (wie in Łódź) war er von Anfang an erlaubt und gehörte zu den Aufgaben des Judenrats. Esther Geizhals-Zucker wurde im Oktober 1929 in Łódź geboren. Als der Krieg begann, war sie fast zehn und sollte in die vierte Klasse kommen. Als Polen ein paar Wochen später kapitulierte, «war ich in der vierten Klasse und ging das ganze Jahr über in die Schule. Aber statt unserer normalen Fächer hatten wir im Ghetto Sprachunterricht, Landeskunde und eine Menge Hebräisch. Es gab einen Lehrplan für Hebräisch und Jiddisch. Ich beendete die vierte Klasse und bekam noch den Anfang der fünften mit.⁸¹ Inmitten des Ghettoelends versuchten manche Erwachsene bestimmte Fixpunkte zu schaffen, die an die normale Kindheit erinnern sollten, die sie sich für ihre Kinder wünschten: Schulen, Parks, Spielplätze, sogar Ferienlager in Marysin, einem Vorort von Łódź. In Warschau wandelte die freiwillige Gartenbaugruppe Toporol («Towarzystwo Popierania Rolnictwa», Gesellschaft zur Förderung der Landwirtschaft) zerbombte Ruinen in Grünflächen und Höfe in Gärten um. Emanuel Ringelblum, der die Arbeit der Toporol im Juni 1941 erwähnte, war stolz

darauf, aber verärgert über den kommerziellen Nutzen, den man daraus zog. «Siebenhundert Kinder wurden unter der Schirmherrschaft von Toporal in der Elekto-ralna-Strasse ausgebildet. Wo früher das Heiligegeist-Spital gestanden hatte, bevor es abbrannte, erstreckt sich nun ein breites Feld, auf dem verschiedenes Gemüse angesät ist ... Wo die Kriegsrüden waren, blüht es nun ... Viele Höfe sind in Gärten umgewandelt worden. Manche werden als Kinderspielplätze verpachtet. Natürlich können sich nur die Kinder der Reichen dort vergnügen, denn die Gebühr beträgt zwischen 30 und 40, ja bis zu 70 Zloty monatlich. Die armen Kinder sehen nie ein Fleckchen Gras. Handel mit Frischluft!»⁸² Diese Grünflächen kamen nur einem Teil der Ghettokinder zugute; durch die Hauskomitees hatten Kindergärten und Kindergruppen Zugang zu ihnen. Chaim Kaplan notierte diese Entwicklung im Juni 1942 erfreut.

«Die Ghettobewohner, zum Tode verurteilt, wollen das Leben bis zum letzten Atemzug geniessen ...

Es ist jetzt drei Jahre her, seit wir zuletzt das Wachsen des Grases und Blühen der Blumen sahen ... Wir sind jedes Baums und jeder Blume beraubt worden.

Als wir sahen, wie es um uns bestellt sein würde, suchten wir nach Ersatz... Verlassene, einsame Grundstücke, die von den hohen Mauern der Hinterhäuser umgeben sind oder zwischen den Hausmauern liegen, sind in ‚Gärten‘ verwandelt worden. Sie sind voll von Müttern und Kindern. Der Platz für einen Kinderwagen kostet 50 Zloty im Monat, und wenn ausser der Mutter jemand von der Familie das Kind begleitet oder besuchen kommt, muss er noch eine besondere Eintrittsgebühr zahlen...

Ich habe die Hauptsache vergessen.

Die Kindergärtnerinnen bringen ihre Schutzbefohlenen in diese Anlagen, und die älteren Kinder haben hier Unterricht. Kurzum, ein Dorn in den Augen der Nazis! Die Lebensadern pulsieren ohne Unterlass.»⁸³

Die Kinder hörten nicht auf zu spielen. Ohne auf den Tod und die Zerstörung um sie herum zu achten, dachten die Ghettokinder sich mit dem wenigen, was sie hatten, Spiele aus. Ihre völlige Gleichgültigkeit gegenüber einem derart greifbaren Grauen wie dem Anblick einer Leiche beeindruckte den Pädagogen Janusz Korczak so tief, dass er sie zweimal in seinem Tagebuch erwähnte. «Folgende Szene auf der Strasse: Ein kleiner Junge, vielleicht noch am Leben, vielleicht schon tot, liegt auf dem Gehsteig. Direkt daneben spielen drei Jungen Pferde und Kutscher; die Zügel haben sich verheddert. Sie versuchen, sie wieder zu entwirren, sie werden ungeduldig, stolpern über den Jungen, der am Boden liegt. Schliesslich sagt einer: ‚Gehen wir ein Stück weiter, er liegt im Weg.‘ Sie gehen ein paar Schritte weiter und mühen sich erneut mit den Zügeln ab.»⁸⁴ David Wdowinski, der sich als Psychiater und Präsident des zionistisch-revisionistischen Verbands in Polen jahrelang mit dem Elend von Ghettokindern befasste, beschreibt ähnliche Szenen. «Die Wirklichkeit

Ghettos

des Ghettolebens wurde für die Kinder, die keine andere Lebensweise kannten, zur normalen Existenz; so erfanden sie Lieder und Spiele, bei denen Wörter wie ‚Aktion‘, Blockade, Kummer, Tränen und Hunger das normale Vokabular ihrer Phantasiewelt waren.»⁸⁵ Andere Spielformen waren für einen erwachsenen Beobachter weniger erschreckend, spiegelten aber ebenfalls die Entbehrungen des Ghettolebens wider. Wie bereits im Kapitel I erwähnt, funktionierten die Kinder Zigarettenschachteln zu Spielkarten um. Einen Monat, nachdem Oskar Rosenfeld, einer der Autoren der Chronik von Łódź, über dieses Spiel berichtet hatte, notierte er ein neues Ghettopspielzeug:

«Mittwoch, 25. August 1943

Skizzen aus dem Ghettoleben: Ein Spielzeug für Kinder

Seit einigen Tagen waren die Strassen und Höfe des Ghettos von einem Lärm erfüllt, der wie das Klappern von Holzschuhen klingt ... Bald entdeckt der Beobachter, dass dieses ‚Klappern‘ von ein paar Jungen hervorgerufen wird, die sich einen neuen Zeitvertreib, eine neue Unterhaltung ausgedacht haben. Oder genauer, die Ghettokinder haben ein neues Spielzeug erfunden.

All die verschiedenen lustigen Spielsachen und Lärminstrumente ... sind natürlich Dinge, ohne die unsere Kinder auskommen müssen ... Also erfinden sie selbst Spielzeug als Ersatz für alle die Sachen, an denen Kinder überall Spass haben und die man hier nicht bekommt.

Das Ghettopspielzeug im Sommer 1943: zwei kleine Holzstücke – Hartholz wenn möglich! Eines wird zwischen Zeigefinger und Mittelfinger geklemmt, das andere zwischen Mittelfinger und Ringfinger. Der kleine Finger drückt gegen die anderen Finger und presst so fest, dass die Holzstückchen ganz starr fixiert werden und mit Hilfe einer geschickten Bewegung aneinandergeschlagen werden können ... Die künstlerischen Talente des Spielzeugschnitzers und Darstellers können natürlich bis zu einem hohen Niveau kultiviert werden ...

Die Strassen von Litzmannstadt sind erfüllt vom Geklapper, Getrommel und Geknalle ... Barfüssige Jungen huschen vorbei und spielen einem ihre Musik direkt vor der Nase vor, ernst und konzentriert, als hinge ihr Leben davon ab. Der musikalische Instinkt der osteuropäischen Juden kommt hier voll zum Ausdruck. Ein Gebiet, das der Welt so viele Musiker, vor allem Geiger, geschenkt hat – man denke nur an Hubermann, Heifetz, Elman, Milstein, Menuhin – stellt nun eine neue Art von Künstlern vor.»⁸⁶

Auch in den Jahren des Eingesperrtseins gab es, wenn auch eingeschränkt, die Möglichkeit zu spielen, sich weiterzubilden, in Jugend- und Kindergruppen aktiv zu sein, aber der Druck, den die Lebensbedingungen im Ghetto ausübten, setzte unvermeidlich den normalen Kinderbeschäftigungen ein Ende. Wie Hanna Kent-Sztarkman erzählt, konnte sie ihre privat organisierten Unterrichtsstunden nicht



Ein Mädchen, das Armbinden verkauft (nach ihnen herrschte ständige Nachfrage, da die Deutschen befahlen, dass sie stets getragen werden und makellos sauber sein mussten). Aufnahme von Joe J. Heydecker im Warschauer Ghetto, Februar 1941.

fortsetzen: «Später hat auch das nicht mehr geklappt. Ging einfach nicht mehr.»⁸⁷ Esther Geizhals-Zucker, die in Łódź zur Schule ging, machte die gleiche Erfahrung. «Dann hörte mein Schulbesuch im Ghetto auf. Ich ging nicht mehr zur Schule, weil ich arbeiten musste, um Lebensmittelkarten zu bekommen. Für die Schule hatte ich da keine Zeit mehr.»⁸⁸ Die Alltagsbeschäftigungen von Kindern wurden zunehmend vom Elend und Terror des Ghettolebens diktiert. Die täglichen Pflichten des Alltags – Schlangestehen, Flickern, Säubern, Kochen, Arbeiten in einer Ghettowerkstatt, Schmuggeln und Betteln – wurden schliesslich zur Aufga-

be der Kinder. In Łódź und Wilna, wo die Ghettos eine Strategie «Überleben durch Arbeit» einschlugen, arbeiteten Erwachsene (Frauen ebenso wie Männer) in Fabriken und Werkstätten. Die herkömmliche Arbeitsteilung der Geschlechter in der Familie bestand nicht länger. Sowohl die Mutter wie der Vater gehörten zur Arbeitstruppe, um den Haushalt mussten sich nun die Kinder kümmern. Yitskhok Rudashevski beschreibt, wie das in seiner Familie vor sich ging. «Juden müssen, je nachdem, wo sie arbeiten, in bestimmten Blocks wohnen. Wir müssen auch in den Block umziehen. Allmählich wird das Leben wieder ‚normal‘ ... Meine Eltern arbeiten, und ich bin nun die ‚Hausfrau‘. Ich habe Kochen und Putzen gelernt, damit verbringe ich meine Tage. Abends treffe ich mich mit meinen Eltern.»⁸⁹ Wie viele andere Jugendliche fand auch Yitskhok seine häuslichen Pflichten nicht einfach; er erkannte die Unvereinbarkeit zwischen diesen notwendigen, prosaischen Arbeiten und den ständig wechselnden, folgenschweren Ereignissen vor seiner Tür.

«Heute war ein Arbeitstag. Bis jetzt habe ich kaum etwas gekocht. Meine Eltern essen in der Arbeit zu Abend und bringen mir auch etwas mit. Heute habe ich mich darangemacht, einen Kohlkopf zu kochen, und auf der zweiten Flamme Fleischklösschen mit Kartoffeln. Ich habe schwer damit zu tun gehabt. Dabei richtete ich in dem kleinen Zimmer ein ziemliches Chaos an. Es ist schwierig, alles gleichzeitig zu machen. In der Zwischenzeit gab es einen Aufruhr im Ghetto. Wir wissen nicht, was los ist. Man darf nicht hinaus. Die jüdischen Polizisten rennen wie wild durch die Höfe und scheuchen die Hausmeister in die Häuser, damit sie sauber machen und den anderen sagen, dass sie schnell ihre Zimmer aufräumen sollen. Schliesslich ist das Abendessen fertig, es wird auch noch für morgen reichen. Wie in Trance, konfus, mache ich sauber, fege, und nun ist alles aufgeräumt. Ich esse und atme erleichtert auf. Es stellt sich heraus, dass ‚vornehme Gäste‘ erwartet werden. Man nimmt an, dass es eine Kommission aus Berlin ist.»⁹⁰

Hanna Kent-Sztarkman war jünger als Yitskhok Rudashevski (sie wurde im Oktober 1939 zehn), aber auch sie war für viele Haushaltspflichten verantwortlich. Sie, ihre Mutter und ihr Bruder, die ohne ihren Vater und ihre ältere Schwester und ohne Ersparnisse oder sonstigen Besitz nach Radom gekommen waren, befanden sich nun in der Lage von Flüchtlingen, obwohl die Mutter aus Radom stammte. Der finanzielle Stand der Familie und die vor dem Krieg übliche Aufgabenteilung änderten sich abrupt. Hannas achtzehnjähriger Bruder Heniek berichtet: «Sehr, sehr schnell standen wir mittellos da.» Heniek Sztarkman und seine Mutter mussten die Familie unterhalten; sie erkannten auch, wie wichtig es vor allem für Menschen ohne finanzielle Mittel oder gesellschaftlichen Rang war, einen sicheren Posten zu finden. «Arbeitsmöglichkeiten im Ghetto gab es in der Hauptsache beim Judenrat, also nahm ich eine unbedeutende Büroarbeit beim Gesundheitsbüro an», erinnert sich Heniek Sztarkman. Es war Januar 1940. «Schliesslich wurde ich in eine andere Abteilung versetzt, die mit der Verteilung von Vorräten zu tun hatte. Das Ganze war im Grunde nicht mehr als ein Alibi.

Wir erkannten – oder wir dachten es zumindest –, dass es ein gewisses Mass an Sicherheit bedeutete, wenn man mit etwas Halboffiziellem beschäftigt war. Jeder versuchte, auf irgendeine Art ‚produktiv‘¹ zu erscheinen oder dazuzugehören. Denn es ging das Gerücht um, dass man sonst mehr gefährdet war, wenn irgendeine Aktion ins Haus stand ... In dieser Zeit wurde deutlich, wie kafkaesk unser Leben war, denn nun begann ich die soziale Schichtung im Ghetto zu erkennen. Ich sah bereits Leute, die auf der Strasse verhungerten. Manche waren enturzelt oder krank und hilflos. Und zugleich gab es Restaurants, in denen man gebratene Enten bekam.»⁹¹ Henieks Posten verschaffte ihm zwar ein geringes Mass an Sicherheit, aber die Stelle seiner Mutter erwies sich unmittelbar und für die Zukunft als weit-aus nützlicher. Sie bot einen besseren Schutz und die Möglichkeit, Essen zu beschaffen. Frau Sztarkman fand Arbeit in einem Militärlager der SS, zu dem etwa achtzig jüdische Facharbeiter abkommandiert waren. «Einer der Männer, die dort arbeiteten, sagte [meiner Mutter], dass man eine Frau suchte, [die für die jüdischen Arbeiter kochte]. Keine der Frauen in Radom war zu diesem Zeitpunkt gezwungen, eine solche Stelle anzunehmen, weil sie hierhergehörten, während wir schon enturzelt waren. Daher war [meine Mutter] zu der Zeit eher bereit, eine solche Arbeit anzunehmen, als die anderen.» Dieser Arbeit verdankte es die Familie, dass sie nicht verhungerte. «Sie brachte Linsen oder Kartoffeln oder Bohnen mit, gewöhnlich am Körper versteckt. Davon lebten wir, ausser von den normalen Rationen, die ja fast nichts waren, gerade ein paar Dekagramm Brot.»⁹² Hanna kochte diese eine «nahrhafte Mahlzeit» am Tage, sie war es auch, die um die wenigen Dekagramm Brot anstand:

«Mein Bruder ging zur Arbeit, und meine Mutter ging zur Arbeit. Ich half. Ich schrubbte den Fussboden, machte sauber, kochte ... Manchmal brachte meine Mutter ein paar Bohnen oder andere Grundnahrungsmittel aus den Vorräten mit, aus denen ich eine Suppe machen konnte, dann hatten wir etwas zu essen, wenn sie heimkamen ... Ich musste die Brotrationen kaufen, ich kümmerte mich um diese ganzen Sachen. Ich bügelte. Meine Mutter wusch, und ich bügelte. Ich erledigte die Haushaltsarbeit.

Im nächsten Jahr [1941] kümmerte ich mich tagsüber um eine Drei- oder Vier-jährige, deren Mutter arbeitete. Ich ging in deren Haus und nahm [das Kind] mit auf Spaziergänge und so weiter. So hatte ich etwas zu tun. So ging es bis 1942.»⁹³

Tag für Tag, Woche für Woche, Monat für Monat verschlechterte sich die Lage, wurden die Bedingungen härter, die Atmosphäre gespannter. Sie «tanzten am Rande des Vulkans», wie Heniek Sztarkman sagt,⁹⁴ und selbst kleine Kinder mussten ihren Lebensunterhalt verdienen und Essen beschaffen wie Erwachsene. Vor der strengen Ghettoordnung, dem herrschenden Terror und der gezielten Aushungerung wurde niemand verschont. Auch für Kinder gab es kein Pardon und kein Erbarmen; ihr tägliches Leben konnten sie am besten meistern, wenn sie lernten,

wie Erwachsene damit zurechtzukommen. Esther Geizhals-Zucker ging Anfang 1942, kurz nachdem sie zwölf geworden war, von der Schule ab, um zu arbeiten. Eine Beschäftigung in den Ghettobetrieben bedeutete für sie und für andere Kinder eine Suppe zu Mittag und zugleich die Möglichkeit, die Deportation hinauszuzögern. Weil sie zu den Arbeitskräften in Łódź zählte, war ihr Leben etwas sicherer, weil sie so Essen und Schutz erhielt. «Ich musste arbeiten, um meine Lebensmittelkarte zu bekommen. Zuerst arbeitete ich im Büro einer Textilfabrik. Dann brauchte man junge Mädchen in der Fabrik selbst, also brachte ich Waren von der Maschine zur Appretur. Ausserdem hatte ich noch eine schlimme Arbeit. Wir hatten Bügeleisen, die nicht elektrisch waren, also mussten wir sie mit Kohle heiss machen. Ich machte immer die Kohle in den Bügeleisen heiss. Ich weiss noch, dass ich grässliche Kopfschmerzen von dem Kohlendampf bekam. Ich hatte furchtbares Kopfweh, aber ich musste es tun.»⁹⁵

Nach ein paar Monaten machte Esthers Entscheidung Schule in der Ghettopolitik. Da man die Bevölkerung in ein reines Arbeitskräftepotential umwandelte, wurde zunehmend klar, dass man Kinder nur vor der Aussiedlung bewahren konnte, wenn man sie in diese Reihen eingliederte. Natürlich war das unmöglich; sehr kleine Kinder konnten eine solche Arbeit einfach nicht leisten. Als eine Abordnung der deutschen Obrigkeit am 4. Juni 1942 das Ghetto besichtigte, wurden die Folgerungen dieser Situation illusionistisch dargestellt. Weder Kinder noch alte, schwache oder kranke Menschen waren auf den Strassen zu sehen – so wichtig war es, den Eindruck zu vermitteln, das Ghetto sei ein Arbeitslager. «Mit einem Wort, das Ghetto schien ein Arbeitslager zu sein, in dem es tagüber keine untätigen Menschen ... auf der Strasse gab», berichtet die Chronik des Ghettos. Die Hintergründe waren klar: «Die Bevölkerung weiss und begreift, dass es nicht um eine gewöhnliche Inspektion geht, sondern um mehr, um etwas Wichtigeres – um die Frage ihrer Existenz. Das Ergebnis der heutigen Inspektion ist noch nicht bekannt, aber man konnte von den Gesichtern der Besucher einen positiven Eindruck ablesen.»⁹⁶

Im Laufe dieses Sommers wurde die Vorspiegelung Realität. Nach dem Besuch dieser Abordnung kamen hartnäckige Gerüchte auf, dass Umsiedlungen bevorstünden. Zu dieser Zeit lebten etwa 100'000 Menschen im Ghetto von Łódź, nach den offiziellen Listen hatten 70'000 eine Beschäftigung. In jeder Familie gab es also eine «untätige» Person, und jedermann befürchtete, geliebte Angehörige zu verlieren. «Die Gerüchte über neue Umsiedlungen, die am Samstagnachmittag [20. Juni] im Ghetto zu kursieren begannen und weithin Angst auslösten, entsprangen vermutlich der Aufforderung des Ältesten, ihm eine Liste von Kindern über zehn Jahre zu erstellen, die ... eine Stelle gefunden hatten ... Als es hiess, der Älteste habe angeordnet, dass Kinder zwischen acht und zehn Jahren ... eingestellt werden sollten, wurde sofort weitergemunkelt.»⁹⁷ Obwohl der Judenrat diese Gerüchte dementierte, wurde eine «Kampagne, Kinder über zehn Jahre einzustellen», in die

Wege geleitet, die am 2. Juli bereits «erhebliche Fortschritte machte». Trotzdem blieb das Unbehagen bestehen – zu Recht. Was war mit den Kindern unter zehn Jahren? «In der Bevölkerung kursieren Gerüchte, dass der Älteste auch versucht, Arbeitsstellen für kleinere Kinder zu finden – für die ab acht Jahren.»⁹⁸

Die Behörden stritten solche Gerüchte weiterhin ab, bemühten sich aber fieberhaft um Arbeitsplätze für Kinder ab zehn Jahren – ein ungeheuer schwieriges Unternehmen. Die Kinder und Jugendlichen mussten innerhalb kürzester Zeit für qualifizierte Arbeiten ausgebildet werden, und man musste sie in einer Werkstatt unterbringen. Bis zum 20. Juli waren 13'000 Kinder «in verschiedenen Gemeindewerkstätten als Lehrlinge eingestellt», vermerkt die Chronik. Bernard Ostrowski, einer der Autoren, begrüßte diese Entwicklung. «Wie intensiv die Reklassifizierungskommission [der Schulabteilung] gearbeitet hat, beweist die Tatsache, dass es gelungen ist, in den ersten drei Juliwochen für 1'800 Kinder und Jugendliche eine Anstellung zu finden. Ein Rekord für das Ghetto.»⁹⁹ Etwa 2'000 Kinder arbeiteten als Lehrlinge in Schneidereiunternehmen, aber ein Lehrling hatte nicht den Status oder – noch wichtiger – den vorgeblichen Schutz, den ein Facharbeiter genoss. Das Bedürfnis nach grösserer Sicherheit war so vordringlich, dass eigens ein zweimonatiger Intensivkurs eingerichtet wurde. Mit dieser Strategie oder List wollte man erreichen, dass eine Anzahl von Kindern möglichst schnell zu Facharbeitern wurde. Dass man zu solchen Tricks griff, überrascht kaum, erstaunlich ist aber, dass im Schnellkurs auch Fächer vorkamen, die für die Ausübung des Berufs nicht erforderlich waren. «Die Kinder müssen ihr Handwerk in Rekordzeit erlernen ... Jeder Kurs wird von dreihundert Kindern besucht. Der Unterricht geht von acht Uhr morgens bis vier Uhr nachmittags; es gibt zwölf Gruppen.» Jeden Tag wurden die Kinder zwei Stunden in Maschinennähen und zwei Stunden in Handnähen unterrichtet; ausserdem lernten sie, technische Zeichnungen anzufertigen und Stoff zuzuschneiden. Maschinenkunde, Buchführung und berufsbezogene Hygienekurse gehörten ebenso zum Stoff wie «ein Vortrag am Tag auf Jiddisch» über ein allgemeineres Thema. «Die Einrichtung dieser Ausbildungskurse sind von weitreichender Bedeutung für die Zukunft der Ghettokinder», schloss Ostrowski.¹⁰⁰

Dennoch hielten sich die Gerüchte hartnäckig, und am Ende erwies sich ihr Kern natürlich als wahr. Wer eine Stelle hatte, wurde nicht für die Übersiedlungsaktion vom 5. bis 12. September registriert; ab transportiert wurden Kinder unter zehn Jahren und Erwachsene über fünfundsechzig. Die Ghettobewohner hatten nur zu gut verstanden, welchen Hintergrund die Kampagne hatte, Kinder arbeiten zu lassen, auch wenn diese es in Wahrheit nur vage begriffen. Man fürchtete, dass im grossen Umfang nach Säuglingen, Kleinkindern und kleinen Schulkindern gefahndet würde, konnte es sich aber nicht recht vorstellen. Sara Grossman-Weil wurde Zeugin und Mitwirkende einer solchen Aktion gegen Kinder:



Deportation von Kindern aus dem Ghetto von Łódź, September 1942.

«1942 gab es eine allgemeine Ausgangssperre, eine wichtige Selektion. Man warnte uns davor, das Haus zu verlassen. Wer auf der Strasse angetroffen würde, werde sofort erschossen. Morgens wurde das bekanntgegeben.

Sie gingen von Strasse zu Strasse, von Haus zu Haus, nicht einer, nicht zwei, nicht drei, sondern eine ganze Gruppe von SS-Männern, mit Hunden, und riefen jeweils die Bewohner eines bestimmten Hauses heraus. Als sie zu unserem Haus kamen, gingen wir hinaus ...

Wir stellten uns alle im Hinterhof auf, die Männer, die Frauen, die Kinder und die alten Leute. Manche Leute wurden mitgenommen; viele von uns gingen zurück in ihre Zimmer, in ihre Wohnungen.

Alle Kinder wurden mitgenommen. Wir mussten sie in einer Reihe aufstellen, weil ja so viele SS-Männer da waren. Es waren genug SS-Leute da, dass sie alle Zimmer durchsuchen konnten, ob sich nicht noch jemand versteckte oder versteckt wurde. Wir mussten alle Kinder hinausbringen, zwölf, dreizehn, zehn Jahre alt, acht Jahre alt. Die Kinder wurden mitgenommen; sie wurden auf den Wagen geworfen, buchstäblich geworfen. Wenn die Mutter protestierte, wurde sie entweder ebenfalls mitgenommen oder erschossen. Oder sie entrissen ihr das Kind und liessen sie zurück. Und alle Kinder, kleine Kinder, ganz kleine, fünf-, sechs-, vier-, siebenjährige Kinder, wurden auf diesen Wagen geworfen, richtig geworfen. Die Schreie stiegen zum Him-

mel auf, aber es gab keine Hilfe, es gab niemanden, an den man sich hätte wenden können, den man hätte bitten können.»¹⁰¹

Obwohl der Zeitplan für jedes Ghetto anders war, durchliefen sie alle dieselben Phasen: Errichtung, Deportationen, endgültige Auflösung. Von der Schaffung der Ghettos bis zu ihrem Ende setzten die Kinder einen Teil ihrer Beschäftigungen aus einer früheren Kindheitswelt fort – Spiele, Gruppenspiele, Klubaktivitäten und Unterrichtsstunden. Tödlicher Hunger, Kälte und Krankheiten quälten sie. Wie Sara Grossman-Weil sagt: «Das Leben war nicht schwer; es war schlicht unerträglich. Viele wollten es nur noch hinter sich haben. Aber immer wieder gab es diesen Hoffnungsschimmer.»¹⁰² Vielleicht war es diese Hoffnung, vielleicht auch die Lebensweise oder nur der nackte Hunger, der diese Kinder letztendlich dazu trieb, in Ghettowerkstätten zu arbeiten, zu schmuggeln oder zu betteln – alles Aufgaben, die bisher den Erwachsenen vorbehalten gewesen waren.

(Fast) jeder in den Langzeitghettos litt quälenden Hunger. Die offiziellen Rationen reichten nicht aus, um jemanden am Leben zu halten. «Ich erinnere mich, dass ich auf der Strasse Kinder mit Hungerbäuchen gesehen habe», erzählt Hanna Sztarkman. «Die Leute verhungerten. Wir gehörten zu den wenigen Glücklichen, die nicht vor Hunger umkamen, weil meine Mutter diese Arbeit hatte und mein Bruder auch arbeitete. Aber man konnte die Kinder mit ihren Hungerbäuchen auf der Strasse liegen sehen. Das wurde geradezu ein alltäglicher Anblick.»¹⁰³ Hunger wurde wesentlicher Bestandteil des Ghettolebens. Die Gesundheit hing davon ab, wie sehr man hungern musste, und in einem Ausmass, das heute, ein halbes Jahrhundert später, kaum mehr vorstellbar ist, auch das persönliche Verhalten. Sara Grossman-Weil berichtet:

«Kinder wurden in das Ghetto [von Łódź] gebracht, die so unterernährt waren, dass sie nicht laufen konnten. Sie konnten einfach nicht laufen. So schrecklich war der Hunger. Das hat Unterernährung aus uns gemacht. Wir waren immer auf der Suche nach etwas zu essen, nach ein paar Krümeln. Man traute sich nicht, einen Krümel auf dem Tisch liegenzulassen; man steckte alles in den Mund.

Ich glaube nicht, dass es etwas gibt, das so wehtut wie Hunger. Man wird wild. Man ist nicht verantwortlich dafür, was man sagt oder tut. Man wird im wahrsten Sinne des Wortes zum Tier. Man beraubt andere. Man stiehlt. Das tut Hunger uns an. Er entmenschlicht einen. Man ist kein menschliches Wesen mehr.

Ganz allmählich erreichten die Deutschen ihr Ziel. Ich glaube, sie liessen uns nicht deshalb hungern, weil nicht genug zu essen da war, sondern weil das ihre Methode war, uns zu demoralisieren, uns zu erniedrigen, uns zu foltern. Das waren ihre Methoden, und sie wandten sie peinlich genau an.

Deshalb gab es jeden Tag viele, viele Tote. Viele kranke Leute, für die es keine ärztliche Versorgung, keine Hilfe, keine Arznei gab. Wir blieben einfach da, lagen da, und das Ende kam.



Junge im Ghetto von Łódź, der seine kleine Schwester füttert.

Ich hatte nie gewusst, dass Nahrung, dass Essen nicht nur wichtig ist, damit der Hunger gestillt wird, sondern dass man auch körperlich dermassen beeinträchtigt wird. Gehen, sich bewegen, sehen, hören – alles ist eingeschränkt. Alle Sinne sind weniger scharf, als sie sein sollten. Das war es, was im Ghetto geschah ...

Wir waren so unterdrückt, so entmenschlicht, so mit Stiefeln getreten, so besessen von diesem entsetzlichen Hunger, dass eigentlich nichts anderes mehr zählte. Es gab kein anderes Gesprächsthema – wenn es überhaupt Gespräche gab. Es gab kein gesellschaftliches Leben, das der Rede wert gewesen wäre. Ausser Hunger nach Essen gab es nichts, wofür man lebte, nur eine vage Hoffnung, dass die Zukunft vielleicht besser sein würde als das Heute.»¹⁰⁴

Schmuggeln war notwendiger Aspekt der Ghettowelt. «Illegale» Geschäfte waren der einzige Weg, jeden Tag genug zu essen zu bekommen (genug zu essen, um nicht zugrunde zu gehen, war in den osteuropäischen Ghettos zu einer illegalen Handlung geworden). Der grössere Teil der Lebensmittel im Warschauer Ghetto wurde heimlich von der arischen auf die jüdische Seite geschafft und dort auf dem Schwarzmarkt verkauft.¹⁰⁵ Schmuggelringe florierten. Im Allgemeinen handelte es sich um weitverzweigte Unternehmen, die von Erwachsenen geleitet wurden. Das Risiko war tödlich, aber diese Geschäfte brachten allen Beteiligten enorme Profite: dem Verkäufer, dem Lieferanten und allen, die bestochen werden mussten – deutsche Wachtposten, die polnische und jüdische Polizei, die Hausmeister verschiedener Wohnhäuser, durch die man die Waren schleuste, und so weiter. Kinder waren an kleinen Schmuggelgeschäften beteiligt. Ihre Geschäfte waren nicht besonders lukrativ. Sie stahlen sich heimlich durch Lücken und Spalten in den Mauern hinaus, erbettelten oder kauften Lebensmittel zu weit niedrigeren Preisen als im Ghetto und kehrten mit dem Essen zurück zu ihren Familien. Sie waren die Ernährer der Familie, keine ungewöhnliche Beschäftigung zur damaligen Zeit.

Im Mai 1942 hatte das jüdische Gefängnis in der Geşia-Strasse 1'300 Insassen, «die meisten von ihnen Schmuggler und darunter zahlreiche Kinder».¹⁰⁶ Diese Schmugglerkinder machten aber nur einen Bruchteil der Gesamtzahl aus; sie waren im Gegensatz zu anderen gefasst worden, und sie sasssen im Gefängnis, während andere auf der Stelle erschossen wurden. Ausserdem war die Ghettobevölkerung einer weit stärkeren Fluktuation unterworfen als eine normale Gemeinde. Flüchtlinge und Deportierte strömten herein, die Sterberate war hoch, und bei Razzien wurden Zwangsarbeiter requiriert; daher änderte sich die Zusammensetzung der Bevölkerung im jüdischen Viertel ständig. Zahlen vom Mai 1942 sagen nur wenig über die Situation genau zu dieser Zeit aus; drei Monate früher hatten die Schmugglerkinder, die in der Geşia-Strasse eingesperrt worden waren, sicher eine ganz andere Gruppe gebildet. Es kann zwar nicht genau festgestellt werden, wie verbreitet es war, dass Kinder Nahrungsmittel für ihre Familien beschafften, indem sie sich durch die Mauer zwängten, aber es ist erwiesen, dass mindestens einige tausend Kinder in Warschau so zu Alleinversorgern ihrer Angehörigen wurden.

So sah das Leben von Kindern in den osteuropäischen Ghettos aus. Mietek Eichel war neun, als die Deutschen in Polen einmarschierten, und etwa zwölf, als er und sein Bruder anfangen zu schmuggeln. «Anfangs war das Leben [im Warschauer Ghetto] billig», schrieb er kurz nach dem Krieg in seinem Bericht für die Historische Kommission in Lublin. «Aber dann schnellten die Preise in die Höhe, weil es nicht möglich war, Lebensmittel auf legalem Weg hereinzuschaffen. Die Leute waren am Verhungern.» Typhus trat als Epidemie auf. «Mein Vater, meine Mutter und meine Schwester wurden gleichzeitig krank. Nur mein Bruder und ich

Ghettos

waren da, um sich um sie zu kümmern.»¹⁰⁷ Die Familie versuchte, die Krankheit zu verheimlichen (obwohl das verboten war), weil sie sonst mit Strafmassnahmen hätte rechnen müssen. Jeder, der Typhus hatte, musste in ein Krankenhaus, die übrigen Familienangehörigen wurden unter Quarantäne gestellt. Das war ein grosser Verlust, weil sie dann nicht arbeiten durften; ausserdem wurden Bettzeug und Kleidung auf eine Art und Weise desinfiziert, dass die Sachen danach unbrauchbar waren, oder aber einfach verbrannt. Die beiden gesunden Kinder kauften heimlich Medizin.

«Bald wurden unsere Vorräte aber knapp. Da keiner von uns arbeiten ging, konnten wir sie nicht mehr auffüllen. Also nahmen mein Bruder und ich die letzten Zlotys unserer Eltern und schlichen uns heimlich aus dem Ghetto. Es war nicht leicht. Polnische Polizisten und jüdische Milizen bewachten die Mauern; in bestimmten Abständen standen auch deutsche Wachtposten da. Aber auf der anderen Seite waren die Preise nur halb so hoch ...

Es klappte, wir bekamen unsere Lebensmittel, aber wir mussten ja auch wieder zurück ins Ghetto. Zwei Deutsche, zwei Polen und drei jüdische Polizisten standen an unserem Tor Wache ... Wir wichen wieder ein Stück zurück und blieben ausser Sichtweite. Ein paar Stunden später kamen einige beladene Lastwagen. Das war unsere Chance. Während die Deutschen die Fracht durchsuchten, gelang es uns durchzuschleichen.

Danach gingen wir jeden Tag hinaus und kamen wieder zurück.»¹⁰⁸

Die verzweifelten und einfallreichen Kinder im Warschauer Ghetto (und anderswo) fanden zahlreiche Wege, wie sie durch die Mauer schlüpfen konnten. Der Lehrer Abraham Lewin berichtet in seinem Tagebuch regelmässig über die Schmuggerei durch Erwachsene und Kinder. Vor der Einrichtung des Ghettos hatte Lewin an der Yehudia-Schule, einer privaten, zionistisch orientierten Mädchenschule, Hebräisch, Bibelkunde und jüdische Fächer unterrichtet. Nachdem das Ghetto von der Aussenwelt abgeschlossen war, setzte Lewin zusammen mit dem übrigen Kollegium den Unterricht im Untergrund fort. Wenn er sich für das Schmuggeln interessierte, zeigt dies, dass er sich auch allgemein mit den Kindern im Ghetto befasste, und spiegelt seine eigenen Lebensbedingungen wider – «der schreckliche Hunger»,¹⁰⁹ und verrät die Tatsache, dass er nahe an einem sehr belebten heimlichen Durchgang wohnte. «Ich wohne an der Mauer, die das Ghetto von der Przejazd-Strasse abtrennt. In der Mauer ist nun eine Lücke, durch die man relativ leicht hindurchschlüpfen kann; sie ist auch breit genug für einen Zweientnersack Kartoffeln oder Getreide oder sonstiger Lebensmittel. Von der Morgendämmerung um halb sechs Uhr bis neun Uhr abends wird pausenlos geschmuggelt.»¹¹⁰

Dieser Zugang war in der Hand von Erwachsenen; die Transaktionen der Kinder waren weit primitiver. «Wir beobachten Hunderte von jüdischen Kindern im Alter von zehn bis dreizehn Jahren, die sich auf die arische Seite hinüberstehlen, um dort ein paar Kartoffeln zu kaufen», schrieb Lewin am 22. Mai 1942. «Sie verste-

cken ihre Beute dann unter ihren Mäntelchen, so dass sie aussehen wie Ballons. Ganze Heerscharen sieht man über die Mauern klettern, durch die Lücken oder die sogenannten ‚Zielscheiben‘ kriechen oder durch die offiziellen Eingänge huschen, wo Gendarmen und polnische Polizei Wache stehen.»¹¹¹

Der jüdische Friedhof an der Gęsia-Strasse erstreckte sich über die Ghettomauern hinaus; obwohl er schwer bewacht wurde, war er laut Kaplan ein beliebter Platz für den Kleinschmuggel der «verarmten und verletzten Jugendlichen, deren Beschäftigung es ist, ein paar Kilo Kartoffeln oder Zwiebeln hinzubringen. Eine ganze Familie ernährt sich davon.» Kaplan war am 7. Mai 1942 auf diesem Friedhof und berichtet darüber in seinem Tagebuch. Selbst Sechs- oder Siebenjährige wurden dorthin geschickt. «Wer sie sieht, erkennt sie sofort. Ihre Körper sind in Fetzen und Lumpen gehüllt – selbst ihre Füße sind mit zerrissenen Lappen umwickelt –, und ihre Gesichter bezeugen ihre abgrundtiefe Armut. Ausser ihrer Armut haben sie noch ein deutliches Merkmal. Alle haben sie einen Höcker auf dem Rücken ... Das ist ein künstlicher, vorgetäuschter Buckel, in dessen Innerem sich Kartoffeln und Zwiebel befinden.»¹¹² Emanuel Ringelblum beobachtete noch jüngere Kinder bei der Arbeit; sie waren so klein, dass sie durch die Abflussrohre passten. «Ausgemergelte drei- oder vierjährige Kinder kriechen durch die Wasserleitungen, um Waren von der anderen Seite zu holen. Man muss sich vorstellen, was eine Mutter durchmacht, wenn ihr Kind sich so in Lebensgefahr befindet.»¹¹³ Und natürlich schoben sich manche Kinder, wie Mary Berg gesehen hat, einfach durch den Stacheldraht. «Ganze Banden von kleinen Kindern haben sich zusammengeschlossen, fünf- bis zehnjährige Jungen und Mädchen. Die kleinsten und magersten wickeln sich Rupfensäcke um ihre kleinen Körper. So kriechen sie in den Strassen, die nur mit Stacheldraht abgesperrt sind, auf die arische Seite hinüber. Die grösseren Kinder halten den Stacheldraht auseinander und schieben die kleineren durch.»¹¹⁴

Schmuggelnde Kinder waren oft die Ernährer ihrer Familie. Bettelnde Kinder dagegen waren zumeist verwaist und wurden schliesslich auch von der Ghettoverwaltung im Stich gelassen. Sie waren ein gewohnter Anblick und ein deutlich sichtbarer Gradmesser für das Elend der Gemeinde. Trotz aller philanthropischer Organisationen und der Versuche des Judenrats, mit dem Problem der Armut, vor allem von Waisenkindern, fertigzuwerden, überstieg die Not ihre kärglichen Mittel. In Flüchtlingsunterkünften, Waisenhäusern, Tagesstätten und durch Bemühungen von ländlichen Hauskomitees konnten die Kinder, die man dort aufnahm, nicht angemessen versorgt werden, und noch mehr Kinder blieben ganz ausserhalb der vorhandenen Versorgungsnetze. Adolf Berman, dem Direktor von CENTOS, zufolge, «waren von den mehr als 400'000 Juden innerhalb der [Warschauer] Ghettomauern ungefähr 100'000 Kinder unter fünfzehn Jahren. Mindestens 75 Prozent dieser Kinder brauchten Hilfe und soziale Unterstützung.» Man versuchte dieser

Katastrophe mit enormen Anstrengungen und Energien beizukommen, aber «bald wurde klar, dass ... es nicht möglich war, den Tausenden von Kindern, die aufgrund der hohen Sterberate seit Kurzem zu Waisen geworden waren (Hunger und Pest [sic, Typhus]), zu helfen oder auch nur die Not der ‚Strassenbengel‘ und Flüchtlingskinder zu lindern. Es war unmöglich, etwas für die riesige Zahl weiterer Kinder, die dringend Hilfe gebraucht hätten, zu tun.»¹¹⁵

Anders formuliert, die Kinder, die in dem bestehenden System noch keinen Platz hatten (die frisch Verwaisten) und neu in der Stadt waren (nach Warschau deportiert oder geflohen), erhielten nicht die Unterstützung, die den einheimischen zuteil wurde. Das Gemeindesystem und die dafür verantwortlichen Erwachsenen konnten diesen Kindern nicht helfen, also taten diese das Einzige, was sie konnten; sie lebten auf der Strasse und versuchten sich dort ihren Unterhalt zu verdienen oder zu erbetteln. «In der Strasse neben unserem Tor betteln zwei kleine Jungen», schrieb Janina Bauman am 18. April in ihr Tagebuch.

«Ich sehe sie jedes Mal, wenn ich hinausgehe. Vielleicht sind es auch Mädchen, ich weiss es nicht. Ihre Köpfe sind kahlgeschoren, ihre Kleider in Fetzen, ihre schrecklich ausgemergelten Gesichter erinnern eher an Vögel als an menschliche Wesen. Aber ihre riesigen schwarzen Augen sind die von Menschen; so voll Traurigkeit ... Das jüngere Kind ist vielleicht fünf oder sechs, das ältere etwa zehn. Sie rühren sich nicht, sie sagen nichts. Das kleinere sitzt auf dem Pflaster, das grössere steht nur da und streckt die klauenhaft magere Hand aus.»¹¹⁶

Die Strassen von Warschau waren wie in Radom, Wilna, Łódź und anderswo voll von Bettlern; nach Emanuel Ringelblums Schätzung waren die meisten von ihnen Kinder. «Am schmerzlichsten zu sehen», meinte er, «waren die bettelnden Drei- und Vierjährigen.» Manche der bettelnden Kinder machten Kunststückchen oder sangen Lieder, in der Hoffnung, dafür etwas Brot zu bekommen. «Ich habe eine Gruppe von vier oder fünf Kindern gesehen, die auf der Strasse ein Kinderspiel aufführen, das sie vermutlich in der Schule gelernt haben, und sich damit mühsam durchschlagen», schrieb er.¹¹⁷ Andere schrien den Passanten ihr Elend entgegen. «Im Rinnstein, zwischen dem Abfall, sieht man fast nackte und barfüssige kleine Kinder, die herzerreissend weinen», schrieb Kaplan am 4. Januar 1942 in sein Tagebuch. «Es sind Waisenkinder, deren Eltern entweder durch Deportation oder bei der Typhusepidemie umgekommen sind. Bisher gibt es keine Einrichtung, die sie aufnimmt und sich um sie kümmert.»¹¹⁸ Die übrigen Kinder, die wie die beiden, die Janina Bauman beschreibt, zu erschöpft waren, um etwas vorzuführen oder laut zu schreien, harrten schweigend weiter aus. «Meistens stehen die bettelnden Kinder in der Nähe des Krankenhauses in der Orodowa-Strasse oder des Telephonhäuschens in der Leszno-Strasse und warten auf jemanden, der Mitleid hat und ihnen ein Stück Brot zuwirft», berichtet Ringelblum.¹¹⁹



*Bettlerkind in Warschau, das Geige spielt.
Aufnahme von Joe J. Heydecker, Februar 1941.*

Bettelnde Kinder überlebten nicht lange auf der Strasse. Der Sechsjährige, der laut Ringelblum «die ganze Nacht keuchend dalag, zu schwach, um zu dem Stück Brot zu kriechen, das man ihm vom Balkon aus zugeworfen hatte», war ein nur zu alltägliches Opfer im Feldzug der Deutschen gegen die Juden. Der Historiker Saul Friedländer schildert in seinen Erinnerungen einen ähnlichen Vorfall, den ihm ein Freund, ein Überlebender des Warschauer Ghettos, erzählt hatte.

«Es ist Abend. Das Signal der Sperrstunde ist bereits verklungen. Die Strassen sind wie ausgestorben. Er [der Überlebende aus Warschau] sitzt im Schein einer Kerosinlampe in seinem Zimmer und starrt auf ein Stück Brot.



*Zwei Bettlerkinder im Warschauer Ghetto, die auf der Strasse schlafen.
Aufnahme von Joe J. Heydecker, Februar 1941.*

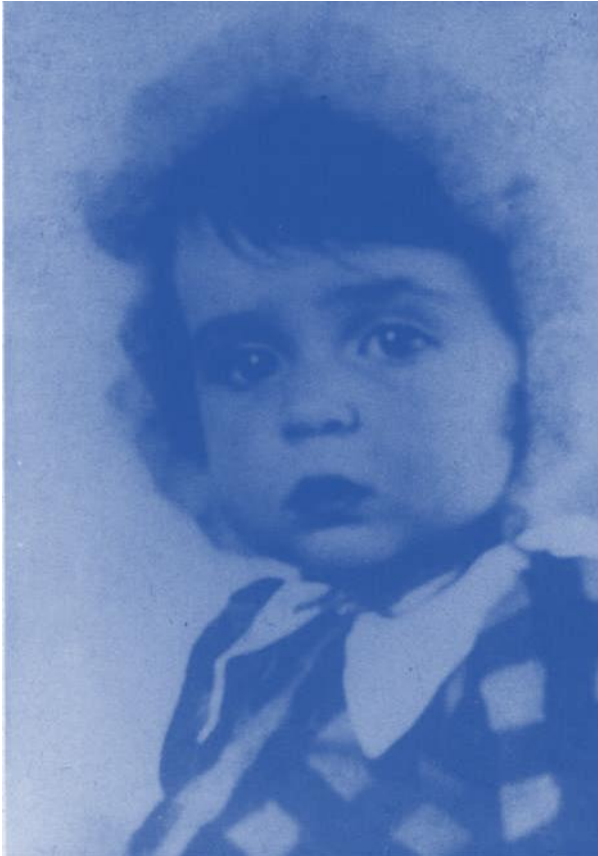
Sollte er es gleich essen oder für morgen aufbewahren? Plötzlich hört er einen langgezogenen, aber unverständlichen Schrei, der von der verlassenen Strasse heraufdringt. Er beugt sich aus dem Fenster. Wieder der Schrei. Zuerst sieht er nichts, dann erspäht er eine Gestalt, die mühsam die Strasse heraufgewankt kommt: ein Kind. Und dieses Kind schreit, immer schwächer und schwächer. ‚A Schtikl Broit‘, ein Stückchen Brot! Bald ist es direkt unter dem Fenster des Erzählers angelangt, der sich rasch entschliesst: Er nimmt das Stück Brot, über das er so gierig nachgedacht hatte, lehnt sich aus dem Fenster, ruft das Kind an und wirft ihm das Brot zu. Das Kind liegt auf dem Strassenpflaster, das Brotstückchen fällt direkt neben ihm auf den Boden, doch das Kind rührt sich nicht von der Stelle. ‚Streck die Hand aus, rechts von dir!‘ Das Kind regt sich immer noch nicht. ‚Schau, heb den Kopf hoch, gleich neben dir liegt ein Stück Brot!‘ Das Kind regt sich nicht. Der Monolog geht noch ein paar Minuten weiter, und plötzlich begreift der Erzähler: Das Kind ist tot. »¹²⁰

Litten die Strassenkinder nicht nur Hunger, sondern waren auch noch Wind und Wetter ausgesetzt, verschlechterte sich ihr Zustand rapid. Sie versuchten zu überle-

ben, aber es gab so wenig, was sie tun konnten. «Viele fast nackte kleine Kinder, deren Eltern tot sind, sitzen in ihren Lumpen auf der Strasse», schrieb Mary Berg am 31. Juli 1941 in ihr Tagebuch. «Sie sind entsetzlich abgemagert ... Manche Kinder haben keine Zehen mehr; sie wälzen sich herum und stöhnen ... Sie betteln nicht länger um Brot, sondern um den Tod.»¹²¹ Im Juli starben die Kinder an Infektionskrankheiten oder Hunger; im Winter erfroren sie. «Jeden Morgen sieht man die kleinen Leichen erfrorener Kinder auf den Strassen», klagte Kaplan im Januar 1942. «Es ist ein ganz gewohnter Anblick.»¹²²

Letzten Endes war alles Betteln, Schmuggeln oder sogar Arbeiten nur ein momentaner Aufschub auf dem Weg in die Vernichtung. Das Leben in den osteuropäischen Ghettos bedeutete Tod – selbst wenn die Menschen nicht in ein Vernichtungslager deportiert worden wären. Kinder und Eltern starben an ansteckenden Krankheiten (vor allem an Typhus), erfroren oder verhungerten. Die offiziellen Sterberaten zeigen die verheerenden Bevölkerungsverluste – dabei sind diese Listen unvollständig, da in ihnen nur die Todesfälle in Krankenhäusern und Quarantänestationen aufgeführt sind, nicht aber die von Menschen, die auf der Strasse starben. Diese Sterberaten waren grossen Schwankungen unterworfen, aber niedrig waren sie nie. Die Durchschnittssterblichkeit pro tausend Einwohner betrug in Warschau 1941 10,7 und von Januar bis August 1942 11,1. In Łódź dagegen schnellte die Sterberate pro tausend Einwohner von 75,9 im Jahr 1941 auf 159,6 im Jahr 1942. Setzt man die Zahl der Toten in jedem Ghetto in Relation zur jeweiligen durchschnittlichen Bevölkerungszahl (eine Durchschnittszahl deshalb, weil zwar viele Menschen starben oder deportiert wurden, andere aber hereingeführt wurden), so wird klar, dass schliesslich alle Einwohner den tödlichen Lebensbedingungen zum Opfer gefallen wären. In Warschau starben zwischen September 1939 und August 1942 18 Prozent des Bevölkerungsdurchschnitts; in Łódź starb von Mai 1940 bis Juli 1944 mehr als ein Drittel der Einwohner, das sind 34,7 Prozent.¹²³ Die anfängliche vermeintliche Stabilität im vertrauten jüdischen Viertel mit seinen Strassen, Synagogen und Märkten, die über Jahrhunderte hinweg entstanden waren, entpuppte sich als Schimäre. Von der Errichtung bis zur Auflösung waren die Ghettos nichts anderes gewesen als Stätten der langsamen Vernichtung. Aber «langsam» war nicht schnell genug, der Reihe nach wurden alle Ghettos liquidiert. In Warschau kam das Ende im April und Mai 1943. In Łódź war es der Sommer 1944. Sara Grossman-Weil wurde zusammen mit ihrem Mann, ihren Schwiegereltern, ihrem Schwager, seiner Frau Esther, deren jugendlicher Adoptivtochter Regina und deren kleiner Tochter Mirka abtransportiert. Man trieb sie zum Bahnhof und befahl ihnen, in die Viehwaggons zu steigen:

«Man hätte keine Stecknadel zu Boden fallenlassen können, so eng sass man mit seinen Bündeln aufeinander. Wir waren in diesem Viehwaggon eingepfercht und fuhren und fuhren und fuhren. Es nahm kein Ende. Und die Kleine fragte auf



Mirka Grossman, etwa zwei Jahre alt, um 1941.

Polnisch: ‚Papa, ist es nicht besser, dass heute ein schlechter Tag ist, wenn es dafür morgen besser wird?‘ Sie war fünf Jahre alt. Und ihr Vater antwortete: ‚Das Heute zählt nicht, morgen wird es viel besser sein‘.»¹²⁴

Ihr Ziel war Auschwitz.

Dritter Teil
Die unfassbare Welt

VI. Vernichtungs- und Arbeitslager

Esther Geizhals-Zucker war noch nicht ganz fünfzehn Jahre alt, als sie und ihre Familie von Łódź nach Auschwitz gebracht wurden.

«Ich kam am 22. August 1944 nach Auschwitz. Ich war zusammen mit meiner Mutter, meinem Bruder, meinem Vater, meiner Tante, meinem Onkel und meinem Cousin. Im selben Waggon wie wir war ein Nachbar, der ein vierjähriges Kind bei sich hatte; seine Frau war im Ghetto gestorben.

In Auschwitz stiegen wir aus dem Zug, und sie [die Deutschen] sonderten die Männer gleich aus. Frauen und Kinder standen auf der einen Seite, die Männer auf der anderen. Als wir aus dem Zug ausstiegen und die Männer von uns getrennt wurden, blieb dieses kleine Mädchen, das Kind unseres Nachbarn, ganz allein. Meine Mutter (sie war ein Engel) ging zu ihm und sagte: ‚Machen Sie sich keine Sorgen, ich kümmere mich um das Kind‘. Sie nahm das Kind an der Hand und liess es nicht mehr los. Das Kind war allein, und meine Mutter wollte es nicht allein stehenlassen.

Alles ging sehr schnell. Als Mengele kam, begann er mit der Selektion. Meine Tante mit ihrem kleinen Jungen stand vorn, dann meine Mutter mit dem kleinen Mädchen an der Hand und mein Bruder, und ich war die letzte. Meine Tante und ihr kleiner Sohn wurden nach links beordert, und als er meine Mutter fragte, ob das kleine Mädchen ihr Kind sei, und sie nickte, schickte er sie nach links. Da mein Bruder damals erst zwölf war, schickte er ihn auch nach links, mich winkte er nach rechts.

Ich begriff, dass meine Mutter auf der anderen Seite war, und wollte zu ihr laufen, ich wollte bei ihr sein. Eine Jüdin, die dort arbeitete, fing mich in der Mitte der Strecke ab und sagte auf Polnisch: ‚Wag es nicht, dich von hier wegzurühren!‘ Sie wusste, dass ich in die Gaskammer kommen würde, wenn ich auf der anderen Seite stünde. Und sie wollte mich nicht loslassen. Ich stand da, und die Frau hielt mich fest und wollte mich nicht loslassen.

Das war das letzte Mal, dass ich meine Mutter gesehen habe. Sie ging mit dem Kind des Nachbarn. Wenn wir von Helden sprechen, wohlgermerkt, das war eine Heldin: eine Frau, die ein vierjähriges Kind nicht alleinlassen wollte.»¹

Esther Zucker galt als Erwachsene und überlebte daher diese erste Selektion nach der Ankunft in Auschwitz. Ihr Bruder, der nur zwei Jahre jünger war, wurde sofort zum Tod verdammt, weil man ihn als Kind ansah. In Auschwitz und auch in dem viel kleineren und weitaus weniger gut durchorganisierten Majdanek hatten jüdische Jugendliche, die aussahen wie junge Erwachsene, also eine kleine Chance, nach rechts, ins Leben geschickt zu werden.

In Chelмно und den Lagern der Operation Reinhard, den Vernichtungslagern Belzec, Sobibór und Treblinka, gab es überhaupt keinen Weg ins Leben, für Kinder schon gar nicht. Kinder wurden nicht extra selektiert; ausser den wenigen Zwangsarbeitern, die man brauchte, um die Mordmaschine in Gang zu halten, wurde jeder gleich nach der Ankunft umgebracht. Chelмно und die drei Lager der Operation Reinhard (benannt nach Reinhard Heydrich, dem Leiter des Reichssicherheitshauptamtes, eine der Schlüsselfiguren bei der Judenvernichtung) wurden Ende 1941 und Anfang 1942 errichtet. Alle lagen in Polen, wo es drei Millionen Juden (10 Prozent der Gesamtbevölkerung), ein ausgebautes Eisenbahnnetz, dichte Wälder und kaum besiedelte Landstriche gab – mit anderen Worten: einen hohen Anteil an Juden, die Infrastruktur, um sie zu transportieren, und die Möglichkeit der Geheimhaltung. Chelмно lag etwa 50 km von Łódź entfernt und gehörte zu dem Teil Polens, der 1939 dem Reich angegliedert worden war. Das Hauptziel dort war die Vernichtung der Juden in den annektierten Gebieten, im sogenannten Warthegau. In drei Lastwagen, in die jeweils achtzig bis hundert Leute passten, wurden die Juden vergast, während man sie von einer «Empfangszentrale» aus etwa 3 km in den Wald fuhr, wo sie in Massengräbern verscharrt wurden. Im Sommer 1942 kamen noch Verbrennungsanlagen dazu.

Belzec, das erste oder «Versuchsvernichtungslager» der Operation Reinhard (das Programm zur Vernichtung der Juden im Generalgouvernement) wurde im November 1941 im südöstlichen Polen errichtet, da zum Generalgouvernement eine halbe Million Juden hinzugekommen war. Vor 1939 hatten sie im damaligen polnischen Ostgalizien gelebt und standen anschliessend bis 1941 unter sowjetischer Herrschaft. Im August wurde dieses Gebiet ins Generalgouvernement einbezogen, und die Deutschen begannen unbarmherzig, sich der Juden, die dort lebten, zu entledigen. Die Stadt Belzec lag an der Hauptbahnstrecke zwischen Lublin und Lwow (Lemberg); im System der Deutschen daher ein idealer Ort für ein Vernichtungslager. Belzec, ausserhalb der Stadt errichtet, begann im März 1942 sein Vernichtungswerk. Es war das erste Lager mit fest installierten Gasanlagen. Da es keine Krematorien gab, wurden die Leichen in offenen Gruben verbrannt. Sobibór, 70 km südöstlich von Warschau, wurde im Mai 1942 angelegt und hatte ebenfalls fest gemauerte Gaskammern. Es war eine wirksamer arbeitende Version von Belzec. Offene Grubenfeuer und ein System von Feuerrosten dienten der Leichenbeseitigung. Das ausgefeilteste Vernichtungslager war Treblinka, wo man das Mordsystem technologisch so «verbessert» hatte, dass es zum perfekten Fliess-band des Todes wurde. Treblinka, 120 km nordöstlich von Warschau entfernt gelegen, begann im Juli 1942 zu arbeiten. Wie in Sobibór und Belzec wurden die Menschen in Gaskammern (insgesamt dreizehn) mit Kohlenmonoxid vergiftet. Die Toten wurden in Massengräber geworfen. Später wurden die Gruben geöffnet und die Leichen verbrannt.²

Niemand weiss genau, wie viele Juden in Chelmno und den drei Vernichtungslagern der Operation Reinhard ermordet wurden. Die Zahlen reichen von 150'000 bis 340'000 in Chelmno, von 550'000 bis 600'000 in Belzec, von 200'000 bis 600'000 in Sobibór und von 750'000 bis über eine Million in Treblinka.³ Die meisten Juden, die in diesen Todesfabriken umgebracht wurden, waren Polen, aber besonders nach Sobibór und Treblinka wurden auch Opfer aus dem übrigen besetzten Europa transportiert. Das System war teuflisch einfach. Der Zug mit den «übergesiedelten Arbeitern» kam an, die Deportierten wurden herausgezerrt und gezwungen, ihre Besitztümer ordnungsgemäss abzugeben. Sie wurden mit Kohlenmonoxid vergiftet, was etwa fünfzehn bis dreissig Minuten dauerte, ihre Leichen wurden vergraben und später verbrannt.

Einer der wenigen Augenzeugenberichte über diese Vorgänge stammt von Kurt Gerstein. Gerstein war ein deutscher Protestant, der im März 1941 in die SS eingetreten war und seine Position für den Widerstand nutzen wollte. Vor allem durch ihn (und unabhängig davon durch den unermüdlichen polnischen Kurier Jan Karski⁴) wurden die Alliierten während des Krieges über die Vernichtungslager informiert. Anfang 1942 wurde Gerstein zum leitenden Entseuchungsoffizier des Hygienechefs der Waffen-SS ernannt. Er war Spezialist für Desinfektionsgeräte und für die Reinigung von Trinkwasser für Soldaten. Ausserdem galt er als Experte für Blausäure und Giftgase. Aus diesem Grund wurde Gerstein nach Belzec gesandt; die Leiter der Vernichtungslager und ihre Vorgesetzten hofften, er könne sauberere und schnellere Alternativen zu ihrem Kohlenmonoxid-System vorschlagen.

Die Dieselmotoren, die das Kohlenmonoxid erzeugten, arbeiteten nicht sehr verlässlich und mussten aufwendig gewartet werden. Häufig auftretende Schwierigkeiten mit den Maschinen verursachten Verzögerungen und Unruhe. Gerstein wurde vorher nicht mitgeteilt, wohin er kommen würde. Das zentrale Sicherheitsbüro befahl ihm einfach, 100 Kilogramm des Gases – Zyklon B, Blausäure – zu bestellen, das sich in Auschwitz als sehr wirksam erwiesen hatte, und es an einen Ort zu bringen, der dem Fahrer bekannt sei. Als Gerstein in Belzec ankam, führte man ihn durch die Anlagen und verlangte, er solle die Gaskammern verbessern. Er notierte, dass «ein kleiner Spezialbahnhof mit zwei Rampen vor einem gelben Sandberg stand, direkt nördlich von der Eisenbahnlinie Lublin-Lwow ... Längsseits des Bahnhofs stand eine grosse Baracke mit der Aufschrift ‚Kleiderkammer‘, an einem Schalter darin stand ‚Wertsachen‘. Hinter einer Tür mit der Aufschrift ‚Friseur‘ war ein Raum mit etwa hundert Stühlen. Dann kam ein etwa 150 m langer offener Gang, zu beiden Seiten mit Stacheldraht abgesperrt und mit Schildern ‚Zu den Bädern und Inhalationsräumen‘ versehen.» Dieser Durchgang führte zu einem «Gebäude in der Art eines Badehauses; links und rechts standen grosse Töpfe mit Geranien und anderen Blumen. Auf dem Dach prangte ein kupferner Davidsstern. Das Gebäude hiess ‚Heckenholt-Stiftung‘.»⁵



Frauen und Kinder, die direkt nach der Ankunft in Auschwitz in die Gaskammern geschickt wurden.

Gerstein beobachtete den gesamten Ablauf des Mordes von der Ankunft des Zuges bis zum Massenbegräbnis der 6'000 Passagiere. Als «der Zug einfuhr, rissen zweihundert Ukrainer, die man für diese Aufgabe ausgesucht hatte, die Türen auf und trieben die Juden mit ihren Lederpeitschen aus den Viehwagen. Aus einem Lautsprecher dröhnten Anweisungen, nach denen ihnen befohlen wurde, sämtliche Kleider, Prothesen und Brillen abzulegen. Mit einer Schnur, die ein kleiner jüdischer Junge verteilte, sollten sie ihre Schuhe zusammenbinden. Alle Wertsachen und alles Geld mussten am Schalter für Wertsachen abgegeben werden. Frauen und jungen Mädchen wurde in der Friseurbaracke das Haar abgeschnitten (ein SS-Unterführer im Dienst sagte mir: ‚Daraus wird etwas Besonderes für U-Boot-Mannschaften gemacht‘)». ⁶ Die Ausplünderung der Juden, die schon begonnen hatte, als sie noch zu Hause lebten, hatte ihre höchste Stufe erreicht. Alles, was ihnen noch blieb, war das Gold an ihren Zähnen, das man ihnen nach dem Tod herausbrach. Am Ende bezifferten die Nationalsozialisten den Gesamtwert der in den drei Vernichtungslagern der Operation Reinhard bei den Opfern erbeuteten Besitztümer auf 178'745'960 Reichsmark und 59 Pfennige. ⁷

«Dann begann der Marsch. Zu beiden Seiten, rechts und links von ihnen Stacheldraht; hinter ihnen zwei Dutzend Ukrainer mit Gewehren.

Sie kamen näher zu der Stelle, wo ... ich vor den Todeskammern stand. Männer, Frauen, junge Mädchen, Kinder, Babys, Krüppel, alle vollkommen nackt, gingen in einer Reihe vorbei. An einer Ecke stand ein bulliger SS-Mann mit lauter, salbungsvoller Stimme. ‚Euch wird nichts Schlimmes geschehen!‘, sagte er zu den armen Teufeln. ‚Ihr müsst nur tief einatmen. Das kräftigt die Lunge. Inhalieren ist ein Mittel, um ansteckenden Krankheiten vorzubeugen. Es ist eine gute Methode der Desinfektion!‘ Sie fragten, was mit ihnen passieren würde. Er antwortete: ‚Die Männer werden zum Bau von Häusern und Strassen eingesetzt, aber die Frauen nicht. Sie bekommen Hausarbeit oder müssen in der Küche helfen‘. ... Sie gingen die wenigen Stufen einer Treppe hinauf und in die Todeskammern, die meisten stumm, geschoben von denen, die weiter hinten waren. Eine etwa vierzigjährige Jüdin mit flammenden Augen verfluchte ihre Mörder. Sie wurde mit ein paar Peitschenschlägen weitergetrieben ... und verschwand in der Gaskammer ...

Im Innern der Kammern drängten SS-Männer die Leute zusammen. ‚Macht sie schön voll‘, hatte [SS-Hauptmann Christian] Wirth befohlen. Jeweils auf 270 qm sieben- bis achthundert‘. Nun wurden die Türen geschlossen. Die übrigen Leute aus dem Zug standen in der Zwischenzeit da und warteten. ‚Nackt mitten im Winter!‘ sagte jemand zu mir. ‚Aber sie werden sich den Tod holen!‘ ‚Aus diesem Grund sind sie hier!‘ lautete die Antwort. In diesem Moment verstand ich, warum der Bau ‚Heckenholt-Stiftung‘ hiess. Heckenholt war der Fahrer des Diesellasters, dessen Abgase dazu dienten, diese Unglückseligen zu töten ... Der Dieselmotor fing an zu laufen ... Fünfundzwanzig Minuten vergingen. Viele waren bereits tot. Man sah sie durch das kleine Fenster, als im Raum eine elektrische Lampe anging und ihn kurz beleuchtete. Nach achtundzwanzig Minuten lebten nur noch wenige. Nach zweiunddreissig Minuten waren schliesslich alle tot.

Einige jüdische Arbeiter auf der anderen Seite des Gebäudes öffneten die Holztüren. Als Gegenleistung für diese schrecklichen Dienste hatte man ihnen das Leben und einen kleinen Anteil an den eingesammelten Wertsachen versprochen. Die Menschen im Raum standen immer noch aufrecht wie Basaltsäulen, da zwischen ihnen nicht ein Millimeter Platz war; sie konnten weder Umfallen noch sich anlehnen. Manche Familien hielten sich immer noch an den Händen, noch im Tod. Es war ein hartes Geschäft, sie auseinanderzureissen, als man die Kammern leerte, um Platz für den nächsten Schub zu schaffen. Die Leichen wurden hinausgeworfen, blau angelaufen, wie sie waren, voll Schweiss und Urin, die Beine mit Kot und Menstruationsblut beschmutzt. Ein paar Dutzend Arbeiter suchten in den Mündern der Toten, die sie mit Eisenhaken aufrissen, nach Goldzähnen. ‚Gold nach links, andere Sachen nach rechts!‘ Andere Arbeiter untersuchten Anus und Geschlechtsorgane nach verstecktem Geld, Diamanten, Gold und so weiter. Zahnärzte hämmerten Goldzähne, Brücken und Kronen heraus ...

Die Leichen wurden in grosse Gruben geworfen, jede etwa 100 auf 20 auf 12 m, die man neben den Gaskammern ausgehoben hatte.»⁸

Gersteins Bericht ist klar und korrekt bis auf einen Punkt: Die jüdischen Zwangsarbeiter, die von den Deutschen benutzt wurden, damit sie das Fliessband am Laufen hielten und die Besitztümer der Toten sortierten, wurden nicht am Leben gelassen, wie man es ihnen versprochen hatte. Am Ende wurden auch sie umgebracht.

In diesem unerbittlichen Prozess gab es einzelne ungewöhnliche Ausnahmen; das galt vor allem für die Zwangsarbeiter, weil sie nicht sofort ermordet wurden. Die meisten waren junge Erwachsene, aber auch ein paar Kinder bekamen besondere Aufgaben zugeteilt, wie etwa in Belzec «dieser kleine, drei oder vier Jahre alte jüdische Junge, der Schnürenden verteilte, mit denen die Opfer ihre Schuhe zusammenbinden mussten».⁹ Manche, wie der dreizehnjährige Simon Srebnik, einer der zwei Überlebenden von Chelmno, wurden auch als eine Art Maskottchen gehalten. Simon gehörte zu einem Arbeitskommando, aber er überlebte die anderen der Gruppe, weil er ein Liebling der SS war. Er gewann Wettbewerbe im Weiterspringen und Wettläufe, die die SS zu ihrer Belustigung unter den Häftlingen arrangierte, und er hatte eine hübsche Singstimme. Zuletzt sollte er mit allen übrigen Arbeitern zwei Tage vor Ankunft der Sowjetarmee erschossen werden, aber er überlebte.¹⁰

In Sobibór oder Treblinka gab es grössere Arbeitstrupps, insgesamt zwischen siebenhundert und tausend Menschen. «Wir waren siebenhundert Häftlinge in Sobibór», bezeugt der damals zwanzigjährige Abraham Margulies, «einschliesslich achtzig Frauen und ein paar Kinder.»¹¹ Der dreizehnjährige Fishel Bialowitz und sein älterer Bruder Simha wurden Ende April 1943 auf einem Lastwagen nach Sobibór transportiert. «Als wir von dem Lastwagen stiegen», erzählt Simha, schrie der SS-Offizier Gustav Wagner: «, Ärzte, Zahnärzte, Apotheker, Klempner vortreten!» Viele folgten diesem Aufruf, und ich zog meinen Bruder mit. Die SS suchte nur fünf oder sechs Leute aus; die Übrigen wurden auf der Stelle erschossen.» Simha wurde zur Waldarbeit eingeteilt, Fishel kam in die Kleiderkammer. Rywka, ein dreizehnjähriges Mädchen, musste Gräben ausheben; Max, ebenfalls dreizehn, war verantwortlich für den Stall des Lagers. Ein anderer Junge im selben Alter, Leibi Fleisher, arbeitete ebenfalls im Lager und kam bei dem berühmten Aufstand vom 14. Oktober 1943 ums Leben.¹² Auch in Treblinka gab es eine kleine Zahl von Jugendlichen, die eine Zeitlang arbeiteten, bevor sie ermordet wurden. Wie der Überlebende Yankel Wiernik berichtet, wurden ein paar dreizehn- und vierzehnjährige Jungen von der Lagerverwaltung als Günstlinge behandelt. Sie bekamen gutes Essen und warme Kleidung; sie mussten Gänse hüten und gelegentlich Hausarbeiten übernehmen. Mit der Zeit langweilten diese «Schosshündchen» die SS; die Jungen wurden erschossen.¹³ Mehrere Jugendliche waren Dienstboten der SS. Sie machten die Zimmer der Offiziere sauber, putzten ihre Stiefel und brachten ihnen Beutestücke aus dem Besitz der neuangekommenen Opfer. Auch sie sollten später getötet werden, und nur wenige entkamen diesem Los.¹⁴

Diese Kinder waren insofern Ausnahmen in dem Mordsystem, das Gerstein beschrieben hatte, weil sie nicht sofort umgebracht wurden. Vorübergehend gestattete man ihnen zu leben, solange sie als Zwangsarbeiter tauglich waren oder zum Amüsement der SS beitrugen. Andere Kinder waren Ausnahmen im Fließbandsystem des Mordens nicht deshalb, weil sie länger leben durften, sondern weil sie auf andere Art umgebracht wurden – erschossen, erschlagen, erstickt, zerschmettert oder zerrissen. Doch die Hunderttausende von Kindern, die in dieses mörderische Räderwerk gerieten, endeten zumeist nach dem beschriebenen Schema. Grundsätzlich kam es in Chelмно und in den Vernichtungslagern der Operation Reinhard nicht vor, dass Kinder überlebten.

Ebenso wie in den polnischen Vernichtungslagern gab es in den ursprünglichen Konzentrationslagern in Deutschland kaum Kinder. Diese Lager waren das Kernstück, von dem aus sich ein ganzes Netz des Schreckens ausbreitete, eine Welt mit eigenen Regeln, einer eigenen Verwaltung und einem eigenen Apparat. Chelмно und die Lager der Operation Reinhard waren explizit errichtet worden, um Juden zu vernichten; die ursprünglichen deutschen Lager dagegen sollten jeglichen tatsächlichen, versuchten oder möglichen Widerstand gegen das nationalsozialistische Regime im Keim ersticken.¹⁵

Dieses System der Unterdrückung unter dem schliesslich überall im besetzten Europa Hunderte von Lagern entstanden (Stammlager und Nebenlager in der Nähe von Fabriken, Bergwerken, Steinbrüchen und anderen Unternehmen, die an Zwangsarbeit interessiert waren), ging von einem Kern von drei Lagern aus, die strategisch gut im Land verteilt lagen. Das süddeutsche Dachau wurde 1933 ausserhalb von München angelegt; das norddeutsche Sachsenhausen bei Berlin wurde 1936 errichtet; Buchenwald bei Weimar war von 1937 an für Mitteldeutschland zuständig. Zu dieser Dreiergruppe kamen in rascher Folge acht weitere Lager: Flossenbürg in der Oberpfalz (in der Nähe der tschechischen Grenze), Mauthausen (bei Linz) und Ravensbrück (bei Berlin, ein reines Frauen-Konzentrationslager) 1938; Stutthoff (bei Danzig) 1939; Neuengamme (bei Hamburg) und Gross-Rosen (in Schlesien) 1940, Natzweiler-Struthof (in Elsass-Lothringen) 1941 und schliesslich 1943 Dora (bei Nordhausen).

Diese Lager mit ihren Hunderten von Aussenstellen waren für politische Gegner und Kriminelle bestimmt. Mit der Zeit jedoch wichen die Deutschen aus pragmatischen Gründen von dieser ursprünglichen Aufteilung ab und richteten sie stattdessen nach dem Bedarf ihrer Rüstungsindustrie und ihrer Truppenaufstellung aus. Jüdische Kinder, die durch die Deportation nach Auschwitz oder Majdanek in das Netz der Konzentrationslager geraten waren und die erste Selektion überlebt hatten, wurden daher später manchmal in eines der genannten Lager überführt, um dort zu arbeiten. Als die Rote Armee weiter vordrang, evakuierten die Deutschen zudem die Lager im Osten und zwangen die Gefangenen zu Todesmärschen in die

Kernlager und ihre Nebenstellen oder nach Bergen-Belsen. Aber das geschah erst später im Krieg. Ursprünglich gab es keine oder fast keine jüdischen Kinder in den deutschen Konzentrationslagern, ebenso wie es in den Vernichtungslagern der Operation Reinhard im Prinzip keine überlebenden Kinder gab.

Auschwitz und Majdanek waren die Eingangstore in die Welt der Konzentrationslager, das beispiellose, entsetzliche und wahnsinnige «univers concentrationnaire», wie der französische Widerstandskämpfer David Rousset, der das deutsche Lagersystem überlebte, es nannte.¹⁶ Ausgestattet sowohl mit industrieartigen Tötungskapazitäten als auch mit Lagern, in denen Zwangsarbeiter lebten, waren Auschwitz und Majdanek Mischformen der Vernichtungslager der Operation Reinhard und der deutschen Lager im Reich. Auschwitz war ein Komplex aus verschiedenen Lagern: Auschwitz I mit den alten Militärbaracken, die noch die Österreicher errichtet hatten, diente als Hauptquartier für das gesamte Unternehmen. Auschwitz II / Birkenau bestand aus einem Vernichtungslager und einem Konzentrationslager für jüdische Gefangene. Auschwitz III in dem 8 km entfernten Dorf Monowitz war Sitz der Fabrik I.G. Farben Buna IV. Dort sollten synthetisches Gummi, synthetisches Öl und Ende 1944 verschiedenste Arten von synthetischen Materialien hergestellt werden. Ausserdem gab es noch Nebenlager für andere Firmen, darunter als bekannteste Krupp, die Hermann-Göring-Werke und Siemens-Schuckert. Aus Kindern, die durch die Tore von Auschwitz kamen und die Selektion überlebten, wurden in irgendeinem Teil des Komplexes erwachsene Zwangsarbeiter. In den Lagern geht es daher nicht mehr um eine Geschichte des Lebens jüdischer Kinder, sondern um die Geschichte der wenigen jüdischen Kinder, die wie Erwachsene arbeiteten. Kleine Kinder oder ein eigenes kindliches Leben gab es hier nicht. Es gab nur grössere Kinder und Jugendliche und ihre Verklavung. Und dennoch lebten diese jüdischen Jugendlichen, die durch die Selektion gekommen waren, bis sie an Krankheit oder Hunger starben, getötet oder befreit wurden. Die Geschichte ihres Lebens ist daher Teil einer Geschichte jüdischer Kinder im nationalsozialistisch besetzten Europa.

Die unendliche Grausamkeit und die entsetzlichen Schikanen in der Welt der Zwangsarbeitslager sind uns nur zu sehr bekannt. Wir, die wir den Vorteil haben, über diesen Themenbereich die Memoiren, Forschungen und Filme nahezu eines halben Jahrhunderts zu kennen, sind darauf vorbereitet, was die jungen Menschen erwartete; sie konnten das jedoch nicht sein. Wie bereits der Begriff «univers concentrationnaire» andeutet, hat die Welt der Konzentrationslager für uns einen mythischen Charakter angenommen. Dieser Begriff spiegelt die Vorstellung wider, dass die Arbeitslager keine bestimmten Orte des Elends waren, sondern zusammen ein Universum bildeten, das alles, was wir kannten und woran wir glaubten, von Grund auf in Frage stellte. Historiker, Theologen und Philosophen haben im Hinblick auf dieses Universum wichtige Diskussionen über das Wesen der westlichen modernen Zivilisation geführt. Doch für die Kinder, die durch diese Tore schritten,

war das Lager kein «Universum», sondern gelebte Erfahrung des Grauens. Es war keine Welt, die sie betrachteten, sondern eine Realität, die sie erlitten. Um zu verstehen, was das für die Kinder bedeutete, müssen wir ihnen in ihrem Alltag nachgehen und zuhören, was sie uns mit ihren eigenen Stimmen darüber berichten. Es ist ihre Geschichte – diese Geschichte, die in keiner Sprache vermittelt werden kann, wie Philosophen gesagt haben –, es sind ihre Erfahrungen und ihre persönlichen Erlebnisse, die hier im Mittelpunkt stehen. Für diese Kinder waren die Bahntransporte und Selektionen, die Schläge, der Hunger, das Zusammengepferchtsein, die grausamen Arbeitsbedingungen, die überhandnehmenden Krankheiten und der Tod betäubend und unvorstellbar, aber dennoch die Wirklichkeit ihres täglichen Lebens.

Der Transport an den «unbekannten Zielort», an den Kinder und ihre Familien gebracht wurden, war die Einführung in die Hölle, die sie erleben sollten. Wie schrecklich ihr Leben im Versteck, in Durchgangslagern oder Ghettos auch gewesen sein mochte, dies war ein neues Stadium des Elends. Die Züge waren bereits ein Vorgeschmack auf Auschwitz. Tagelang in Viehwaggons eingesperrt, die nur zwei kleine vergitterte Fenster und keine sanitären Anlagen hatten, kaum mit Essen oder Wasser versorgt, wurden jüdische Kinder und ihre Eltern zu den Toren von Auschwitz verschleppt. Sherry Weiss-Rosenfeld war gerade fünfzehn, als sie, ihre Tante und ihr Onkel, bei denen sie in Koloszvár gelebt hatte, im Mai 1944 aus den Ziegeleien am Stadtrand abgeholt wurden. «Wir wurden in die Wagen gestopft, bis wir fast durch die Wände brachen. Jeder stand da mit seinen Bündeln in der Hand, und die Polizisten drückten immer noch mehr Leute herein. Wir waren an die hundert in diesem Viehwaggon ... und das einzige Fenster war nur ein winziges Viereck.» Es war eine entsetzliche Fahrt. «Da waren wir, mit Kleidung und Gepäck, kein Essen, keine Waschgelegenheit, keine Toiletten ... Ich erinnere mich an ein einziges Mal, als wir Wasser bekamen, das war während eines Platzregens. Die Schiebetüren des Waggons schlossen nicht ganz, deshalb drang Wasser ein, und wir jubelten alle.» Sherry erinnert sich nicht, etwas gegessen oder den Eimer benutzt zu haben, der als Toilette genügen musste. Für sie war die Fahrt ein Alptraum, den sie als «komaartigen Schlaf» erlebte. «Ich weiss noch, dass wir uns irgendwie hinsetzten, und ich schlief ein, wachte auf und schlief wieder ein.» Dass man ihnen befahl, an jedes Kleidungsstück einen gelben Stern mit ihrem Namen zu nähen, damit «man es beim Aussteigen wiederbekam», war ihre einzige andere deutliche Erinnerung. Im Rückblick war klar, dass es keinen Grund dafür gab, «es war nur eine weitere Form der Schikane», aber zum damaligen Zeitpunkt schien es sehr wichtig. «Also ein Chaos – und nicht einmal dieses Wort, meine ich, kann beschreiben, was in diesem Waggon los war. Stellen sie sich vor, hundert Leute, die ihr Gepäck durchwühlen, um ihre Kleider und Sachen mit dem Namen zu versehen. Wozu? Niemand hat irgend etwas zurückbekommen.»¹⁷

Alexander Ehrmann war weitaus wachsamer, als er und seine Familie aus dem Ghetto in Sátoraljaújhely abtransportiert wurden. Er beobachtete seine Umgebung im Waggon und ausserhalb äusserst genau. Wie alle anderen wussten auch die Ehrmanns nicht, wohin man sie brachte. Da sie die Gegend und die Bahnlinien kannten, verfolgten sie ängstlich die Namen der Bahnhöfe, um den Zielort zu erraten. Als der Zug immer weiter nach Norden fuhr, begriffen sie, dass es auf die Grenze zuing. «Sie transportierten uns nach Polen, und wir dachten, wir würden vielleicht in eine polnische Fabrik gebracht.»¹⁸ Alexander war etwa einen Monat zuvor achtzehn geworden, und er registrierte genau, wer noch mit ihm eingesperrt war. Zwei hübsche Mädchen waren da, mit denen er sich gern unterhielt, und sein tiefreligiöser Vater, den er sehr liebte. Dieser Konflikt wurde durch die ganze Situation noch verschärft.

«Es gab keine sanitären Anlagen in diesem Zug. Zwei kleine Fenster mit Eisengittern waren da. Die Tür war verschlossen ...

Ich sass neben meinem Vater. Rechts von mir sassn zwei Mädchen, die ich kannte; ich kannte ihre Eltern. Der Vater war nicht dabei, weil er beim Militär war, aber ihre Mutter war dabei. Ich kannte sie von meiner Schulzeit in Sátoraljaújhely her. Mein Bruder, meine Mutter und meine beiden Schwestern sassn gegenüber (einen Durchgang gab es nicht), und neben ihnen war noch eine Frau, eine alte Jungfer, die ich auch kannte. Sie war eine von diesen Intellektuellen, die zum Beispiel ein Kleid mit einem gestickten Drachen auf dem Rücken anziehen würde. ‚Kann ich ans Fenster?‘ fragte sie. ‚Ich würde gern die Landschaft geniessen‘. Ich sah sie an und dachte: eine typische ungarische Jüdin. Wir wissen nicht, wo wir hinfahren, und auf jeden Fall wird es Tsores [Ärger] geben, und sie will die Aussicht geniessen.

Schliesslich wurde es dunkel. Ich merke, dass ich aufs Klo muss, was sollen wir tun? Jemand bringt einen leeren Topf zum Vorschein. Ein Mantel wird aufgehängt, der zeitweilig als Vorhang dienen sollte. Wir hatten auch einen Topf. Rasch hängten wir Mäntel auf. Es dauert nicht lange, bis an mehreren Stellen im Waggon Vorhänge gebastelt, Töpfe hervorgeholt und benutzt werden.

Neben mir sassn diese beiden Mädchen in meinem Alter. Ich versuchte, mich heiter mit ihnen zu unterhalten. Vielleicht drei Schritte entfernt von mir war dieses ‚stille Örtchen‘. Es war ständig besetzt. Dann sah ich meinen Vater an. Er betete. Und ich fragte mich: ‚Wo fahren wir hin? Was wird passieren? Wie wichtig ist es, sich an die Religion zu klammern? Ja, es ist wichtig‘. Mein Vater sah mich an, und ich fing ebenfalls an zu beten. Ich wollte ihm eine Freude machen. Also fing ich an zu beten, und ich fragte mich: ‚Was denkt Vater wohl?‘ Da wurden wir weiss Gott wohin gebracht, vielleicht gingen wir in den Tod, und ich redete über Mädchen, mit Mädchen. Als nächstes dachte ich: Aber ich tue doch nichts Schlimmes, es ist doch nur eine Unterhaltung. Aber vielleicht sollte ich stattdessen mit

meinem Vater reden und lernen oder beten, anstatt mich mit Mädchen zu unterhalten.»¹⁹

Ein derartiges Dilemma erfuhren junge Menschen aller Nationen und beider Geschlechter. Frieda Menco-Brommet hatte im Durchgangslager Westerbork ihren neunzehnten Geburtstag gefeiert, ein paar Wochen bevor sie und ihre Eltern abgeholt wurden. Sie kamen in den letzten Transport aus den Niederlanden. Im selben Waggon wie Frieda war ein Mann, den sie in Westerbork kennengelernt hatte. «Ein Mann (ich glaube, er war vierzig, und ich hielt ihn für so alt wie Methusalem) war total verrückt nach mir und machte den ganzen Tag lang Zeichnungen von mir ... Also, wir sassen in diesem Waggon. Und meine Eltern sassen beieinander. Ich war auch in diesem Waggon. Ich sass mit diesem Mann zusammen. Drei Tage und drei Nächte sassen wir so, und ich glaube, es hat zwanzig Jahre gedauert, bis ich das Schuldgefühl losbekam, dass ich nicht neben meinem Vater gesessen hatte.»²⁰ Ein solcher Konflikt war sicher unangenehm, aber für ältere und schwächere Menschen waren vor allem die Angst, die Anspannung und die physische Not einfach unerträglich. «Bei unserem Transport aus Debrecen waren etwa achtzig Leute in einem Waggon», erinnert sich der damals zwölf einhalb jährige András Garzó. «Viele Menschen starben oder verloren den Verstand. Ich weiss nicht mehr, wer es war, aber ich erinnere mich ganz deutlich, dass es geschah. Der Transport dauerte fünf Tage.»²¹

Diese Viehwaggons waren zwar ein Vorgeschmack auf das Elend in Auschwitz, bereiteten die Menschen aber keineswegs darauf vor, was sie erwartete. Nichts hätte den Jugendlichen und den Älteren eine Ahnung von dieser Hölle vermitteln können. Emilio Foa, geboren in Rivarolo in der italienischen Provinz Mantua, hatte vor seiner Ankunft in Auschwitz nicht einmal eine Ahnung davon, dass es einen solchen Ort gab. Der siebzehnjährige Emilio und sein vorzeitig ergrauter Vater wollten sich den Partisanengruppen in den Bergen um Parma anschliessen und hatten im Dezember 1943 erste Kontakte geknüpft. Einen Monat später wurden sie verhaftet und in einem jüdischen Altenheim in Mantua, das nun angeblich als Haftanstalt diente, eingesperrt. In Wahrheit war es ein Durchgangslager; etwa zwei Drittel der dort inhaftierten Juden wurden nach Auschwitz deportiert.²² Am 4. April kam ein Transport aus dem italienischen Hauptlager Fossoli di Carpi auf dem Weg nach Polen durch Mantua. Die Deutschen hängten noch einen Waggon an, und Emilio und sein Vater mussten einsteigen: «Sie brachten uns an einen unbekanntem Zielort.» Sechs Tage später, am 10. April, kamen sie in Auschwitz an. «Die Ankunft war ein Schock. Es war entsetzlich, aus den Waggons auszusteigen und die SS mit ihren entscherten Maschinenpistolen, die Schäferhunde und die Häftlinge in ihren gestreiften Kleidern und mit kahlgeschorenen Schädeln zu sehen. Es war ein furchtbarer, furchtbarer Schock.»²³

Anders als Emilio Foa hatte die vierzehnjährige Wienerin Helga Kinsky-Pollack Gerüchte über Auschwitz und die Judenvernichtung bereits gehört. Und während

Emilio drei Monate in Mantua eingesperrt war, wo ihm zwar «die Freiheit, aber sonst nichts fehlte»,²⁴ war Helga fast zwei Jahre lang in Theresienstadt gewesen. Trotzdem war sie eigentlich genauso unvorbereitet auf Auschwitz wie er. «Auschwitz war ganz und gar anders als Theresienstadt. Das war überhaupt kein Vergleich. Der Unterschied zwischen Auschwitz und Theresienstadt war viel, viel grösser als der Unterschied zwischen Theresienstadt und dem normalen Leben.»²⁵ Für Sherry Weiss-Rosenfeld war es ein krasser Übergang vom Alptraum der Bahnfahrt zu dem Schockerlebnis, eine bisher unvorstellbare, grauenhafte Szenerie zu sehen. «Man befahl uns auszusteigen. Meine Tante sagte, ich solle die Dose mit den Fladen mitnehmen. Ich nahm die Dose unter den Arm, und als wir auf die Rampe hinaustraten (es war spätabends), sahen wir diese brennenden Schornsteine. Es war ein entsetzlicher Anblick. Es war schaurig, weil wir den Rauch und die Flammen sahen, es war wie ein Horrorbild. ‚Raus, raus, raus!‘ brüllten die Deutschen und stiessen uns aus dem Waggon.»²⁶

Wenn die neuangekommenen Juden aus den Zügen stiegen und diese Horrorszene betraten, stürmten verschiedenste Eindrücke auf alle Sinne und Gefühle ein. Nicht nur, was sie sahen, betäubte sie. Sehen, Hören, Riechen, Schmecken und Tasten – alles wurde von diesem ersten Augenblick an in Mitleidenschaft gezogen. «Wir kamen um ein Uhr morgens auf einem Gelände an, wo Lichter und Flutlichter brannten und wo es entsetzlich stank», erinnert sich Alexander Ehrmann. Sie waren halb verhungert und verdurstet. «Wir sahen Flammen, hohe Schloten. Wir wollten immer noch nicht wahrhaben, dass dies Auschwitz war. Lieber wollten wir denken, wir wüssten es nicht, als die Tatsache anzuerkennen, dass wir hier waren. Der Zug blieb stehen. Von draussen hörte man allen möglichen Lärm, eine Sprache und Befehle, die wir nicht verstanden, und es stank. Es war Deutsch, aber wir verstanden es nicht. Hunde bellten. Die Türen wurden aufgerissen, und wir sahen seltsam uniformierte Männer in gestreiften Anzügen. Sie fingen an, uns im Jiddisch der polnischen Juden anzuschreien: ‚Schnell! Raus!‘ Wir fingen an, sie zu fragen, wo wir seien. Sie antworteten nur: ‚Raus, raus, raus‘. Auch Wachtposten mit Hunden waren da, und sie schrien uns ebenfalls an, während sie uns schlugen und aus dem Waggon stiessen.»²⁷

Es war eine andere Welt, eine neue Dimension; auf unbekannte und ungeahnte Weise war hier das nackte Grauen Wirklichkeit geworden. «Und trotzdem», sagt Emilio Foà, «hätte ich mir nie vorstellen können, was als nächstes geschah.» Im Mittelpunkt dieser Szene stand der SS-Offizier und Arzt Josef Mengele, der «Todesengel», dessen Aufgabe es war, die Zahl der Lagerinsassen konstant zu halten. Er musste darauf achten, dass die Kapazitäten der Gaskammern und Krematorien ausgelastet (aber nicht überlastet) waren und dass ein gleichmässiger Bestand an Zwangsarbeitern gewährleistet war. Zudem durfte das Lager nicht so überfüllt werden, dass die Insassen die Schreckensherrschaft der Wachen hätten unterminieren können.²⁸ Mengele teilte die ankommenden Juden in zwei Reihen, erinnert



Deportation von Westerbork nach Auschwitz.

sich Emilio, «eine rechts und eine links. Wer in die eine Reihe kam, teilte das Schicksal derer, die sofort in die Gaskammern geschickt wurden. In der anderen Reihe standen die Häftlinge, die noch eine Weile arbeiten sollten, kürzer oder länger, je nachdem. Die Selektionskriterien waren ziemlich oberflächlich: Fast alle jungen Leute kamen in die eine Reihe, die älteren oder zumindest die, die älter aussahen, weil sie grauhaarig waren (wie mein Vater, der schon sehr jung grau wurde, mit fünfundvierzig), kamen in die andere.»²⁹ Magda Somogyi kam zusammen mit ihren Eltern, ihren beiden Brüdern, ihrer Schwester und ihren Grosseltern aus ihrer kleinen ungarischen Heimatstadt in Auschwitz an. Sie sah, dass nicht nur Alter, sondern auch zu grosse Jugend als Todesurteil genügte. «Wir waren zusammen, die ganze Familie, aber am ersten Tag in Auschwitz wurden wir selektiert. Meine Eltern, meine Grossmutter, mein Grossvater und mein kleiner Bruder wurden alle von Mengele selektiert und ins Krematorium geschickt. Gleich in der ersten Stunde.»³⁰

Alle kleinen Kinder (und ihre Mütter) wurden nach links geschickt, auch Kinder zwischen zehn und zwölf. Andrés Garzó war mit seinen zwölfteinhalb Jahren eine

Ausnahme, er kam auch nur sehr knapp durch die Selektion:

«Als wir aus den Waggons stiegen, befahl man uns, eine Schlange zu bilden. Wir standen hintereinander, Männer und Frauen getrennt. Die Schlange bewegte sich vorwärts, und ganz vorn stand Mengele und musterte uns (ich habe ihn später noch gesehen, deswegen weiss ich, dass er es war). Er war ein sehr gutaussehender Mann und kräftig. Ein hübscher Mann. Er stand da, die Arme in die Hüften gestützt, und deutete mit dem Daumen nach links oder nach rechts. Nur mit dem Daumen. Wir durften nicht näher als 8 oder 10 m an ihn herankommen ...

Wir wurden geschlagen und getreten, damit die Schlange in Bewegung blieb. Mein Vater war vor mir, und er sprach nicht besonders gut Deutsch. Ich erinnere mich nicht, oder ich weiss nicht, wie er es fertigbrachte, Mengele zu sagen, dass ich sein Sohn war, und ihn zu bitten, dass ich mit ihm gehen dürfte. Vielleicht sagte er, ich sei eine Waise, ich hätte keine Mutter. Ich weiss es nicht. Mengele bedeutete mir, dass ich zu meinem Vater gehen sollte.

Das alles spielte sich auf dem Bahnhof ab, wo die Züge auf einer Rampe hielten; ein Rangiergleis. Es waren keine Personenzüge, sondern Viehwaggons. Nach der Ankunft wurde der lange, lange Zug, in dem man uns nach Auschwitz/Birkenau gebracht hatte, geteilt. Zwischen den beiden Teilen entstand so ein Gang. Wenn Mengele nach rechts deutete, gingen wir durch diesen schmalen Gang. Dort war die Strasse, und ein SS-Mann in voller Uniform stand da. Er hatte ein sehr ansehnliches Gesicht und lachte.

Zu diesem Zeitpunkt waren wir in Fünferreihen aufgestellt. Ich stand in der Mitte unserer Reihe, nicht aussen. Ich war der einzige in kurzen Hosen. Ich war nicht gross. Aber ich habe immer stark und robust ausgesehen.

Der SS-Mann bemerkte mich. Er entdeckte mich in der Mitte, und ich glaube, er nahm an, dass ich mich heimlich in die Reihe geschlichen hätte. Er befahl uns stehenzubleiben und ging zu Mengele.

Ich weiss nicht genau, was weiter geschah. Ich nehme an, er fragte Mengele, warum dieses Kind (ich) mit in der Reihe stand. Wir spürten, was los war, aber wir konnten nichts sehen, weil der Zug Mengele verdeckte und wir sowieso nach vorn schauen mussten.

Aber wir spürten, dass es so sein müsste. Der SS-Offizier hatte keine der Reihen vor uns angehalten. Nur unsere Reihe hielt er an, und er sah mich an. Dann ging er zu Mengele und kam wieder zurück. Wir durften weitergehen.»³¹

Hatten Jugendliche und Erwachsene fürs erste Mengeles Erlaubnis weiterzuleben, folgten verschiedene Übergangsriten, durch die sie zu Häftlingen gemacht wurden. Es war tatsächlich eine Art «Zeremonie», berichtet die Deutsche Ellen Levi, die mit sechzehn Jahren von Westerbork nach Bergen-Belsen, von dort nach Theresienstadt und dann nach Auschwitz gebracht wurde.³² Damit wollte man die Individualität und Persönlichkeit der Menschen auslöschen und sie in Träger von Nummern verwandeln. Eine neue Art der Taufe wurde in Auschwitz/Birkenau

praktiziert, und was in der Kirche ein Sakrament des Heils ist, wurde im Lager zu einem Ritual des Untergangs. 2'000 Jahre lang hatte die Christenheit versucht, die Juden in ihr «Reich des Lebens» zu locken. Ihre selbsternannten Nachfolger nun schickten sie mit ihrer Zwangstaufe in das Reich des Todes. Nackt und bloss, das Haar geschoren, waren die Neulinge wieder zu Kleinkindern degradiert, die mit Wasser übergossen wurden (die Duschen), einen neuen Namen (die Nummern) und neue Kleider (schlechtsitzende Lumpen) bekamen. Es war wirklich eine neue Welt, in die man diese jüdischen Kinder verschleppt hatte. Hanna Kent-Sztarkman war vierzehn, als sie, ihre Mutter und ihr Bruder im Sommer 1944 nach Auschwitz kamen. Alle drei passierten die Selektion, und Hanna und ihre Mutter blieben zusammen. «Wir bekamen den Befehl, uns auszuziehen, alles, was wir hatten, liegenzulassen und uns auszuziehen.» Sie kamen unter die Dusche. «Dann wurde uns das Haar geschoren. Wir sahen uns an und erkannten niemanden mehr. Man warf uns Häftlingskleidung hin, keine Unterwäsche, nichts, nur diese Häftlingskleidung und Schuhe. Dann wurden wir tätowiert [mit unserer Erkennungsnummer].»³³

Männer wurden derselben Prozedur unterzogen. Alexander Ehrmann und sein sechzehnjähriger Bruder wurden von ihren Eltern, ihrer älteren Schwester und deren zweijährigem Sohn getrennt, als sie Mengele gegenüberstanden. Die beiden Jungen wurden nach rechts gewinkt, das ältere Paar, der Zweijährige und seine fünfundzwanzigjährige Mutter nach links. «Schnell! Und da waren die Wachtposten und die Hunde, und wir mussten weiter, das war das letzte Mal, dass wir unsere Eltern, unsere Schwester und unseren Neffen gesehen haben.» Sie schleppten sich weiter, ständig angetrieben, damit sie schneller liefen. «Wir gingen am Stacheldrahtzaun entlang, und hinter dem Zaun waren Schotter und Aste aufgeschichtet, Kiefernäste und Geröll, und alles brannte langsam vor sich hin. Wir gingen vorbei, und wieder schrien die Wachtposten: ‚Lauf! Lauf!‘ Ich hörte ein Baby schreien. Irgendwo weiter weg schrie das Baby, und ich konnte nicht stehenbleiben und schauen. Wir gingen weiter, und es stank, ein entsetzlicher Gestank. Ich wusste, dass sich in dem Feuer manchmal etwas regte, dass Babys in diesem Feuer waren. Und wir mussten immer weitergehen.» Sie kamen zur Aufnahmebaracke. «Zieht eure Kleider aus’. Wir wurden rasiert und mit einer Flüssigkeit desinfiziert.» Dann sagte man ihnen, dass sie duschen müssten. «Wir fragten uns, ob es wirklich ein Bad sein würde oder die berühmte Dusche, von der wir gehört hatten, eine Gasdusche? Wir kamen aus dem Bad, zogen unsere Schuhe an und marschierten ins Lager ... Und man sagte uns: ‚Vergesst eure Namen. Von jetzt an seid ihr nur noch diese Nummer. Merkt euch das. Euer Name ist unwichtig’.»³⁴

Diese beispiellosen Angriffe auf Körper und Seele führten zu einer tiefgreifenden Verzweiflung, auf die hin sich die seelische Betäubung einstellte; der Horizont der Häftlinge reduzierte sich allein auf die Gegenwart, ohne irgendeine Zukunft.

irgendeine Zukunft. In diesem Kontext muss man das Wort «Überleben» verstehen, wie die damaligen Kinder es gebrauchten. «Überleben» bedeutete keine langfristige Strategie mit dem Ziel, das nationalsozialistische Regime zu überstehen, sondern eher die mehr oder weniger angedeutete Formulierung einer Reihe elementarer Regeln, die ihnen halfen, den täglichen Gefahren auszuweichen. In der Welt von Auschwitz hiess «überleben», jede Stunde zu überstehen, es hiess nicht, dass man einen Plan bis zum Kriegsende hatte. Erniedrigung, Verzweiflung und als Folge davon eine eigentümliche Fixierung auf das Alltägliche waren die fast allgemeine Reaktion. Es spielte keine Rolle, ob das Kind ein kleiner Junge wie András Garzó oder ein schon fast erwachsenes Mädchen wie Frieda Menco-Brommet war, ob es aus einer strenggläubigen Familie kam wie Magda Somogyi und Alexander Ehrmann oder aus einem assimilierten, kaum religiösen Elternhaus wie Emilio Foà oder Helga Kinsky-Pollack. Auch frühere Erfahrungen oder das Herkunftsland änderten nichts an der Verhaltensweise. Kinder und Jugendliche, die untergetaucht, in Durchgangslagern oder Ghettos gewesen waren und aus jedem Winkel des besetzten Europas stammten, waren gleichermassen betroffen. Kurz, alle Unterschiede in Bildung, Gesellschaftsklasse, Alter, Geschlecht, Religiosität, Nationalität und individueller Vorkriegsgeschichte waren irrelevant. «Ich war teilnahmslos und verwirrt», erinnert sich Sherry Weiss-Rosenfeld. «Das Gefühl ist irgendwie unbeschreiblich; es war ein Gefühl der totalen Verzweiflung. Nie in meinem Leben hatte ich dasselbe Gefühl gehabt ... Ich sah die ausweglose Lage, in der wir waren. Und ich sagte zu mir: ‚Selbst, wenn dir plötzlich Flügel wüchsen, könntest du hier nicht hinausfliegen – geschweige denn hinausgehen‘, Es war ein entsetzliches, entsetzliches Gefühl der Verzweiflung, das mich überkam. Ich fühlte mich vollkommen verloren und jenseits aller Hoffnung.»³⁵ «Ich hatte das Gefühl oder begriff irgendwie, dass an diesem Ort alles passieren konnte», berichtet András Garzó. «Ich wusste nicht, dass es stimmte, aber ich begriff, dass an diesem teuflischen Ort alles passieren konnte.»³⁶ Es war ein Ort mit eigenen Gesetzen, wo alle normalen gesellschaftlichen Schranken aufgehoben waren. «Als ich nach Auschwitz kam, hatte ich das Gefühl, das sei das Ende», entsinnt sich Helga Kinsky-Pollack.³⁷ Emilio Foà bestätigt das. «Ich hatte das Gefühl, dass ich Auschwitz nie mehr verlassen würde. Ich spürte, dass ich an einem Ort gefangen war, von dem es kein Zurück gab. Es gab keine Hoffnung, nur tiefste Verzweiflung.»³⁸ Mania Salinger-Tenenbaum kam nach Auschwitz, nachdem sie zwei Jahre lang im Arbeitslager Pionki bei Radom Zwangsarbeit für eine Pulverfabrik geleistet hatte. Sie war ein aussergewöhnlich fröhlicher Mensch, aber hier «verlor ich all meinen Optimismus». Auschwitz war anders. «Als mein Kopf kahlgeschoren war und ich die gestreifte Kleidung trug, als mein Arm tätowiert war und sie mir meine Kleider und Schuhe Wegnahmen, hatte ich einfach nicht mehr das Gefühl, am Leben zu sein. Ich drehte mich um und lief geradewegs auf den elektrisch geladenen Zaun zu. Ich meinte, dass ich ja sowieso sterben müsse.

Ich war so erniedrigt. Ich fühlte mich nicht mehr als menschliches Wesen. Meine Schwester sah mich. Sie fing an zu schreien, und ein paar Leute rannten mir nach, hielten mich fest und schleppten mich zurück. Mein ganzer Optimismus, meine ganze Kraft waren weg. Ich vegetierte nur noch.»³⁹

Erniedrigt, verzweifelt und erstarrt, konzentrierten sich die Jugendlichen allein auf die unmittelbare Situation. «Wir haben uns in gewisser Weise entschieden, mein Bruder und ich; erstens: Wir beide würden immer zusammenbleiben», sagt Alexander Ehrmann. Doch es ging nicht um eine sorgfältig durchdachte und abgewogene Entscheidung, sondern um eine atavistische Reaktion auf die Umstände. «Zweitens: Wir kümmern uns nur ums Überleben, den nächsten Tag erleben, und so weiter, solange es geht. Einen Tag nach dem anderen überleben. Sich nicht in Gefahr begeben. Wenn man einen Wachtposten sieht, geht man ihm aus dem Weg, weil man nicht wissen kann, ob er einen erschießt oder schlägt. Man weiss nicht, wie lange man es aushalten wird. Halte dich von Kapos fern, denn Kapos schlagen ... Weich der Gefahr aus, begib dich einfach nicht in Gefahr.»⁴⁰

Auschwitz war das bekannteste, aber nicht das einzige Eingangstor in die Welt der Arbeitslager. Mania Salinger-Tenenbaum kam aus dem Ghetto in Radom auf einen Bauernhof im nahegelegenen Sola und von dort in die Pulverfabrik in Pi-onki. Schliesslich wurde auch sie nach Auschwitz verschleppt; aber nicht alle Kinder, die direkt in die Arbeitslager gesteckt wurden, kamen hierher. Jack Rubinfeld etwa wurde in dem galizischen Shtetl Bircza, westlich von Lwow (Lemberg) geboren. Da die Stadt von 1939 bis zum Rückzug der Sowjets 1941 von ihnen geschützt wurde, konnten Jack und die übrigen jüdischen Kinder im Dorf weiterhin zur Schule gehen und ihre Religion ausüben. Die Gemeinde war orthodox. Im ersten halben Jahr der deutschen Besatzung wurde Jacks Vater erschossen, und sein Sohn ging zu einem geheimen Minyan [Gebetsversammlung von mindestens zehn Leuten], um den Kaddisch [Totengebet] für ihn zu sprechen. Im Sommer 1942, als Jack dreizehn Jahre alt war, wurden die jüdischen Einwohner von Bircza evakuiert. Man vertrieb sie von Bircza nach Przemysl; ältere Menschen, darunter Jacks Mutter, wurden erschossen und am Strassenrand liegengelassen. Von Przemysl aus brachte man die Überlebenden nach Starachowice, wo sie auf die übrigen Juden der Region trafen, die man ebenfalls zusammengetrieben hatte. Sie wussten nicht, dass sie nach Belzec gebracht werden sollten.

Jack Rubinfeld kam aus einer achtköpfigen Familie. Seine Eltern waren umgebracht worden, vier der sechs Kinder waren verstreut. Nur er, eine ältere, verheiratete Schwester, deren Mann Bircza mit den Sowjets verlassen hatte, und ihr Baby waren zusammen in Starachowice. Als sie dort sassen und warteten, was mit ihnen geschehen würde, «sagte meine Schwester: ‚Schau mal, da drüben suchen sie sich Leute aus‘. Mein erster Gedanke war, vielleicht sollten diese Leute in der Nähe arbeiten, vielleicht könnte ich auch etwas tun und meiner Schwester helfen. Meine

Schwester meinte: ‚Vielleicht solltest du hingehen und bei ihnen bleiben‘. ... Sie wählten junge Leute aus, die gute Arbeiter zu sein schienen. Jack war nicht gross für sein Alter, aber er gesellte sich zu der ausgewählten Gruppe «und kniete mich neben sie. Kurz darauf bemerkte ich, dass einer meiner Schulfreunde auch kam und zu der Gruppe wollte, und sie [die Deutschen] haben ihm einfach den Schädel eingeschlagen. Einfach so. Ich wusste nicht, was ich tat, ich wusste nicht, dass ich etwas Unrechtes getan hatte. Und ich wusste nicht, dass sie Leute aussuchten, die in einer Flugzeugmotorenfabrik in Rzeszów arbeiten sollten ... Schliesslich übergaben sie uns einer Wachmannschaft aus dieser Fabrik, die extra gekommen waren, um uns abzuholen. Wir gingen also los, und so verschlug es mich in dieses Lager in Rzeszów.»⁴¹ Die Fabrik war das Flugzeugmotorenwerk Reichshof. Seine Schwester oder ihr Kind sah Jack nie wieder.

Wie Jack war auch Maria Ezner dreizehn Jahre alt, als sie aus dem Ghetto in Szolnok in Ungarn nach Strasshof in Österreich gebracht wurde. Auch sie kam direkt in ein Arbeitslager. Und beide hatten das Gefühl, in ein Lager geschickt zu werden, in dem es möglich war zu überleben. Anders als Jack war Maria aber nicht allein; sie war mit ihrer Mutter und ihrer kleineren Schwester zusammen. Als sie Szolnok verliessen, kannten sie ihr Ziel nicht, und die Reise liess nichts Gutes erwarten.

«In dem Waggon herrschte die Hölle. Auch tagsüber war es dunkel. Nachts war es wie in einer Falle. Leute, die den Toiletteneimer benutzten, mussten ihn mit der Hand zwischen den Beinen festhalten. Er wurde voll. Wir hatten Hunger, wir hatten nichts zu essen, und trotzdem wurde er voll. Wenn der Waggon wackelte, liefen die Exkremete heraus. Meine Mutter mit ihren zwei kleinen Mädchen musste ihn oft halten. Und auch alte Leute, die nicht mehr sehr kräftig waren.

Die Leute schrien sich gegenseitig an. Manche wurden verrückt, rissen sich die Haare aus und schrien. Es waren alte und kranke Leute. Einer schnarchte, einer stöhnte, ein anderer betete laut. ‚Beten Sie nicht so laut! Ihre Gebete interessieren mich nicht‘.

Zu den Fenstern kam etwas Luft herein, und es war ein Kampf, dort einen Platz zu bekommen. ‚Lassen Sie mich ans Fenster! Ich kriege keine Luft mehr!‘ Ich erinnere mich an hysterische Schreie. Irgend jemand sagte dann, wir sollten uns abwechseln, einer nach dem anderen sollte ans Fenster gehen und etwas Luft schnappen.

Wenn der Zug anhielt, fragte jeder: ‚Wo sind wir?‘ Und jeder wollte ans Fenster. Das dauerte drei Tage und drei Nächte.»⁴²

Die Ankunft war noch weniger verheissungsvoll als der Transport.

«Am dritten Tag kamen wir früh am Morgen im Lager an. Wir sahen Stacheldrahtzäune und Tore und deutsche Soldaten mit grossen deutschen Schäferhunden. Der Zug blieb stehen, und die Türen wurden aufgerissen. ‚Alles herunter! Alles herunter!‘ schrien sie. Wir sahen Frauen mit Peitschen, aber sie trugen Zivil, keine deutschen Uniformen. **Es waren Ukrainerinnen.**

„Alles herunter! Schneller! Schneller! Schneller!“ Und die Ukrainerinnen kamen mit ihren Peitschen und prügeln uns aus den Waggonen.

Wir mussten durch einen engen Durchgang in dem Stacheldrahtzaun. Wir waren 5'000 Leute, und es war furchtbar heiss. Es war der 29. oder 30. Juni. Wir wussten nicht, wo wir waren. Die Schlange bewegte sich langsam vorwärts, sehr langsam.

Gerüchte kamen auf. „Vielleicht wollen sie nur die ersten zweihundert oder (ich weiss nicht) 2'000 Leute, die arbeiten sollen, und die anderen werden umgebracht“. Die Menge drängte vorwärts. Leute wollten von hinten nach vorn. Dann wurde das Gegenteil getuschelt. „Wartet. Was ist mit den Leuten vorn passiert? Habt ihr jemanden herauskommen sehen? Wartet ab!“ Die Menge fiel wieder zurück. Wir hatten keine Informationen, wir hatten keine Ahnung, was los war, und wir waren in Panik.

Man sagte uns, dass wir uns nicht hinsetzen dürften, dass wir uns in Reihen aufstellen mussten. Aber ich konnte nicht mehr stehen, und meine Schwester auch nicht. Wir setzten uns auf den Boden, und meine Mutter sagte: „Das dürft ihr nicht!“⁴ Aber schliesslich sah sie ein, dass nichts zu machen war. Kinder sind nicht für solche Torturen abgerichtet; Kinder halten das nicht aus. „Habt ihr in dem Waggon nicht lange genug gegessen?“ schrie sie. Aber die Luft und die Hitze waren überwältigend. Wenn man lange genug im Waggon gegessen hatte, konnte man nicht mehr stehen.«⁴³

In Strasshof gab es keine Selektionen, und Maria Ezner, ihre Mutter und ihre Schwester blieben zusammen. Die Aufnahmezeremonie war eine abgemilderte Version der «Zwangstaufrituale» in Auschwitz. Sie wurden gezwungen, ihre Bündel liegenzulassen und sich nackt auszuziehen; unter den Achseln und um die Genitalien wurden sie mit einem lilafarbenen Desinfektionsmittel gegen Läuse bestrichen. Deutschsprachiges Personal in weissen Kitteln, das nicht unfreundlich war, mass und wog sie. Die Häftlinge wurden weder geschoren noch tätowiert, und als sie sich duschten, bekamen sie kleine Seifenstückchen, die zu ihrer Enttäuschung aber nicht schäumten. Schliesslich erlaubte man ihnen, wieder ihre Kleider und Schuhe anzuziehen. «Sie waren desinfiziert worden und rochen abscheulich, aber es waren unsere eigenen, und unsere Wintermäntel bekamen wir auch zurück.»⁴⁴ Sechs Tage später kamen die Ezners in ein Lager in Stadtlau (ein Bezirk in Wien), wo Maria und ihre Mutter in einer Eisen- und Stahlfabrik, dem Wagnerbüro, zu arbeiten begannen.

Jugendliche, die in das Netz der Zwangsarbeit gerieten, sei es durch die Selektion in Auschwitz/Birkenau oder den direkten Transport in ein Arbeitslager, verloren mit ihren Namen auch ihre Kindheit. Man raubte ihnen nicht nur ihre Bündel, ihre Kleider und ihr Haar, sondern auch ihre Jugend. Sobald sie zu den Reihen der Zwangsarbeiter gehörten, hatten sie keine andere Wahl, als sich zu verhalten wie erwachsene Arbeiter, als die man sie betrachtete.⁴⁵ Das galt nicht nur für die Rolle, die das Kind im Hinblick auf die Deutschen spielte, sondern auch im Verhältnis

zwischen Sohn und Vater oder Tochter und Mutter. Das System diktierte die Beziehungen. Die jungen Menschen waren nicht länger die Kinder ihrer Eltern, und der Versuch der Eltern, ihre Nachkommenschaft zu schützen, war gescheitert. András Garzó und den anderen, die nach rechts geschickt worden waren, wurde das deutlich demonstriert, wenn auch nicht direkt ausgesprochen.

«Als wir nackt waren, wurden die Kinder von den Erwachsenen getrennt. Neben mir waren andere Kinder, wobei die meisten ein bisschen älter waren (manche waren vielleicht auch jünger, vielleicht waren sie aber auch nur weniger robust). Ich weiss nicht mehr, ob sie sagten, Kinder bis zu achtzehn Jahren sollten sich auf eine Seite stellen, oder ob sie die Kinder einfach dem Aussehen nach von den Erwachsenen trennten. Der Befehl wurde von dem jüdischen Kommando ausgeführt, von den Häftlingen in diesen gestreiften Pyjamas. Überall standen Deutsche, aber die eigentliche Arbeit machte das jüdische Kommando.»

Nach dem Duschen, Haarschneiden und so weiter mussten die Kinder in ihren Block gehen, den sie mit deutschen Zigeunern teilten, die Erwachsenen kamen in einen anderen Block, etwa 10 m weiter. «Am ersten Abend kamen die Väter zu ihren Söhnen. Kontakte zwischen den beiden Baracken waren zwar verboten, aber unsere Lage war so grausam, dass unsere Väter kamen, um bei uns zu schlafen, um uns ein wenig zu beschützen. Der Blockälteste, einer der Zigeuner, kam mit deutschen Soldaten und schrie, dass alle aufstehen sollten. Unsere Väter mussten den Hintern entblößen und sich über die Heizrohre aus Ziegeln legen, die durch die Mitte der Baracke verlief. Sie wurden vom Blockältesten und seinen Vertretern, ungarischen Juden, geschlagen, damit sie nicht mehr wiederkämen. Und sie kamen auch nicht mehr wieder.»⁴⁶

Die Jugendlichen lernten sehr rasch, dass sie keine Kinder mehr waren, gleichgültig, ob sie allein, mit einem Geschwister oder, wie András, mit einem Erwachsenen zusammen waren. Jack Rubinfeld hatte gar keine Angehörigen bei sich, als er in die Flugzeugmotorenfabrik in Rzeszów kam. «Ich musste die Zähne zusammenbeißen und es ertragen, musste versuchen zu zeigen, dass ich zäh war, dass ich genauso war wie die Erwachsenen. Ich konnte es aushalten wie ein Erwachsener. Ich *war* ein Erwachsener.»⁴⁷ Magda Somogyi, Sherry Weiss-Rosenfeld und Hanna Kent-Sztarkman teilten diese Erfahrung, aber sie zeigten ihre neue Rolle auf andere Weise. Sie kümmerten sich um andere. Die sechzehnjährige Magda Somogyi kam nach der Selektion mit ihrer siebzehnjährigen Schwester nach Auschwitz/Birkenau. Da sie einander sehr ähnelten, hielt man sie für Zwillinge, und etwa einen Monat nach ihrer Ankunft schickte man sie in eine spezielle Baracke für Zwillinge, mit denen Mengele Versuche anstellte. Vor dieser Verlegung waren Magda und ihre Schwester mit einem Arbeitskommando beim Strassenbau gewesen, rein physisch gesehen, war die Zwillingenbaracke daher «der Beginn meines Jugendlebens in Auschwitz», wie sie es nannte. Emotional war es jedoch ein Schock, der sie schnell reif werden liess.

«Das Leben dort war vergleichsweise besser als in dem anderen Block. Aber für mich war es ein schreckliches Leben, weil ich wusste, was mit mir und den anderen Kindern geschehen würde. Ich kann nicht ausdrücken oder beschreiben, wie furchtbar diese Experimente waren. Ein Zwilling war schrecklich fett, der andere schrecklich mager. Einer war sehr traurig und niedergedrückt, der andere entsetzlich fröhlich und glücklich.

Das erste Wort, das kleine Kinder, die noch nicht sprechen konnten, lernten, war ‚Nachtwache‘. Nicht ‚Mama‘. Keines der kleinen Kinder kannte die Worte ‚Mama‘ oder ‚Papa‘; nur ‚Nachtwache‘. Wenn sie nämlich nachts zur Toilette mussten und nicht nach der Nachtwache rufen oder sagen konnten, ‚ich muss zur Toilette‘, dann war das ihr Todesurteil. Wenn sie ins Bett machten, schickte man sie ins Krematorium. Deshalb konnten einjährige oder eineinhalbjährige Kinder sagen: ‚Nachtwache, ich muss Pipi machen.‘⁴⁸

Magda Somogyi, ihre Schwester und die anderen älteren Mädchen fühlten sich für die Kleinen verantwortlich. Es ging nicht nur darum, ihnen beim Anziehen oder beim Essen zu helfen.

«Die kleinen Kinder im Block hatten kleine Eltern. So war ich eine kleine Mutter für Zwillinge, zwei Mädchen namens Evichka und Hanka. Sie waren Tschetchinnen. Meine Schwester war Hankas Mutter, ich Evichkas ... Das Leben war etwas besser, weil Evichka eine Mutter hatte und Hanka eine Mutter hatte. Wir waren zusammen und sprachen über unser Leben. Ich war neugierig und fragte die Zwillinge, wo sie herkamen und wie sie gelebt hatten und so weiter. Evichka erzählte mir, dass sie eine Mutter und einen Vater gehabt hatte, dass diese aber abtransportiert worden seien. Die Zwillinge waren vier Jahre alt.

Ich sagte zu ihr: ‚Ich werde deine Mutter sein.‘

Sie fragte: ‚Aber du bist erst sechzehn; macht das nichts?‘

Und ich antwortete: ‚Nein, es macht nichts, weil es wichtiger ist, dass wir zusammen sind und nicht allein. Du hast eine Mutter, und ich habe eine Tochter.‘

Bei meiner Schwester war es genauso. Sie hatte eine Tochter, und Hanka hatte eine Mutter. So lebten wir zusammen. Evichka weinte nachts oft. Ich sagte immer: ‚Wein nicht, Evichka. Ich bin ja bei dir; du bist nicht allein.‘

Eines Tages fragte sie mich: ‚Was passiert, wenn der Krieg aus ist?‘

Ich antwortete: ‚Ich weiss nicht genau, aber wir bleiben zusammen, ich verspreche es dir.‘

Aber wir konnten nicht zusammenbleiben, denn am 18. Januar wurde das ganze Lager evakuiert. Alle grösseren Kinder marschierten zu Fuss nach Deutschland, die kleinen Kinder blieben im Block. Meine Schwester und ich mussten gehen, und seither habe ich nichts mehr von Evichka und Hanka gehört.»⁴⁹

Sherry Weiss-Rosenfeld und Hanna Kent-Sztarkman übernahmen ebenfalls die Verantwortung für jemanden anders, nur war es hier ein älterer Mensch und ein

Familienangehöriger. Sherry war zusammen mit ihrer Tante nach Auschwitz/Birkenau gebracht worden, und beide kamen durch die Selektion. «Im Konzentrationslager wurde ich die Erwachsene, während meine Tante in meinen Augen die Jüngere war. Ich meinte, weil ich jünger war, wäre ich vielleicht stärker und könnte sie beschützen.»⁵⁰ Hanna erging es ähnlich. Als sie und ihre Mutter nach Auschwitz kamen, «ging es meiner Mutter immer schlechter». Sie hatten für die jüdischen Arbeiter in einem SS-Lager (SS-Truppenwirtschaftslager) in Radom gekocht, und die harten Jahre im Ghetto und dann im Lager hatten vor allem die ältere Frau arg mitgenommen. Kurz nach ihrer Ankunft in Birkenau bat Hanna die Blockälteste um die Erlaubnis, morgens den Kaffee zu holen, so dass sie ihn ihrer Mutter einschenken konnte, solange er noch heiss war. Sie hoffte, er würde ihr die Kraft geben, die langen Appelle durchzustehen. «Anstatt bis nach dem Appell auf den Kaffee zu warten, wenn er schon kalt war, bekamen die Leute, die den Kaffee holten, ihre Portion zuvor. Ich war entschlossen zu gehen, damit ich meiner Mutter etwas Warmes bringen konnte. Die Blockälteste erlaubte es mir. Das hiess zwar, dass ich morgens um vier aufstehen musste, aber ich hatte heissen Kaffee für meine Mutter.» Nach fünf Monaten wurden Hanna und ihre Mutter evakuiert. Zuerst wurden sie auf einen Fussmarsch geschickt, dann in Viehwaggons nach Bergen-Belsen transportiert. Dort wurde Frau Sztarkman – im Lagerleben ein normales Vorkommnis – in die Leistengegend getreten. «Das scheint der Grund dafür gewesen zu sein, dass es immer weiter bergab mit ihr ging. Ich weiss nicht, ob sie eine Entzündung bekam, aber ich weiss, dass sie sehr schwach war. Sie konnte beim Appell nicht mehr stehen ... So wurde sie zum Kind und ich zur Mutter. Das war Anfang 1945. Ich war fünfzehn.»⁵¹

Das Leben oder genauer die nackte Existenz in den Arbeitslagern war ständig gefährdet. Die anfängliche Selektion in Auschwitz war nur die erste der täglichen Gefahren und Bedrohungen, die die Häftlinge erdulden mussten. Wie Frau Sztarkman gingen die meisten schliesslich an den ständigen Misshandlungen zugrunde. In ihrer erschöpften, ausgemergelten Verfassung war der brutale Stiefeltritt des ukrainischen Wachtpostens zuviel für sie. Aber das Elend war allgegenwärtig, ihre gemeinsame Not hatte viele Gesichter. Hunger, Kälte, die Überfüllung, mangelnde sanitäre Einrichtungen und Hygiene, die Überanstrengung durch die Arbeit selbst – alles trug zum verheerenden körperlichen Verfall der Lagerinsassen bei. Viele der damals jungen Häftlinge sagten, der Mangel an Essen sei das grösste Problem gewesen, denn mit besserer Ernährung hätten sie die Arbeit und die Kälte besser ertragen und wären weniger krankheitsanfällig gewesen. Aber zu essen gab es nichts. «Das Essen, das sie uns [in Auschwitz] gegeben haben, war so, dass ich nur ein halbes Jahr lang Brot zwischen die Zähne bekam», erinnert sich Sherry Weiss-Rosenfeld. «Die Suppe bestand aus gekochtem Gras und Dreck. Ich weiss nicht, was das war ... Ich konnte mich nicht überwinden, das zu essen, ich konnte einfach nicht.»⁵² András Garzó, der die Suppe ass, sah mehr als sie. «Einmal fan-

den wir eine Maus darin ... ein andermal einen Pferdefuss, an dem noch das Hufeisen befestigt war.»⁵³ Wie Sherry Rosenfeld erzählt, gab es «Leute, die dafür gestorben wären und dafür getötet hätten, weil es wenigstens ein bisschen Nahrung war, die sie ein bisschen stärkte»⁵⁴, aber es hatte kaum Kalorien und noch weniger Nährwert.

Das Essen in den Arbeitslagern war zu Beginn geringfügig besser und reichlicher als in Auschwitz, aber im letzten Kriegsjahr, als es im Reich eine Flut an menschlichen Ressourcen in Form von Zwangsarbeitern, dafür aber immer weniger materielle Ressourcen wie Nahrungsmittel gab, wurde den Lagerinsassen noch weniger zugeteilt. Helga Kinsky-Pollack war nur vier Tage in Auschwitz, bevor sie in ein Nebenlager von Flossenbürg nach Oederan (bei Chemnitz) kam, wo sie in einer Munitionsfabrik arbeitete. «Anfangs wurden wir alle ganz gut ernährt, besser als in Theresienstadt [dort war sie zwei Jahre lang gewesen], weil sie dort eine richtige Köchin aus Oederan hatten. Sie dachte, ihre Aufgabe sei es, uns zu ernähren ... Aber bald wurde es natürlich immer weniger und weniger, weil sie in Deutschland nichts mehr zu essen hatten. Wir begannen abzunehmen ... Ich nahm sehr an Gewicht ab.»⁵⁵ Auch Ellen Levi war nur kurze Zeit in Auschwitz, bevor sie auf einen Transport nach Mauthausen bei Linz geschickt wurde. Sie kam in eine Fabrik in Lenzing, die Zellwolle herstellte. «Es war eine furchtbare Arbeit. Wir mussten uns über dieses Schwefeldioxid beugen, das ganz entsetzlich stinkt. Die anderen, die nichtjüdischen Häftlinge bekamen deshalb Milch, aber wir nicht.» Aber die Lagerinsassen erhielten nicht nur keine Milch, sondern auch kaum etwas zu essen. «Wir bekamen nur sehr wenig und sehr schlechtes Essen. Wir hatten furchtbaren Hunger; wirklich ganz schrecklich. Das war im Winter 1944/1945. Wir hatten die ganze Zeit Hunger.»⁵⁶

Helga und Ellen arbeiteten mit Materialien, die nicht essbar waren, daher hatten sie keine Gelegenheit, Nahrungsmittel zu stehlen. Als Andrés Garzó und sein Vater von Auschwitz nach Mühldorf, einer Aussenstelle von Dachau, kamen, wurde er zur Kartoffelschälgruppe eingeteilt. Er hatte also ständig rohe Kartoffeln in der Hand und auch Zugang zu Karotten. Ausserdem entwickelte der SS-Offizier, der für das Lebensmittellager zuständig war, eine Vorliebe für Andrés und sagte ihm, er solle jeden Tag kommen, um sich eine Extraration zu holen. «Das war so aussergewöhnlich, dass ich mich nicht traute, *jeden* Tag zu ihm zu gehen, aber von Zeit zu Zeit ging ich hin.» Trotzdem war das Lager 1945 «am Verhungern». «Ich war in einer besseren Lage, weil ich rohe Kartoffeln oder rohe Karotten essen und zu dem SS-Offizier gehen konnte, der mir ein Stück Brot mit Kunsthonig oder Marmelade gab»; trotzdem blieb auch Andrés nicht vor dem furchtbaren Hunger verschont, der das Lager quälte.⁵⁷

Auszehrung und Unterernährung verschlimmerten sich noch durch die Auswirkungen des Wetters, dem die Häftlinge ausgesetzt waren. Dürftig und armselig, wie sie gekleidet waren, hatten sie keinerlei Schutz gegen die extremen Tempera-

turen in Mitteleuropa. Viele Jugendliche arbeiteten stundenlang am Tag im Freien (beim Strassenbau, in Steinbrüchen, in Bau- oder Abrissbrigaden und so weiter). Und wie in den Durchgangslagern, allerdings weniger streng, mussten alle Häftlinge beim täglichen Ritual des Zählappells draussen stehen. «Als erstes», berichtet Hanna Kent-Sztarkman, «stand jeden Morgen der Zählappell auf dem Programm, der ein paar Stunden anhielt. Die SS-Leute gingen an uns vorbei und zählten uns.»⁵⁸ Diese Prozedur konnte endlos dauern. Wie András sagt, dauerte sie normalerweise «über eine Stunde, aber manchmal kamen sie nicht gleich auf die richtige Summe, und dann mussten wir so lange stehenbleiben, bis die Zahlen stimmten.»⁵⁹ In solchen Fällen wurden die Häftlinge gezwungen, bis zu acht Stunden ohne Unterlass aufrecht zu stehen. «Wenn wir beim Zählappell standen», schildert Sherry Weiss-Rosenfeld, «und sie sich verzählten, womöglich weil eine der Wachen betrunken war und nicht mehr richtig zählen konnte, oder wenn jemand krank war und deshalb nicht zum Appell erscheinen konnte, oder sogar gestorben war – was auch immer, bis sie die richtige Zahl hatten, mussten wir stehenbleiben. Einmal hat es acht Stunden gedauert. Zur Strafe mussten wir uns hinknien, weil sie so viel Arbeit hatten. Acht Stunden lang knien, weil sie eine Person nicht finden konnten. Schliesslich fanden sie eine Frau tot auf ihrer Pritsche.»⁶⁰

Die körperliche Anstrengung, so lange in einer Stellung ausharren zu müssen, war allein schon äusserst erschöpfend, aber das rauhe Wetter trug noch dazu bei, dass man diese Qual kaum überstehen konnte. Auch Frieda Menco-Brommet erinnert sich, dass sie «acht Stunden lang am Tag stehenbleiben» musste, aber am schlimmsten war für sie die bittere Kälte. «Es war sehr, sehr kalt. Zwanzig Grad unter Null. Es war im Oktober, und es war bereits sehr, sehr, sehr kalt.»⁶¹ Sherry führt an, dass es auch im Sommer kalt war, weil der Zählappell mitten in der Nacht begann. «Wir hatten ständig Zählappell. Um zwei Uhr morgens weckten sie uns zum Appell, und wir fröstelten in unseren dünnen Lumpen. Wenn dann die Sonne kam, wurde es so heiss, dass wir in Ohnmacht fielen.»⁶² Nicht nur die Kleidung, auch die Schuhe der Häftlinge boten kaum Schutz und passten vor allem nicht. Esther Geizhals-Zucker hatte man «Schuhe mit hohen Absätzen» zugeworfen, «und sie waren etwa drei Nummern zu gross. Ich konnte diese Schuhe nicht anziehen, weil wir schnell gehen mussten und ich in diesen Schuhen einfach nicht laufen konnte. Also ging ich barfuss. Ich weiss noch, dass meine Füsse eines Morgens am Boden festfroren.» Das war im September 1944, und «in Polen ist es im September schon sehr kalt, mit Nachtfrösten. Ich stand morgens in Auschwitz beim Appell ... und ich konnte nicht weitergehen, ich konnte einfach nicht. Meine Füsse klebten am Boden.»⁶³

Nicht nur durch die strenge Führung des Lagers (die körperlichen Misshandlungen, den Nahrungsmangel, die langen Appelle und die unzureichende Kleidung) litten die Gefangenen an Entkräftung, sondern die Struktur von Birkenau selbst stellte eine tägliche Gefahr für Leib und Leben dar.



Kleine Jungen in einem jugoslawischen Konzentrationslager, das von örtlichen Faschisten eingerichtet wurde.

Birkenau war in eine Reihe getrennter Lager aufgeteilt. Jedes dieser Lager war mit Stacheldrahtverhauern umgeben und bestand aus achtunddreissig Baracken oder Blocks. Diese Lager wurden nach den Buchstaben des Alphabets bezeichnet und hatten jeweils bestimmte Funktionen. Lager C etwa war das Frauenlager, D stand für die Männer, E für Zigeuner, F war das Lagerkrankenhaus.⁶⁴

Die Blocks der einzelnen Lager unterschieden sich im Baustil oder in den Lebensbedingungen kaum voneinander. Die meisten Baracken in Birkenau hatten keine Fenster; eine Luke unter der Dachtraufe war die einzige Licht- und Luftquelle. Entlang den Seitenwänden hatte man dreistöckige Kojen gebaut, in der Mitte des Blocks verlief eine Heizröhre aus Ziegeln, etwa 1 m hoch und mit je einem Ofen an beiden Enden. In den Schlafbaracken gab es weder Toiletten noch Wasserhähne.⁶⁵ András Garzó war im Lager E untergebracht; die Latrinen und Waschräume in diesem Lager waren typisch für die sanitären Einrichtungen in Birkenau. «Im Waschraum standen an den Längsseiten drei lange Tröge. Darüber war ein Rohr mit Löchern, aus diesen Löchern tropfte das Wasser. Die ganze Vorrichtung war mindestens 50 bis 80 m lang. Die Toiletten waren ähnlich aufgebaut:

drei Reihen Betonplattformen, wieder 50 bis 80 m lang, mit runden Löchern, auf denen wir sassen. Fünfhundert Leute auf einmal benützten diese Anlagen.» Die Latrinen und Waschbaracken wurden streng kontrolliert. «Gegen sechs Uhr morgens wurden wir geweckt. Wir mussten uns in einer Reihe aufstellen, immer fünf Personen nebeneinander, und so marschierten wir zu den Wasch- und Toilettenbaracken. Man sagte uns, wie lange wir brauchen dürften; ich weiss nicht mehr, wie lange es war, aber viel Zeit hatten wir nicht. Beim Hineingehen und beim Hinausgehen wurden wir gezählt, so dass niemand in der Baracke bleiben konnte.»⁶⁶

Viele Jugendliche erinnern sich sehr genau an den Aufbau der Baracken in Birkenau. «Sie machten einen so tiefen Eindruck auf uns, dass sie uns im Gedächtnis bleiben. Man erinnert sich an diese Einzelheiten. Der Unterschied zwischen diesem Leben und meinem früheren Leben war wie der zwischen Himmel und Hölle», sagt András.⁶⁷ Ebenso klar und präzise erinnern sie sich an die Überbevölkerung im Lager. Die Baracken in Birkenau waren so überfüllt, dass die Häftlinge Wange an Wange schliessen. Wenn sich jemand nachts umdrehte, mussten sich auch die anderen in der Koje bewegen. Es waren so viele Menschen in einem Block zusammengepfercht (in der Regel 4'000 bis 5'000, doppelt so viel, als ursprünglich gedacht), dass man buchstäblich gezwungen war, über die Mithäftlinge zu steigen, wenn man nachts zum Toiletteneimer musste. Für Sherry Rosenfeld und viele andere waren die Baracken «einfach die Hölle». Hunderte von Leuten waren auf engstem Raum zusammengedrängt; die materiellen Bedürfnisse waren gross, befriedigen konnte man sie kaum.

«Eines Abends beschloss ich, mein Brot aufzubewahren und es zusammen mit meiner Ration am nächsten Morgen zu essen, damit ich einmal das Gefühl hatte, ein wenig satt zu sein. Aber es war die Hölle in den Baracken, weil jemand mein Brot gestohlen hat. Es war die Hölle, weil jemand mir meine Decke gestohlen hat... Es war die Hölle, weil jede Nacht Schreie laut wurden, Alpträume, Leute, die aufwachten und nach ihren Kindern schrien. Und Selbstvorwürfe: ‚Warum bin ich nicht mit meinem Kind gegangen? Warum bin ich nicht mit meiner Mutter gegangen? Warum habe ich mir mein Kind wegnehmen lassen!‘ Die Nächte waren qualvoll, und die Tage waren qualvoll.»⁶⁸

Die Baracken und sanitären Einrichtungen in den Arbeitslagern waren anfänglich erträglicher als in Birkenau. In den Baracken des Flugzeugmotorenwerks Reichshof in Rzeszów bekamen die Zwangsarbeiter Kleider (geraubt von den Juden im Ghetto Rzeszów), die von jüdischen Frauen im Lager gewaschen wurden, und die Arbeiter konnten sich jeden Tag kalt duschen. «Es war kalt», berichtet Jack Rubinfeld, «und im Winter gab es Frost, wenn wir duschen gingen, aber wir hatten jeden Tag eine Dusche ... Wir hatten keine Läuse.» Im Gegensatz zu Birkenau war Überleben in diesem Lager möglich. «Niemand verhungerte dort. Wir bekamen Suppen, so etwas Ähnliches zumindest, und Brot. Es reichte zum Überleben. Es war nicht gut, aber es reichte zum Leben.»⁶⁹ Ähnliche Erfahrungen

machte Alexander Ehrmann in einem Arbeitslager in Warschau. Zusammen mit anderen musste er Häuser im aufgelösten Ghetto abreißen und wiederverwendbare Teile wie Ziegel, Rohre und Balken beiseite räumen. «Das Essen war relativ gut ... Aber vor allem waren die sanitären Anlagen in Warschau ganz in Ordnung ... Ich erinnere mich noch gut an die Waschbaracken. Wir hatten Duschhähne aus Kunstmarmor, offene Duschen in einem Kreis, wie ein Springbrunnen. Es gab immer Wasser, und wir konnten hingehen und uns den ganzen Oberkörper waschen. Man ermunterte uns, dass wir uns jeden Morgen und jeden Abend und sogar mittags wuschen, wenn wir Zeit hatten... Die Latrinen waren auch gekachelte. Die Baracken waren durchaus sauber. Die Pritschen waren neu. Wir hatten Stroh. Läuse gab es überhaupt nicht.»⁷⁰

Das Essen und die sanitären Einrichtungen mochten in den Arbeitslagern zu Beginn «ausreichend zum Überleben» gewesen sein, doch das Problem war, dass man den Insassen, wie etwa bei den Arbeitskommandos in Auschwitz, Schwerarbeit abverlangte. Das erforderte oft mehr Kraft und Konzentration, als die unterernährten Häftlinge leisten konnten, manchmal war auch die Arbeit an sich schon gefährlich. Magda Somogyi etwa fand die Arbeit beim Strassenbau in Birkenau extrem aufreibend. «Wir bauten Strassen. Wir trugen schwere Steine von den Bergen zur Strasse. Wir waren ständig hungrig und durstig ... Einmal liess ich einen grossen Stein fallen, weil er so schwer war. Ich konnte ihn nicht tragen, und er fiel herunter. Der SS-Offizier schlug mich mit einer Peitsche. Von da an bekam ich immer Peitschenhiebe, bevor ich zu arbeiten anfang. Und er sagte: ‚Du wirst schon noch lernen, dass du keine Steine mehr fallen lässt, verstanden!‘ Er hatte recht; ich liess keinen Stein mehr fallen. Ich konnte sie tragen.»⁷¹ «Man wählte mich für eine schwere Arbeit aus», erzählt Emilio Foà, «ich musste am Ausgang von Auschwitz Waggons mit Kriegsmaterial ausladen ... Ich arbeitete mehrere Monate dort, und obwohl es wirklich schwere Arbeit war, kam ich durch zwei weitere Selektionen, man hielt mich immer noch für arbeitsfähig ... Natürlich litt ich an Unterernährung und Vitaminmangel und so weiter, überall hatte ich Geschwüre und Ekzeme, obwohl mein Körper selbst gesund war; weil ich jung war, hatte ich trotzdem genug Widerstandskraft.»⁷²

Maria Ezner arbeitete in den Wagnerwerken in Wien an einer Drehbank und mit einer Bohrmaschine, eine Arbeit, die sie zuerst interessant fand. Nach einigen Monaten taten jedoch Unterernährung und Erschöpfung das Ihre. «Am Ende war ich sehr schwach. Ich wollte nur noch schlafen ... Und meine Mutter flüsterte: ‚Nicht einschlafen! Nicht einschlafen!‘ Aber ich konnte nicht anders. Mit dreizehn Jahren braucht man mehr Vitamine und mehr zu essen.» Maria riskierte nicht nur, entdeckt zu werden. «Ich existierte einfach nur und schlief den Tag über. Ich arbeitete an einer Drehbank, und einmal, ich glaube, ich war eingeschlafen, hatte ich einen Unfall. Meine Kleider waren zerrissen – aber mein Arm nicht. Aber meine arme

Mutter war ausser sich, weil sie wusste, dass ich an der Maschine eingeschlafen war, und weil sie nichts tun konnte, um mir zu helfen.»⁷³

Alexander Ehrmanns Erfahrungen in den verschiedenen Arbeitslagern, in die er geschickt wurde, waren typisch für die der meisten Jugendlichen, die Zwangsarbeit leisteten, bis sie schliesslich zu schwach waren, um durch die Selektionen zu kommen oder die überhandnehmenden Krankheiten und Infektionen zu überleben. Seine Geschichte zeigt deutlich, wie der Gesundheitszustand aufgrund der strapaziösen Arbeit und der katastrophalen Lagerbedingungen im letzten Kriegsjahr immer schlechter wurde. Alexander und sein Bruder arbeiteten etwa vier Monate lang bei den Abrisskommandos in Warschau, bis die Sowjets so nahe waren, dass die Deutschen das Lager evakuieren mussten. Ende Juli 1944, kurz vor Beginn des Warschauer Aufstands (am 1. August), trieb man die Zwangsarbeiter zu einem Gewaltmarsch und steckte sie später in einen Zug nach Dachau. Von dort aus ging es in das Nebenlager Mühldorf, wo Alexanders Bruder zum Kartoffelschälkommando kam (Andras Garzó traf einen Monat später ein). Alexander wurde für die Hauptarbeit des Lagers ausgewählt: Die Häftlinge sollten eine unterirdische Flugzeugfabrik bauen.

«Hauptsächlich mussten wir Zement mischen ... Alles andere waren Nebenarbeiten ... Ich sagte ihnen, dass ich Elektriker sei, und hoffte, zu den Elektroarbeiten abgestellt zu werden ... Aber [nach ein paar Tagen] packte man mich und holte mich zum Zementmischen ... Wir hatten schon herausgefunden, dass die Leute bei diesem Kommando umfielen wie die Fliegen; der Zement schlug sich auf die Lunge. Ob sie Tuberkulose bekamen oder ob es nur die gleiche Wirkung hatte, auf jeden Fall fingen ihre Nasen an zu laufen, ihre Füsse wurden brandig, sie waren infiziert. Manche Leute fielen buchstäblich mit ihrem Zementsack tot vom Steg. Es gab einen eigenen Totenkarren, mit dem die Leute, die bei der Arbeit gestorben waren, abtransportiert wurden ...

Es wurde Herbst, und nun wurde auch das Wetter zu einem bestimmenden Faktor ... Als wir in das Lager kamen, war das Essen relativ gut. Es war nicht reichlich, aber gerade genug zum Leben. Probleme hatten wir mit dem Wasser, es war nicht einwandfrei. Und Läuse, wir hatten *haufenweise* Läuse ... Es trat auch schon Typhus auf ...

In der Waschbaracke verlief ein Rohr über einem Holztrog. Wasser tropfte heraus, und man konnte sich damit waschen. Aber den ganzen Tag lang setzte sich Zementstaub auf unseren Körpern fest, und wir hatten keine Seife oder Waschlappen oder so. Wie sollten wir das Zeug herunterbekommen?

Es gab eine Latrinenbaracke, aber es war eine offene Latrine. Wir machten sie nie sauber. Die Exkreme häuften sich einfach an. Viele Leute waren krank und ihr Kot infiziert, und das Latrinensystem verbreitete die Ansteckung noch weiter...

Regelmässig alle zwei Wochen, manchmal auch jede Woche gingen die Leute ins Krankenrevier. Typisch für viele waren Geschwüre an Beinen und Armen...

Sie begannen zu eitern, und man konnte nichts dagegen tun. Es eiterte und war ansteckend. Bald waren sie ein hoffnungsloser Fall.»⁷⁴

Wo immer die Jugendlichen waren, in Auschwitz/Birkenau oder in den Arbeitslagern –, es war nur eine Frage der Zeit, bis ihr vorläufiger Aufschub vor dem Tod abgelaufen war. Dass jemand verhungerte, an einer Krankheit (vor allem an Typhus und Ruhr) oder einer Verletzung (entweder absichtlich zugefügt oder durch einen Unfall erlitten) starb, war niemals ungewöhnlich, aber mit der Zeit wurde es immer mehr zur Regel. In Auschwitz, wo Mengele und seine Kollegen die Gaskammern füllten, wurden nicht nur unter den Neuankömmlingen regelmässige Selektionen durchgeführt. Sie waren ein weiteres tägliches Risiko für die Jugendlichen; eine Lotterie, bei der Glück und Mengeles Laune entschieden. Jeder, der eine solche Selektion durchmachte und überlebte, erinnert sich sehr deutlich daran. Emilio Foà etwa überlebte zwei solche Entscheidungen, wer getötet werden sollte und wer nicht. «Die Selektion ging folgendermassen vor sich: Plötzlich läutete am Abend oder in der Nacht, sogar um Mitternacht, eine Glocke und weckte uns. Wir wussten nie, ob wir zu einer dringenden Arbeit oder zu einer Selektion gerufen wurden. Wir dachten immer, es sei eine Selektion, und zweimal gingen wir, ich und die anderen in meinem Block, eiskalt vor Angst zu Block 1, wo zwei SS-Offiziere an einem Tisch sassen und die nackten Häftlinge an sich vorbeimarschieren liessen.» Aus der Art ihrer Entscheidungen schloss Emilio, dass sie vor allem darauf achteten, wie abgemagert jemand war, was man bei Männern vor allem am Gesäss erkannte. «Wenn sie jemanden sahen, der besonders mager oder ausgemergelt war, vor allem, wenn sie sahen, dass jemand ein violettes, hohles Gesäss hatte, wurden sie aufmerksam. Für die Ärzte war das offensichtlich ein Symptom für raschen körperlichen Verfall; im Lagerjargon nannten wir solche Leute ‚Muselmänner‘ (warum, weiss ich nicht). In solchen Fällen schrieben sie die Nummer auf eine Liste, und noch am selben Abend oder am nächsten Tag wurden diese Häftlinge zurück nach Birkenau geschickt, wo die Gaskammern standen.»⁷⁵ Sherry Weiss-Rosenfeld erinnert sich an eine ähnliche Prozedur, sie machte jedoch die Erfahrung, dass bei den Frauen nicht die Gesässe, sondern die Grösse der Brust entscheidend waren. «Mengele kam oft aufs Geratewohl herein und selektierte uns. Wenn man jung und gut gebaut war, liess er einen leben, auch wenn man noch sehr jung war. Flachbrüstig zu sein bedeutete das Ende. Es passierte öfter. Ich sah aus wie eine Zwölfjährige. Ich sah ausgemergelt aus. Aber ich hatte Brüste, und deshalb blieb ich in der Arbeitsgruppe, bei denen, die zumindest fürs erste überlebten.»⁷⁶

Es überrascht kaum, dass die Häftlinge nach einer logischen Erklärung für dieses Verhalten suchten. Sie nahmen an, dass es eine rationale Erklärung für ihre Erfahrungen gab. In Wirklichkeit fanden die Selektionen völlig willkürlich statt. Emilio Foà hatte Angst davor, ausgemergelt zu erscheinen. Sherry Rosenfeld war ausgemergelt und fürchtete, ihre Brüste würden einfallen. Hanna Kent-Sztarkman war flachbrüstig und überlebte. Ihre ältere Schwester Miriam, die bereits in Ausch-



*Opfer der medizinischen Experimente des Nazi-Arztes Kurt Heissmeyer
in Neuengamme.*

witz war, als Hanna und ihre Mutter ankamen (sie fanden sich im Lager wieder), hatte einen grossen Busen. Keinen Büstenhalter zu haben war für sie so unangenehm, dass ihre Mutter und ihre Schwester mittels ihrer Brotrationen einer anderen Gefangenen den Büstenhalter abkauften. Es war Miriams Tragik, dass sie Geschwüre bekam (vgl. die Einleitung). «An Rosch Haschana [jüdisches Neujahrsfest] beklagte sie sich, dass sie Geschwüre hatte, und sie war sehr wütend auf ihre Blockälteste, die auch die Krankenschwester des Blocks war. Sie [die Blockälteste] war eine strenggläubige Ungarin, die meiner Schwester sagte, sie könne ihr nicht helfen, weil Rosch Haschana sei. Dann haben wir sie nicht mehr gesehen. Ich glaube, sie kam wegen ihrer Geschwüre nicht durch die Selektion.» Aber Emilio Foà hatte ebenfalls Geschwüre und kam durch. Ende Oktober 1944 wurde Frau Sztarkman selektiert. Hanna wollte sich nicht von ihrer Mutter trennen. «Ich sagte: ‚Ich will mit meiner Mutter gehen‘. Mengele erwiderte: ‚In Ordnung, lasst sie mit ihrer Mutter gehen ... Ich dachte, wenn ich mit meiner Mutter ging, würde ich in den Tod gehen. Ich *wusste* nichts, aber ich nahm es an. Doch ich wollte bei meiner

Mutter bleiben.»⁷⁷ Während sie darauf warteten, dass man sie vergaste, änderte sich die Politik der «Sonderbehandlung» für Juden. Am 2. November 1944 ordnete der Reichsführer der SS, Himmler, der Leiter des gesamten Lagersystems, an, die Selektionen und Vergasungen auszusetzen. Ein paar Wochen später, am 26. November, befahl er der Lagerverwaltung in Auschwitz, die Gaskammern und Krematorien zu zerstören. Die Sowjetarmee rückte vor, und das Lager sollte evakuiert werden. Es war wichtig, alle Beweise für die Massenmorde zu vernichten. Hanna Kent-Sztarkman und ihre Mutter waren gerettet, mussten aber mit auf den Todesmarsch nach Bergen-Belsen, wo Frau Sztarkman starb. Eine Gnadenfrist bedeutete im Lagersystem keineswegs endgültige Sicherheit.

Der Todesmarsch und die Bedingungen in den Lagern, in die man die Häftlinge brachte, richteten sie zugrunde. Magda Somogyi und ihre Schwester wurden am 18. Januar, als man das Lager auflöste, aus Auschwitz evakuiert. Sie marschierten acht Tage lang und wurden dann in offenen Viehwaggons, ohne warme Kleidung oder Mäntel irgendwelcher Art, ohne Wasser und Essen, nach Ravensbrück gebracht, «wo wir den ganzen Tag im Block waren. Wir lagen auf dem Boden, wir waren so krank und schwach, voller Läuse und Geschwüre. Jeden Tag früh am Morgen war Appell, danach peitschte die SS uns zurück in die Kojen.» So ging es bis April, dann zwang man sie, nach Neustadt zu marschieren. «Meine Schwester hatte Typhus. Ihr Gesicht war voller Flecken, aber da wir keinen Spiegel hatten, konnte sie es nicht sehen, und ich sagte es ihr nicht. Ihr Haar wurde weiss. Sie sagte, sie werde sterben ... Sie wog etwa fünfundzwanzig Kilo, und ich wog dreissig Kilo, ich war also kräftiger. Eines Tages sagte sie: ‚Magda, ich sterbe‘. ‚Nein‘, sagte ich, ‚Nein. Du brauchst nicht zu sterben. Nein, nein, nein, nein‘. ‚Ich kann nicht mehr leben‘, antwortete sie. Zwei Wochen vor der Befreiung starb sie.»⁷⁸

Es erscheint kaum glaublich, dass diese Menschen auch unter solchen Bedingungen noch Entscheidungen trafen. Die äusseren Verhältnisse waren so eingeschränkt, den Menschen wurde ihre Lage so unerbittlich aufgezwungen, dass man sich einen eigenen Entscheidungsspielraum kaum vorstellen kann. Und dennoch trafen sie Entscheidungen. Sie hatten keine Informationen, sie waren völlig unsicher, welches Schicksal aufgrund ihrer Wahl auf sie zukommen würde, trotzdem taten sie, was sie nur konnten. Als Maria Ezner mit ihrer Mutter und ihrer Schwester nach Strasshof kam, erfuhren sie, dass die Lagerverwaltung «Fabrikarbeiter, Näherinnen, Landarbeiter und Bergleute suchte». Die Ezners hatten keine bestimmte Ausbildung, und sie mussten sich für eine Arbeit entscheiden. «Meine Mutter dachte, dass Landarbeit sehr anstrengend wäre, dass weder sie noch ich das durchstehen würden. Sie meinte, wir sollten noch ein wenig warten. Dann suchten sie Leute, die in einer Fabrik arbeiten sollten.» Die Ezners waren zu diesem Zeitpunkt erst fünf oder sechs Tage in Strasshof, aber es gab so wenig zu essen, dass «meine Mutter dachte, wir sollten gehen. Wenn wir noch länger blieben, würden

wir bald so ausgezehrt sein, dass wir nicht mehr arbeiten konnten. Sie meinte, in einer Fabrik gebe es so viele verschiedene Tätigkeiten, dass wir auch etwas Geeignetes finden würden. Ich war erst dreizehn, aber ich konnte arbeiten.» Ausserdem sorgte Marias Mutter sich um die kleinere Tochter, die noch nicht arbeiten konnte. «Meine Mutter dachte, wenn von einer dreiköpfigen Familie zwei arbeiteten, könnte man vielleicht auch den dritten retten, also meine Schwester. Ihre Logik war richtig.» Die Leute, die verschwanden, hatten alle keine arbeitenden Angehörigen. «Aber sie hatte nicht recht, als sie sich für die Fabrik entschied. In einer Fabrik kann man keine Stahlnägel essen, aber in der Landwirtschaft fand man vielleicht eine Kartoffel im Boden. Wir gingen in die Fabrik, und das war der Hunger in Person.»⁷⁹

András Garzó und sein Vater standen in Birkenau vor einem ähnlichen Dilemma. Man suchte häufig Leute aus oder fragte nach Freiwilligen, die zur Fabrikarbeit nach Deutschland sollten – so ging zumindest das Gerücht. «Ich weiss noch, dass ich manchmal wütend auf meinen Vater war, weil wir verschiedener Ansicht waren, was wir tun sollten. Ich weiss nicht mehr, wer welche Meinung vertreten hat, aber einer meinte, wir sollten Birkenau so schnell wie möglich verlassen, während der andere es für besser hielt zu bleiben. Wir konnten ja nicht wissen, wohin man uns transportierte, vielleicht würde es dort noch viel schlimmer sein.» Das war ein logischer Schluss. Jeder Ort, an den man sie verschleppt hatte, war noch brutaler gewesen als der zuvor. «Ich weiss wirklich nicht mehr, wer bleiben und wer gehen wollte. Ich glaube, ich wollte weg, damit wenigstens etwas geschah, und mein Vater wollte in der Ziegelei bleiben. Aber es gibt keinen Grund, warum wir immer bei unserer ursprünglichen Meinung hätten bleiben sollen, ich weiss es also wirklich nicht. Auf jeden Fall wurde einmal einer von uns ausgesucht, der gehen sollte, aber nicht beide. Wer von uns es auch war – er zog sich sofort von der Gruppe, die gehen sollte, zurück. Diese Meinungsverschiedenheiten waren nicht so tief, dass wir uns hätten trennen wollen. Schliesslich, nach etwa zehn Wochen, wurden wir beide ausgewählt, um in Deutschland zu arbeiten.»⁸⁰ Es war ein ernstes Problem, ob man sich überhaupt für irgend etwas (eine Arbeit, ein Kommando, einen Transport) freiwillig melden sollte. War es möglich, seine Lage zu verbessern, oder gab es zu viele unbekannte Faktoren, als dass man einen solchen Schritt wagen sollte? Mehr oder weniger bewusst trafen alle Jugendlichen diese Entscheidung. Jack Rubinfeld etwa meint, es sei besser für seine Schwester, ihr Baby und ihn selbst, wenn er sich zu der Gruppe gesellte, die man anscheinend zur Arbeit ausgesucht hatte. Es gelang ihm, sich dazuzuschmuggeln, und er kam in eine Fabrik, wo die Häftlinge weder verhungerten noch aufgrund der unhygienischen Bedingungen zugrunde gingen. Sein Freund versuchte sich ebenfalls unter die Ausgewählten zu schmuggeln, aber ihm schlugen die Deutschen den Schädel ein. Andere im selben Lager wie Jack und seine Schwester entschieden sich lieber nicht dazu und wurden nach Belzec verschleppt. Man konnte einfach nicht wissen,

was schädlich und was nützlich war. Sherry Weiss-Rosenfelds Entscheidung, «so unauffällig wie möglich zu sein und sich nie freiwillig für etwas zu melden»,⁸¹ war ebenso rational und logisch wie Jacks aktivere Haltung. Erst nachdem sie eine Wahl getroffen hatten, konnten die jungen Häftlinge erfahren, dass das Ergebnis von Glück und Zufall abhing, nicht von Einsicht oder Weitblick, daher wählten sie auch weiterhin.

Jeder junge Mensch traf individuelle Entscheidungen darüber, wie er das Lagerleben am besten meistern konnte. In welchem Arbeitskommando sollte man versuchen, eine Stelle zu bekommen? Sollte man sich in den Vordergrund schieben oder im Hintergrund bleiben? Sollte man seine Suppe essen oder sie gegen eine Brotration tauschen? Welche Gegenstände konnte man gegen eine Essensration verkaufen? Und so weiter. Fast alle jungen Häftlinge aber entschieden sich, mit ihrer Familie oder ihren Freunden zusammenzubleiben oder – wenn solche Bindungen fehlten – neue Freundschaften zu schliessen. Für die meisten jüdischen Jugendlichen in den Lagern waren enge Beziehungen äusserst wichtig. Alexander Ehrmann und sein Bruder etwa beschloss «erstens, dass wir beide immer zusammenbleiben».⁸² Trotz ihrer Meinungsverschiedenheiten achteten András Garzó und sein Vater darauf, dass sie zum selben Transport eingeteilt wurden. Magda Somogyi und ihre Schwester bemutterten die vierjährigen Zwillinge Evichka und Hanka; wie die Ehrmanns und die Garzós blieben die Schwestern zusammen. Nur der Tod trennte sie. Hanna Kent-Sztarkman widersetzte sich auch dieser Trennung. Als Mengele ihre Mutter für die Gaskammern selektierte, schloss sich Hanna ihr an.

Diese Beziehungen waren vor allem aus zwei Gründen wichtig. Erstens waren sie das letzte, das ihnen aus ihrem Leben als freie Menschen noch geblieben waren, eine Erinnerung an das Leben, bevor sie zu Trägern von Nummern geworden waren. Mit Hilfe dieser engen menschlichen Bindungen bewahrten sie ein inneres Ich, das sich noch um etwas anderes kümmerte als um Brot. Wer ein Leben rettet, bewirkt etwas, als rettete er die ganze Welt, lehrt der Talmud. Wenn das stimmt, so gilt auch: Wer weiterhin einen anderen Menschen liebt und für ihn sorgt, bewahrt dieses Geschenk für sich und die ganze Menschheit. Und zweitens waren diese Beziehungen für die jungen Menschen deshalb so wichtig, weil sie dadurch in rein praktischer Hinsicht besser mit der Situation fertigwerden konnten. Als die Brüder Ehrmann in Mühldorf waren, bekam Alexander Flecktyphus. Zu dieser Zeit gab es so viele Kranke, dass ein Teil des Lagers als Quarantänestation abgetrennt wurde. Niemand wollte dorthin, weil die Bedingungen bei den Kranken noch schlimmer waren als im übrigen Lager. «Ich schaffte es vielleicht fünf Tage lang, in meiner Koje zu bleiben, dann schafften sie mich in den Krankenbezirk ... Mein Bruder kam [dorthin, um mich zu besuchen]. Sie liessen eigentlich keine Häftlinge in diesen Bereich, aber irgendwie war es ihm gelungen. Er brachte mir Kaffee und Aspirin. Wie er an das Aspirin herangekommen war, weiss ich nicht,

er hat es mir nie erzählt. Ich habe ihn immer gefragt, und er hat es nie verraten. ‚Ich hab’s organisiert‘, das war alles, was er sagte. Und er hielt mich am Leben.›⁸³ Auf ähnliche Weise half Frieda Menco-Brommets Mutter ihrer Tochter in Auschwitz. Frieda hatte eine Krankheit nach der anderen: Scharlach, Flecktyphus, Ruhr und dreimal Rippenfellentzündung. «Das Seltsame war», sagte Frieda, «dass meine Mutter vor dem Krieg eine sehr verwöhnte Frau war. Sie hatte ständig irgendein Wehwehchen, und ich war nie krank. [In Auschwitz] war sie nie krank, und ich dauernd. Und wir verdanken es einander, dass wir leben, weil sie physisch viel stärker war als ich ... Dafür hatte ich aber mehr innere Stärke. So halfen wir uns gegenseitig.»⁸⁴

Nicht nur Familienangehörige kümmerten sich umeinander und halfen einander. Wie Frieda Menco-Brommet und viele andere betonten, gab es neben dem Grauen und Elend «auch Freundschaft um mich her». Ein Beispiel dafür, wie grosszügig manche Häftlinge sich mit seelischem Trost, Zeitaufwand und körperlicher Energie für andere einsetzten, ereignete sich im Januar 1945, kurz bevor Auschwitz aufgelöst wurde. «Ich hatte sie [meine Mutter] seit zehn Tagen nicht gesehen, deshalb dachte ich, sie sei wegtransportiert worden. [In der Baracke] waren französische Mädchen, die älter waren als ich. Ich hatte damals Typhus, und sie sagten zu mir: ‚Hab’ keine Angst, wir nehmen dich mit zurück nach Paris. Von jetzt an kümmern wir uns um dich‘. Eine andere Frau schob mir vorsichtig dünne Brotstückchen in den Mund und gab mir ein wenig Wasser.»⁸⁵ Ellen Levi wurde allein von Theresienstadt nach Auschwitz gebracht, weil sie ihre Mutter gedrängt hatte, sie nicht zu begleiten. In Birkenau traf sie zwei ihrer Gefährtinnen aus Theresienstadt. Hella war im selben Zimmer des Kinderheims wie Ellen, und Judith war ihre Betreuerin. Sie kamen zusammen auf einen Transport nach Lenzing. «Wir waren die ganze Zeit zusammen.» Alle drei standen sich nahe, aber die Beziehung zwischen den beiden jüngeren Mädchen (die damals sechzehn waren) war besonders eng.

«Hella und ich waren unzertrennlich. Wir schliefen in einem Bett, um es wärmer zu haben. Ich glaube, meine Beziehung zu Hella war immer enger als zu Judith. Sie war eine Aussenseiterin, keine richtige Beschützerin, die sich dauernd um uns gekümmert hätte, aber doch besorgt um uns. Ja, besorgt. Aber mit Hella war es ganz klar. Wir schafften es immer, zusammen zu arbeiten, uns nahe zu sein ... Jedes Stückchen Brot teilten wir, teilten wir wirklich ... Es war sehr wichtig, jemanden zu haben, der einem nahestand, eine Schwester, eine Freundin oder sonst wen. Ich glaube, es war ein absolut menschliches Gefühl. [Diese Beziehung] war wahre Freundschaft, ich bin ganz sicher. [Sie war] überaus kostbar und, ja, *lebenswichtig*.»⁸⁶

Angesichts der Verhältnisse, in denen die Häftlinge lebten, ist es nicht verwunderlich, dass diese Beziehungen nicht bis zum Ende anhielten. Manchmal veränderte die Situation die Menschen. Weit häufiger aber war es der Tod, der sie zerbrach. Ein solcher Verlust war tragisch. Er bedeutete, dass alles, was man sich noch bewahrt hatte, alles, was früher war, zerstört wurde, und brachte die völlige

Einsamkeit. Als Helga Kinsky-Pollack nach Auschwitz kam, war sie wie Ellen Levi allein. Auch sie hatte ihren Vater überredet, im Durchgangslager zu bleiben. Aber ihre Betreuerin aus dem Kinderheim, Ella (von den Mädchen Telia genannt), war im selben Transport, und beide wurden später nach Oederan geschickt. Die beiden blieben zusammen, «aber wir hatten keinen Kontakt mehr. Wir waren im selben Zimmer, aber die veränderten Bedingungen machten andere Menschen aus uns, und [die Beziehung] änderte sich. Telia war irgendwie innerlich zerbrochen. Sie war ein Wrack und nicht länger meine Betreuerin, nicht einmal mehr meine Freundin. Nichts. Sie war, als wäre ich nie in ihrem Zimmer gewesen.» Für die vierzehnjährige Helga war das eine Katastrophe. «Anfangs dachte ich noch, ich hätte in dieser verrückten Situation jemanden, an den ich mich halten konnte. Aber bald begriff ich, dass ich niemanden hatte.» Sie fühlte sich verlassen und verloren. «Ich war sehr viel allein, aber dann hatte ich das Glück, ein Mädchen kennenzulernen, das ein Jahr älter war als ich und aus einer grossen Familie mit einem Haufen Geschwister kam. Sie war die älteste [der Geschwister] und kümmerte sich um mich. Das hat mir sehr geholfen. Wir teilten uns ein Bett (in den Kojen dort schliefen immer zwei zusammen) ... Und sie brauchte auch jemanden.» Diese Beziehung war in praktischer wie in emotionaler Hinsicht ein Segen. «Wenn ich zum Beispiel mein Essen bekam, ass ich sofort alles auf. Ich sparte mir nicht etwa ein Stück Brot auf, so dass ich immer etwas zu essen gehabt hätte. Sie brachte mir das bei, dass ich nur so und so viel zum Frühstück und so weiter essen dürfte. Und, ganz wundervoll, gegen Ende unseres Aufenthalts dort, als unser Haar etwas nachgewachsen war, erkannte die jüdische Köchin sie und stellte fest, dass sie aus ihrem Dorf war. Sie sagte ihr, sie solle in die Küche kommen, wenn jeder sein Essen hatte, und sich noch einen Teller Suppe holen. Im Topf war immer noch ein Rest. Und sie hat es nie allein gegessen. Sie hat immer mit andern geteilt.»⁸⁷

Helgas Kontakt zu Telia brach aufgrund der veränderten Bedingungen ab. Bei den meisten Jugendlichen war es der Tod, der ihnen ihre engsten Gefährten raubte. Esther Geizhals-Zucker kam zusammen mit ihrer Mutter nach Auschwitz. Mengele trennte sie gleich bei der ersten Selektion; die ältere Frau schickte er nach links und Esther nach rechts. «Der Schmerz war so gross ... Ich begriff, dass dies das Ende war, dass ich sie nie wiedersehen würde. Irgendwie hatte ich einfach das Gefühl, dass ich meine Mutter nie wiedersehen würde. Ich war ganz allein.» Sie begann das Leben in Birkenau ohne eine einzige Freundin, betäubt vom Verlust ihrer Mutter. «Zusammen mit mir in der Baracke waren zwei junge Schwestern, ein Mädchen von vielleicht zwanzig, ein ganz, ganz reizendes Mädchen mit seiner jüngeren Schwester, die etwa in meinem Alter war, und sie [die Ältere] kümmerte sich um sie. Als sie sah, dass ich allein war, nahm sie mich unter ihre Fittiche ... Sie wusste, dass ich allein war, und sie war sehr gut zu mir ... als wäre auch ich ihre kleinere Schwester.»⁸⁸

Bereits wenige Stunden nach ihrer Ankunft stand Esther ohne Angehörige oder nahe Freunde da. Hanna Sztarkman war mit ihrer Mutter, Magda Somogyi mit ihrer Schwester fast bis Kriegsende zusammen. Hanna war fünfzehn und stammte aus einer polnischen Grossstadt, Magda war ein Jahr älter und kam aus einer ungarischen Kleinstadt. Beide waren schmerzüberwältigt von ihrem Verlust. Hanna versuchte in Bergen-Belsen verzweifelt, ihre Mutter am Leben zu erhalten, indem sie einen Teil ihres Brots gegen irgend etwas eintauschte, was die ältere Frau essen mochte: Zwiebeln, Zucker und so weiter.

«Eines Tages kam ich an ihr Bett am Fenster, und sie erkannte mich nicht. Ihre Augen waren noch offen, sie atmete, aber sie konnte mich nicht sehen. Natürlich hatte ich viele Tote gesehen, aber ich hatte noch nie jemanden gesehen, der im Sterben lag. Der Tod, den ich gesehen hatte, war immer schon endgültig gewesen. Aber ich hatte noch nie einen normalen Menschen sterben sehen. Ich rannte ins Krankenhaus und versuchte ihr ein wenig Kaffee zu geben, aber sie konnte nicht mehr schlucken. Es war Februar 1945. Als die Krankenschwester kam, warf sie mich aus dem Zimmer. Sie hob meine Mutter aus dem Bett, und ich habe meine Mutter nie wiedergesehen. Ich nehme an, sie war eine der Toten auf dem Haufen, an dem ich jeden Tag vorbeikam, und wurde schliesslich in einem Massengrab beerdigt...

Jetzt war ich vollkommen allein ... ich existierte einfach nur noch. [Ich ging umher] ... sah Berge von Leichen und wusste, dass meine Mutter eine von ihnen war, und trotzdem ging ich umher, ass und lebte irgendwie, wenn man das leben nennen kann.»⁸⁹

Kurz darauf lief Hanna Sztarkman einer Frau in die Arme, die sie erkannte und zu einer Verwandten brachte, einer Frau, «die mit Verwandten verwandt war, eine Cousine einer Cousine». Diese Frau war Blockälteste, und Hanna blieb in ihrem Block. «In dieser Baracke bekam ich gelegentlich einen Extrateller Suppe. Sie machte mich zu ihrer Botengängerin. Dort blieb ich die letzten Wochen, bis der Krieg zu Ende war.»⁹⁰

Hannas Mutter starb zwei Monate, Magda Somogyis Schwester zwei Wochen vor der Befreiung. Vor dem Tod ihrer Schwester hatte Magda lange keine Gefühle mehr gehabt, «aber diese Tragödie war so gross, dass ich zu weinen begann».⁹¹

«Einen Tag lang konnte ich weinen. Es war ein grosses Gefühl für mich, dass ich weinen konnte, dass ich Trauer über den Tod meiner Schwester verspüren konnte. Aber ich dachte immer nur einen Satz: ‚Ich bin allein. Ich bin allein. Ich bin allein. Was soll ich allein auf der Welt? So allein‘.

Ich wollte nicht mehr leben. Ich dachte an meinen Tod; ich dachte, es wäre besser, wenn ich auch stürbe. Nach dem Tod meiner Schwester konnte ich nicht mehr leben.

Aber im Block waren zwei holländische Mädchen. Sie sagten mir das gleiche, was ich Evichka gesagt hatte. ‚Du bist nicht allein, denn wir sind bei dir, und wir werden zusammenbleiben‘. Verstehen Sie, es war kein Unterschied zwischen uns:

Ungarn, Holländer, Polen oder Tschechen; es war kein Unterschied. Wir spürten, dass wir zusammenbleiben mussten, und von da an war ich immer bei den beiden Holländerinnen. Die eine war etwa zweiundzwanzig, die andere etwa zwanzig. Sie waren älter als ich, deshalb sagte die Zweiundzwanzigjährige, sie würde meine Mutter sein.»⁹²

Trotz des emotionalen Halts und der praktischen Vorteile durch solche persönlichen Beziehungen waren die jungen Lagerinsassen tief und grundlegend von dem System, in dem sie gefangen waren, betroffen. Gemeinschaft und gegenseitige Sorge, so wichtig sie auch waren, konnten die jungen Menschen einfach nicht vor dem überwältigenden, elementaren Bösen schützen, das sie mit ansehen mussten, und auch nicht vor den ständigen grausamen Misshandlungen. Sie verfielen körperlich und ermatteten seelisch. Emilio Foà beschreibt das Lagerleben als Prozess der Zerstörung. «Die Tatsache, dass man eingesperrt ist, nur noch eine namenlose Nummer», löscht Charakter, Individualität, Gefühle und Willen aus. «Als erstes versuchten die Deutschen unsere Persönlichkeit zu zerstören. Wir wurden Nummern. Wir wurden Automaten, die Befehle nicht aus Furcht befolgten, sondern weil sie es gewöhnt waren, weil ihr Wille gebrochen war, zuerst unterdrückt, dann mit Stumpf und Stiel ausgerissen.» Es gab kein positives Korrektiv, keine Neubildung der Entschlusskraft. Mit der Zeit wurde die Degeneration immer grösser. «Unsere Persönlichkeiten, unser Wille, unsere Interessen wurden ausgelöscht. Wir dachten kaum noch an zu Hause. Wir hatten weder die Zeit (so hart war das Alltagsleben) noch den Wunsch, an unsere Lieben in Italien oder in anderen Ländern zu denken. Wir vegetierten dahin, nur mit dem Überleben beschäftigt... Unser Bewusstsein war verschwommen. [Von Zeit zu Zeit] erwachte ein Funken Interesse, aber dann tauchten wir zurück in unser nüchternes Leben, das Leben von Robotern, von Sklaven – Sklaven im wahrsten Sinne des Wortes.»⁹³

Das Leben war zu hart, und die jungen Menschen waren zu beschäftigt, damit fertigzuwerden, als dass sie noch Zeit oder Raum für Emotionen gehabt hätten. Sehr bald wurden sie starr und apathisch. «Die ersten Tage» nach der Ankunft in Auschwitz «habe ich geweint», erinnert sich Magda Somogyi. «Nach einem Monat hatte ich aufgehört zu weinen. Ich weinte nicht. Ich lachte nicht. Ich war nicht traurig, nichts, nichts.»⁹⁴ Als Ellen Levi nach Auschwitz kam, traf sie Judith, ihre Betreuerin aus Theresienstadt, die eine Woche zuvor hierher transportiert worden war. «Ich stellte eine sehr wichtige Frage. Ich fragte: Judith, wo ist deine Mutter? Da erzählte mir Judith, was geschehen war. Es war das erstemal, dass mir klar wurde, was wirklich geschah. Und ich begriff, dass mein Vater [der bereits früher abtransportiert worden war] nicht mehr da war, dass er tot war. Ich fühlte keine Trauer um ihn, absolut nicht. Ich musste das verdrängen; ich hatte keine Zeit dafür.»⁹⁵

Gefühle zu unterdrücken und nicht nachzudenken war der einzige Weg, den Tag zu überstehen. Das Leben bestand nur noch aus alltäglichen Anforderungen und

Schwierigkeiten. «Nach ein paar Wochen hörte ich auf, an meine Familie zu denken. Ich nahm an, dass alle tot waren, und fertig. Im Hinterkopf hatte ich noch etwas Hoffnung, aber das war alles. Ich konnte nicht länger darüber nachdenken. Ich konnte nicht viel Zeit darauf verwenden. Ich hatte genug zu tun, wenn ich den Tag überleben wollte: arbeiten, an Essen herankommen, und wie macht man das, wie bekommt man jenes», erklärt Jack Rubinfeld. Wie bereits erwähnt, wurde der Blickwinkel der Häftlinge eng und beschränkte sich auf das Naheliegende. Jeden Tag zu meistern war das einzige Ziel, alles andere war nebensächlich. Das bedeutete «Überleben». Es ging nicht um «den Luxus, sich vorzustellen, dass man nach dem Krieg noch leben würde», betont Jack. «Nein, so weit habe ich nicht gedacht. Ich dachte nur daran, von Tag zu Tag zu überleben. Ich dachte eigentlich überhaupt nicht. Alles, was ich tat, war überleben, am Leben bleiben, irgendwie etwas zu essen in den Magen zu bekommen. Wie konnte ich am besten den Tag und die Nacht überstehen, so weit ungefähr dachte ich. Ich dachte an nichts Längerfristiges oder daran, was in einem Monat sein würde.»⁹⁶

Es ging nicht darum, dass man nicht genug Zeit hatte. Viele junge Menschen, darunter Alexander Ehrmann, weisen darauf hin, dass es im Reich des Todes zuviel Angst, zuviel Böses und zuviel Gemeinheit gab, als dass man an etwas anderes als an die Tagesnotwendigkeiten hätte denken können. Die Jugendlichen wollten das alles nicht bewusst aufnehmen und versuchten jede Betroffenheit zu vermeiden:

«Ich verschloss mich vor dem, was passierte. Ich wollte emotional nichts zu tun haben mit dem, was geschah. Als ich begriff, dass Auschwitz real war, alles, was ich gehört und nicht verstanden hatte oder nicht glauben wollte, für unmöglich gehalten hatte – plötzlich war es Wirklichkeit. Als ich die Babys schreien hörte, sagte ich mir: ‚Mach dich los davon‘. Und gleichzeitig konnte ich mich nicht davon losmachen. Also sagte ich mir: ‚Halt nur die Augen offen und versuch den besten Weg zu finden, den besten Weg, um zu entkommen und zu überleben.‘»⁹⁷

Ellen Levi drückt es etwas anders aus. «Ich glaube, ich unterdrückte alle Gefühle, anders konnte ich nicht überleben. Ich sah Menschen sterben, ich sah den Ofen des Krematoriums. Und ich unterdrückte alle Gefühle; ich musste es tun. Ich glaube, schon früher, in Westerbork, verdrängte ich alle Gefühle, wenn ich die Züge sah. Ich wollte nicht darüber nachdenken, wohin sie fuhren. Ich hatte Angst, aber ich wusste wirklich nichts, und es war mir lieber, nichts zu wissen. Und diese Verdrängung von Gefühlen hielt danach an, ja, sie hält sehr, sehr lange an.»⁹⁸

Die körperliche Degeneration und seelische Verkümmernung prägte die letzte Phase der Geschichte jüdischer Kinder im nationalsozialistisch besetzten Europa. Auch im Reich des Todes trafen die jungen Häftlinge noch Entscheidungen und hielten Beziehungen aufrecht. Aber sie hatten keine Kontrolle über das System.



Ein amerikanischer Soldat findet bei der Befreiung des KZ Nordhausen 1945 die Leichen eines Kindes und eines Säuglings in einem offenen Grab.

Die Todesmühlen funktionierten zu gut und mahlten zu fein. Trotz aller Bemühungen der Jugendlichen, einen Weg zu finden, um den Gefahren des Lagerlebens auszuweichen, trotz aller gegenseitigen Hilfe und Unterstützung waren sie verloren. Ihre Lebensumstände wurden nicht besser, sondern schlimmer. Die meisten jungen Menschen schlugen sich mühsam von Tag zu Tag durch, bis ihre Qualen schliesslich im Tod ein Ende fanden – durch Selektierung, Verhungern oder Krankheit. Kaum einer von ihnen wurde gerettet.⁹⁹

Vierter Teil
Epilog

VII. Mein Krieg begann 1945

Fast ein halbes Jahrhundert nach dem Untergang des nationalsozialistischen Regimes haben Historiker zahlreiche Aspekte dieser zwölf Jahre des Terrors durchgearbeitet. Sie haben die Entwicklung des Nationalsozialismus erforscht und analysiert – den Aufbau eines Unterdrückungssystems, das auf Gewalt basierte, die Feldzüge, die Besatzung, die Kollaboration, die nationalen Widerstandsbewegungen, das Wirtschaftswachstum und die Ausbeutung von Menschen, das Euthanasieprogramm (die Vernichtung «unwerten Lebens»), die Verfolgung von Minderheiten, besonders der Homosexuellen, Zigeuner und Juden. Das Thema Judenvernichtung stellte besonders hohe Anforderungen an die Geschichtsschreibung. Die Vernichtungsmaschinerie, die Ökonomie der Verfolgung, die soziale und politische Geschichte der Ghettos, die Rolle der Judenräte, die Frage des jüdischen Widerstands, das System der Konzentrationslager und das Leiden der Opfer wurden zum Gegenstand zahlreicher wissenschaftlicher Werke. Die Literatur ist fruchtbar und umfangreich, und ohne sie hätte dieses Buch nicht geschrieben werden können.

All diese Geschichtswerke richten ihr Augenmerk jedoch auf Erwachsene. Das stillschweigende Übergehen der Kinder schreit zum Himmel. Erstaunlich ist es immerhin nicht. Wenn wir an die «Gesellschaft» denken, dann meinen wir die Welt der Erwachsenen. Nach dem vorherrschenden Prinzip besteht die Gesellschaft aus produktiven, wahlberechtigten und aktiven Mitgliedern. In diesem Schema haben Kinder nur als künftige Teilnehmer Platz, als die Erwachsenen von morgen. Davon ausgehend, ist es sogar für diejenigen, die sich mit der Geschichte von Kindern befassen, nicht leicht zu argumentieren, warum diese Geschichte keine Randerscheinung ist. Üblicherweise beschränkt sich die Geschichte der Kindheit thematisch auf Fragen der Kinderpflege und der Erziehung, mit anderen Worten, auf Methoden, wie Erwachsene die nächste Generation von Erwachsenen formen.

Es ist zwar nicht erstaunlich, dass die Geschichte von Kindern als nebensächliches Anliegen betrachtet wurde und wird, richtig oder angemessen ist diese Auffassung jedoch nicht. Wenn man bedenkt, dass der Holocaust die bisher radikalste Kampfansage an unsere Gesellschaft war und der Mord an eineinhalb Millionen Kindern der Kern dieser Katastrophe ist – denn sie waren fraglos völlig unschuldig (die Vorstellung von einem zweijährigen Kind, das an der «internationalen zionistischen Verschwörung» teilhat, ist geradezu grotesk) –, dann wird auch klar, dass unser Verhältnis zu Kindern das Herzstück unserer Zivilisation ist. Und es ist nicht gut möglich, unsere Geschichte zu schreiben, ohne den zentralen Platz der Kinder

hervorzuheben. Wenn wir den Holocaust unabhängig von allem Vernunftdenken, von Erklärungsversuchen oder gar Rechtfertigungen betrachten und die Quintessenz des Bösen – die Verfolgung von Kindern – wahrnehmen wollen, müssen wir einräumen, dass eine Geschichte unserer Gesellschaft, in der Kindern keine zentrale Rolle zukommt, auch keine stimmige oder nützliche Untersuchung sein kann.

Ein besonders deutliches Beispiel für die praktische Auswirkung der herrschenden Einstellung in der Geschichtsschreibung ist die kärgliche Forschungsliteratur über das Netzwerk der Widerstandsgruppen, die jüdischen Kindern halfen. Das Thema der nationalen Widerstandsbewegungen stiess auf grosse Aufmerksamkeit, aber untersucht und diskutiert wurden im Wesentlichen solche Aktivitäten, denen traditionell öffentliches und politisches Interesse zukommt; bewaffneter Widerstand, Industrie- und Transportsabotage, illegale Druckschriften, Blitzangriffe mit dem Ziel, Akten zu vernichten oder Dokumente zu stehlen, und ähnliches mehr. Solche Aktionen wurden bis vor Kurzem mit dem Begriff «Widerstand» definiert. Die Ehre, ein Widerstandskämpfer zu sein, wurde nach dieser Auffassung vor allem Männern zuteil. Diese Einstellung förderte und unterstützte auch eine Ideologie von Mut und Heldentum, die sich (wie Carol Gilligan gezeigt hat) in ein herkömmliches, im Wesentlichen männlich geprägtes Bild einfügt: das Streben nach einer abstrakten Gerechtigkeit.¹ Das Bestreben, Leben zu erhalten und zu retten, also eine andere Form der Gerechtigkeit zu üben, wurde aus dem Bereich der Geschichte in den Bereich der Nächstenliebe verwiesen: nämlich gute Werke zu tun. Diese Widerstandshandlungen wurden in die private und persönliche Welt verbannt, und die (vorwiegend) Frauen, die solche Arbeit leisteten, erregten nicht die Neugier der Historiker. Unter diesem Blickwinkel ist es interessant festzustellen, dass die Frauen, die legal oder im Untergrund sogenannte Männeraufgaben übernahmen, die sich bestimmte Positionen in Fabriken sicherten, die in der Résistance kämpften oder in der Untergrundpresse arbeiteten, durchaus einen Platz in der überlieferten Geschichte haben. Wenn Frauen also in die Welt der «Gesellschaft», in die Welt der Männer traten, wurden sie zu legitimen Studienobjekten. Die Frauen jedoch, die in ihrem traditionellen Bereich blieben und sich hingebungsvoll um andere kümmerten und sie zu retten versuchten – vor allem Kinder –, wurden übersehen, obwohl auch sie sich in Lebensgefahr begeben hatten. Die Gefahr allein, die Hingabe an ein humanitäres Anliegen und der unerschütterliche Widerstand gegen das Programm der Nationalsozialisten reichten offensichtlich nicht dafür aus, als Kriterien für ein öffentlich anerkanntes und wissenschaftlich untersuchtes Heldentum zu gelten.

Die herrschende Vorstellung, was Gesellschaft ist, hat unseren Blick getrübt und die Bandbreite unserer Forschungen eingeschränkt. Wenn wir Gesellschaft als etwas begreifen, das sich auf die öffentliche Welt der Erwachsenen beschränkt, verlieren wir den Reichtum, der im Leben der Bevölkerungsmehrheit und seiner

Welt liegt – der familiären, privaten und persönlichen, kurz «marginalen» Welt. Einer Reihe zentraler Fragen des Holocaust wurde daher kaum oder gar keine Beachtung geschenkt – was taten Menschen füreinander, um ihre Nachbarn zu schützen, und wie richtete sich die Ideologie des Fremdseins, des Andersseins gegen die verletzlichsten Mitglieder der Gemeinschaft, die jüdischen Kinder, die weder über Macht noch Mittel verfügten.

Die Frage des jüdischen Widerstands wurde auf ähnliche Weise in die traditionelle Vorstellung von bewaffneter Aktivität gezwängt.² Der Aufstand im Warschauer Ghetto etwa war Brennpunkt grossen Interesses und wird jedes Jahr mit dem Gedenktag Yom Hashoa (Nachdenken über die Shoa) begangen. Die Bemühungen jüdischer Untergrundnetze (etwa des Œuvre de Secours aux Enfants – OSE in Frankreich, TOZ in Polen – oder der Éclaireurs israélites de France, der jüdischen Pfadfinder in Frankreich) und die Versuche vieler Judenräte, den Kindern der Gemeinden zu helfen und sie zu retten, wurde weit weniger beachtet und werden nie gefeiert. Ich möchte den bewaffneten Widerstand keineswegs schmähend oder herabsetzend. Der Aufstand im Warschauer Ghetto war ein zutiefst beeindruckender und äusserst mutiger Kampf. Ich meine nur, dass es auch andere Formen von Mut und von Widerstand gibt. Die Politik Czerniakóws in Warschau und Gens' in Wilna, Kinder über die normalen Möglichkeiten der Ghettos hinaus zu versorgen, zu schützen und zu erziehen, war eine andere Art jüdischer Opposition gegen den Druck des Nationalsozialismus, wodurch ihre Prinzipien und ihre Verantwortlichkeit hochgehalten wurden. Auch die Bemühungen der jüdischen Organisationsnetze um die Rettung von Kindern im gesamten von Nationalsozialisten besetzten Europa werden allzu oft übersehen. Und die geradezu ergreifende Entscheidung der Eltern, ihre Töchter und Söhne herzugeben, ist eine überwältigende Form von Mut und Widerstand. Man kann nicht deutlich genug betonen, dass es die Eltern waren, die den ersten und schrecklichsten Schritt unternahmen, um ihre Kinder zu schützen. Sie mussten entscheiden, ob sie die Kinder untertauchen oder aus dem Land schmuggeln lassen sollten, oder ob sie sie bei sich behielten.

Die Geschichte von Kindern im von Deutschen besetzten Europa stellt die Grenzen traditioneller Geschichtsschreibung in vielerlei Hinsicht in Frage. Wie aus der Literatur in aller Breite hervorgeht, haben sich die Historiker mit der Verfolgung Erwachsener oder eines ganzen Volkes befasst, aber sie waren nicht fähig, sich dem noch schmerzlicheren Thema der Verfolgung von Kindern zu stellen. Dieses Problem liegt ausserhalb der Streitfrage, welche Themen für eine historische Untersuchung akzeptabel oder angemessen sind; es geht hier um Feinfühligkeit und Empfindungen. Der Widerwille der Historiker, den Mord an Kindern zu akzeptieren, unterscheidet sich emotional von ihrem Unverständnis angesichts des Genozids an Erwachsenen; wie alle anderen waren sie daher gar nicht geneigt, dieser Frage nachzugehen.

Für diese besondere Überempfindlichkeit gibt es zwar eine Reihe von Gründen, am wichtigsten ist aber wohl, dass Erwachsene nie als vollkommen hilflos gelten können, während Kinder, wie man es auch von ihnen erwartet, völlig schutzlos und abhängig sind. Ein Erwachsener ist unserem archetypischen Bild nach eine Person, die Entscheidungen treffen und unter verschiedenen Möglichkeiten wählen kann. Für ein Kind dagegen muss man sorgen, es braucht Betreuung und Pflege. Die systematische Vernichtung von Erwachsenen zu untersuchen und zu analysieren, ist daher subjektiv eine gänzlich andere Sache, als zu erforschen, wie dasselbe Programm auf Kinder angewandt wurde. Im ersten Fall kann der Historiker beklagen, dass die Erwachsenen nicht mehr dagegen getan haben, aber im Fall der Kinder kann man nur ihr Schicksal betrauern.

Eine logische Folge dieser Punkte wurde bereits im Einleitungskapitel angesprochen. Geht es um den Genozid an den Juden, erhebt sich oft die Frage: «Warum habt ihr das zugelassen?» Wie konnte es sein, dass Menschen, die wir als «Erwachsene» begreifen – Menschen mit Macht, Geldmitteln, Verbindungen, Bildung, Scharfblick und Welterfahrung –, so wenig unternahmen, um sich selbst zu helfen? Wenn wir jedoch erkennen, dass Kinder im Mittelpunkt des Holocaust stehen, dass ihre Erlebnisse Kernpunkt allen Horrors und Unheils sind, jenseits jeder Normalität und jeden Verstehens, wird klar, wie inkonsequent oder vielmehr wie irrelevant eine solche Frage ist. Die einzig bedeutsame Frage ist nicht: «Warum habt ihr das zugelassen?» sondern: «Warum hat man das zugelassen?» Wie man die Unschuldigen behandelt und die Schwachen schützt, ist immerhin eine Schlüsselfrage für das Verständnis und die Beurteilung einer Gesellschaft. Nicht warum die *Juden* das zugelassen haben, ist das Problem, sondern: Wo waren die *Nichtjuden*? Das Einverständnis der nichtjüdischen Welt, ihre Verantwortung bei der Unterdrückung von Kindern und ihr Versäumnis, ihre kleinen Nachbarn zu schützen – das ist im Prinzip das Dilemma.

Bei den Diskussionen über diese Problematik ist es zu einer weiteren verzerrten Sicht gekommen. Die Historiker, die sich nie mit der Geschichte von Kindern befassten, schlossen aus den Todesstatistiken, die Juden hätten es selbst zugelassen, dass die Deutschen sie wie tote Ware oder wie Ungeziefer behandelten. In diesem Buch haben wir jedoch gesehen, dass die Menschen sich immer wieder für oder gegen etwas entscheiden mussten. Zuerst entschieden Erwachsene für Kinder, und als der Druck der Nationalsozialisten immer stärker wurde und Kinder die Aufgaben und Verantwortlichkeiten von Erwachsenen übernehmen mussten, entschieden sie selbst. Solange die Juden noch zu Hause waren, mussten die Eltern überlegen, ob die ganze Familie emigrieren sollte, ob sie ihr Kind in ein anderes Land schicken sollten, ob sie versuchen sollten unterzutauchen, ob allein oder alle zusammen. Hatten sie keine persönlichen Kontakte, waren aber in Verbindung zu einem Widerstandsnetz getreten, das Pflegestellen für Kinder beschaffte, mussten sie sich entschliessen, ob sie ihre Kinder wirklich zu völlig Fremden geben sollten.

Auch die Kinder entschieden mit. Jugendliche konnte man nicht zwingen unterzutauchen; sollten sie ihre Eltern verlassen? Die damals zwölfjährige Irene Butter-Hasenberg und ihr älterer Bruder Werner hatten beschlossen, sich nicht von ihren Eltern zu trennen, selbst wenn diese ein Versteck für ihre Kinder finden sollten. Marianne Marco-Braun empfand ebenso. Als ihre Freunde Jacob und Gerard Musch Adressen für ihren Bruder und für sie fanden, erklärte sie eisern, sie könne und wolle nicht untertauchen, wenn ihre Eltern nicht wüssten, wohin sie gehen sollten. «Ich sagte: ‚Aber wir können nicht ohne unsere Eltern gehen. Was ist mit unseren Eltern?‘ Sie meinten, es sei wichtiger, uns zu verstecken, da wir jung waren. Ich konnte das nicht akzeptieren. Ich erwiderte: ‚Nein, wir können nicht gehen, es sei denn, ihr findet auch etwas für meine Eltern‘.»³

Sowohl Eltern wie Kinder standen vor Entscheidungen, die der Wissenschaftler Lawrence Langer als «Wahlmöglichkeiten ohne Wahl»⁴ bezeichnet hat, doch als autonome menschliche Wesen (und nicht als «Ungeziefer» oder «Nummern») überlegten und beschlossen sie, was sie tun sollten. Das galt auch, nachdem die Familien ihr Zuhause verlassen hatten, und betraf wichtige wie weniger wichtige Dinge. In den Durchgangslagern etwa mussten Eltern und Kinder den schweren und bedrückenden Entschluss fassen, ob sie Angehörige, die zuerst zum Transport geholt wurden, begleiten sollten oder nicht. Als Ellen Levi und Helga Kinsky-Pollack nach Auschwitz deportiert wurden, bestanden sie darauf, dass ihre Mutter beziehungsweise ihr Vater in Theresienstadt blieben. Tausende von Familien standen vor diesem Dilemma. Überall und in jeder Situation galt es abzuwägen, was am besten zu tun sei. Nur einige Beispiele zur Erinnerung: Im Ghetto beschlossen Kinder, sich durch die Mauer zu zwängen, um Essen zu beschaffen; die Eltern mussten versuchen festzustellen, welcher «Umsiedlungstransport» am besten für ihre Familie wäre; in den Arbeitslagern mussten die Kinder möglichst herausbekommen, welches Arbeitskommando am sichersten für sie sein würde; sie überlegten, ob es ratsam sei, sich für irgend etwas freiwillig zu melden, oder beschloßen, selbst im Angesicht des Todes, mit ihren Lieben zusammenzubleiben. All dies mag ihnen wenig genützt haben, aber es waren Entscheidungen denkender Menschen. Die Jugendlichen waren nicht einfach Nummern.

Das bedeutet jedoch nicht, dass sie eine «Überlebensstrategie» gehabt hätten. Einzig und allein zu dem Zeitpunkt, als die Kinder noch zu Hause waren, schien eine langfristige Strategie noch vorstellbar (wie gross die Chance war, dass sie auch gelang, steht auf einem anderen Blatt). Dort hatten sie noch ihr ganzes Leben vor sich. Die Zukunft und auch die Vergangenheit gehörte noch ihnen. Zu Hause hatten sie noch die Möglichkeit, Pläne zu entwerfen, die vermeintlich bis zum Ende des Krieges Bestand hätten. Doch in jedem weiteren Stadium stürzten Vergangenheit und Zukunft immer mehr in sich zusammen; der Horizont für ihre Überlebenspläne verengte sich zunehmend auf die unmittelbare Gegenwart. Die

meisten Kinder, die untertauchten oder im Ghetto lebten, wurden aus ihren Familien und ihrer Umgebung gerissen, aber sie waren entweder bei nichtjüdischen Landsleuten, die an der Aussenwelt teilhatten, oder in einer jüdischen Zwangsgemeinschaft in Städten, die sie kannten. Sie wurden zwar von ihrer persönlichen Vergangenheit getrennt, aber ihr Leben hatte noch eine Verbindung zur Geschichte. Zukunftspläne in einem Versteck oder im Ghetto wurden vom Kriegszustand bestimmt – können wir hierbleiben, bis der Krieg zu Ende ist? Wenn der Krieg nicht lange dauert, schaffen wir es.

In den Durchgangslagern erwiesen sich solche Vorstellungen bald als Träume. Herausgerissen aus Gemeinschaft und Gesellschaft, isoliert und vergessen von ihren Mitbürgern, waren Kinder in den Durchgangslagern buchstäblich von ihrer Vergangenheit abgetrennt; ihre Zukunft drehte sich nur um den Zeitplan der «Ausiedlungs»transporte. Überlebenspläne konzentrierten sich darauf, wie man verhindern könnte, auf die Liste für den nächsten Zug zu kommen. Jeder in den Durchgangslagern, auch die Kinder, lebte nach dem Rhythmus der Deportationen. Das war der Endpunkt, darüber hinaus hatten sie keine Vorstellung. Und als sie in den Vernichtungslagern ankamen, schrumpfte ihr Handlungsspielraum auf einen einzigen Tag zusammen. Dort hatten die Kinder und Jugendlichen weder Vergangenheit noch Geschichte. Man hatte sie in eine andere Welt verschleppt, in das Reich des Todes. Es gab keine langfristigen Pläne mehr, nur noch tägliche Erfordernisse. Einen Tag nach dem anderen zu überleben, das war ihr Ziel.

Ungeachtet aller Pläne und Entscheidungen von Jugendlichen und Eltern, waren die beherrschenden Faktoren in ihrem Leben das allgegenwärtige Vernichtungsprogramm und der Zufall. Alles, was die Menschen aus eigenem Willen taten, konnte sich am Ende entweder als verhängnisvoll oder als nützlich erweisen. Sie hatten einfach nicht genug Informationen, um klug abzuwägen. Sie waren gefangen im Netz des nationalsozialistischen Regimes, und Glück oder Unglück wurde zu den entscheidenden Variablen in ihrem Leben. In jeder Phase (ob untergetaucht, im Durchgangslager, im Ghetto oder im Arbeitslager) entschieden Glück und Zufall darüber, wie die Kinder und Jugendlichen in der Todesmaschinerie überlebten. Judith Belinfante und Georges Waysand zum Beispiel kamen zu Pflegefamilien, deren Nachbarn alle wussten oder vermuteten, dass sie Juden waren, aber niemand verriet sie. Andere wie etwa Sara Spiers Eltern wurden von Nachbarn denunziert, die mit der Gastfamilie über Wäscheklammern stritten. «Sie bekamen Streit, und der Nachbar sagte: ‚Also gut, dann gehe ich zur Polizei und sage, dass Sie Juden bei sich aufgenommen haben‘. Sie glaubten nicht, dass er es wirklich tun würde, aber er hat es getan.»⁵

Irene Butter-Hasenberg schreibt es drei Wundern zu, dass sie überlebte.

«Eines geschah, als wir noch in Amsterdam wohnten; mein Vater traf eines Tages einen Freund, der sich mit Hilfe eines Schweden einen südamerikanischen Pass beschafft hatte. Er hatte diesem Schweden geschrieben und den Pass bekommen. Mit so einem Pass kam man auf eine Liste, und wenn man auf irgendeiner

Liste stand, wurde man nicht nach Auschwitz deportiert. Man wusste nicht, was mit einem geschehen würde, aber man war vor Auschwitz sicher.

Dieser Freund meines Vaters hatte die Pässe gerade bekommen; er gab meinem Vater die Adresse des Schweden und sagte: ‚Schreib an ihn‘. Also schrieb mein Vater. Er schickte einen kurzen Brief, als sei er ein alter Freund, er schrieb: ‚Ich weiss, dass Sie lange nicht von uns gehört haben, wahrscheinlich wollen Sie gern wissen, wie es uns allen geht. Ich lege ein paar Photos bei, damit Sie sehen, wie gross die Kinder geworden sind‘. Das war’s.

Als wir in Westerbork waren, kamen die [ecuadorianischen] Pässe aus Schweden. Sie waren an unsere frühere Wohnung adressiert, aber die Post hatte sie uns nachgesandt. Eines Tages holten meine Eltern die Post, und da waren die Pässe. Ich habe es nie verstanden; es wurde nur sehr wenig Post nachgeschickt, und wie sind diese Pässe bloss durchgekommen?»⁶

Die Pässe der Hasenbergs wurden nachgesandt, kamen durch die Kontrolle und wurden nicht gestohlen. Das war ganz entschieden Glück und rettete die Familie vor Auschwitz. Sie wurden nach Bergen-Belsen gebracht.

Alexander Ehrmann und seine Familie hatten weniger Glück. Fast hätte die Intervention eines Onkels sie vor der Deportation bewahrt. Dieser Verwandte hatte mit den jüdischen Ältesten in Ungarn zu tun und wurde zum Kurier ernannt, der bestimmte Leute mit Geld loskaufen sollte. Durch diese Arbeit hatte er Kontakt zu einem ungarischen Offizier, den er überredete, ins Ghetto von Sátoraljáyhely zu gehen. «An dem Abend, als man uns in die Synagoge des Ghettos gebracht hatte, weil wir beim dritten Transport mitgeschickt werden sollten, kam jemand herein. Eine Art Offizier, der die Familie Ehrmann suchte. Vermutlich hatte ein Onkel ihn geschickt. Wir versuchten hinauszukommen, aber es ging nicht, die Türen waren versiegelt. Draussen stand ein Wachtposten. Auf jeden Fall gab es einigen Lärm. Nach dem Krieg hat mein Onkel bestätigt, dass er wirklich diesen Offizier zu uns geschickt hatte, aber es war zu spät. Am nächsten Morgen stiegen wir in den Zug.»⁷

Innerhalb des Vernichtungssystems der Nationalsozialisten kann man die Rolle von Zufällen, von zufälligen Zeitplanungen oder Aktionen im Leben jedes Opfers gar nicht überschätzen – sei es zum Guten oder zum Schlechten. Hanna Kent-Szarkman und ihre Mutter hatten bei zwei Gelegenheiten unglaubliches Glück, einmal im Ghetto von Radom, das zweite Mal in Auschwitz.

«Eines Nachts [1942 in Radom] hörten wir Schüsse... Wir gingen ans Fenster und sahen rennende Menschen und deutsche Soldaten, die schossen. Wir zogen uns an, und ein paar Minuten später hörten wir deutsche Soldaten im Haus brüllen: ‚Raus! Raus! Raus!‘.

Wir gingen alle hinaus, eine Menge Leute war auf der Strasse. Man konnte entweder nach rechts oder nach links zur Strassenmitte gehen. Wir gingen nach links.

Wir standen ungefähr eine halbe Stunde da, dann sagten sie, wir sollten zurück ins Haus gehen. Wir wussten nicht, was los war.

Dann fanden wir es heraus: Radom hatte zwei Ghettos, ein kleines im einen Teil der Stadt und ein grösseres im anderen Teil, wo wir waren. Sie [die Deutschen] schickten an diesem Abend alle Leute aus dem kleinen Ghetto nach Treblinka. Ein paar Viehwaggons waren noch leer, deshalb brauchten sie noch Leute. Sie holten alle im grossen Ghetto auf die Strasse und zählten ab, wie viele sie noch brauchten. Manche unserer Nachbarn, die nach rechts gingen, als sie aus dem Haus kamen, wurden nach Treblinka transportiert. Und wir nicht, weil wir nach links gegangen waren. Wie ein Lotteriespiel.

Als mein Bruder und der Sohn unserer Nachbarn von der Arbeit kamen, fand der Nachbarssohn seine Mutter und seine Schwester nicht mehr vor. Mein Bruder dagegen traf uns noch an. So ging das zu.»⁸

Das zweite Mal, dass Hanna und ihre Mutter dem Tod entrannen, wurde im Kapitel VI erwähnt. Es war im Herbst 1944 in Auschwitz. Als Frau Sztarkman Ende Oktober von Mengele für die Gaskammer selektiert wurde, beschloss ihre Tochter, mit ihr zu gehen. Während sie darauf warteten, dass sie an die Reihe kamen, befahl Himmler der Lagerverwaltung, die Vergasungen einzustellen und die Krematorien niederzureissen. Der Zufall hob die Entscheidung auf.

In diesem Leben inmitten von Unheil und Grauen, einem Leben, das von der allgegenwärtigen Mordmaschinerie und vom Zufall bestimmt wurde, hatten Kinder (ausser in Arbeits- und Vernichtungslagern) immer noch ihren eigenen Platz, der nur ihnen gehörte. Es war der Schauplatz der Kindheit, und innerhalb dieser Grenzen gab es unter dem Schutz von Erwachsenen noch Schulbildung, Spiel und menschliche Beziehungen. Ausser in Arbeitslagern führten Kinder in all den dargestellten Existenzformen ein Leben auf zwei verschiedenen Ebenen. Sie passten sich der zunehmend fremden und bizarren Welt an, in der man sie zu leben zwang, und kämpften darum, eine gewisse Normalität und die Grundstrukturen ihres Vorkriegslebens zu bewahren: Schule, Jugendgruppen, Familie und Freundschaften. Je weiter ihr Leben sich von ihrem früheren Zuhause in Richtung auf den letzten Zielort entfernte, desto weniger Raum gab es für diese Bereiche, bis sie schliesslich in den Vernichtungslagern verschwanden. Aber die Kinder kämpften um diesen Raum.

Solange die Kinder noch zu Hause waren, wurden die von den Nationalsozialisten verfolgten Kinder eliminiert (Trennung von ihren früheren nichtjüdischen Gefährten und den grösseren Gemeinschaften, in denen sie lebten), isoliert (Verbannung aus ihrer früheren Welt der Schulen, Parks, Spielplätze, Bonbonläden und ähnlichem) und ausgegrenzt (mit einem Stern gekennzeichnet). Die Kinder passten sich diesen Bedingungen an. Sie befreundeten sich mit ihresgleichen und besuchten bereits bestehende oder neu eingerichtete jüdische Schulen. Sie kauften ein, wenn es erlaubt war, und spielten nur noch in ihren eigenen Höfen, Gärten

oder Wohnungen. Sie lernten es, den Stern ganz selbstverständlich zu tragen. Und sie waren noch zu Hause, bei ihren Eltern, Geschwistern und Verwandten. Sie waren noch alle zusammen. Ihre Familien waren noch intakt.

Als sie aus ihrem Zuhause vertrieben wurden, änderte sich die Situation radikal. Die Kinder, die untertauchten, waren nun zumeist ohne Familienangehörige. Manche entwickelten herzliche Bindungen zu ihren Gastgeber, die meisten jedoch nicht. Aber noch blieben einige elementare Teilbereiche der Kindheit bestehen. Die Kinder versuchten, weiterhin zu lernen, und widmeten sich altersgemässen Beschäftigungen: Sie bauten Modelle, schrieben kleine Geschichten, strickten, nähten, zeichneten und so weiter. Die Kinder, die «nur» ihre jüdische Identität verbargen, aber offen lebten, hatten mehr Möglichkeiten, sich eine (oberflächlich) normale Kindheit zu bewahren. Sie spielten mit anderen Kindern, entwickelten Beziehungen zu ihren Pflegeeltern und gingen, wenn sie alt genug dazu waren, manchmal sogar zur Schule.

Auch im Ghetto konnten viele Kinder zumindest anfangs manche Aspekte ihres früheren Lebens beibehalten. Sie gingen zur Schule oder hatten heimlichen Unterricht. Sie hatten Freunde. Die kleineren Kinder spielten auf der Strasse, die Jugendlichen schlossen sich zusammen. Sie waren in Kinder- oder Jugendgruppen oder setzten ihre zionistischen Aktivitäten fort. Zwar lebten die Kinder und Jugendlichen zumeist nicht mehr in ihrem eigenen Zuhause, aber die unmittelbare Familie blieb zusammen.

In den Durchgangslagern und nach den ersten Monaten im Ghetto zerbrachen diese Strukturen unter dem Druck der Schikanen von Seiten der Nationalsozialisten. In den Lagern wurden Männer und Frauen getrennt und Familien auseinandergerissen. Jeder lebte wie in einer Anstalt, in Baracken. In den Ghettos rissen Razzien, Abordnungen zur Zwangsarbeit und willkürliche Gewalt die Familien auseinander. In den Durchgangslagern und nach einiger Zeit auch in den Ghettos gab es zumeist keinen Unterricht mehr. Auch die Freizeitbeschäftigungen von Kindern und Jugendlichen hörten auf. Die Deportation rückte näher. Und als die jungen Menschen schliesslich in die Welt der Konzentrationslager kamen, war ihr Leben als Kinder zu Ende. Weiterleben durften nur diejenigen, die alt genug waren, um als erwachsen oder als Körper, die Erwachsenenarbeit verrichten konnten, zu gelten. Die übrigen wurden gleich in den ersten Stunden umgebracht. Die Kinder, die durch die Selektion kamen, übernahmen die Verantwortung von Erwachsenen. Oft hatten sie das Gefühl, sie selbst wären die Erwachsenen und ihre erwachsenen Verwandten die Kinder, um die sie sich kümmern müssten. Als beide Generationen das Vernichtungssystem durchliefen, lösten sich die Familienstrukturen auf, die letzten Überreste elterlicher Macht und Autorität gingen verloren, aber Liebe und Zuneigung blieben bestehen.

Für die jüdischen Kinder, die alt genug waren, stellte allein die Erinnerung an ihr Familienleben eine Quelle der Kraft und des Trostes dar. Kinder, die durch die Zufälle des Untertauchens oder der Deportationen von ihren Eltern getrennt wur-

den; Töchter, die den Kontakt zu ihren Vätern oder Brüdern verloren hatten, sei es wegen der Geschlechtertrennung im Lager, sei es, weil letztere zur Zwangsarbeit abgeordnet wurden; Söhne, die ihre Mütter und Schwestern nicht mehr sahen; Geschwister, die nicht hatten zusammenbleiben können – sie alle erinnerten sich aneinander so, wie sie zur Zeit der Trennung zueinandergestanden hatten. Den ganzen Krieg über bewahrten sie die Hoffnung oder den Traum, dass die Familie eines Tages wieder vereint sein würde. Vage und undeutlich nahmen sie an, dass sie nach dem Krieg wieder ihr früheres Leben aufnehmen würden, dass sich die alten Strukturen und Gewissheiten wiederherstellen liessen. Selbst diejenigen, die gesehen hatten, dass ein Angehöriger starb, oder doch davon gehört hatten, hofften für die Übrigen. Es war kein klar formulierter oder ausgesprochener Grundsatz, aber eine elementare Vermutung, eine innere Überzeugung, die ihnen eine gewisse Stabilität verlieh.

Maurits Cohen war acht Jahre alt, als er untertauchte; seine älteren Brüder, die ebenfalls untertauchten, waren zehn und elf. Keiner der beiden letzteren überlebte. Einer wurde von den Deutschen aufgegriffen, als er mit einem Sohn des Bauern Boogaard (der mit seiner Familie über dreihundert Juden und andere Verfolgte gerettet hatte) ins Dorf radelte. Der andere war bei einer Familie untergebracht und besuchte die örtliche Schule; man hatte ihm eingeschärft zu sagen, er sei aus Rotterdam evakuiert. Eines Tages kamen Deutsche ins Klassenzimmer und fragten, welche Kinder aus Rotterdam seien. Der Junge meldete sich und wurde festgenommen. Damals erfuhr Maurits von diesen Tragödien nichts. «Erst nach dem Krieg sagte man mir alles», berichtet er.

«Im Krieg war ich ein Kind und mit dem täglichen Leben beschäftigt. Die volle Wucht der Auswirkungen dieses Krieges spürte ich erst, als er vorbei war. Mein Krieg begann 1945, nicht 1940. Als ich erfuhr, dass mein Vater, meine Mutter und meine Brüder nicht zurückkommen würden, da begann für mich der Krieg. Natürlich dauerte es Jahre, bis ich mich an den Gedanken gewöhnte und meinen Platz fand, ein verlassenes Einzelkind. Wir waren eine sehr grosse Familie gewesen, und so trug ich als Kind die ganze Last des Überlebens.»⁹

Nach dem Krieg stellten die Kinder fest, dass ihre Träume Schimären waren, ihre Hoffnungen Illusionen. Es gab kaum Kernfamilien, die nach dem Krieg wieder vollständig vereint wurden, und keine Grossfamilien ohne Verluste. Die Überlebenden kehrten nach Hause zurück und erfuhren, dass ihre Lieben nie wiederkommen würden und die ganze jüdische Gemeinde vernichtet war. Die Vorkriegsgemeinschaft hatte sich verändert, ihr gewohntes Leben, ihre Grundsätze und Überzeugungen existierten nicht mehr. Selbst die letzten Scherben ihres früheren Lebens waren verschwunden. Nichts, was sie zu Hause zurückgelassen hatten, war noch da; von dem, was sie Freunden oder Nachbarn anvertraut hatten, bekamen sie kaum etwas zurück. Ihr Besitz war permanent geplündert worden. Die Deut-

schen hatten gründliche Arbeit geleistet, und in innerem Einverständnis hatten die Nachbarn der Opfer den Rest gestohlen. Die Überlebenden kehrten zurück und hatten nichts mehr.

Bei Kriegsende waren Maria Ezner, ihre Mutter und ihre Schwester überzeugt davon, dass ihr Vater, den man vor ihrer Deportation verhaftet hatte, noch am Leben sei. Gemeinsam schlugen sie sich zu Fuss und mit dem Zug von Strasshof nach Budapest durch. Die Strassen und Eisenbahnen waren überfüllt mit Leuten, weil die Sowjetarmee weiter nach Westen vorrückte, während die Befreiten ostwärts strömten. Die Ezners waren entkräftet und erschöpft, aber sie gaben nicht auf, angetrieben von der hartnäckigen Hoffnung, ihren Ehemann und Vater wiederzufinden. Während sie weitertröteten, sahen sie «Kosaken auf ihren Pferden. Und wir sahen Tataren [Mongolen], wie die grosse, grosse Heimsuchung Europas, die Tataren von 1241, genau solche Leute. Wir sahen Eliteeinheiten und russische Soldatinnen, die mit zwei Flaggen den Verkehr auf Brücken regelten, und so weiter.» Sie schliefen in verlassenem Häusern und assen, was sie in den Speisekammern fanden. Dann bekam Marias Mutter die Ruhr und war entsetzlich krank. «Eines Tages fiel sie um und dachte, sie könne nicht mehr aufstehen. Wir standen da und schrien, sie solle aufstehen, und so nahm sie alle Kraft zusammen und stand auf, und wir gingen weiter und weiter. Wenn sie gewusst hätte, dass unser Vater nicht zurückkommen würde, hätte sie es vielleicht nicht geschafft. Aber sie sagte, sie hätte das Gefühl, dass sie ihre beiden Kinder nach Hause bringen müsse.» Schliesslich erreichten sie Budapest, wo sie bei Freunden von Verwandten, die noch nicht zurückgekehrt waren, unterkamen. Immer wieder lasen sie die Listen von Überlebenden, die das Joint Distribution Committee aushängte, aber «der Name meines Vaters tauchte nie auf der Liste auf». Ein paar Tage später «sagte jemand, er habe einen Bauern aus unserer Gemeinde getroffen, und der habe gesagt: ‚Oh, der Rechtsanwalt Ezner ist zu Hause!‘ Und meine Mutter sagte: ‚Wir gehen heim‘.»¹⁰ Sie organisierten sich eine Mitfahrgelegenheit bei einem Bauern, der mit seinem beladenen Karren zum Markt gekommen war und mit leerem Wagen wieder zurückfuhr. Frühmorgens brachen sie auf und kamen am darauffolgenden Morgen in Abádszalok an.

«Das Haus war leer. Nicht nur mein Vater war nicht da, das ganze Haus war total leer. Kein Bett, kein Tisch, kein Stuhl, nichts. Ein einziger Gegenstand war noch da – das Klavier meiner Mutter stand im Garten. Vielleicht war es zu schwer gewesen. Die Leute, die alles gestohlen hatten, liessen es einfach stehen, im Garten. Meine Mutter hatte noch ihre Decke mit dem SS-Stempel, und wir legten uns auf den Boden und schliefen. Das war unsere Heimkehr.

Wenn ich gewusst hätte, dass mein Vater nicht zurückkommen würde, hätte ich vielleicht zu meiner Mutter gesagt, wir sollten nach Wien gehen und nicht zurück. Ich liebte meinen Vater mehr als jeden anderen Menschen. Ich habe nie einen

Mann wie ihn kennengelernt. Es kam also gar nichts anderes in Frage, als nach Ungarn zurückzugehen, weil wir hofften, dass Vater unter ähnlichen Bedingungen arbeitete wie wir... Wir wussten nichts von Auschwitz...

Wir gingen zurück, weil wir nicht wussten, dass mein Vater nicht zurückkehren würde. Und da waren wir nun; Mutter auf den Scherben ihres Lebens. Wir hatten uns vorgestellt, wenn wir zurückkämen, würden wir unser früheres Leben wieder vorfinden. Aber das frühere Leben kam nie wieder... Und wir hatten nichts.»¹¹

Ein paar ihrer früheren Freunde brachten Teile ihrer Möbel zurück. «Manche unserer Nachbarn kamen und beschuldigten andere Leute, dass sie unsere Sachen hätten. Wir gingen dorthin, und manche Leute sagten: Richer, sicher, wir bringen es zurück'. Aber andere fragten nur: ‚Wir? Nein‘. Dabei wussten wir, dass sie es auf dem Speicher oder im Keller versteckt hatten.» Maria, ihre Mutter und ihre Schwester waren wie vernichtet, deprimiert und verarmt. «Wir hatten kein Geld. Wir hatten nichts.»¹²

Die Heimkehr der Ezners war in ganz Europa ein alltägliches Vorkommnis. Grössere und kleinere Kinder, aus Städten und aus Dörfern, aus allen sozialen Schichten und Nationalitäten, strenggläubig oder nicht, erlebten diese Rückkehr ins Nichts'.¹³ Maria Ezner war gerade vierzehn, als sie, die Tochter eines Rechtsanwalts, in das kleine Dorf zurückkehrte, in dem sie vor dem Krieg in einer jüdischen Familie gelebt hatte, die religiös – zwar nicht regelstreng –, aber doch assimiliert war. Gerry Mok war erst acht Jahre alt, als die Niederlande befreit wurden. Sein Vater hatte im jüdischen Viertel Ost-Amsterdams ein kleines Obstgeschäft besessen, und sie hatten ein stark vom Judentum geprägtes Leben geführt. Trotzdem machten beide im Wesentlichen die gleiche Erfahrung. «Mein persönliches Auschwitz kam nach 1945, nicht vorher», berichtet Gerry. «Während des Krieges hatte ich eigentlich niemanden verloren. Leute gingen fort, und ich wusste, das war eine Katastrophe, vermutlich eine Katastrophe, möglicherweise passierte ihnen etwas. Aber mehr oder weniger – ob das nun vernünftig war oder nicht – erwartete ich, dass sie zurückkommen würden, obwohl mir die Leute gesagt hatten, dass meine Eltern wahrscheinlich tot waren. Meinen Sie, ich hätte ihnen geglaubt?... Ich dachte, ich wüsste es besser. Das war ein Irrtum.» Er wartete und wartete. «Ich erwartete, dass meine Eltern zurückkommen würden. Ich erwartete, dass alle zurückkommen würden. Und niemand kam.» Von diesem Verlust erholte er sich in gewisser Weise niemals. Seit dieser Zeit «habe ich meine Eltern vermisst, meine Grosseltern vermisst, mein Viertel vermisst. Und ich vermisse sie immer noch.»¹⁴

Kein einziger seiner vielen Verwandten kam zurück, nur weniges aus dem Familienbesitz bekam er wieder. Als Gerry im Februar 1942 seine Eltern verliess, vertraute sein Vater die Wertsachen einem nicht jüdischen Kaufmann an, mit dem er zusammenarbeitete: «Sie kauften zusammen Obst im Grosshandel ein und so.» Dieser Geschäftsteilhaber «kam, bevor ich meine Eltern verliess, und man bat ihn, auf die Sachen meiner Eltern und Grosseltern aufzupassen. Er bekam eine grosse

Eisenkiste mit dem ganzen Schmuck und den Sachen meiner Grossmutter, die viele solche Stücke besass. Er nahm die Kiste und stellte sie auf den Rücksitz seines Autos.» Gerry Mok erinnert sich gut daran, weil das ein sicheres Zeichen dafür war, dass seine Eltern zu ihm in sein Versteck kommen würden, wie sie es ihm gesagt hatten. «Ich wusste, dass sie nachkommen würden, weil sie dem Mann die ganzen wertvollen Sachen gaben. Ich wusste, wenn meine Eltern das machten, hatten sie wirklich vor nachzukommen.» Als der Krieg vorbei war und Gerry sich schmerzlich klarmachte, dass seine Eltern nicht zurückkommen würden und er nicht wieder nach Hause konnte, erinnerte er sich daran, dass manche Sachen seiner Eltern und Grosseltern aufbewahrt worden waren, und wollte etwas haben, das ihnen gehört hatte. «Ich erinnerte mich, wer die Kiste mitgenommen hatte, und ich wusste auch noch die Adresse des Mannes, weil ich schon tausendmal dort gewesen war. [Meine Stiefeltern und ich] gingen dorthin, und wirklich, der Mann wohnte an dieser Adresse, und wirklich, er wusste, dass ich dort gelebt hatte, und wie schön, dass der kleine Gerry noch lebt. Und er schenkte mir Obst und war sehr nett, ‚aber das Kind muss sich täuschen, weil ich nie irgend etwas mitgenommen habe‘.» Es war enttäuschend und aufreizend, vor allem für Gerry, der seinem Anspruch keine Autorität verleihen konnte, weil er noch ein Kind war. «Ich erinnerte mich an seinen Namen, ich erinnerte mich an seine Adresse, ich erinnerte mich an sein Auto, ich wusste noch, wo er die Kiste in seinem Auto hingestellt hatte, ich erinnerte mich daran, dass er gekommen war, ich erinnerte mich an das ganze Theater, das darum gemacht wurde. Und ich ging hin, er erkannte mich, ja, er kannte meinen Vater, er kannte den Fahrer meines Grossvaters, er kannte jeden. Und alles stimmte, nur zufällig und seltsamerweise das nicht, was ich über die Wertsachen erzählte. Also: ‚Das Kind muss sich irren, wie nett, dass ein Kind sich so etwas ausdenken kann.‘¹⁵

Das Ausmass des Diebstahls durch Nachbarn und die durchaus üblichen Selbstrechtfertigungen solcher Leute ist erstaunlich bis bizarr. Viele Kinder, die überlebten und nach dem Krieg in ihre Heimatstädte zurückkehrten, erzählen, dass sie freundlich behandelt und aufgenommen wurden, wenn sie Nachbarn oder Freunde ihrer Eltern besuchten. Man lud sie ein, hereinzukommen, sich zu setzen und etwas zu essen. Aber dieselben Leute leugneten, dass man ihnen Schmuck, Porzellan, Wäsche oder Silbersachen von der deportierten Familie übergeben hatte. Und das Kind sass da und ass vom Geschirr seiner eigenen Mutter. In ländlichen Gegenden, wo Land und Vieh die Wertsachen einer Familie waren, kehrten die Kinder zu Dorfbewohnern zurück, die glatt abstritten, dass sie und ihre Familien je existiert hatten. In manchen Fällen war die Aufnahme gnädig – die Kinder hatten einfach nie hier gelebt. In anderen Fällen wurden Menschen, die so kühn waren zurückzukehren, umgebracht.¹⁶ Reichtum, den man so leicht erworben hatte, gab man nicht so einfach zurück. An vielen Orten waren überlebende Juden eine unerwünschte Belastung, ihre Anwesenheit unerträglich. Moishe Kobylanski und seine Familie

waren von verschiedenen Leuten in und um ihr Dorf Gruszwica in der Ukraine versteckt worden; manche dieser Leute waren Ukrainer, manche Tschechen. Die letzte Familie, die sie aufnahm, waren tschechische Bauern, die in der Nähe von Moishes eigenem Zuhause wohnten. Von Ende 1943 bis Anfang Februar 1944 versteckte sich die Familie Kobylanski in einem knapp 10 qm grossen und etwa 1,20 m tiefen Loch, das man unter dem Schweinestall gegraben hatte. Der Holzboden des Schweinestalls war ihr Dach. «Als am 2. Februar 1944 die Russen kamen, waren wir zwei Häuser von unserem eigenen Haus entfernt. Die Russen kamen, und am nächsten Morgen ganz früh, noch vor dem Morgengrauen krochen wir aus unserem Loch. Wir warteten nicht darauf, mit den Leuten zu frühstücken. Wir wollten sie nicht kompromittieren. Wir krochen aus unserem Versteck im Schweinestall und gingen nach Hause. So wusste niemand, wo wir hergekommen waren, niemand wusste, wo wir gewesen waren. Die Leute, die uns versteckt hatten, waren so in Sicherheit, und niemand würde wissen, dass sie Juden versteckt hatten, weil manche Leute sonst Vergeltung an ihnen üben könnten.» Die Kobylanskis kehrten nur für kurze Zeit nach Hause zurück. Sie blieben nicht. Sie waren nicht länger Mitglieder dieser Gemeinschaft. «Es war gar keine Frage. Wir verliessen das Haus. Alles war so gleichgültig. Wir hatten nicht das Gefühl, dort hinzugehören, oder das Gefühl, dass Dinge uns gehörten. Das Wort ‚mein Haus‘ hatte keine Bedeutung mehr. Ich glaube, so habe ich damals gefühlt. Das Haus war einfach nur eine Belastung. Wir konnten es nicht mitnehmen, wir konnten es nicht verkaufen. Also zur Hölle damit.»¹⁷ Zu warten, bis sie es verkaufen konnten, kam nicht in Frage. Es war zu gefährlich. Wieder verliessen sie das Haus, um anderswo Sicherheit zu suchen.

Heimkehrende Kinder stiessen bei ihren Nachbarn auf wenig Sympathien und bei den verschiedenen Nationalregierungen auf Gleichgültigkeit. In der Zeit unmittelbar nach dem Krieg (1945 bis 1950) waren die Politiker mit dem Wiederaufbau ihrer Länder beschäftigt; die Not jüdischer Kinder rangierte weit unten auf der Tagesordnung. Die Städte waren zerbombt, die Infrastruktur zerstört, die Finanzen ruiniert. Die Bevölkerung Deutschlands, vor dem Krieg unter einer nationalen Flagge vereint, war durch die Folgen von Nationalsozialismus, Krieg und Besatzung geteilt. Widerstandskämpfer und Kollaborateure hatten einander jahrelang bekämpft, während die grosse Mehrheit einfach die Härten des Krieges ertragen hatte. Zwischen diesen drei Gruppen herrschte keine Solidarität; sie hatten den Krieg nicht auf dieselbe Weise erlebt und empfanden keine Sympathien füreinander. Es war Aufgabe der Politiker, die Bevölkerung wieder zusammenschmieden. Das war das beherrschende nationale Ziel, während die Judenfrage, die Freveltaten, die während des Krieges an ihnen begangen worden waren, ihre aktuelle Notlage und ihre unsichere Zukunft, ein zweitrangiges Problem waren.¹⁸

Überlebende Juden betrachtete man im Grunde als Randgruppe der Gesellschaft. Ihre Zahl war gering, und da sie alles andere als entgegenkommend aufge-

nommen wurden, emigrierte ein beträchtlicher Teil kurz nach der Rückkehr. Machtlos und ihres Besitzes beraubt, nach den Jahren des Leidens völlig entkräftet, gehörten die Juden – vor allem jüdische Kinder – nicht zur Hauptmasse der Bevölkerung. Ausserdem ergründete man nicht, wie ungeheuer der Genozid an den Juden gewesen war. Juden wurden einfach als weitere Gruppe von Opfern angesehen; ihre besondere Geschichte und ausweglose Lage wurden weder erkannt noch verstanden. Diese Uninteressiertheit wurde von den Parteien im Westen wie im Osten beibehalten. Die Regierungen scheuten die Auseinandersetzung mit der nationalistischen und rassistischen Bedeutung von Nationalsozialismus und Faschismus und proklamierten die in ihrer politischen Ideologie enthaltene These, dass alle Bürger gleich seien und gleichbehandelt werden sollten. So versäumten sie es, die besondere Situation der Juden im Krieg anzuerkennen, und leugneten sie damit.¹⁹

Pragmatische Erwägungen, wie man das Land wieder einen könnte, die offenkundige Randstellung der Juden und die zeitgenössische politische Ideologie führten dazu, dass man in ganz Europa eher eine rituelle Reinigung vornahm, als einen ernsthaften Versuch machte, Unrecht wiedergutzumachen und sich dem Dilemma der Verantwortlichkeit zu stellen.²⁰ Gerechtigkeit (abstrakt oder konkret) stand nicht auf der Tagesordnung. Nach den Ausbrüchen von Volkszorn in den ersten Tagen nach der Befreiung und nach der öffentlichen Verurteilung all jener (und ihrer Familien), die kollaboriert hatten, verlagerte sich die Aufmerksamkeit von den gewöhnlichen Mitläufern auf die aussergewöhnlichen Bösewichte.²¹ In jedem Land wurde einigen ins Kreuzfeuer geratenen Personen der Prozess gemacht, aber überwiegend wurde ihr Verbrechen als Hochverrat, nicht als Völkermord gewertet. Alle, die vom Unglück ihrer Landsleute profitiert hatten, die ihre Nachbarn verraten hatten, die mit Enteignungen zu tun hatten; die Schreibtischtäter, die das Eisenbahnsystem in Gang gesetzt und Bezahlung für den Transport der Juden verlangt hatten, die Industriellen, die Juden als Zwangsarbeiter missbraucht hatten – sie alle wurden in den seltensten Fällen vor Gericht gestellt. Wie folgenlos alles war, was man den Juden angetan hatte, zeigt deutlich der umfassende Versuch, eine ganze Nation reinzuwaschen: der Entnazifizierungsprozess im besetzten Deutschland. Im Fragebogen, den alle ausfüllen mussten, die bei den Alliierten in Verdacht standen, mit dem nationalsozialistischen Regime verbunden gewesen zu sein, waren vor allem neun Punkte von Bedeutung. Dazu gehörten persönliche Daten (Name, Adresse, Nationalität, Religion und so weiter), Auskünfte über Ausbildung, Beruf oder Gewerbe, Anstellung und Militärdienst, Mitgliedschaft in und Dienste für Organisationen, Reden und Schriften, Einkommen und Vermögen, Reisen ins Ausland oder ausländischen Wohnsitz. Die Endlösung wurde überhaupt nicht erwähnt, die systematische Juden Vernichtung wurde nur in vier der hunderteinunddreissig Fragen angedeutet (Nr. 121-124). Unter der Rubrik «Einkommen und Vermögen» wurde der Beklagte befragt, ob er «oder ein unmittelba-

rer Angehöriger Ihrer Familie jemals Besitz... welcher anderen Personen aus politischen, rassischen oder religiösen Gründen entzogen, oder anderen Personen enteignet wurde im Verlauf der Besetzung fremder Länder» erworben hätte, oder ob er «jemals als Verwalter oder Treuhänder für jüdischen Besitz zwecks Förderung von Arisierungserlassen oder -Verordnungen» tätig gewesen sei.²² Besitz, nicht Menschen waren von Interesse. Niemand wurde gefragt, was er getan hatte, wenn ein zweijähriges Kind verschleppt wurde.

Dieses Vorgehen (das, ich möchte es noch einmal betonen, von allen europäischen Regierungen in Europa geteilt wurde) führte dazu, dass man die besondere Verantwortung jedes Landes für seine jüdischen Bürger ignorierte und über die Gefühle der Überlebenden hinwegging. Sie wurden weder verteidigt noch gerächt. Und es gab keinerlei nationale Politik, sie wieder in die Gesellschaft zu integrieren und ihnen die besondere ökonomische, soziale und psychologische Unterstützung zu bieten, die sie brauchten. Kinder, die zurückkehrten, hatten Jahre der Schulbildung und normaler Sozialisation, ihre Familien, Freunde, ihr Zuhause und ihre Gemeinden verloren. Man wandte wenig Mühe auf und richtete kaum Programme ein, die ihnen helfen sollten, wieder ein normales Leben zu führen und wieder mit ihren nichtjüdischen Altersgenossen zusammenzuleben.²³ Im Gegenteil, man liess sie mit ihren Problemen allein. Die meisten Kinder hatten nicht einmal andere Kinder um sich, die in der gleichen Lage waren. Als Maria Ezner mit ihrer Mutter und ihrer Schwester in ihr leeres Zuhause nach Abadszalök zurückkam, hatten sie weder Geld noch etwas zu verkaufen. Marias Mutter war eine gebrochene Frau, und es war die Aufgabe der fünfzehnjährigen Tochter, Essen für die Familie zu beschaffen. Schule, Gymnasium, Universität kamen nicht in Frage. «Dass ich nicht weiterlernen konnte, bedeutete die Negierung meiner Persönlichkeit. Mit diesem Problem stand ich allein da. Es gab keine Gemeinschaft, keine Menge von Leuten wie in der Deportation. Es waren keine Kinder, mit denen ich reden konnte, so wie im Ghetto. Ich stand allein da. Das ganze Elend unserer Lage brach jetzt über mich herein.»²⁴ Sara Spier hatte kein Zuhause mehr, in das sie hätte zurückkehren können, ihre Eltern und ihr kleiner Bruder kamen nach ihrer Deportation nicht zurück, obwohl sie auf sie wartete. Sie und ihre Schwester stellten fest, dass sie sich allein durchschlagen mussten. Wie bei Maria Ezner waren auch ihre vor dem Krieg gefassten Zukunftspläne nach dem Krieg völlig undurchführbar. Sie war fünfzehn, als sie untertauchte, und achtzehn, als sie in die Gesellschaft zurückkehrte. «Als der Krieg vorbei war, hatte ich nur zwei Jahre Gymnasium. Ich konnte nicht zur Universität gehen. Ich hätte es so gern getan. Ich wollte Holländisch oder Medizin studieren. Aber da stand ich nun, nur zwei Jahre Gymnasium, ohne Eltern, ohne jemanden, der sich um mich kümmerte. Sobald der Krieg vorbei war, musste ich selbst für mich sorgen.» Das Ehepaar, bei dem sie untergetaucht war, Cor und Trijntje van Stam, verschaffte ihr eine Lehrstelle als Krankenschwe-

ster. Sowohl die theoretische wie die praktische Ausbildung fand im Krankenhaus statt, und die jungen Lernschwestern bekamen Taschengeld, Kost und Logis. Drei Wochen nach Kriegsende zog Sara ins Krankenhaus. Sie hatte kein Zuhause, kein Geld und keinen Beruf. Die Lehrstelle bot ihr alles drei. In gewisser Weise war auch das eine «Wahl ohne Wahlmöglichkeit», und sie sagt: «Nach dem Krieg war ich sehr, sehr einsam.» Sie beendete die Ausbildung und legte ihre Prüfungen ab, und «dann dachte ich, ‚ich würde gern Medizin studieren; ich gehe auf die Abend-schule‘. Tagsüber arbeitete ich als Krankenschwester, und abends ging ich zur Schule. Alles, was ich tat, war arbeiten, essen und schlafen. Ein weiterer Teil meiner Jugend war weg. Schliesslich schaffte ich es und hatte das Abitur. Ich war achtundzwanzig Jahre alt und mittlerweile so müde, dass ich nicht mehr zur Universität ging.»²⁵

Wenn es an einer Politik für jüdische Kinder fehlte und der Akzent vor allem auf Pläne zum nationalen Wiederaufbau und zur Einheit gelegt wurde, stand dahinter die Einstellung: «Wir als Nation müssen die Vergangenheit vergessen und in die Zukunft blicken. Und ihr jüdischen Kinder müsst vergessen, was mit euch geschehen ist, und weiterleben.» Auch in dieser Botschaft schwang eine weitere Auffassung mit: «Wir wollen nicht wissen. Wir wollen nichts davon hören.» Der europäische Enthusiasmus für den Staat Israel beruhte also auf der Meinung, dass die Juden sich hier ein eigenes Land aufbauen könnten. Auch die Überlebenden könnten so für die Zukunft ihrer Nation arbeiten. Israel war ein bequemes Gegenstück zu ihren eigenen Prioritäten und nebenbei eine praktische nationale Heimstatt – nicht für die Juden als Individuen, sondern für die Menschen, die durch ihre blossе Anwesenheit die sorgfältig konstruierte nationale Geschichte der europäischen Länder und die nationale Auffassung ihres Heldentums und ihrer christlichen Nächstenliebe in Frage stellen.

Im persönlichen Leben wurde diese tieferliegende Einstellung offen ausgesprochen. Sara Spier machte mit der Oberschwester im Krankenhaus, in dem sie ausgebildet wurde, eine typische Erfahrung, die zeigt, welche Bedingungen die jüdischen Kinder erfüllen mussten, um wieder in die Gesellschaft aufgenommen zu werden. Die Oberschwester hatte während des Krieges Wunderdinge geleistet. Sie hatte Juden und anderen Verfolgten geholfen und sogar im Krankenhaus selbst Menschen versteckt. «Aber als ich mich bei ihr vorstellte, sagte sie: ‚Gut, Sie können hierherkommen und arbeiten wie alle anderen, aber der Krieg ist jetzt vorbei, also kein Wort vom Krieg. Sie können kommen, Sie können hier arbeiten und sich als Krankenschwester ausbilden lassen. Wir sprechen nicht über den Krieg, und Sie sprechen nicht über Ihre jüdische Herkunft.‘»²⁶

Die Kinder konnten ihre Geschichte natürlich nicht vergessen, und dass man ihnen verbot, darüber zu sprechen, hiess nicht, dass sie sich nicht erinnerten. In jedem jüdischen Kind, das den Krieg überlebte, blieb die Vergangenheit unange-tastet und unbewältigt erhalten. Sie wurde zu einer unausgesprochenen und nicht integrierten persönlichen Geschichte, ein ungeöffnetes Bündel der Seele. Das

Schweigen hielt an. Die jetzt erwachsenen ehemaligen Kinder, die überlebt hatten, haben ihre Geschichte weder ihren Ehepartnern noch ihren Kindern erzählt. Ich war dankbar, dass so viele einwilligten, mit mir über ihre Vergangenheit zu sprechen, und ich fragte, warum sie dazu bereit seien. In jeder europäischen Sprache kam die gleiche Antwort: «Weil Du gefragt hast.»

Fünfter Teil
Geschichte und Erinnerung

VIII. Die historische Fährte

Die Geschichte der jüdischen Kinder ist zwar zunächst einmal ihre eigene, persönliche Geschichte, aber sie ist zugleich auch das Kernstück eines historischen Ereignisses, des Völkermords an den Juden – der schlimmsten Katastrophe, die von der westlichen Zivilisation jemals zugelassen und erduldet wurde. In einer Glasvitrine am Ausgang des Museums von Yad-Vashem in Jerusalem steht ein Kinderschuh. Das einzige Stück aus der Vergangenheit in der Eingangshalle ist dieser unscheinbare Gegenstand, der symbolisch Grauen und Verlust ausdrückt.¹ Man könnte diese Geschichte jüdischer Kinder im von Nazis besetzten Europa als eine Art Aschenputtelmärchen betrachten. Wir suchen nach den Kindern, denen dieser Schuh passt, und all die anderen verlorenen, liegengelassenen und gestohlenen Schuhe und Stiefel.

Wie jener Märchenprinz bin auch ich von Gemeinde zu Gemeinde gereist, um diejenigen zu finden, die ihre Schuhe verloren, als die Zeit knapp geworden war und sie eilig davonrennen mussten. Dieses Buch erzählt die Lebensgeschichte von Kindern, die ich entweder persönlich traf oder in Tagebüchern, Briefen oder Archivaufzeichnungen aufspürte. Es beschreibt die einzigartige Komplexität ihrer Welt. In diesem Kapitel jedoch will ich von meiner Reise berichten, die theoretischen und methodischen Probleme erörtern, die sich beim Schreiben einer Geschichte jüdischer Jugendlicher im nationalsozialistischen Europa ergeben. Bereits in Titel und Untertitel – Kinder mit dem gelben Stern. Europa 1933-1945 – begegnen uns erste Schwierigkeiten: sprachliche Nachlässigkeiten und sachliche Fehler. Wir sprechen von dem gelben Stern und meinen den Davidsstern, aber die korrekte Übersetzung von *mögen David* (Hebr. Magen David) (daher kommt der Begriff) ist Davidsschild, nicht Davidsstern. Die Deutschen und ihre Verbündeten haben dieses ursprüngliche religiöse Symbol des Judentums zu einem Emblem des Hohns herabgewürdigt: Nun prangte es als Erkennungszeichen auf Kleidern; er bot nicht länger Schutz, sondern bedeutete Entlarvung und Gefahr. Eine zynische Umkehrung – und nur *ein* Beispiel dafür, welch schlimmen Schaden die Nationalsozialisten den westlichen Kulturen durch die Zersetzung ihrer Sprache und – in diesem Fall – ihrer Symbole zufügten.² Der Titel «Kinder mit dem gelben Stern» ist wie ein doppelseitiger Spiegel: Beide Seiten reflektieren den Zynismus der Nazis, gleichzeitig aber wird es uns möglich, diesen Zynismus zu durchdringen und die Kinder als menschliche Wesen zu sehen. Die zynische Sinnverschiebung der Vergangenheit erlangt in der Gegenwart eine ironische Dimension.³ Für die Nazis waren diese Kinder nichts weiter als Objekte, die aus der Gemeinschaft verstossen

werden mussten; in diesem Buch begegnen wir ihnen wieder als Subjekte – als Individuen, mit denen wir wieder in eine Gemeinschaft treten.

Wir sprechen von Kindern und meinen damit jüdische Kinder, aber diese Satzkonstruktion zu akzeptieren heisst, die Definitionen und die Terminologie der Nazis zu übernehmen. Es ist ja nichts Neues – wenn man es auch nicht oft genug wiederholen kann –, dass durch die freiwillige oder erzwungene Anwendung der verschiedenen Rassegesetze in Europa viele Personen als Juden qualifiziert wurden, die sich selbst gar nicht als solche begriffen. Und ist diese Bezeichnung überhaupt geeignet, um kleine Kinder zu beschreiben, die versteckt wurden? Sie lebten nicht bei jüdischen Eltern, sie führten kein jüdisches Leben, sie wussten nichts über jüdische Kultur, Geschichte, Religion oder Tradition; und als sie bei ihren Adoptivfamilien aufwuchsen, war ihnen sicher nicht bewusst, dass sie Juden waren. Wir verwenden denn auch die Bezeichnung in diesem Buch mit Vorbehalt; unter «jüdische Kinder» reihen wir hier die Kinder ein, die von den Deutschen und ihren Verbündeten als Juden angesehen wurden – ob sie sich selbst als solche empfanden, ist völlig irrelevant. Ausschlaggebend ist, dass das Attribut «jüdisch» über das Schicksal dieser Kinder entschied.

Schliesslich weist der Titel noch einen sachlichen Fehler auf. Ein grosser Teil der jüdischen Kinder trug nämlich nie einen solchen Stern. Jugendliche, die untertauchten, trugen dieses Emblem nicht, und von Kindern unter sechs, zehn oder zwölf Jahren (je nachdem, wo sie wohnten) wurde das Anheften eines Sterns nicht gefordert. Wozu dann überhaupt dieser Titel, könnte man fragen. Die Antwort ist sehr einfach – es handelt sich um ein Symbol, das mehr beinhaltet, als eine blossе Beschreibung auszudrücken vermag. Um der historischen Wahrheit willen geht es über die historische Genauigkeit hinaus.

Die methodologischen Probleme dieser Untersuchung machten die Suche nach den Kindern zu einem wahren Hindernisrennen. Aus einer Reihe von Gründen ist das Leben von Kindern in diesem Zeitraum nur fragmentarisch dokumentiert. Um es auf einen Nenner zu bringen: Da die Kinder nicht alt genug waren, um einen Stern zu tragen, waren sie auch nicht alt genug, um expliziter Gegenstand von Politik zu sein, und daher wurden sie nie Teil der Geschichtsschreibung. Das heisst, dass Kinder in der Zeit, bevor die Nazis mit der Durchführung der «Endlösung» begannen (also bis Ende 1941'. Anfang 1942), keinen Stern tragen mussten, weil die Bürokraten, die der «Judenfrage» mit der «Endlösung» beikommen wollten, Kinder nicht als eigenständige Personen oder gesondertes «Problem» wahrnahmen. Ziel der von den Nazis erlassenen Gesetze in dieser Zeit war die Erfassung, Absonderung und Konzentrierung der Juden, und dabei waren Kinder nichts weiter als Anhängsel ihrer Eltern, besonders der Mütter. Daher geben uns die Dekrete dieser Zeit nur sehr wenige Informationen, speziell über das Leben von Kindern.

Nachdem die Deutschen mit der Massenvernichtung der Juden begonnen hatten, spielten Überlegungen zur möglichst effizienten Durchführung eine immer grössere Rolle; für die Beamten am Schreibtisch mochten Kinder eine Nebensache sein, doch für die Schlächter selbst waren sie einfach ein Ärgernis. Da man Kinder nicht so leicht unter Kontrolle halten konnte wie Erwachsene (sie verstanden Befehle nicht immer, sie weinten, sie protestierten gegen den Einbruch in ihren normalen Tagesablauf), betrachtete man sie als Störfaktor für das reibungslose Funktionieren der Mordmaschinerie, das abhing von der Aufrechterhaltung der Ruhe und der Illusion von Normalität. Annette Monod war Fürsorgerin beim Roten Kreuz und kämpfte heroisch, um das Elend der Kinder im französischen Internierungslager Pithiviers zu lindern. Ihre Erinnerung an den Abtransport einer Gruppe kleiner Kinder im September 1942 verdeutlicht die – für die Nazis und ihre Verbündeten – ärgerlichen Störungen, mit denen man bei Kindern rechnen musste. Es war früh am Morgen.

«Die kleinen Kinder schliefen noch halb, und es kostete einige Mühe, sie aus ihren Zimmern herunterzubringen. Die meisten von ihnen sassen nun am Boden neben ihren ärmlichen kleinen Bündeln ... Die Polizisten versuchten es mit einem Appell, doch es war unmöglich, ihn durchzuführen; Rosenthal, Biegelmann, Radekski... niemand gab Antwort; die Familiennamen sagten den Kindern nichts. Sie begriffen nicht, was man von ihnen wollte; einige entfernten sich sogar kurzerhand von der Gruppe. Ein winzig kleiner Junge ging auf einen Polizisten zu und versuchte, mit der Signalpfeife zu spielen, die der Mann an einer Schnur am Gürtel trug; ein kleines Mädchen sah Blumen, die an nahen Böschungen wuchsen, und ging hin, um sie zu pflücken und einen Strauss zu binden. Die Polizisten waren ratlos. Schliesslich kam der Befehl, sich nicht weiter um die Feststellung der Namen zu kümmern und die Kinder zum Bahnhof zu führen. Hauptsache, das Kontingent war vollzählig.

Bis zum Bahnhof waren es kaum 200 Meter. Aber für kleine Kinder, die ein unförmiges Bündel zu schleppen haben, ist das ein langer Weg. Nachdem wir auf dem Bahnsteig angekommen waren, wurden die Kleinen plötzlich mit fieberhafter Eile in die Waggons verladen ... Erst jetzt begriffen sie, was man mit ihnen vorhatte, und Panik brach aus. Sie wollten nicht weg und begannen zu schreien; sie riefen nach den Fürsorgerinnen um Hilfe und wandten sich sogar an die Polizisten. Jacquot, ein fünfjähriger kleiner Junge, den ich besonders ins Herz geschlossen hatte, Schrie immerfort nach mir: ‚Ich will raus, ich will beim Fräulein bleiben’... Die Tür des Waggons wurde geschlossen und verriegelt, aber er streckte sein Händchen durch eine Spalte in der Wagenwand und jammerte weiter nach mir. Da schlug einer der Polizisten ... auf die kleine Hand ein .. »⁴

Um solche Störungen zu vermeiden und das Tempo der Todesmaschinerie zu beschleunigen, verzichteten die Deutschen auf die potentielle Sklavenarbeit der Mütter und liessen sie bei ihren Kindern, damit sie Ruhe und Disziplin aufrechter-

hielten. Nun waren Kinder nicht mehr nur Anhängsel ihrer Eltern, sie wurden zu ihrem Todesurteil. Alexander Donat, der das Ghetto von Warschau überlebt hat, schildert das in seinem Buch ‚The Holocaust Kingdom‘: [Meine Frau] Lena traf ihre Brüder Adek und Marek, deren Frauen und einen früheren Schulkameraden namens Samek mit seiner Frau und seiner zweijährigen Tochter Miriam. Sie waren alle jung und gesund ... und ihre Überlebenschancen wären gut gewesen – wenn das Kind nicht gewesen wäre.⁵ Donat beschreibt dann an anderer Stelle, was Miriam und ihren Eltern geschah. Es war Montag, 7. September 1942, zweiter Tag der vorletzten grossen Selektion, bevor das Warschauer Ghetto vernichtet wurde.

«Als es nun an ihnen war... an dem SS-Offizier vorbeizugehen, standen Lenas Bruder Adek und seine Frau in einer Reihe. Bei ihnen waren auch Samek und seine Frau. Der zweijährigen Miriam hatten sie ein Schlafmittel gegeben und sie in einen Rucksack gelegt, den Samek über der Schulter trug. Die Reihe bewegte sich langsam vorwärts, während der SS-Offizier an ihrer Spitze in herrischer Manier über Leben und Tod entschied – nach links oder nach rechts. Plötzlich unterbrach Babygeschrei das angespannte Schweigen. Der SS-Offizier erstarrte, und tausend Männer und Frauen hielten den Atem an. Ein ukrainischer Wachposten rannte los und stach mehrmals mit dem Bajonett auf den Rucksack ein, aus dem das strafbare Geräusch gekommen war. In Sekundenschnelle war der Rucksack ein blutgetränkter Fetzen. ‚Du dreckiger Schweinehund!‘ brüllte der SS-Offizier wütend und liess die Reitpeitsche auf das aschfahle Gesicht des Vaters sausen, der den Versuch gewagt hatte, sein Kind durchzuschmuggeln. Die Kugel des Ukrainers setzte der Qual des Vaters ein gnädiges Ende. Danach machten die Wachleute sich zur Regel, jedes Bündel und jeden Rucksack mit ihrem Bajonett zu überprüfen.

Als dies geschah, waren Adek, Samek und ihre Frauen nur noch drei Reihen von dem SS-Mann entfernt. Alles Blut wich aus Sameks Gesicht, aber seine Frau war in diesem Augenblick stärker – oder schwächer? –, oder hatte sie einfach mehr Geistesgegenwart? ‚Runter mit dem Rucksack!‘ zischte sie. Wie in Trance gehorchte er. Ohne von seinem Platz zu weichen, beugte er sich zum äussersten Rand der Reihe und legte den Rucksack vorsichtig auf den Bordstein. Es dauerte nicht länger als den Bruchteil einer Minute.⁶

Diese Selektierung nach Leben und Tod war das Begrüssungsritual in den grossen Konzentrationslagern. Frauen alleine hatten eine Chance, der Exekution zumindest zeitweilig zu entgehen, aber Mütter und ihre Kinder wurden sofort in den Tod geschickt.⁷ Sara Grossman-Weil, 1944 eine junge Frau von fünfundzwanzig Jahren, erinnert sich überwältigt von Kummer:

«Unser Zielort war Auschwitz ... Wir stiegen mit unseren Bündeln aus dem Waggon und wurden zur Seite gestossen. Plötzlich stellten sich die Leute in Reihen auf. Wir hatten keine Ahnung, wo wir waren. Als die Leute, die dort arbeiteten, sich in Kolonnen aufstellten, blieben wir einfach stehen und warteten. Ich war

zusammen mit meiner Schwiegermutter und meiner Schwägerin Esther, die ich beide sehr liebte, [mit Esthers kleiner Tochter Mirka] und mit Regina, ihrer älteren Tochter, die sie im Ghetto adoptiert hatte. Die Männer wurden von uns getrennt... Frauen und Männer wurden in verschiedene Reihen gesteckt. Nachdem sie die Menschen so aus den Viehwaggons getrieben hatten, mussten wir uns alle hintereinander aufstellen. Ich stand da und wusste nicht, was los war, die Menschenmenge um mich herum überwältigte mich, und ich konnte es nicht fassen, dass sie uns alle auf diese Art und Weise aus den Viehwaggons warfen. Wie sie drängten und stiessen und schrien. Und vor uns diese SS-Männer mit Hunden. Ich konnte nicht mehr erkennen, was vor sich ging. Es ist verrückt. Und ich stand da mit meiner Schwiegermutter und meiner Schwägerin mit ihrer kleinen Tochter, als plötzlich jemand auf uns zukam und sagte: ‚Gebt das Kind der Grossmutter‘. Und meine Schwägerin gab ihr Kind meiner Schwiegermutter. Sie gingen nach links, wir nach rechts ... Meine Schwiegermutter nahm die Kleine und ging nach links. Regina, Esther und ich gingen nach rechts. Links waren all die Leute, die in die Gaskammern geschickt wurden, oder ins Krematorium, nennen Sie es, wie Sie wollen. Wir wurden dann wieder in Fünferreihen aufgestellt.⁸

Für die Deutschen waren Kinder – und ihre Mütter – nichts als Futter für die Todesmühlen. Sie hatten absolut kein Interesse daran, sie länger als notwendig am Leben zu erhalten; ihr Tod war vorprogrammiert. Daher gibt es über das Leben von Kindern kaum Material in den Nazi-Archiven.

Wer versuchte, Kinder vor den Nazis oder anderen faschistischen Regimen zu retten, indem er sie versteckte oder ihnen half zu entkommen, hatte natürlich ebenfalls Gründe, möglichst wenige schriftliche Aufzeichnungen über das Leben dieser Kinder aufzuheben. Zuerst versuchte man, ihre Namen und Religionszugehörigkeit aus den Meldebogen zu tilgen, damit sie verwaltungstechnisch nicht existent waren. Diese heimlichen Aktivitäten sind natürlich kaum dokumentiert, denn die Leute im Untergrund führten nicht Buch. Das war viel zu gefährlich. Hätten die Deutschen solches Material entdeckt, wäre womöglich das ganze Netz aufgefliegen und sämtliche Mitarbeiter, ob Juden oder Nichtjuden, wären gefährdet gewesen. Drei Mitglieder einer niederländischen Untergrundgruppe (die NV oder Naamloze Vennootschap), die zweihundertfünfzig Kinder gerettet hatte, betonte in einem Interview, wie wichtig es war, dass eine solche Organisation in aller Stille arbeitete, wiesen aber auch auf die damit verbundenen Schwierigkeiten hin:

Cor Grootendorst: «Wir haben nie Statistiken geführt.» Ida Groenewegen van Wyck-Roose: «Wir hatten keine Verwaltung!» Cor Grootendorst: «Irgendwann hatten wir so viele Kinder, und wir mussten alles (wo z.B. welches Kind war) rein aus dem Gedächtnis bewältigen, denn wenn man ... zweihundert Kinder hat... Das heisst, wir waren etwa zu zehnt, das bedeutete pro Person durchschnittlich um die



Sara Grossman-Weil im Alter von achtzehn jähren, 1937.

fünfundzwanzig Kinder, um die man sich kümmern musste. In Wirklichkeit waren es mehr, einige besuchten zwar die Kinder gar nicht, aber sie beschafften Kleidung, Schuhe und ähnliche Dinge. Verstehen Sie, man kam manchmal durcheinander, womöglich verlor man jemanden aus den Augen. Ich erinnere mich, dass wir einmal miteinander überlegten, ob wir nicht doch eine Art Karteikartensystem mit Namen, Alter und Adressen aufbauen sollten, nur damit wir alle wieder auffindig machen konnten.»

Truus Grootendorst-Vermeer: «Aber wir taten es nicht... Es wäre gefährlich, viel zu gefährlich gewesen.»

Cor Grootendorst: «Von manchen Kindern, vor allem, wenn sie noch sehr klein waren, kannten wir nicht einmal den Namen. Es kam vor, dass man uns einfach ein Kind aus der Krippe (wohin jüdische Kinder in Amsterdam gebracht wurden,

bevor man sie deportierte) in den Arm drückte: «Da, nehmen Sie», und wir wussten nicht, wie das Kind hiess oder wann es geboren worden war.»⁹

Es gehört zu den glücklicheren Ironien der Kriegszeit, dass Organisationen wie die NV, die sich dafür einsetzten, das Leben von Kindern zu retten und zu schützen, gerade durch die Natur ihrer Aufgabe daran gehindert wurden, Aufzeichnungen über diese Kinder und ihren Tagesablauf zu führen. Dankbarkeit für das Überleben dieser Kinder lässt keinen Raum für Enttäuschungen, weil es keine zeitgenössischen Berichte über sie gibt.

Und noch ein letzter Grund ist für die mangelnde Dokumentation über das Leben jüdischer Kinder während der Nazizeit anzuführen: Wie bei allen «Geschichten aus der Kindheit» ist es sehr schwer, die authentische Stimme von Kindern und Jugendlichen in den Geschichten wieder aufleben zu lassen. Sehr kleine Kinder, die noch nicht lesen und schreiben gelernt haben, können auch keine schriftlichen Aufzeichnungen wie Tagebücher oder Briefe hinterlassen. Grössere Kinder oder Jugendliche können es und haben es auch getan, aber im Schatten des Nationalsozialismus war ein solches Unterfangen häufig schlicht und einfach unmöglich oder zumindest eine extrem gefährliche Sache. Um zu schreiben, braucht man verschiedene Utensilien, Zeit, Energie und Gelegenheit. Ausser im «Modellghetto» von Theresienstadt hatten Jugendliche in Konzentrationslagern selten Zugang zu solchem Luxus. In seinem Buch ‚Moments of Reprieve‘ beschreibt Primo Levi einen seiner Versuche, aus dem Arbeitslager Buna-Monowitz (das zu Auschwitz gehörte) an seine Familie in Italien zu schreiben. Allerdings war Levi damals fünf- undzwanzig Jahre alt, also kein Jugendlicher mehr. Jüngere als er hätten weniger Gelegenheit und grössere Schwierigkeiten gehabt.

«Ich war allein in meiner Zelle, fiebernd vor Angst, endlich eine wichtige Angelegenheit zu erledigen. Es war mir gelungen, einen Fetzen Papier und einen Bleistiftstummel zu ergattern, und schon viele Tage wartete ich auf eine Gelegenheit, einen Brief zu entwerfen (in italienisch natürlich), den ich einem ‚freien‘ italienischen Arbeiter anvertrauen wollte, damit er ihn abschreiben und unterzeichnen könnte, so als ob er von ihm stamme, um ihn an meine Familie in Italien zu schicken. Es war uns nämlich strikt untersagt zu schreiben. Aber ich war mir sicher, dass es mir gelingen würde, wenn ich nur ein wenig Zeit zum Nachdenken fände, eine Botschaft so abzufassen, dass sie für den Empfänger klar erkenntlich wäre, gleichzeitig aber so nichtssagend, dass sie nicht die Aufmerksamkeit des Zensors erwecken würde. Ich durfte mich nur nicht der Gefahr aussetzen, von irgend jemandem ertappt zu werden. Schon allein die Tatsache, dass man etwas schrieb, war höchst suspekt (aus welchem Grunde und wem hätte einer von uns denn auch schreiben sollen), und im Lager und auf dem Hof wimmelte es von Informanten. Nach einer Stunde etwa fühlte ich mich ruhig genug, den Brief zu beginnen.

Ich bemerkte (den Kapo) Eddy erst, als er mich bereits eine Weile beobachtete. Instinktiv – oder vielmehr ziemlich blöde – öffnete ich meine Hand.

Der Bleistift fiel herunter, aber der Fetzen Papier schwebte langsam zu Boden, taumelnd wie ein totes Blatt. Eddy stürzte los, um es aufzuheben. Dann streckte er mich mit einem heftigen Schlag zu Boden ... Ein Faustschlag in einem Lager bedeutet etwas ganz anderes, als wir im allgemeinen darunter verstehen. Unter den besonderen Umständen heisst das ziemlich grob: ‚Mensch, gib acht! Diesmal hast du wirklich grossen Mist gebaut. Du gefährdest dein Leben vielleicht, ohne es zu wissen, und meins gefährdest du ebenfalls!‘⁴

Sollte er mich bei der Lagerpolizei anzeigen, so würde das den Galgen für mich bedeuten, das wusste ich. Aber vor dem Galgen würde es ein Verhör geben – und was für ein Verhör –, um herauszupressen, wer meine Komplizen waren und vielleicht sogar von mir die Adresse des Empfängers zu erfahren ... Er hielt mir eine Standpauke, die ich hier nur schwer wiederzugeben vermag ... Dass ich verrückt wäre – es gäbe keine andere Erklärung. Nur einem Wahnsinnigen könnte es einfallen, sein Leben so aufs Spiel zu setzen und das des italienischen Komplizen, den ich sicher hätte und das der italienischen Verwandten und auch seine eigene Karriere als Kapo ... Aber schliesslich seien alle Italiener wie man wisse verrückt, taugten nur zum Singen und dazu, sich viel Ärger aufzuhalsen.»¹⁰

Es mag seltsam anmuten, dass untergetauchte Kinder ähnliche Schwierigkeiten hatten, wenn auch nicht im gleichen Masse. Weil Anne Franks Tagebuch so bekannt ist, entsteht häufig der Irrtum, dass es für Jugendliche wie Anne, die in Hinterhäusern oder Kellern versteckt lebten, ganz normal gewesen sein müsse, ein Tagebuch zu führen – eher eine Frage der persönlichen Anlage als der Umstände. Doch für viele Kinder war Schreibzeug nicht zu bekommen, und manchmal mussten sie überdies Arbeiten erledigen, die weder Musse noch Kraft für andere Dinge übrigliessen. Aber selbst wenn es möglich gewesen wäre, stellten schriftliche oder gemalte Berichte eine ausserordentliche Gefahr dar; im Grunde ein tollkühnes Unterfangen. Solche Dokumente konnten bei einer Razzia gefunden werden und dienten dann als Indiz für die Verurteilung zum Tode oder für die psychische Vernichtung. Kinder, die in einem Versteck den Krieg überlebten und ähnliche Gefahren wie Primo Levi auf sich genommen hatten, erklärten wie er, dass sie ein verzweifertes Risiko eingegangen waren, nicht nur, was die eigene Person betraf, sondern auch im Hinblick auf das Leben von Freunden, Familienangehörigen und Beschützern (oder Komplizen). Berthe Jeanne (Bertje) Blochvan Rhijn, ein holländisches Mädchen, das wie Anne Frank zusammen mit ihrer ganzen Familie untergetaucht war (aber nicht verraten wurde und das Glück hatte zu überleben), führte während der Nazi-Okkupation Tagebuch. Ihre Familie hatte bei einer älteren Dame, die allein in einem grossen Haus mit Garten lebte, Zuflucht gefunden. Daher hatten die van Rhijns grössere Bewegungsfreiheit als eine Familie wie die Franks, die sich in Amsterdam in einem Hinterhaus versteckt hielten. Bertje van Rhijns Eltern wussten nur zu gut, welche Gefahr das Tagebuch ihrer Tochter dar-

stellte, und so vergruben sie es zur Sicherheit im Garten. Von Zeit zu Zeit wurde es herausgenommen, Bertje van Rhijn machte ihre Eintragungen, dann legten die Eltern es zurück an seinen Platz im Erdreich.¹¹ Hätte man es gefunden, wären sie nicht nur als Juden entlarvt worden. Durch harmlose Bemerkungen und unbewusste Hinweise wäre vielleicht unvermeidlich der gesamte Freundeskreis, der ihnen geholfen hatte, in Gefahr geraten. Das Tagebuch existiert heute noch, verwittert und voller Wasserflecke, aber lesbar.

Wie kann ein Historiker angesichts dieser dürftigen Dokumentenlage Leben und Erfahrungen jüdischer Kinder im von den Nazis besetzten Europa rekonstruieren und analysieren? So befremdlich es klingt, dieser Mangel an zeitgenössischen Quellen ist nur scheinbar. Zwar findet man wenig Unterlagen in den Archiven von Untergrundorganisationen zur Rettung von Kindern, wenig Tagebücher und Briefe von Jugendlichen selbst und auch kaum deutsche Akten, die Aufschluss über das Leben von Kindern geben, aber trotzdem existiert eine Menge an verwertbarem Material. Denn Menschen, das ist nicht zu vermeiden, hinterlassen Spuren. Trotz aller Vorsichtsmassnahmen, die von Unterdrückern, Widerstandskämpfern und Opfern – aus jeweils unterschiedlichen Gründen – getroffen wurden, handelte doch niemand im luftleeren Raum. So erlaubten die Deutschen zum Beispiel Fürsorgerinnen wie Annette Monod, in französischen Lagern zu arbeiten, wo sie zur Augenzeugin wurde. Widerstandskämpfer konnten naturgemäss nicht in völliger Stille und mit absoluter Geheimhaltung arbeiten. Und die Kinder existierten ja wirklich, so mussten zumindest ein paar Scherben ihrer Kindheit erhalten geblieben sein. Dieses Material gilt es zu finden, doch das ist alles andere als leicht. Wie soll man dabei vorgehen? Wo soll man suchen?

In Ländern wie Frankreich oder Italien gab es Hilfs- und Wohltätigkeitsorganisationen (wie etwa das Kinderhilfswerk), die nicht nur im Untergrund und unter strenger Geheimhaltung arbeiten mussten. In diesen Archiven stösst man auf eine Fülle von Schilderungen – verfasst von Fürsorgerinnen – über das Leben von Kindern in Lagern oder in gesonderten Heimen für Kinder, die nach der Deportation ihrer Eltern verwaist waren. Die Leiterinnen dieser Heime legten ihren übergeordneten Dienststellen zusammen mit der Haushaltsabrechnung Berichte über Tagesgestaltung und Unterrichtsprogramm ihrer Einrichtung vor. Ganz anders verhielt es sich natürlich in Ländern wie den Niederlanden oder Polen, wo alle diejenigen, die versuchten das Leben von Kindern zu retten, nur insgeheim im Untergrund arbeiten konnten. Doch auch unter diesen Umständen war es nicht möglich, über alles Stillschweigen zu bewahren, alles perfekt geheimzuhalten oder alles verschwinden zu lassen. Es liegt nun einmal in der Natur menschlichen Handelns, Zeichen oder Hinweise auf seine Existenz zu hinterlassen. Eine Organisation wie etwa die NV, die sich ganz bewusst dafür entschieden hatte, über die Kinder in ihrer Obhut nicht einmal ein Register anzulegen, erlaubte den Kindern jedoch, Briefe an Familienangehörige, insbesondere an die Eltern, die anderswo untergetaucht waren, zu schreiben. Ein Mitglied der Gruppe las und zensierte diese Kor-

respondenz, die über ein Netz von Kontakten persönlich weitergeleitet wurde. Einige Briefe wurden von den Empfängern aufbewahrt und sind heute Teil der üblichen Sammlung von Familienerinnerungen und Ansichtskarten. Für ihre Besitzer haben sie einen hohen Gefühlswert, doch kaum jemand kommt auf den Gedanken, sie einer Bibliothek oder einem Archiv zu übergeben.

Die NV fotografierte auch manche Kinder. Wie Cor Grootendorst erklärte: «Wir haben das oft gemacht, um die Eltern zu beruhigen, die sich manchmal an einem anderen Ort verborgen hielten. Sie durften nicht wissen, wo die Kinder lebten, denn dann hätten sie womöglich versucht, sie zu sehen ... Aber manchmal schickten wir den Eltern Fotos, um ihnen zu zeigen, dass die Kinder gesund und munter waren.»¹² Das Fotografieren an sich war schon äusserst gewagt, aber noch erstaunlicher ist die Tatsache, dass man die Negative nicht vernichtete und sogar Gruppenfotos mit sechs bis zwölf singenden oder wandernden Kindern machte. Vierzig Jahre nach dem Krieg erinnerte sich ein Mitglied der Organisation, als man ihn danach fragte, an diese Fotos und Negative, und man fand sie wieder. Man kann eigentlich nicht sagen, dass sie vergessen worden waren, sie waren nach dem Krieg eben nicht mehr wichtig – bis jemand danach fragte.

Eine weitere Informationsquelle über das Leben von Kindern sind die Unterlagen von Flüchtlingsorganisationen in neutralen Ländern (etwa die Society of Friends, das Inter-Aid-Committee, der Save the Children Fund und das Movement for the Care of Children from Germany). Flüchtlingshelfer, die im besetzten Europa arbeiteten, schickten persönliche Erklärungen und offizielle Berichte an die Zentralen ihrer jeweiligen Organisation, die uns viel über das Leben jener verraten, die verzweifelt versuchten zu emigrieren. Eine Reihe dieser Kinder, denen die Flucht geglückt war, wurde in ihren neuen Gastländern unterschiedlich intensiv von Hilfsorganisationen für Flüchtlingskinder betreut. Die Berichte dieser Vereinigungen und ihre Schilderungen von den Neuankömmlingen erzählen uns viel über die Vergangenheit der Kinder und Jugendlichen, ebenso wie über ihre damalige Situation. In manchen Gastländern kümmerten sich auch offizielle Regierungsstellen um solche Kinder. So finden sich in den Akten des Gesundheitsministeriums im Public Record Office von London Aufzeichnungen darüber, was man zum Wohl der jüdischen Jungen aus Deutschland und Österreich, die in englischen Flüchtlingslagern für Kinder untergebracht waren, getan hat.

Erwachsene Chronisten im besetzten Europa, die Tagebuch über die historischen Ereignisse führten, weil sie den tragischen Wahn ihrer Zeit für die Nachwelt festhalten wollten, schilderten manchmal auch das Leben von Kindern. Diese Menschen, Augenzeugen des Grauens, waren per definitionem eng mit den Ereignissen verstrickt; sie lebten unter Juden und waren nicht untergetaucht. Die beiden aussergewöhnlichsten analytischen Tagebücher aus dieser Zeit sind die «Chroni-

cle of the Łódź Ghetto» und Emanuel Ringelblums Aufzeichnungen aus dem Warschauer Ghetto. Die «Chronik» wurde heimlich vom Archivamt, einer offiziellen Einrichtung im Ghetto von Łódź, verfasst. Das Archivamt war eine der fünf Sektionen der «Abteilung für Bevölkerungsstatistik», das der Älteste der Judengemeinde in Łódź, Mordechai Chaim Rumkowski, eingerichtet hatte. Aufgabe des Archivamts war es, Material der jüdischen Gemeinde aus dem Vorkriegs-Łódź aufzubewahren, Dokumente der Ghetto-Verwaltung zu sammeln und Informationen für eine Geschichte des Ghettos zusammenzutragen. Da dieses Amt zur Ghettobürokratie gehörte, hatten seine Mitarbeiter Zugang zu anderen Verwaltungsstellen im Ghetto, und es wurde von ihnen anerkannt; auch die deutsche Ghettoverwaltung wusste von seiner Existenz. Unmittelbar nachdem das Archiv gegründet worden war, hatten die etwa zehn bis fünfzehn Beamten mit der Zusammenstellung des Materials für die Chronik begonnen – das geschah zwar heimlich, aber nicht direkt im Untergrund. Die Deutschen wussten jedenfalls nichts von dieser Chronik, und die Autoren waren bemüht, dass sie auch nichts darüber erfuhren. Wie auch immer: Diese Chronik wurde im Büro der Ghettoverwaltung geschrieben, und ihr zurückhaltender Stil trug der Möglichkeit Rechnung, dass sie entweder von den Deutschen oder der übrigen Ghettoverwaltung gelesen werden könnte.¹³

In den nahezu täglichen Eintragungen der Chronik finden sich verstreut auch Hinweise auf das Leben von Kindern. Manchmal stösst man ganz zufällig auf solche Informationen. So wird beispielsweise in einem Eintrag vom Sonntag, dem 16. Januar 1941, über die «Versorgung mit Milchprodukten» vermerkt, es sei «mitteilungswert, dass bisher nur Kinder und Kranke (mit ärztlichen Bezugsscheinen) in den Genuss ihrer Butterzuteilung gekommen waren». An anderer Stelle wird unter dem Stichwort «Milch für die Kranken» erklärt, dass zwischen dem 16. und 22. Juni 1941 «bisher nur Kinder bis zu drei Jahren, Säuglinge und Frauen im Wochenbett Milch bekommen haben. Nun hat man wieder einen Milchverkauf für Kranke, der zu Jahresbeginn abgeschafft worden war, eingerichtet... Wenn alle Kinder versorgt sind, können Kranke wieder Milch kaufen.»¹⁴ Andere Vermerke wiederum beziehen sich ausschliesslich auf das Leben der Kinder und auf Dinge, die damit Zusammenhängen. Am Samstag, dem 24. Juli 1943 erscheint zum erstenmal die Rubrik «Skizzen aus dem Ghettoleben», die fast bis zum Ende der Chronik fortgesetzt wurde, und den Titel trägt: «Das Spielzeug der Ghettokinder»:

«Die sogenannten belgischen Zigaretten waren eine Enttäuschung für die Raucher im Ghetto, selbst für diejenigen, die ihr Leben lang schlechten Tabak geraucht hatten. Die zahllosen Päckchen mit ihren schreienden Farben und ebensolchen Namen konnten das vernichtende Urteil über die Qualität der Zigaretten nicht abmildern ... Doch da im Ghetto jeder Gegenstand, und sei er noch so gering, einen Wert erhält, werden sogar diese Päckchen sorgfältig gehegt. Die Raucher werfen sie nicht fort. Sie bewahren sie auf und achten sorgfältig darauf, dass sie nicht im Ab-

fall landen. Die Augen der Kinder betteln um diese Schachteln; Kinderhände strecken sich nach ihnen aus.

Ausserhalb der Ghettomauern bekommen Kinder schöne, sinnvolle Spielsachen geschenkt... Unsere Kinder sammeln leere Zigarettenschachteln. Sie schneiden die bunten Oberseiten aus und sammeln so lange, bis sie einen ganzen Packen Karten haben: Spielkarten.

Und sie spielen. Sie zählen die Karten und teilen sie aus. Sie sortieren sie nach Farben und Namen. Grün, orange, gelb, braun, sogar schwarz. Sie spielen selbst-erfundene Spiele, sie denken sich neue Systeme aus, sie lassen sich von ihrer Phantasie leiten.»¹⁵

Auch die Aufzeichnungen aus dem Warschauer Ghetto von Emanuel Ringelblum sind – wie die Chronik von Łódź – aus Ghettoarchivmaterial zusammengestellt, allerdings war alles, was Ringelblum schrieb, reine Untergrundtätigkeit. Als Historiker, der vor dem Krieg über verschiedene Aspekte der Geschichte von Juden in Polen geschrieben hatte, war Ringelblum besonders geeignet für die Aufgabe, die er sich kurz nach dem Einmarsch der Deutschen im September 1939 gestellt hatte: über die aktuelle Geschichte des polnischen Judentums zu berichten. Dieses intellektuelle Vorhaben war getragen von dem Gefühl, es sei seine Mission, die Welt über die Lage der Juden zu informieren. Mit Hilfe des polnischen Widerstands gelang es ihm, der polnischen Exilregierung in London Dokumente zuzuspielen. Am Freitag, dem 26. Juni 1942 hatte er erfahren, dass das Unternehmen geglückt war. «Es war ein grosser Tag für die OS», schrieb er (OS = Oneg Shabbat, Institution für Sabbatfeiern, Deckname seiner Archivorganisation). «Heute vormittag brachte der englische Rundfunk eine Sendung über das Schicksal der polnischen Juden. Sie sprachen von allem, was wir so gut kennen: Slonim und Wilna, Lemberg und Chelмно usw.», erklärte er. «Die OS-Gruppe hat eine grosse historische Mission erfüllt. Sie hat die Welt auf unser Schicksal aufmerksam gemacht... Ich weiss nicht, wer aus unserer Gruppe überleben wird... Aber eines ist für uns alle klar. Unser Leiden und unsere Mühe, unsere Hingabe und unsere ständige Angst waren nicht vergebens.»¹⁶ Es war Europas tragisches Unglück, dass weder die Information noch ihre Verbreitung im Radio dem Mord an den Juden ein Ende setzte. Dennoch hatte Ringelblum recht: Er und seine Gruppe hatten eine grosse historische Tat vollbracht.

Ringelblum begann seine täglichen Aufzeichnungen über die Greuelthaten der Deutschen an den polnischen Juden in den ersten zwei Monaten nach der Invasion. Bald erkannte er jedoch, dass diese Aufgabe von einem allein nicht zu bewältigen war, und er suchte eine Gruppe von Leuten um sich zu scharen, die über verschiedene Aspekte der Situation berichten sollten. Ab Mai 1940 nahm die OS ihre Tätigkeit auf. Mit der Zeit kamen noch viele Mitarbeiter hinzu, und das Archiv wuchs rasch. Es blieb eine reine Untergrundaktivität, und man ergriff zahlreiche Vorkehrungsmassnahmen, um das Archiv vor der Gestapo zu schützen. Anders als in

Łódź forderte man niemanden zur Mitarbeit auf, der in irgendeiner Beziehung zum Ältestenrat stand; die Gefahr, verraten zu werden, war der OS zu gross. Ausserdem rekrutierte man keine Journalisten, denn diese galten als indiskret von Berufs wegen, selbst wenn man sie persönlich für ehrenwert hielt. Und alle Informanten wurden genau überprüft, bevor man sie für das Archiv interviewte.

Neben der Organisation und Leitung der OS schrieb Ringelblum regelmässig selbst Zusammenfassungen der gesammelten Informationen – seine «Aufzeichnungen aus dem Warschauer Ghetto». Wie in der «Chronik von Łódź» finden sich auch in diesen Aufzeichnungen immer wieder verstreute Anmerkungen über das Leben von Kindern. Die Not der Kinder, die sich als Bettler durchschlagen mussten, berührte Ringelblum ganz besonders schmerzlich; oft beklagte er die Bedingungen, unter denen sie aufwachsen mussten; es schien ihm, als ob sich in diesen Kindern das ganze Ausmass der Tragödie des jüdischen Volkes verkörperte; sie waren die Repräsentanten einer verhängnisvoll verarmten, zukünftigen Welt, in der es kein Blühen oder Gedeihen mehr geben würde, sondern nur Hunger, Erschöpfung und Verwahrlosung. «Das Aussetzen von Kindern in den Büros verschiedener Einrichtungen und in jüdischen Polizeipräsidien ist zu einem Massenphänomen geworden, woran auch die Eröffnung eines Heims für hundert Strassenkinder nichts zu ändern vermag. Die Kinder betteln nach wie vor ...», so Ringelblums Beobachtung am 18. März 1941.¹⁷ Nur fünf Monate später lässt seine Beschreibung über die Armut der Kinder deutlich deren Verzweiflung und Hoffnungslosigkeit – und die der Gemeinde – erkennen:

«Es gibt eine bestimmte Sorte von Bettlern, die nach neun Uhr abends zu betteln beginnt. Sie stellen sich mitten auf die Strasse und winseln um Brot. Die meisten von ihnen sind Kinder. In der Stille der Nacht sind die Schreie der bettelnden Kinder schrecklich durchdringend, und wie hartherzig man auch sein mag, schliesslich muss man ihnen doch ein Stück Brot hinunterwerfen – oder aber das Haus verlassen. Diese Bettler scheren sich keinen Deut um die Ausgangssperre; man hört ihre Stimmen noch spät am Abend um elf oder sogar um zwölf Uhr nachts. Sie fürchten sich vor nichts und niemanden ... Es kommt häufig vor, dass solche Bettlerkinder in der Nacht auf dem Gehsteig sterben ... Vor der Muranowska Strasse 24 ... lag die ganze Nacht über keuchend ein sechsjähriger Bettlerjunge, der zu schwach war, um an das Brotstückchen heranzukommen, das man ihm vom Balkon herabgeworfen hatte.»¹⁸

Dass die Kinder für Ringelblum die Misere der gesamten Gemeinde widerspiegeln, wurde im Laufe der Monate immer deutlicher. «Zwei bettelnde Kinder sasssen auf der Strasse und hielten ein Schild mit der Aufschrift SOS hoch. Man muss zugeben, dass dies der einfachste und wahrhaftigste Ausdruck unserer Notlage ist – und unser einziges Schlagwort», merkte er im Oktober 1941 voll Traurigkeit an. Der Anblick und die Klagelaute der Kinder waren sowohl Hintergrund als auch das eigentliche Wesen des entsetzlichen Elendsdaseins im Ghetto. «Am schreck-

lichsten ist es, die frierenden Kinder zu sehen, kleine Kinder mit blossen Füßen, blossen Knien und zerrissenen Kleidern stehen wie erstarrt auf der Strasse und weinen. Heute Abend... hörte ich einen drei- oder vierjährigen Knirps wimmern. Wahrscheinlich wird man den Kleinen am Morgen erfroren auffinden ... Erfrorene Kinder werden zu einer allgemeinen Erscheinung ... Kinderleichen und Kinderweinen sind ein ständiger Hintergrund des Ghettolebens.»¹⁹

Sowohl Ringelblums Aufzeichnungen wie auch die Chronik zeigen das Bestreben (soweit unter den Umständen möglich), unpersönlich und objektiv zu berichten, sich als systematische Sammlungen, die auf umfangreichem Archivmaterial und den Ermittlungen zahlreicher Personen basieren, darzustellen. Dass die Aufzeichnungen von einer einzigen Person, die Chronik hingegen von einer Gruppe verfasst wurde, spielt dabei keine Rolle; entscheidend war lediglich, dass die Schreibenden genügend Kompetenz besaßen, um ihrer Aufgabe zu genügen. Diese beiden Berichte mit ihren täglichen Aufzeichnungen spiegeln jeweils die Geschichte ihres Ghettos wider; sie erzählen die Geschichte der Pein und der Qual einer ganzen jüdischen Gemeinde und sind nicht so sehr als individuelle, persönliche Niederschriften der Verfasser zu werten.

Emanuel Ringelblum und die OS oder die Mitglieder der Archivabteilung im Ghetto von Łódź waren keineswegs die einzigen, die den dringenden Impuls empfanden, künftigen Generationen einen historischen Bericht zu hinterlassen. Daneben gab es auch einzelne Personen, die nicht in ein grösseres Archivprojekt eingebunden, aber dennoch bemüht waren, die zeitgenössische Geschichte der Judengemeinde für die Nachwelt festzuhalten. Die Ereignisse dieser Zeit waren von solcher Tragweite, so katastrophal und so unvorstellbar, dass viele Menschen trotz der damit verbundenen Gefahr das Schreiben als Mittel zur inneren Klärung betrachteten und Trost darin zu finden hofften. Vielleicht würde es ihnen gelingen, wenn sie versuchten, ihre augenblickliche Lage zu Papier zu bringen, die Ereignisse und die Atmosphäre der Zeit in Worte zu fassen, zu verstehen, zu begreifen und sich selbst klarzumachen, was ihnen tagtäglich passierte. In einer Zeit, in der menschliches Leben so wenig zählte und so gefährdet war, politisch und wirtschaftlich wertlos, war ein Tagebuch ein Mittel, wenigstens ein Zeichen oder ein Vermächtnis für die Zukunft zu hinterlassen. So erklärte der Warschauer Erzieher Chaim Kaplan, Verfasser eines solchen Tagebuches, am 5. September 1939: «Ich habe es mir in diesen historischen Zeiten zur Regel gemacht, keinen einzigen Tag verstreichen zu lassen, ohne etwas in mein Tagebuch zu schreiben.» Das war keine leichte Aufgabe. 9. September: «In meinem psychischen Zustand fällt es mir schwer, die Feder in der Hand zu halten, und zudem vermag ich mit meiner Feder nicht zu schildern, was uns in der vergangenen Nacht zustiess.» Nur fünf Tage später schilderte Kaplan sein Dilemma genauer: «Es ist schwer zu schreiben, aber ich halte es für eine Verpflichtung und bin entschlossen, ihr mit letzter Kraft nachzukommen. Ich werde ein Buch der Agonie schreiben, um in der Zukunft an die

Vergangenheit zu erinnern.» Es war Kaplans unerschütterlicher Glaube an eine, wenn nicht persönliche, so doch kollektive Zukunft des jüdischen Volkes, die ihn bei seinen Bemühungen aufrechterhielt. «In unserem Leidensbuch», schrieb er am 26. Oktober, «kann nicht die kleinste Kleinigkeit ausgelassen werden. Obgleich wir jetzt furchtbaren Leiden ausgesetzt sind und die Sonne für uns schon am Nachmittag untergeht, haben wir doch nicht die Hoffnung verloren, dass auch wieder ein Zeitalter des Lichtes heraufziehen wird. Unsere Existenz als ein Volk kann nicht zerstört werden. Einzelne werden vernichtet werden, aber das jüdische Volk wird weiterleben. Daher ist jeder Tagebucheintrag kostbarer als Gold, wenn alles so niedergeschrieben wird, wie es geschah – ohne Übertreibungen und Verzerrungen.» Drei Jahre später, am 4. August 1942, lautete sein letzter Eintrag: «Wenn mein Leben endet – was wird aus meinem Tagebuch werden?»²⁰

Unter den Tagebüchern aus dieser Zeit, gibt es im Wesentlichen zwei Kategorien: erstens das externe, relativ emotionslose, das lediglich die äusseren Ereignisse festhält; zweitens das stark persönlich gefärbte, bekennende Tagebuch. Beide Arten berichten von den katastrophalen Geschehnissen, jedoch werden sie einmal als kollektive Geschichte des jüdischen Volkes begriffen, zum anderen durch den inneren, persönlichen Spiegel des jeweiligen Autors reflektiert. Unglücklicherweise hat nur ein kleiner Prozentsatz aller Tagebücher den Krieg überstanden. Die meisten wurden schliesslich entweder von ihren Verfassern absichtlich verbrannt, oder sie fielen der allgemeinen Zerstörung während der Naziherrschaft zum Opfer oder wurden in der wüsten Hektik von Überfall und Deportation einfach liegengelassen und vergessen – so wie es mit Anne Franks Tagebuch geschehen wäre, hätte Miep Gies [alias van Santen] es nicht zufällig gefunden. Unter den heute noch erhaltenen Tagebüchern von Erwachsenen sind die unter einem externen Blickwinkel geschriebenen am informativsten für eine Geschichte jüdischer Kinder und Jugendlicher, da sich in ihnen sachliche Berichte und analytische Reflexionen über das Leben von Kindern finden. Geschrieben von Menschen, die in der Vorkriegszeit in etwa die gleichen Erfahrungen gemacht hatten, sind diese Tagebücher entstanden, als ihre Verfasser in Ghettos lebten oder in Durchgangslagern gefangen waren. Sie bekamen täglich hautnah mit, was in ihren unmittelbaren Gemeinden geschah.

Chaim Kaplan zum Beispiel war vor dem Krieg Erzieher in Warschau und lebte nach der deutschen Besetzung im Ghetto. Ein anderer Tagebuchautor im westlichen Europa, Philip Mechanicus, war Häftling in Westerbork, dem grössten niederländischen Durchgangslager in der Provinz Drenthe (im nordöstlichen Teil des Landes). In vieler Hinsicht hätten diese beiden Männer nicht unterschiedlicher sein können. Kaplan hatte eine umfassende Erziehung erhalten und betrachtete sich selbst als gebildeten Mitteleuropäer. Er war sowohl beruflich wie privat in die jüdische Gemeinde integriert; er hatte eine Jüdin geheiratet, leitete eine jüdische Schule und kannte sich sehr gut in der jüdischen Politik aus. Sein Tagebuch schrieb

er auf Hebräisch; seine Metaphorik, seine Anspielungen und Formulierungen reflektieren die klassische jüdische Tradition aus Bibel und Talmud und ebenso das kulturelle Erbe jüdischer Volkskunst. Mechanicus dagegen war Autodidakt; er war ein bekannter Journalist und betrachtete die aktuellen Ereignisse wie auch seine eigene Identität aus einer westeuropäischen Perspektive. Privat und beruflich gehörte Mechanicus zur weltlichen niederländischen Gesellschaft. Er heiratete eine christliche Frau (und wurde von ihr geschieden); als Redakteur des angesehenen Allgemeinen Handelsblat nahm er an den Hauptströmungen des niederländischen kulturellen Lebens teil. Und doch empfanden sowohl Kaplan wie Mechanicus das gleiche Gefühl einer Mission, wie es auch Emanuel Ringelblum beschrieb, sie verspürten im Prozess – und der selbstaufgelegten Pflicht – des Schreibens eine ähnliche Erleichterung. So schrieb Mechanicus am 29. Mai 1943 auf seinem Bett in Westerbork (dem einzigen Platz, wo er arbeiten konnte): «Ich fühle mich wie ein offizieller Reporter, der über einen Schiffbruch berichtet. Wir befinden uns alle zusammen in einem Orkan und spüren, wie das beschädigte Schiff langsam sinkt... Allmählich bildet sich in mir der Gedanke heraus, dass nicht meine *Verfolger* mich hierhergebracht haben, sondern dass ich *freiwillig* auf die Reise gegangen bin, um meine Arbeit zu tun. Ich bin den ganzen Tag über beschäftigt und langweile mich nicht eine einzige Minute lang; manchmal erscheint mir der Tag sogar zu kurz. Pflicht ist Pflicht, und Arbeit adelt. Einen grossen Teil des Tages schreibe ich. Manchmal beginne ich um halb sechs Uhr morgens, und manchmal arbeite ich auch noch am Abend, wenn schon Schlafenszeit ist, um meine Eindrücke und Erfahrungen vom Tage zu notieren.»²¹

Kaplan und Mechanicus schilderten häufig das Leben der Kinder in Warschau oder Westerbork. Ihre knappen, konzisen Berichte zeichnen nach, wie das Unvorstellbare im Leben der Kinder zum Alltäglichen wurde; was vorher unzumutbar und unglaublich gewesen war, galt nun als ganz alltäglich. All die normalen Dinge, die zur Kindheit gehören, wie etwa zur Schule zu gehen oder draussen zu spielen, waren nun unnormal. Am 3. Dezember 1939, drei Monate nach dem Überfall der Deutschen auf Polen und vor der Errichtung des Warschauer Ghettos, schrieb Kaplan, dass «für die polnischen Kinder, nicht jedoch für die jüdischen,... die Genehmigung zur Wiedereröffnung der Volksschulen erteilt» worden sei. Das bedeutete, erklärte er weiter, dass sich «Tausende von jüdischen Kindern auf der Strasse [herumtreiben], weil sie nicht zur Schule gehen können. Für sie gibt es keinen Unterricht, keine Erziehung, und vor allem haben sie nichts zu essen.» Nur ein knappes Jahr später, im November 1940, hatte man das Ghetto bereits teilweise eingerichtet; und es gab Erlasse, die das Betreten von Parkanlagen oder anderen öffentlichen Plätzen verboten. Die physischen Einschränkungen durch diese Erlasse waren Teil des Alltagslebens geworden. «Die Bürgersteige sind unglaublich überlaufen», berichtet Kaplan. «Meistens sind es Mütter, die sich dort mit ihren in

der Wiege liegenden Kindern niederlassen und längs der ganzen Strasse die Häuser verstellen. Die Eroberer haben uns den Zutritt zu den Parks verboten. Jüdische Kinder dürfen sich an keinem Baum, an keiner Bank mehr erfreuen. Es schmerzt einen zu sehen, wie unsere kleinen Kinder leiden.» «Aber es gibt nichts», so Kaplan weiter, «das nicht durch die Gewohnheit zur zweiten Natur wird. Die jüdischen Mütter haben sich bereits an ihr Missgeschick gewöhnt, und um ihre Säuglinge nicht des Sonnenlichts zu berauben, stellen sie sich mit ihren Wiegen überall hin, an eine Strassenkreuzung, einen leeren Bauplatz oder auf ein sonnenbeschienenes Trottoir».²²

Sowohl in *Mechanicus*’ wie in Kaplans Schriften wird die aussergewöhnliche Tragik der Situation ganz nüchtern geschildert. Die schrecklichen Umstände des Lagerdaseins finden sich wie selbstverständlich in den prosaischen Details des täglichen Lebens wieder: «Eine Mutter sass mit ihrer kleinen Tochter am Tisch. Die Kleine verzog das Gesicht, weil sie den Pudding nicht essen wollte. Mutter: ‚Hör mir gut zu. Wenn du deinen Pudding nicht aufisst, musst du ohne Mammi auf den Transport gehen‘.» Wie andere Beobachter vermerkte auch *Mechanicus* die unglaubliche Fähigkeit des Menschen, sich an etwas zu gewöhnen und sich anzupassen. «Jeden Morgen machen die kleinen Kinder, die wegen ansteckender Krankheiten schon lange nicht mehr zur Schule gehen, unter Aufsicht der Lehrerinnen einen Spaziergang» berichtete er am 24. Oktober 1943.²³ «Draussen auf dem offenen Feld spielen sie alle möglichen Spiele und singen alle möglichen Lieder.» Eines dieser Lieder lautete:

«Wir machen einen feinen Spaziergang durch die Hütten,
Mit der Lehrerin schön brav in einer Reihe,
Vorbei am grossen hohen Schornstein
Und an den kleinen Häusern,
Dann entlang am Bahndamm und wieder zurück nach Haus.»²⁴

Das, was für den tödlichen Rhythmus in Westerbork charakteristisch war – die wöchentlichen Bahntransporte holländischer Juden in die polnischen Vernichtungslager – war für die Kleinen lediglich ein Orientierungspunkt auf ihrem Ausflug: «„Dann entlang am Bahndamm und wieder zurück nach Haus“.»

Bisher haben wir betont, wie unentbehrlich Archivmaterial, Tagebücher oder mündliche Berichte von Erwachsenen sind, die über Kinder schrieben oder mit Kindern arbeiteten. Die wichtigsten Quellen jedoch sind die Aufzeichnungen, die von den Kindern selbst hinterlassen wurden, und die mündlichen Berichte von Überlebenden, die damals Kinder waren. Von denen, die damals erwachsen waren, erfahren wir eine Menge über die Organisation und Arbeit der Widerstandsgruppen, deren Ziel es war, Kinder zu retten und ihnen zu helfen, und über die Situation der Kinder. Aber sie betrachten die Ereignisse als Aussenseiter. Die Kinder selbst sind es, von denen wir erfahren, wie das Leben unter den spezifischen

und besonderen Bedingungen der Naziherrschaft für sie verlief. Jedes neue diskriminierende Gesetz unterdrückte sowohl jüdische Erwachsene wie jüdische Kinder, doch in mancher Hinsicht waren nur die Kinder betroffen. Kinder haben ihre eigene Welt innerhalb der herrschenden Gesellschaft, eine Art «Subkultur», und diese wurde von der immer drückenderen Last der Naziverfolgung in besonderem Masse berührt, und nur von ihnen können wir daher erfahren, wie es ihnen gelang – unerfahren und ahnungslos –, sich in dieser neuen und absurden Welt mit ihren neuen und unverständlichen Regeln zurechtzufinden.

Die Zeichnungen, Briefe, Tagebücher und mündlichen Berichte dieser Kinder helfen uns, ihre Erfahrungen nachzuvollziehen, Aufschluss über ihr tägliches Leben zu erhalten. Anders als die Berichte über Ereignisse oder Geschehen, in denen ganz allgemein von Kindern die Rede ist (etwa die Spaziergänge der Kinder in Westerbork oder die Spielsachen der Kinder im Ghetto von Łódź), beschreiben diese Quellen ein persönliches, individuelles Leben (mein Spaziergang, meine Spielsachen). Der Blickwinkel der Kinder war anders als der der Erwachsenen, und während der ersten Kriegsjahre bis zur letzten Phase der Deportation und Vernichtung hatten sie auch andere Sorgen.

Ich möchte hier noch einmal wiederholen, dass es sich bei diesem Buch um die Geschichte jüdischer Kinder handelt. Es geht um die Welt der Kinder, um ihr Leben und ihre Anliegen, nicht um die ihrer Eltern. Es ist keine Analyse der Maschinerie des Todes oder der Organisation des Naziapparats in den okkupierten Ländern, beziehungsweise in den Ländern der sogenannten Achsenmächte. Und ich will auch nicht analysieren, wie es kam, dass das Nazisystem das Leben von Kindern bedrückte, zerstörte und schliesslich auslöschte. Ich erzähle vielmehr vom täglichen Leben der Kinder, bis sie entkamen, befreit wurden oder starben. Wenn die Zeichnungen, Briefe und Tagebücher von Kindern uns auch nicht den Überblick bieten, den wir in Berichten von Erwachsenen finden, so skizzieren und illustrieren sie das Gebäude ihres kindlichen Lebens. Jedes dieser Dokumente knüpft an eine individuelle Existenz an; und sie alle weben uns einen Teppich kindlicher Lebenswelten, ein zusammenhängendes Bild davon, wie das Leben von Kindern in unterschiedlichen Umgebungen aussah: zu Hause, im Versteck, in den für kurze oder lange Zeit angelegten Ghettos, in Durchgangs- und Arbeitslagern. Darüber hinaus ergänzen und bereichern die Berichte überlebender Kinder, ihre persönlichen Erinnerungen und *Oral Histories* die Aufzeichnungen, die uns von Erwachsenen über Kinder und von Kindern über sich selbst überliefert worden sind.

Die Methoden der *Oral History* in eine solche Untersuchung mit einzubeziehen, ist kein einfaches Unterfangen.²⁵ Ein solches Vorgehen wirft eine Reihe von Streitfragen auf, für die es keine simplen Lösungen oder als richtig erwiesene Antworten gibt. Das Hauptproblem liegt darin, dass nur elf Prozent der jüdischen Kinder das Ende des Krieges überlebten²⁶ – können ihre mündlichen Berichte oder

Erinnerungen daher überhaupt als repräsentativ angesehen werden? Gerade die Tatsache, dass sie überlebt haben, macht sie zu einer Ausnahme von der allgemeinen tödlichen Regel. Weiter muss man sich vor Augen halten, dass «Kinder mit dem gelben Stern» keine Untersuchung über Überlebende oder das Überleben ist, sondern das tägliche Leben beschreibt bis zum Tod, zur Befreiung oder zur Flucht. Ist es gerechtfertigt, die Berichte von Überlebenden zu verwenden, um für die anderen zu sprechen? Die Antwort lautet uneingeschränkt: ja. Wenn auch eben die Tatsache des Überlebens das Kind zu einer Ausnahme von der tödlichen Regel macht, so war doch das Leben dieses Kindes deswegen nicht atypisch. Es gibt absolut keine Beweise dafür, dass Überleben mehr – oder weniger – von Glück und günstigen Umständen abhing. Die Vorstellung, dass hier eine bestimmte «Überlebensstrategie» oder ein besonders starker «Überlebenswille» im Spiel waren, ist nicht nur vollkommener Unsinn, sondern ausgesprochen zynisch. Die logische Schlussfolgerung einer solch heimtückischen Annahme würde bedeuten, den Opfern in einer sehr subtilen, aber auch um so bösartigeren Weise Schuld zuzuschreiben. Sie legt den Gedanken nahe, dass die Ermordeten entweder versagt haben oder dumm waren. Wenn manche überlebten, weil sie entschlossen und stark waren und einen eisernen Willen besaßen, heisst das implizit, dass sich die Opfer unentschlossen und willensschwach zeigten; kurz, ungeeignet für eine so grosse Problembewältigung. Ähnlich bedeutet die neodarwinistische Erklärung, die Überlebenden hätten sich aufgrund einer besonderen Strategie durchgeschlagen, weil sie eben klug, tauglich und anpassungsfähig gewesen waren, ihre toten Leidensgefährten dagegen töricht, unzulänglich und unfähig – in einem Wort minderwertig.

Wenn man den Überlebenden erlaubt, für die Toten zu sprechen, so heisst das, dass man den Gedanken, es hätte einen speziellen Überlebenswillen und somit ein «Überleben des Stärkeren» gegeben, entschieden zurückweist. Es gibt zwei wesentliche Gründe für diese strikte Ablehnung. Zum einen würden beide Konzepte zu unsinnigen Fragestellungen führen. Im besten Fall wären es falsche Fährten, im schlimmsten Fall bösartige politische Manöver; immer aber liegt das eigentliche Ziel darin, von den ungeheuerlichen Verbrechen abzulenken und statt dessen die Fähigkeit oder Unfähigkeit der Opfer zu untersuchen, der Mordmaschinerie, in der sie gefangen waren, Widerstand entgegenzustellen. Der zweite Grund für die Zurückweisung solcher Erklärungsversuche liegt darin, dass es keinerlei Beweise gibt, die sie unterstützen könnten. Sie sind schlicht und einfach falsch. Menschen haben überlebt, obwohl sie, unfähig ihre Leiden weiter zu ertragen, versucht hatten, Selbstmord zu begehen, während andere, die umgebracht wurden, an Krankheiten starben oder verhungerten, obwohl sie nach Aussagen von Gefährten einen verzweiferten Lebenswillen besaßen. Manche wiederum trafen Entscheidungen, die sich als vorteilhaft für sie erwiesen – während andere, die sich ebenso entschieden hatten, umkamen. In all den verschiedenen hier behandelten Lebenssituatio-

nen unterschied sich der Alltag derer, die schliesslich ermordet wurden, kaum von dem der anderen, die das Glück hatten zu überleben. Die mündlichen Berichte der Überlebenden sind daher legitime Aussagen für eine Geschichte jüdischer Kinder im allgemeinen. Sie können Zeugnis ablegen auch für die anderen.

Noch ein weiteres Problem gilt es zu bedenken, wenn man für eine Untersuchung dieser Art Berichte von Überlebenden heranzieht – dass es sich nämlich um eine äusserst bedrückende Zeitspanne im Leben eines Kindes oder Jugendlichen handelte, eine Zeit voller Schmerz, Angst, Verzweiflung und Erniedrigung. Sie begegneten einem menschlichen Verhalten, wie sie es nie zuvor oder danach kennengelernt hatten; ein Verhalten, das ihren Glauben an eine stabile und geordnete Gesellschaft sicherlich hart auf die Probe stellte und oft ganz zerstörte. Die Welt, die sie gekannt hatten, war in eine Katastrophe gestürzt, und sie lebten, wie Primo Levi es ausdrückte, «vogelfrei». Überlebende, die damals Kinder waren und sich nun einverstanden erklärten, ihre persönliche Geschichte zu erzählen, standen oft vor dem Problem, wie sie diese Hölle beschreiben sollten. «Wenn ich die Worte ausspreche, sind es einfach nur Worte», rief eine Frau verzweifelt aus. «Und wenn ich sie ausspreche, fühle ich mich wieder dorthin versetzt, aber wir sind hier.»²⁷ Dieses Dilemma wurde noch dadurch kompliziert, dass viele dieser Überlebenden seit Kriegsende nie über ihre Erfahrungen gesprochen hatten, es sei denn auf sehr allgemeine Weise. Zum erstenmal seit vierzig Jahren stellten sich diese tapferen Menschen der Aufgabe, sich an das zu erinnern und das zu erzählen, was sie verschwiegen hatten; was manche von ihnen auch wirklich zu verdrängen und, wenn möglich, zu vergessen versucht hatten. Weil diese mittlerweile Erwachsenen ihre Geschichte nie zuvor in Worte gefasst hatten, und weil ihre Erfahrungen so gar nicht mit unserem normalen Leben zu vergleichen sind, schien die Sprache, unser Medium der Kommunikation, oft unzulänglich zu sein. Immer wieder fragten diese Überlebenden: «Verstehen Sie, was ich meine? Können Sie begreifen, was ich sage?» Das hatte nichts mit technischen Schwierigkeiten zu tun, etwa mit der Beherrschung von Englisch, Französisch, Italienisch, Holländisch, Jiddisch etc. Nein, hier zeigte sich die Unsicherheit, ob es überhaupt möglich ist, das Unausprechliche in Worte zu kleiden. Wie, fragte einer der Überlebenden, könne man lediglich mit einer Kombination aus Buchstaben oder Wörtern erklären, was selbst die geistige Vorstellungskraft nicht begreife? Wie sollten sie beschreiben, was sie als eine Reihe irrationaler und unlogischer Ereignisse erfahren hatten, denen keine verstandesgemässe Ursache und kein materielles Motiv zugrunde lagen? Für diese Menschen, die als Kinder den Krieg erlebt und überlebt haben, gibt es keinen Weg, ihre Erlebnisse zu ergründen, kein Mittel, sie verständlich oder begreifbar zu machen. Ihre Vergangenheit ist ja auch unverständlich, unbegreiflich, unerklärlich, unvorstellbar, unfassbar. Es war für sie, als wäre eine höhere Macht über sie hereingebrochen. Für eine Historikerin dagegen sind die Ereignisse, die diese Überle-

benden beschrieben, Teil der Geschichte; sie sind Gegenstand theoretischer Analyse und logischer Interpretation – und müssen das auch sein. Kein historischer Abschnitt und keinerlei Ereignisse unserer Vergangenheit können einfach in den Bereich des Rätselhaften, Unergründlichen oder Metaphysischen verwiesen werden; so leicht und bequem kann man nicht über sie hinweggehen.

Angesichts der fundamentalen und existentiellen Natur solcher persönlichen Erfahrungen führt die Diskrepanz zwischen denjenigen, die die Zeitgeschichte unmittelbar erlebt haben, und den post-facto Analytikern zu einer Reihe von Schwierigkeiten. Unter gewöhnlichen Umständen hakt der Interviewer direkt nach, wenn unklare oder möglicherweise unkorrekte Punkte in der *Oral History* auftauchen. Doch bei Gesprächen mit Überlebenden, die während der Nazizeit Kinder waren, muss man ausloten, welche Realität die jeweiligen Kinder sich damals errichtet hatten – oder, noch bedeutsamer, was denn Realität überhaupt ist? Die Unterscheidung zwischen der «objektiven» historischen Vergangenheit (was «wirklich» geschah), der «subjektiven» persönlichen Erfahrung (was das Kind damals dachte oder der jetzt erwachsene Überlebende glaubt), und den fiktionalen Elementen, die in jedes wiedererzählte Ereignis miteinfließen (je nachdem, wie jeder Mensch eine Geschichte strukturiert), ist schwieriger als gemeinhin angenommen. Anders formuliert, die historische, die psychologische und die erzählerische Wahrheit sind nicht immer exakt voneinander getrennt und unterscheidbar.

Ein einfaches Beispiel soll diese Schwierigkeit deutlich machen. Viele Frauen, die als junge Mädchen nach der Menarche im Konzentrationslager lebten, behaupteten, die Deutschen hätten ihrem Essen ein chemisches Präparat beigefügt, damit sie nicht weiter menstruierten.²⁸ Ihre Äußerungen klangen keineswegs so, als sei das nur eine vage Vermutung, sie waren vielmehr absolut überzeugt, und sie hatten diese Überzeugung so oft und mit solcher Sicherheit wiederholt, dass jeder Uninformierte das auch glauben würde. Da ich wusste, dass es keine historischen Beweise für eine solche massenhaft produzierte und angewandte Chemikalie gibt und dass die Bedingungen des Lagerlebens ebenso wie ähnliche Situationen aufgrund harter Arbeit und schlechter Ernährung zum Ausbleiben der Regel führten, bestritt ich solche Behauptungen. «Glauben Sie wirklich, dass Ihrem Essen eine Chemikalie beigemischt wurde», fragte ich, «oder meinen Sie vielleicht, dass Ihr Körper aufhörte zu menstruierten, weil Ihr allgemeiner Gesundheitszustand so schwach, Ihre Ernährung so schlecht und Ihre tägliche Kalorienmenge so gering war?» Manche Frauen bekräftigten ihre Überzeugung, man hätte ihnen das Gift gegeben, doch die meisten waren einen Augenblick lang verblüfft und erinnerten sich dann, sie hätten wirklich nach dem Krieg gehört, dieser permanente Erschöpfungszustand hätte das zeitweilige Ausbleiben ihrer Regel verursacht. Doch beim nächsten Interview hatten sie das wieder vergessen. Ich sah mich daher veranlasst, andere Fragen zu stellen, um hinter der «objektiven» Unwahrheit die «subjektive» Wahr-

heit aufzudecken. «Warum glauben Sie, dass die Deutschen Ihren Mahlzeiten eine solche Chemikalie hinzugefügt haben?» Die Antworten der Frauen waren klar und eindeutig – und fast identisch. Auch wenn die Deutschen den Krieg verlieren würden und sie selbst als Individuen überleben sollten, könnten sie doch – des Giftes wegen – nie mehr Kinder bekommen; daher würde das jüdische Volk früher oder später aussterben. Anders gesagt, diese Mädchen würden nicht nur für den Rest ihres Lebens die Narben ihrer Gefangenschaft mit sich tragen, nicht nur würden sie niemals zu normalen Frauen heranwachsen, sondern in einem ganz fundamentalen Sinn würde es niemals eine Zukunft für sie geben. Dieser Erklärungsversuch rationalisierte ihre Erfahrungen: Die Deutschen wollten das jüdische Volk auslöschen; und alles, was sie ihren Opfern antaten, führte zu diesem Ziel. Wenn also ein Mädchen, das aufhörte zu menstruierten, dieses Phänomen auch in diesem Kontext begriff, war das die Wahrheit. Zwar sagt uns diese Wahrheit nichts über die Zusammensetzung des Lageressens, doch sie illustriert uns eine Facette des psychologischen Zustands, in dem sich diese jungen Frauen befanden, ein winziges Fragment der psychischen Bedingungen, unter denen sie handelten. Eine solche Episode erleichtert es uns, ihre Ängste und die psychologischen Umstände ihres täglichen Lebens zu verstehen. In dieser Weise trägt die *Oral History* dazu bei zu verstehen, wie die Kinder das, was ihnen widerfuhr, erlebten.

Die mündlichen Berichte Überlebender vermitteln auch die historischen (oder objektiven) «Fakten» ihres Lebens. Um sie zu nützen, muss die Historikerin die erhaltenen Informationen mit mehr oder weniger gängigen Methoden überprüfen. Ist es nach zeitgenössischen Dokumenten, anderen historischen Untersuchungen oder unabhängigen Zeugenaussagen wahrscheinlich, dass ein Kind zu einem bestimmten Zeitpunkt an dem Ort war, an den es sich nun als Erwachsener erinnert? Gab es zu einem bestimmten Zeitpunkt an einem bestimmten Ort ein Lager, eine Widerstandsgruppe oder ein Fluchthelfernetz? Gab es einen Judentransport vom Ort X zum Lager Y, und wann soll das laut Erinnerung des nun Erwachsenen gewesen sein? Waren die beschriebenen Krankheiten unter den damaligen Umständen verbreitet oder möglich?

Vielleicht hilft uns ein anderes Beispiel, ebenfalls ein physisches Leiden betreffend, weiter, um zu verstehen, was wir meinen, wenn wir von historischer Wahrheit sprechen. Viele Überlebende erinnerten sich, dass sie an grossen schmerzhaften Abszessen gelitten hatten, die vor allem empfindliche Körperstellen befielen; hinter den Ohren, im Nacken, in den Achselhöhlen, zwischen den Beinen. Sie waren «wie ein Taubenei», erklärte ein Mann, der damals bereits im jugendlichen Alter war, aber «sie wuchsen immer weiter und wurden röter, bis sie schliesslich aufplatzten». Eine Reihe Überlebender erzählte, dass diese Geschwüre, wenn möglich, «mit einer schwarzen, teerartigen Paste, die man darüberstrich», behandelt wurden. Die Salbe liess den Abszess «viel schneller wachsen und aufplatzen,

so dass der Eiter herauskam». Obwohl diese Abszesse äusserst unangenehm waren, mass man ihnen keine besondere Bedeutung bei, weil sie den Körper nicht entkräfteten. «Das war nichts, worüber man sich Sorgen machte ... Es war einfach etwas, das man behandelte. Wenn es um Leben und Tod geht, ist so etwas eine Bagatelle; einfach etwas, das vorkommt. Vermutlich hing es mit dem Essen und den allgemeinen Lebensbedingungen zusammen, mit diesem ganzen Elend, das uns widerfuhr... In dem Alptraum, in dem wir lebten, beachteten wir so etwas genauso wenig wie heute einen eingewachsenen Nagel.»²⁹ In Konzentrationslagern wie beispielsweise Birkenau waren diese Geschwüre jedoch Grund genug, um in den Tod geschickt zu werden. Wenn die Lagerinsassen hörten oder errieten, dass eine «Selektion» bevorstand, versuchten sie die Geschwüre zu öffnen, damit man sie nicht so deutlich sah. Hanna Kent-Sztarkman, eine Überlebende, die im Herbst 1944, kurz vor ihrem fünfzehnten Geburtstag, ihre ältere Schwester Miriam in Birkenau wiedergefunden hatte, verlor sie wieder an die Mordmaschinerie: Miriam «hatte Schwierigkeiten mit ihren Geschwüren», berichtet die jüngere Schwester einundvierzig Jahre später. «An Rosch Haschana beklagte sie sich bei uns [meiner Mutter und mir] über ihre Abszesse und über die Blockälteste, die gleichzeitig die Krankenschwester des Blocks war. Sie [die Blockälteste] war eine religiöse Ungarin und sagte zu meiner Schwester, sie könne ihr nicht helfen, weil Rosch Haschana sei. Dann sahen wir sie nicht mehr. Ich vermute, dass sie wegen der Geschwüre das Selektionsverfahren nicht überstanden hat.»³⁰

Man konnte nicht sofort diagnostizieren, um welche Hautgeschwüre es sich gehandelt hatte; erst die medizinische Literatur über Hungerkrankheiten deckte auf, dass solche Abszesse die Folge starker Unterernährung sind und früher mit einer schwarzen teerartigen Substanz namens Ichthyol behandelt wurden. Es ist daher durchaus wahrscheinlich, dass Kinder, die in ganz unterschiedlichen Umgebungen lebten – in Lagern, Waisenhäusern oder auf Speichern – und in deren Erzählungen diese Entzündungen immer wieder erwähnt werden, an diesen Abszessen litten. Sie alle waren stark unterernährt, und die Teersalbe war, wie sie sich erinnerten, eine häufig angewendete Arznei. Diese Beispiele – Ausbleiben der Regel und Geschwüre – tragen dazu bei, den Unterschied zwischen psychologischer Wahrheit und historischer Wahrheit, zwischen subjektiver Erfahrung und objektiven Lebensbedingungen zu erklären.

Was nun die Frage nach der narrativen Wahrheit betrifft, so scheint das Problem eindeutiger zu sein, ist aber tatsächlich in mancher Hinsicht äusserst heikel. Es geht nicht darum, ob ein Bericht zuverlässig und korrekt ist, sondern um die kompliziertere Frage, woran die Befragten sich erinnern. Kann man seine Erfahrungen, die man in einem lange zurückliegenden Lebensabschnitt gemacht hat und der ein paar oder auch zwölf Jahre umfasste, auf ein Interview reduzieren, das einige wenige oder auch ein Dutzend Stunden dauert; und wie ist dieser Bericht zu gliedern? Unglücklicherweise kann man das nicht präzise abschätzen. Wir sind nicht allwis-

send, uns ist nicht alles bekannt, was diesem Kind zugestossen ist, daher können wir auch nicht feststellen, was im Gedächtnis haften geblieben ist und was vergessen wurde, was erzählt wird und was ungesagt bleibt. Aber wir müssen uns dieser Problematik stets bewusst sein; und wir können begründete Vermutungen anstellen. Obwohl zum Beispiel die meisten Menschen sich heroisch bemühen, ihr Leben chronologisch zu erzählen, sind ihre Erinnerungen Assoziationen unterworfen. Daher werden Umbrüche oder Ortswechsel in ihrem Leben mit besonderer Aufmerksamkeit bedacht, während das alltägliche Elend, die Plackerei, Monotonie oder Langeweile nur knapp beschrieben werden. Es scheint, als würden die Befragten, aufgefordert, ihr Leben während dieses Zeitraums zu beschreiben, eher die Frage «Was ist mit mir passiert?» beantworten als die Frage «Was habe ich gemacht?» Das ist vollkommen logisch; es spiegelt die Realität der Nazijahre wider. Diese heute Erwachsenen waren damals im entsetzlichen Grauen einer Völkermordmaschine gefangen, die bereit war, sie zu verschlingen. Die Schreckensherrschaft, der sie ausgesetzt waren, beeinflusste ihr Leben so nachhaltig, dass sie immer wieder in ihren Erzählungen zurückkehrt. Ihre individuellen Handlungsmöglichkeiten hingegen waren so stark eingeschränkt, dass sie ihnen heute nur geringe Bedeutung beimessen. Das heisst aber nicht, dass diese Erwachsenen vergessen hätten, wie ihr tägliches Leben damals ablief. Solche Erinnerungen kommen rasch ans Licht, wenn man direkt danach fragt («Was haben Sie gemacht, während...?» «Wie haben Sie sich gefühlt?»), aber sie sind nicht die Meilensteine, an denen entlang die Befragten spontan ihre damalige Lebensgeschichte strukturieren.

In den letzten Jahren widmete die historiographische Literatur dem Gedanken einer «Analyse durch *emplotment*» [Erzählstruktur] grosse Aufmerksamkeit.³¹ Wie Hayden White, einer der Wortführer in dieser Diskussion, erklärt hat: «Die ‚Bedeutung‘ einer Geschichte zu bestimmen, indem man herausfindet, welche *Art von Geschichte* erzählt worden ist: Das nennt man ‚Analyse durch *emplotment*‘... *Emplotment* ist die Art, wie sich eine Folge von Ereignissen, die man zu einer Geschichte verbindet, nach und nach als Geschichte einer besonderen Art entpuppt.» Interessant für unsere Zwecke ist hier, dass nicht nur die Historikerin ihren Bericht über die Vergangenheit auf eine bestimmte Weise strukturiert, sondern auch die Menschen, die ihre persönliche Geschichte erzählen. Überlebende, die damals Kinder waren, und Erwachsene, die während der Kriegsjahre Kindern halfen, sind die Historiker ihres eigenen Lebens, und auch sie benutzen klassische narrative Strukturen zur «Erklärung» der Ereignisse, die ihnen widerfuhren. White hat sich auf vier verschiedene Arten von Erzählstrukturen konzentriert: Romanze, Tragödie, Komödie und Satire.³² Die Verwendung dieser archetypischen Erzählweisen ist eine der Facetten in der komplexen Streitfrage hinsichtlich der narrativen Wahrheit. Drei der vier von White herausgestellten *emplotments* werden von den heute Erwachsenen, die den Krieg überlebt haben, in ihrer Erzählung benutzt: Romanze,

Satire, Tragödie. Obwohl die Weitsicht der Komödie zu ihren Erfahrungen eigentlich nicht passt, unterscheidet sich die Perspektive der Widerstandskämpfer, die mit der Rettung von Kindern betraut waren, doch sehr deutlich von der Sicht der damaligen Jugendlichen selbst; und gelegentlich enthalten ihre Geschichten Wesensmerkmale der Komödie (sie erzählen von ihren Aktivitäten im Untergrund, als ob es sich um eine Abenteuergeschichte für Jungen handele).³³ Die grosse Mehrheit der damaligen Kinder, deren Geschichte hier erzählt wird, blickte hoffnungsvoll in die Zukunft. Trotz der Schrecknisse und der Tragödie ihrer jungen Jahre und obwohl die Ereignisse von damals ihr heutiges Leben nachhaltig prägen, kam die bittere Verzweiflung der Satire selten zum Ausdruck. Am häufigsten wurden die Erzählstrukturen der Romanze und der Tragödie verwendet. Anders formuliert, entweder das Böse war besiegt worden, oder diese heute Erwachsenen hatten zumindest das Gefühl, ein tieferes Verständnis für das Gute und Schlechte im Menschen gewonnen zu haben. Indem der «Zeitzeuge/Historiker (d.h. der Überlebende oder der Widerstandskämpfer) die eine oder andere Erzählform wählt, interpretiert er sein Leben damit auf eine spezifische Art. Der zuhörende Historiker, der das erkennt und darauf achtet, hat so ein nützliches Instrument, um die jeweilige *Oral History* zu erforschen, denn der Erzählstil gibt zusätzliche Informationen über die Weltanschauung des Betroffenen. Ein weiterer Vorteil gegenüber denen, die eine Geschichte nur lesen, besteht darin, dass der zuhörende Historiker den «Zeitzeugen/Historiker» befragen kann, um seinen Erklärungsversuch der Geschichte, der sich in seiner Erzählweise ausdrückt, anzuzweifeln oder in Frage zu stellen.

Kurz, das Problem der erzählerischen Wahrheit ist nicht eine Frage der Glaubwürdigkeit gegen Lügenhaftigkeit oder Ehrlichkeit gegen Täuschung. Es geht um ein methodologisches Problem: Wie kann man eine *Oral History* so analysieren und beurteilen, dass man besser versteht, wie der Inhalt ausgewählt oder strukturiert wurde, um ihm eine bestimmte Bedeutung oder Erklärung zu unterlegen? Wie das Problem der psychologischen und historischen Wahrheit ist auch die narrative Wahrheit nur eine Dimension bei der Anwendung von *Oral History*, die sowohl dem Historiker als auch dem Leser bewusst sein sollte.

Der letzte Punkt, der berücksichtigt werden muss, wenn man die Methode der *Oral History* für eine Untersuchung über jüdische Kinder im nationalsozialistischen Europa anwendet, ist die Frage nach der Zuverlässigkeit und Genauigkeit oder, wie andere Historiker es genannt haben, Gültigkeit. Die Historikerin Alice Hoffman merkte dazu an: «Zuverlässigkeit kann definiert werden als die Konsequenz, mit der eine Person bei verschiedenen Befragungen dieselbe Geschichte über dieselben Ereignisse erzählt. Gültigkeit hängt davon ab, wie weit der Bericht über das Ereignis und das Ereignis selbst mit anderen Primärquellen wie Dokumenten, Photographien, Tagebüchern oder Briefen übereinstimmen.»³⁴ Die Frage der Zuverlässigkeit und Gültigkeit ist ein Problem einer jeden *Oral History*, da

Überlebende, die damals Kinder waren, unter aussergewöhnlichen Umständen lebten. Sind die Berichte dieser damaligen Kinder angesichts der emotionsbehafteten Art ihrer Erlebnisse weniger genau oder fragwürdiger als andere? Meine eigenen Untersuchungen widersprechen eindeutig einer solchen Annahme. Erstens fand ich im Laufe meiner Arbeit Anlass, eine kleine Zahl der Überlebenden zwei oder drei Jahre nach dem ersten Interview noch einmal zu befragen; und die Berichte stimmten jeweils völlig überein. Zweitens waren einige meiner Interviewpartner und -Partnerinnen schon früher befragt worden, oder – was häufiger vorkam – sie stimmten nach dem ersten Interview zu, sich auch von anderen Historikern oder Archivmitarbeitern befragen zu lassen. Ich hatte Gelegenheit, die Interviews miteinander zu vergleichen, und stellte fest, dass dieselben Ereignisse in sehr ähnlichen Formulierungen geschildert worden waren. Die Einbettung einer Erzählung in eine bestimmte Erzählform mag eine Erklärung dafür sein, dass die Lebensgeschichte einer Person in zeitlichen Abständen immer wieder ähnlich erzählt wird (denn eben die Form strukturiert und festigt das Erzählte), dennoch reicht das nicht aus, um die bemerkenswerte Übereinstimmung in allen Details zu begründen. Ich vermute, dass die aussergewöhnliche Art der Erlebnisse keinerlei Einfluss auf die Zuverlässigkeit dieser Berichte von Überlebenden hat. Gerade weil sie so schmerzlich, bedrückend und grauenvoll waren, haben sie sich besonders tief ins Gedächtnis eingegraben, und deshalb bleiben sie auch über Jahre hinweg unverändert haften.

Das könnte auch eine Erklärung dafür sein, dass die meisten *Oral Histories of child survivors* ein aussergewöhnlich hohes Mass an Genauigkeit oder Gültigkeit auszeichnet. Es ist ein psychologischer Allgemeinplatz, dass traumatische Ereignisse sehr viel deutlicher präsent sind, während friedliche Lebensperioden leichter vergessen oder durcheinandergebracht werden. Wie in Hoffmans Definition ist die «Übereinstimmung zwischen den Berichten der (nun erwachsenen) Kinder über das Ereignis und dem Ereignis selbst, wie es in anderen Primärquellen dargestellt ist», so bemerkenswert, dass es ein beredtes Zeugnis für die ausgestandene Angst ablegt. Ein einziger Einwand sollte erwähnt werden: Die Überlebenden, die damals Kinder waren, drücken sich in einer reservierteren Sprache aus als zeitgenössische Berichte. Vielleicht verbirgt sich dahinter die tiefe Skepsis, dass Worte und Sprache nicht fähig sind, das zu übermitteln, was sie damals gesehen, erlebt, gerochen und gehört hatten. Die Überlebenden selbst erwähnen häufig, wie deutlich ihre Erinnerungen sind. In seinem Buch «Moments of Reprieve» schreibt Primo Levi wehmütig, dass seine Erinnerungen nicht mit der Zeit verblassten.

«Psychologen haben festgestellt, dass Überlebende traumatischer Ereignisse in zwei gut zu unterscheidende Gruppen eingeteilt werden können: solche, die ihre Vergangenheit en bloc verdrängen, und solche, deren Erinnerung an die Kränkung hartnäckig weiterbesteht; gleichsam in Stein eingemeisselt, beherrscht sie alle vorausgegangenen oder darauffolgenden Erfahrungen.» «Ich», so fährt Levy fort, «gehöre nicht aus freiem Willen, sondern aufgrund meiner Natur zur zweiten

Gruppe. Von den beiden Jahren, die ich ausserhalb des Gesetzes stand, habe ich nicht eine einzige Kleinigkeit vergessen. Ob ich will oder nicht, die Erinnerung bringt Ereignisse, Gesichter, Worte, Empfindungen zurück, als ob mein Gedächtnis zu jener Zeit eine Periode exaltierter Aufnahmefähigkeit durchlebt hätte, in der auch nicht das geringste Detail verloren ging.»³⁵

Menschen, die damals noch jünger waren, bestätigten dasselbe Phänomen. Halina Birenbaum, ein zehnjähriges Schulmädchen, lebte in Warschau, als die Deutschen Polen überfielen; sie war fünfzehn Jahre alt, als sie aus Neustadt-Glewe, dem vierten Konzentrationslager, in das man sie verschleppt hatte, befreit wurde. Am Schluss ihres Buches (*Hope Is the Last to Die – Die Hoffnung stirbt zuletzt*), zwanzig Jahre nach Kriegsende geschrieben, bekannte auch sie ihre Unfähigkeit zu vergessen. «Alles, selbst noch das kleinste Detail, blieb unauslöschlich und frisch in meinem Gedächtnis, als wäre es gestern geschehen», erklärte Halina Birenbaum. «Als mein erster Sohn geboren war ... Ich, voll Stolz und Liebe, wie alle jungen Mütter, betrachtete den weit aufgerissenen Mund meines Kindes, der gierig nach Nahrung suchte, [und] ich erinnerte mich mit Grauen an die Tausenden von unglücklichen Müttern im Ghetto, die nichts hatten, um ihre verhungerten Kinder zu ernähren.» Die Vergangenheit war stets gegenwärtig. «So kommt es, dass ich bei fast jedem Schritt unfreiwillig Szenen und Erinnerungen von damals vor mir sehe und sie mit meinem gegenwärtigen Leben vergleiche.»³⁶ Viele Überlebende haben diese Empfindungen bestätigt; ihre allgegenwärtigen und anhaltenden Gedankenverbindungen zwischen Vergangenheit und Gegenwart bezeugen, wie dauerhaft ihre Erinnerungen an die Kriegszeit sind. So beteuerte Isabella Leitner, vierunddreissig Jahre nachdem sie als junge Frau aus Kisvárda, ihrer Heimatstadt in Ungarn, deportiert wurde, voller Angst: «Ich bin dazu verdammt, mein Leben lang mit dem Gestank von brennendem Fleisch in der Nase durch die Welt zu gehen.» Und als sie, ebenso wie Halina Birenbaum, ihr erstes Kind fütterte, wurde auch sie von Gedanken an die Vergangenheit erfüllt. «Wenn ich ihm sanft die Flasche in den zarten Mund schiebe und er zufrieden Leben in sich hineintrinkt, bin auch ich trunken vor Leben. Aber ich kann nichts dagegen tun ... Ich erinnere mich an die beiden längsten neun Monate in meinem Leben – die neun Monate, als ich die Sekunden zählte, um das wachsende Leben in mir endlich zu sehen, und die neun Monate, während derer ich mich benommen und halb wahnsinnig fragte, ob die Befreier rechtzeitig kommen würden, um noch einen einzigen Herzschlag zu retten.» Wie so viele andere überlebende Kinder von damals würde auch Isabella viel darum geben, von diesem Trauma erlöst zu sein. «Hilf mir», bittet sie am Ende. «Hilf mir, nur das Leben zu sehen – niemals mehr die Fratze des Wahnsinns.»³⁷

Meine Bemerkungen über die Anwendung von *Oral History* sollten nicht diese Technik rechtfertigen, sondern dienen dazu, die Fragen, die ihre Anwendung in dieser speziellen Untersuchung aufwirft, kritisch zu überprüfen.

Wir haben gesehen, dass es sehr wohl legitim ist, die erinnerten Aufzeichnungen der wenigen Glücklichen, die überlebt haben, heranzuziehen, um Aufklärung über die Vergangenheit jüdischer Kinder während der Nazizeit generell zu erhalten. Wir haben auch einige Gefahren aufgezeigt und verschiedene Nuancen der Interpretation und Analyse untersucht: die empfundene Unzulänglichkeit der Sprache, das zu übermitteln, was für die Kinder eine existentielle oder wie ein Blitz hereinbrechende Erfahrung war; die feine Unterscheidung zwischen historischer, psychologischer und narrativer Wahrheit; und schliesslich das Problem von Zuverlässigkeit und Gültigkeit, denn man muss ja auch das emotionale Gewicht dieser Erfahrungen, die verstrichene Zeit und die Tatsache bedenken, dass zwar Kinder die Nazijahre erlebten, Erwachsene aber heute darüber berichten. Nur wenn man sich dieser Probleme bewusst ist, vermögen der Historiker wie auch der Leser um so sensibler und kritischer auf die Verworrenheit und Komplexität der *Oral Histories* von Überlebenden und ihren Helfern zu achten. Letztlich sind sie eine sehr fruchtbare und absolut einzigartige Quelle. Aus diesem Grund sind *Oral Histories* die in diesem Buch meistgenutzte Quelle für das Zeugnis Überlebender. Zwar gibt es eine reiche und wundervolle Memoirenliteratur von Überlebenden; einige Beispiele wurden in diesem Kapitel zitiert. Mein Hauptanliegen jedoch ist es, dass die auf Band aufgenommenen Stimmen dieser damaligen Kinder zu Wort kommen. Sie sind nur ein Bruchteil all derer, die mit ihren Geschichten zu dieser Untersuchung beigetragen haben.

Ziel dieses Buches ist es, einerseits eine Reihe allgemeiner Lebensmuster jüdischer Kinder während des Krieges zu identifizieren und zu analysieren, andererseits kritisch zu untersuchen, welche Rolle solche Faktoren wie Bildung, Klasse, Alter, Geschlecht, Grad der religiösen Einbindung oder Einfluss elterlicher politischer Zugehörigkeit im Leben der Kinder spielten. Dieses Buch ist jedoch keine statistische Forschungsarbeit. Die Menschen, die ich für diese Untersuchung interviewt habe, wurden nicht – und konnten auch gar nicht – ausgewählt werden nach einem allgemein gültigen Ausleseverfahren; und dieses Buch stützt sich auch nicht ausschliesslich auf die *Oral Histories*, auch wenn sie als Quelle von unschätzbarem Wert sind. Wie bereits erwähnt, gibt es eine Überfülle an wichtigem Material in Bibliotheken, Archiven und Privatsammlungen. Es war mein Ziel, Informationen über das tägliche Leben jüdischer Kinder im von den Nationalsozialisten besetzten Europa von denen zu erhalten, die in der Lage sind, etwas darüber zu wissen – in erster Linie von Kindern, die gerade erst geboren oder bis zu sechzehn Jahre alt waren, als der Naziterror zum erstenmal Einfluss auf ihr Leben nahm; und von den Erwachsenen, die solchen Kindern und Jugendlichen halfen. Selbst wenn es wünschenswert gewesen wäre, sind keine Zahlen verfügbar, um dieses Thema in einer statistischen Standarderhebung zu erfassen. Wie viele jüdische Kinder vor dem Krieg und nach dem Krieg in den Ländern und in ganz Europa lebten ist in etwa bekannt. Und es gibt auch Zahlen – wenngleich weniger präzise – über die altersmässige Verteilung.

Man weiss jedoch nicht, wie viele Kinder welchen verschiedenen Lebensumständen ausgesetzt waren. Im Laufe des Krieges erlebten die meisten Kinder verschiedene Situationen; beispielsweise hatte ein Kind vielleicht im Ghetto gelebt, von wo es in ein Versteck geschmuggelt wurde; später wurde es verraten und schliesslich in ein Vernichtungslager deportiert. Wir wissen auch nichts darüber, wie lange, wie viele Wochen, Monate oder Jahre ein Kind während des Krieges eine gegebene Situation ertragen musste, bis es starb oder befreit wurde. Daher sind statistische Analysen für diese Untersuchung irrelevant; sie helfen uns ganz einfach nicht dabei, allgemeine Schlussfolgerungen zu ziehen.

Ausser im vorletzten Kapitel geht es in diesem Buch darum, wie Kinder in einer aussergewöhnlichen Situation den Alltag erlebten. Die Einzelheiten ihrer Lebensgeschichte veranschaulichen und erklären, wie sie dabei Fremde im eigenen Land wurden und wie die Erwachsenen es während der Kriegsjahre nicht verstanden, ihrer Rolle als Verantwortliche gerecht zu werden. Im Kapitel «Mein Krieg begann 1945» wird uns das Problem, das die Geschichte dieser Kinder darstellt, noch nähergebracht: Es handelt vom täglichen Leben in einer geregelten Welt, von Verantwortung und Versagen der Erwachsenen in Friedenszeiten. Die Jahre nach 1945 waren nicht mehr vom Krieg bestimmt. Die bequeme Distanz, die unsere Welt von der der anderen trennt, verschwindet. Die Frage, wie wir mit denen leben, die anders sind als wir, drängt sich uns mit neuerlicher Vehemenz auf, eine Frage, um deren Antwort wir uns noch immer bemühen.

Danksagung

Wenn die letzten Seiten eines Buches geschrieben sind, bietet sich dem Autor die willkommene Gelegenheit, endlich all denen zu danken, die mitgeholfen haben, die ursprüngliche Idee in ein Produkt zu verwandeln. Auch ich nehme die Gelegenheit mit grosser Freude wahr. Mir alleine wäre es nicht möglich gewesen, alle Informationen zu speichern, all die Fotos zusammenzutragen, geschweige denn die finanziellen Mittel für ein solches Forschungsprojekt aufzubringen, ohne die Hilfe und Unterstützung anderer.

Dieses Buch erzählt vom Leben und von den Erfahrungen jüdischer Kinder im von den Nationalsozialisten besetzten Europa. Vielleicht sollten wir uns hier noch einmal ins Bewusstsein rufen, dass nur n Prozent der jüdischen Kinder, die es 1939 in Europa gab, den Krieg überlebten; eineinhalb Millionen wurden umgebracht. Die einzige Möglichkeit für mich, das Leben dieser Hunderttausende von Kindern zu rekonstruieren, waren die Berichte der Überlebenden selbst. Ich schulde daher ganz besonderen Dank all den vielen nun erwachsenen Frauen und Männer, die sich mir rückhaltlos öffneten und mir selbstlos alle Zeitdokumente zur Verfügung stellten, die sich noch in ihrem Besitz befanden: Briefe, Tagebücher, Fotos, Zeichnungen, Lebensmittelkarten, Ausweise. Die meisten von ihnen waren zum erstenmal bereit, so offen über ihre Erlebnisse zu sprechen – ein äusserst zeitraubender und oft sehr schmerzlich empfundener Prozess. Es war ein enormes Unterfangen, und ich bin ihnen dankbar, dass sie bereit waren, die Bürde oder – wie viele von ihnen es ausdrückten – «die Verpflichtung und Verantwortung auf sich zu nehmen».

Wie es mir gelang, in Europa und den USA Kontakte zu Überlebenden zu knüpfen, die während der Nazizeit Kinder waren, ist eine Geschichte für sich; ausschlaggebend für mich war dabei, welche Rolle bestimmte Persönlichkeiten und Familien in den Städten, in denen ich Nachforschungen anstellte, spielten. Sie nahmen sich voller Eifer des Projektes an und, weil auch sie auf einen Erfolg hofften, boten sie mir nicht nur ihre Gastfreundschaft an, sondern halfen mir bei der Suche nach Räumlichkeiten und bei der Bewältigung der praktischen Probleme des täglichen Lebens in einer fremden Umgebung. Hinzu kam, was für mich sehr wichtig war, dass sie mir die Möglichkeit verschafften, die Menschen kennenzulernen, über die ich mehr in Erfahrung bringen wollte. Ihnen allen danke ich an dieser Stelle, wobei ich die Städte, in denen sie leben, in alphabetischer Reihenfolge aufliste.

Es ist mir eine grosse Freude, Saskia Mazor-van Pelt und Eitan Mazor in Amsterdam für ihre grosszügige Gastfreundschaft und Hilfe zu danken, ebenso wie Max Arian und Judith Belinfante, die mich mit vielen Menschen bekanntmachten

und mir bei der Quellensuche behilflich waren. Jacqueline Kami-Cohen in Baltimore hat dieses Buch aktiv unterstützt; ich bin ihr sehr dankbar. Zutiefst verpflichtet bin ich Maria Ember in Budapest, die mich nicht nur in jeder Hinsicht unterstützte, sondern auch Dokumente aus dem Ungarischen ins Englische und umgekehrt für mich übersetzte. Grossen Dank schulde ich auch Esther Fine in Cardiff, die mich in ihr Haus und in ihre Gemeinde aufnahm und mir alle nur erdenkliche Unterstützung bot, damit ich mit meinem Projekt vorankam. In Detroit waren es Sylvia und Henry Starkman, die mir halfen, wo sie konnten. Ich war als Gast zum Abendessen eingeladen und blieb mehrere Tage. Ich danke von ganzem Herzen Awraham Soetendorp in Den Haag für seinen moralischen und praktischen Beistand, Chantal und Isabelle Brotherton-Ratcliffe in London, die mich Monat für Monat, Sommer für Sommer als Mitbewohnerin bei sich aufnahmen, und ihren Eltern, die die Voraussetzung dafür schufen. An meinen Nachforschungen in Paris beteiligte sich die gesamte Familie Tolia Barsky-Odette Berujeau – Eltern, Grosseltern und Kinder –, auch ihnen bin ich tief verpflichtet für ihren nie nachlassenden Eifer und ihre Ermutigung, ebenso wie Susan Alice Fischer für ihre Hilfe in Rom. Durch sie lernte ich die Familie Fiorentino kennen, die vorbehaltlos alles aufbot, um diese Untersuchung voranzubringen. Dankeschön auch ihnen. Als ich 1989 meine Nachforschungen in Europa anstellte, hatte ich selbst ein kleines Kind, und meine Dankbarkeit gegenüber der Familie Katz-Badian in Wien ist geprägt von einer tiefempfundenen Hochachtung; sie zeigte nicht nur Verständnis für meine schwierige Situation, gleichzeitig zu arbeiten und ein zehn Monate altes Baby versorgen zu müssen, sondern leistete auch alle nur erdenkliche Hilfe. Sie nahm meine Tochter als ein Familienmitglied auf, und ich war Nutzniesserin davon. Keinerlei Forschungszuschüsse hätten die Kosten für die Unterstützung tragen können, die mir von diesen Freunden so grosszügig und bereitwillig zuteil wurde. Ohne sie, das möchte ich nachdrücklich betonen, hätte ich mein Buch nicht schreiben können. Viele dieser Menschen hatten mich vorher nicht gekannt; sie halfen aus dem Wunsch heraus, die Idee verwirklicht zu sehen. Es war an der Zeit, dass eine Geschichte jüdischer Kinder im Faschismus geschrieben wurde.

Auch vielen anderen Menschen bin ich zutiefst dankbar: Tom Brown, Jeff Harris, Nina und Gary Wand und Judith Wasserheit haben die ersten Kapitel meines Buches gelesen und mich mit stichhaltiger Kritik und Lob angespornt. Susan Weingast, Leo Katz und mein Kollege Robert Jan van Pelt hielten tapfer durch – sie lasen jedes Kapitel, frisch aus der Presse.

Jeder Wissenschaftler begegnet während seiner Ausbildung Personen, die Jüngeren durch ihr Beispiel wichtige Hinweise für die wissenschaftliche Forschung mitgeben. In diesem Sinne möchte ich William F. Bynum (University College, London), Ron Walters (John Hopkins University) und Jay Winter (Cambridge University) danken, die ich während meiner akademischen Laufbahn kennenlernte. Sehr gerne erwähne ich hier auch meine liebe Kollegin an der University

of Michigan, Irene Butter, der ich begegnete, als ich dort einen Lehrauftrag hatte. Und ganz besonders freue ich mich, die Gelegenheit zu haben, meinem Vater, Bernard Dwork, Dankeschön zu sagen; er hat mir durch sein Beispiel die Freude an engagierter Forschung vorgelebt.

Ich hatte das grosse Glück, an allen drei Einrichtungen, bei denen ich im Laufe des Projektes arbeitete, die Unterstützung und Anregung von Kollegen zu finden, mit denen ich mich eingehend über meine Arbeit auseinandersetzen konnte und die Gesichtspunkte und Einsichten von verwandten Bereichen beisteuerten, die ebenso hilfreich wie aufregend waren. Mit Vergnügen danke ich Michael Geyer (mit dem ich diese Diskussion begann, als wir beide an der University of Michigan waren), ausserdem Alexander Danchev, Elinor Murray Despalatovic und Adrian M. S. Piper (Mitglieder des Woodrow Wilson International Center for Scholars) und Paula Hyman und Rachel Wizner (die ich in Yale kennenlernte).

Eine Untersuchung wie «Kinder mit dem gelben Stern» erfordert viele Hilfsarbeiten, und ich bin meinen Forschungsassistenten für die von ihnen geleisteten Dienste zu grossem Dank verpflichtet. Sehr herzlich danke ich auch meiner Mutter, Shirley Dwork, für ihre Nachforschungen, insbesondere am Centre de Documentation Juive Contemporaine in Paris. Dank gebührt ebenso meinen Forschungsassistenten am Woodrow Wilson Center, U. Gwyn Williams, Patrick Given und Tracy Orcutt; ausserdem meinem Forschungsassistenten in Yale, Angelo Trujillo. Weiter möchte ich hier all jene dankend erwähnen, die die Bänder mit den Interviews abgeschrieben und übertragen haben. Ann Cashion-Sharpe war (und ist) verantwortlich für die englischsprachigen Bänder von der ersten bis zur letzten aktuellen Kassette; Gabriella Sommers übertrug die italienischen Bänder, Luc Chauvin und Elizabeth Shelton die französischen, Christel van der Eynden die holländischen.

Diese Untersuchung war sehr kostspielig. Tief verpflichtet fühle ich mich dem Wellcome Trust (London), der American Philosophical Society, dem American Council of Learned Societies und dem Woodrow Wilson Center für ihre grosszügige finanzielle Unterstützung, dank derer die Kosten für Reisen, Gehälter, Abschriften von Bändern und Nachforschungen bestritten werden konnten. Ken Warner kümmerte sich darum, dass Sekretariatsaufgaben für mich erledigt wurden und dass mir an der University of Michigan die für meine Arbeit notwendigen Maschinen zur Verfügung standen; Stephen Waxman beschaffte Forschungsmittel, so dass ich meine Untersuchung an der Yale University fortsetzen konnte.

Ich möchte auch hier meine grosse Wertschätzung für die vielen sachkundigen Bibliothekare und Archivare ausdrücken, die mir viel Zeit erspart haben, da sie mich auf nützliche Quellen aufmerksam machten. Besonders zu Dank verpflichtet bin ich den Archivaren und Archivarinnen des Centre de Documentation Juive Contemporaine in Paris, Monsieur Jacobsen, Madame Mimoun und Madame Hal-

pelyn, die dem Projekt lebhaftes Interesse entgegenbrachten und mich auf eine Art und Weise unterstützten, die weit über die Archivmauern hinausging.

Eine ausserordentlich gute Behandlung erfuhr ich durch das London Office of Yale University Press. Ich hatte das Glück, meinen Lektor Robert Baldock während eines Zeitraums von sechs Jahren immer wieder zu sehen und zu sprechen. Mit jedem Jahr wurden seine Unterstützung grösser, seine Denkanstösse herausfordernder. Zusätzlich zu den üblichen Adjektiven, mit denen man gewöhnlich einen Lektor beschreibt (weiblickend, scharfsinnig, geduldig), möchte ich noch eines anfügen: respektvoll. Er hatte Respekt vor den Kindern, Respekt vor meiner Methode der Annäherung an das Thema und Respekt vor dem Manuskript; dafür bin ich ihm dankbar. Ausserdem danke ich Ann Geneva, der Werbeleiterin. Ann, die sozusagen im ersten Gang mehr schafft als der Rest von uns im fünften, liess nie einen Zweifel an ihrer Begeisterung für dieses Buch aufkommen.

Danken möchte ich auch Linden Lawson, die den Beck Verlag mit den «Kindern» und mit mir bekannt gemacht hat. Ingrid Kinzel-Amuser, der Lektorin bei Beck, und Gabriele Krüger-Wirrer, der Übersetzerin, die «Children With A Star» ins Deutsche übertrug – keine leichte Aufgabe – sei Dank; ich bin beeindruckt und weiss ihre Leistung aufrichtig zu schätzen.

Die Veröffentlichung der deutschen Ausgabe gibt mir die Gelegenheit, Alexander von Gontard zu danken, der mit mir zusammen versucht hat, durch Liebe den Abgrund zu überbrücken, den die Geschichte zwischen uns aufgerissen hat. Es ist uns nicht gelungen, aber wir haben wenigstens den ernsthaften Versuch gemacht, und das allein zählt am Ende. Meine guten Freunde Renate Miller-Gruber und Peter Gruber liessen sich nicht beirren und hielten länger durch. Zusammen bezwangen wir die Kluft – behutsam, vorsichtig, getragen von Zuneigung und Loyalität –, die sich durch die Shoah zwischen Deutschen und Juden aufgetan hatte.

Schliesslich möchte ich meinen allerherzlichsten Dank an Ann Smith, die Tagesmutter meiner jüngeren Tochter, aussprechen, Robert Jan van Pelt, meinem Partner bei der Arbeit, der jedes Wort las, das ich zu Papier brachte; meinem Mann Ken Marek, der Verständnis dafür hatte, wie unwiderstehlich dieses Projekt mich in seinen Bann zog und in Anspruch nahm, und meinen beiden Töchtern Miriam und Hannah, die mir in und ex utero stets Gesellschaft leisteten.

Anmerkungen

Die Namen der nun Erwachsenen, die als Kinder den Holocaust überlebten, werden im Text so genannt, wie sie damals lauteten (beigefügt wurde eventuell der Ehefrau verheirateter Frauen). In den Anmerkungen werden die aktuellen Namen aufgeführt. Hanna Kent-Sztarkman zum Beispiel war eine geborene Hanna Sztarkman; Kent ist ihr Ehefrau. Heute heisst sie Hannah Kent-Starkman, und unter diesem Namen erscheint sie auch in den Anmerkungen.

Den Abschriften der Interviews wurden Seitenzahlen beigefügt, obwohl weder die Bänder noch die Texte in einem offiziellen Archiv aufbewahrt werden. Ich hoffe zu erreichen, dass sie eines Tages zugänglich gemacht werden, und habe sie deshalb auf diese Weise zitiert.

Die folgenden Abkürzungen wurden verwendet:

CDEC Centro di Documentazione Ebraica Contemporanea (Mailand)

CDJC Centre de Documentation Juive Contemporaine (Paris)

PRO Public Records Office (London)

RIOD Rijksinstituut voor Oorlogsdocumentatie (Amsterdam)

YIVO Jewish Scientific Research Institute (New York)

Vorwort

1 Der Vorwurf der Passivität, Kollaboration und sogar des heimlichen Einverständnisses taucht in verschiedenen Umschreibungen und bezogen auf zahlreiche Aspekte des Lebens unter der Herrschaft der Nationalsozialisten immer wieder in der historischen Literatur auf. Es ist nur zu verständlich, dass vor allem die Führung der Juden Zielscheibe dieser Kritik ist. Als kleine Auswahl zu dieser Debatte siehe: Raul Hilbergs «Nachbetrachtungen», in denen er bemerkt: «Zum ersten Mal auch stürzten sich die jüdischen Opfer – gefangen in der Zwangsjacke ihrer Geschichte – physisch und psychisch in die Katastrophe.» Raul Hilberg, *Die Vernichtung der europäischen Juden. Die Gesamtgeschichte des Holocaust*, 2 Bde., aus dem Amerikanischen von Christian Seeger, Harry Maor, Walle Bengs und Wilfried Szepan, durchgesehene und erweiterte Ausgabe, Frankfurt/Main, 1990, S. 1115; Hannah Arendt, *Eichmann in Jerusalem, A Report on the Banality of Evil*, New York 1984, S. 117-126; Jacob Robinsons Erwiderung auf Hannah Arendt, *And the Crooked Shall be Made Straight: The Eichmann Trial, the Jewish Catastrophe, and Hannah Arendt's Narrative*, Philadelphia 1965, insb. Kapitel 4, «Jewish Behavior in the Face of Disaster», und Kapitel 5, «The Fate of Jews in Specific Areas and Periods». Zu einer neueren Debatte über ähnliche Punkte, doch eher auf Westeuropa als auf die Judenräte in Mittel- und Osteuropa bezogen, vgl.: Jacques Adler, *Face à la persécution: les organisations juives à Paris 1940-1944*, Paris 1985. Siehe vor allem Adlers Analyse, welche Rolle die Union Générale des Israélites de France (UGIF) in bezug auf Kinder und die Kinderheime, die von der UGIF geleitet wurden, spielte, S. 123-128 und 158-161. Hans Knoop,

De Joodsche Raad, Amsterdam 1983; Maurice Rajsfus, Des juifs dans la collaboration: l'UGIF, 1940-1944, Paris 1980; ders., Sois juif et tais-toi: 1930-1940, les Français «Israélites» face au nazisme, Paris 1981.

1. Daheim

- 1 Hilma Geffen-Ludomer, Gespräch mit der Autorin, Ann Arbor, 29. November 1984, Abschrift S. 1 f.
- 2 Philip Gerrit Mok, Gespräch mit der Autorin, Amsterdam, n.Juni 1986, Abschrift S. 1.
- 3 Ebenda, S. 1-4.
- 4 Martin Koby, Gespräch mit der Autorin, Ann Arbor, 11. und 25. November 1987, Abschrift S. 1f.
- 5 Ebenda, S. 2-5, 12f., 15.
- 6 Mania Salinger-Tenenbaum, Gespräch mit der Autorin, Bloomfield, 10. und 29. Januar und 7. März 1987, Abschrift S. 2.
- 7 Ebenda, S. 2f., 5-7.
- 8 Frieda Menco-Brommet, Gespräch mit der Autorin, Amsterdam, Juni 1986, Abschrift S. 1.
- 9 Ebenda, S. 1 f.
- 10 Ebenda, S. 4.
- 11 Über diese Maschinerie des Völkermords existiert eine umfangreiche Literatur. Siehe insbesondere: Raul Hilberg, Die Vernichtung der europäischen Juden. Die Gesamtgeschichte des Holocaust, 2 Bde., aus dem Amerikanischen von Christian Seeger, Harry Maor, Walle Bengs und Wilfried Szepan, durchgesehene und erweiterte Ausgabe, Frankfurt/Main 1990; weiter: Christopher Browning, *Fateful Months: Essays on the Emergence of the Final Solution*, New York 1985; Lucy S. Dawidowicz, *The War Against the Jews*, New York 1986; Gerald Fleming, *Hitler and the Final Solution*, Berkeley 1984; Martin Gilbert, *The Holocaust: A History of the Jews of Europe during the Second World War*, New York 1985; Gerhard Hirschfeld (Hrsg.), *The Policies of Genocide: Jews and Soviet Prisoners of War in Nazi Germany*, Boston 1986; Ian Kershaw, *The Nazi Dictatorship: Problems and Perspectives of Interpretation*, London 1985; Claude Lanzmanns Film «Shoah»; Nora Levin, *The Holocaust: The Destruction of European Jewry, 1933-1945*, New York 1973; Michael R. Marrus klarer und informativer bibliographischer Essay zu diesem Thema, *The Final Solution*, in: Michael R. Marrus, *The Holocaust in History*, Toronto 1987; Arno J. Mayer, *Why Did The Heavens Not Darken? The «Final Solution» in History*, New York 1990; George Mosse, *Toward the Final Solution: A History of European Racism*, New York 1978; Karl Schleunes, *The Twisted Road to Auschwitz: Nazi Policy Towards the Jews, 1933-1939*, Urbana 1970.
- 12 Reichsgesetzblatt Nr. 125, Berlin, 14. November 1935.
- 13 Abgedruckt in: Renzo De Felice, *Storia degli ebrei italiani sotto il fascismo*, Turin 1972, S. 563.
- 14 Offizielle Definition des Begriffs «Jude» im Generalgouvernement vom 24. Juli 1940.
- 15 Vgl. dazu Raul Hilberg, *Die Vernichtung der europäischen Juden*, a.a.O., S. 8 5 ff.

- 16 Israel Cohen, *The Jews in Hungary*, in: *Contemporary Review*, November 1939, S. 571–579; Nathaniel Katzburg, *Hungary and the Jews: Policy and Legislation, 1920–1943*, Ramat Gan 1981, S. 94 ff.; Nora Levin, *The Holocaust*, a. a. O., S. 600, 603 f.; Gyorgy Szaraz, *The Jewish Question in Hungary: A Historical Perspective*, in: Randolph L. Braham und Bela Vago (Hrsg.), *The Holocaust in Hungary: Forty Years Later*, New York 1985, S. 21.
- 17 Michael R. Marrus und Robert O. Paxton, *Vichy France and the Jews*, New York 1983, S. 3.
- 18 Jacqueline Kami-Cohen, Interview mit der Autorin, Baltimore, 17. Mai 1984, Abschrift S. 5.
- 19 Ralph Montrose, Interview mit der Autorin, Cardiff, 22. Juli 1985, Abschrift S. 2, 8.
- 20 Ebenda, S. 2, 3, 11.
- 21 Ebenda, S. 11, 15.
- 22 Alexander Ehrmann, Interview mit der Autorin, West Bloomfield, 15. November, 13. Dezember 1986 und 24. Januar 1987, Abschrift S. 5 f.
- 23 *Jüdische Rundschau*, Berlin, 24. September 1935.
- 24 Mirjam Levi, Interview mit der Autorin, Voorschoten, 26. Juni 1986, Abschrift S. 10.
- 25 Mariella Milano-Piperno, Interview mit der Autorin, Rom, 6. Juni 1985, Abschrift S. 2.
- 26 Laut Renzo De Felice waren die Gründung und der Unterhalt von Bildungseinrichtungen von 1940 an eine der beiden Haupttätigkeiten der Vereinigung jüdischer Gemeinden (*Unione della Comunità*). Vgl. die Behandlung dieser Frage bei Renzo De Felice, *Storia degli ebrei*, a. a. O., S. 415 f.
- 27 Interview mit Mariella Milano-Piperno, S. 3. 1849 waren die Ghettobestimmungen wieder eingeführt worden, und alle Juden, die damals außerhalb der Mauern wohnten, mußten gezwungenermaßen wieder in das abgeschlossene Gebiet zurückkehren. Das Ghetto von Rom hatte keine Tore und Türen, die verschlossen wurden, war aber dennoch von einer strikten Trennlinie eingegrenzt. Vgl. Sam Waagenaar, *The Pope's Jews*, London 1974, S. 270 ff.
- 28 Interview mit Mariella Milano-Piperno, Abschrift S. 3–5. Es war erstaunlich, in welchem Maße meine Interviewpartner in ganz Europa sich über die Bedeutung der breiten jüdischen Bildung, das hohe Niveau ihrer Lehrer und die einzigartig tiefen und dauerhaften Freundschaften, die sie auf der jüdischen Schule geknüpft hatten, einig waren. Bezüglich Italien vgl. auch folgende veröffentlichten Erinnerungen: Fabio Della Seta, *L'incendio del Tevere*, Trapani 1969; Giorgio Piperno, *Fermenti di vita giovanile ebraica a Roma durante il periodo delle leggi razziali e dopo la liberazione della città*, in: Daniel Carpi, Attilio Milano und Umberto Nahon (Hrsg.), *Scritti in memoria di Enzo Sereni: Saggi sull'ebraismo romano*, Mailand 1970, S. 293–313; außerdem den Bericht vom fünfzigsten Jahrestag der Gründung der *Scuola Media Ebraica* (Jüdische Mittelschule) in Triest: Jane Boutwell, *Letter from Trieste*, in: *The New Yorker*, 26. Dezember 1988, S. 76–80.
- 29 Jacob Presser, *Destruction of the Dutch Jews*, New York 1969, S. 76 ff. [Ondergang, Den Haag 1965]
- 30 Salvador Bloemgarten, Interview mit der Autorin, Amsterdam, 18. Juni 1986, Abschrift S. 6. Vgl. auch die Beschreibung des Damoklesschwerds Deportation,

- das über dem jüdischen Lyzeum hing, bei Jacob Presser, *Destruction of the Dutch Jews*, a. a. O., S. 142 f.
- 31 Wie Presser vermerkt, handelte es sich nicht um „die normalen Absenten, da manche aus den üblichen Gründen nie wieder gesehen wurden. Die Klasse 2 B, die im Herbst 1942 achtundzwanzig Schüler zählte, bestand im Mai 1943 nur noch aus Vieren. Der Autor wird nie den Gesichtsausdruck seiner Schüler vergessen, wenn die Namen verlesen wurden und wieder einmal eine Stimme fehlte, die geantwortet hätte.“ Ebenda, S. 258.
- 32 Ebenda, S. 258 f.
- 33 Interview mit Salvador Bloemgarten, S. 6f. Jozeph Michman, den Bloemgarten erwähnte, lebt nun als Gelehrter in Israel. Presser ist der Historiker Jacob Presser, der nach dem Krieg die Tragödie der holländischen Juden während des Zweiten Weltkriegs untersuchte und analysierte.
- 34 Interview mit Mirjam Levi, S. 11–13.
- 35 Gyorgy Szaraz, *The Jewish Question*, und Nathaniel Katzburg, *The Tradition of Anti-Semitism in Hungary*, in: Randolph L. Braham und Bela Vago (Hrsg.), *The Holocaust in Hungary*, a. a. O., S. 21, 5.
- 36 Sherry Weiss-Rosenfeld, Interview mit der Autorin, Southfield, 26. Januar 1987, Abschrift S. 2.
- 37 Gabor Czitrom, Interview mit der Autorin, Paris, 30. Juni und 1. Juli 1987, Abschrift S. 4 f., 7.
- 38 In Deutschland war die chronologische Reihenfolge anders, da jüdische Schüler bereits 1933 quotiert wurden, während man die „Nürnberger Gesetze“ erst 1935 verabschiedete. Das generelle Muster der sozialen Ächtung europäischer Juden in den von Nationalsozialisten besetzten Staaten und den Achsenstaaten (das ich als in drei Phasen erfolgten Angriff beschrieben habe) wird mehr oder weniger detailliert in der umfangreichen historischen Literatur über diese Zeit abgehandelt. Einige Beispiele seien hier genannt: Jacques Adler, *Face à la persécution*, Paris 1985; Frederick Chary, *The Bulgarian Jews and the Final Solution*, Pittsburgh 1972, S. 35 ff.; Lucy S. Dawidowicz, *The War Against the Jews*, a. a. O., S. 359 ff.; Renzo De Felice, *Storia degli ebrei*, a. a. O., S. 335 ff.; Raul Hilberg, *The Destruction of the European Jews*, New York 1985, S. 149 ff., 166 ff.; Nora Levin, *The Holocaust*, a. a. O., S. 389 ff.; Michael R. Marrus und Robert O. Paxton, *Vichy France*, a. a. O., S. 234 ff.; Jacob Presser, *Destruction of the Dutch Jews*, a. a. O., S. 82 ff., 118 ff.; Georges Wellers, *L'étoile jaune à l'heure de Vichy*, Paris 1973, S. 65 ff.; Susan Zuccotti, *The Italians and the Holocaust*, New York 1987, S. 36 ff.
- 39 Natürlich variierte diese Zeitspanne in den einzelnen Ländern. In Deutschland etwa begann der Ausschluß aus den Schulen 1933, während der Stern 1941 eingeführt wurde. In Belgien wurden jüdische Kinder vom 31. Dezember 1941 an aus der Schule geworfen, der Stern im Juni 1942 eingeführt. In Ungarn wurde im Mai 1939 wieder der Numerus Clausus eingeführt; den Stern mußte man vom 29. März 1944 an tragen. Dieser Verordnung folgten sehr rasch weitere antisemitische Erlasse und Vorschriften.
- 40 Lydia Gasman-Csato, Interview mit der Autorin, Charlottesville, Frühjahr 1986, Abschrift S. 1 f., 4, 6, 3 f.
- 41 Interview mit Alexander Ehrmann, S. 4.
- 42 Interview mit Frieda Menco-Brommet, S. 4.

- 43 Interview mit Hilma Geffen-Ludomer, S. 2.
- 44 Lore Gang-Saalheimer, Interview mit der Autorin, Cardiff, 22. Juli 1985, Abschrift S. 3, 9, 3.
- 45 Martin Buber, A Proposal for a Jewish Education Office, neu abgedruckt in: Lucy S. Dawidowicz, A Holocaust Reader, New York 1976, S. 159–162; Solomon Colodner, Jewish Education in Germany under the Nazis, New York 1964; Lucy S. Dawidowicz, The War Against the Jews, a. a. O., S. 169ff.; Herbert Freedren, A Jewish Theater under the Swastika, in: Leo Baeck Institute Year Book 1, 1956, S. 142–162; Fritz Friedlander, Trials and Tribulations of Jewish Education in Nazi Germany, in: Leo Baeck Institute Year Book 3, 1958, S. 187–201; Richard Fuchs, The „Hochschule für die Wissenschaft des Judentums“ in the Period of Nazi Rule, in: Leo Baeck Institute Year Book 12, 1967, S. 3–31; Hans Gaertner, Problems of Jewish Schools in Germany during the Hitler Regime, in: Leo Baeck Institute Year Book 1, 1956, S. 123–141; Max Gruenewald, Education and Culture of the German Jews under Nazi Rule, in: Jewish Review 5, 1948; Abraham Margalio, The Struggle for Survival of the Jewish Community in Germany in the Face of Oppression, und Joseph Walk, Jewish Education Under the Nazis – An Example of Resistance to the Totalitarian Regime, in: Jewish Resistance During the Holocaust, Proceedings of the Conference on Manifestations of Jewish Resistance, Jerusalem 1971, S. 100–111 und 123–131.
- 46 Die Ereignisse der „Kristallnacht“ werden in vielen Geschichtsbüchern über die damalige Zeit einigermaßen detailliert abgehandelt. Als Einzelwerk über diesen Pogrom siehe: Rita Thalmann und Emmanuel Feinermann, La nuit de cristal: 9–10 Novembre 1938, Paris 1972. Es überrascht nicht, daß die „Kristallnacht“ auch in einem großen Teil der Erinnerungsliteratur aus Deutschland erwähnt wird. Yitzhak Herz' Buch „Kristallnacht at the Dinslaken Orphanage“ ist vor allem deshalb außergewöhnlich, weil es 1940 geschrieben wurde und auf täglichen Notizen basiert, die sich der Autor 1938 gemacht hatte. Außerdem ist es aufgrund seines zentralen Themas – die Waisenkinder von Dinslaken – von besonderem Interesse für unsere Untersuchung. Yad Vashem Studies 2, 1976, S. 344–368.
- 47 Interview mit Lore Gang-Saalheimer, S. 8ff.
- 48 Paul Sved, Interview mit der Autorin, London, 14. Mai 1987, Abschrift S. 3.
- 49 Interview mit Philip Gerrit Mok, S. 12.
- 50 Interview mit Gabor Czitrom, S. 8f., 12.
- 51 Bertje Bloch-van Rhijn, unveröffentlichtes Tagebuch, Einträge vom 1. und 8. Mai 1942, S. 11f.
- 52 Irene Butter-Hasenberg, Interview mit der Autorin, Ann Arbor, 10. Oktober, 7. November 1986 und 5. März, 16. April 1987, Abschrift S. 24f. NB.: Zweifellos hatten viele nichtjüdische Holländer Mitleid mit den Juden in ihrer Not und zeigten sich solidarisch mit ihren jüdischen Landsleuten, die den Stern tragen mußten. Wie viele tatsächlich selbst einen Stern trugen, ist dennoch fraglich. Meine Untersuchung deutet eher darauf hin, daß es sich um einen damaligen Mythos handelt, der nicht überprüft wurde. Es ist sehr wahrscheinlich, daß viele nichtjüdische Holländer Mitleid und Hilfsbereitschaft bekundeten, aber daß tatsächlich eine große Zahl von ihnen einen Stern auf der Kleidung getragen haben soll, ist nicht eindeutig belegt.
- 53 Interview mit Jacqueline Kami-Cohen, S. 3, 4.

- 54 Hilda Cohen-Rosenthal, Interview mit der Autorin, Cardiff, 21. Juli 1985, Abschrift S. 3, 5.
 55 Maria Ember, Interview mit der Autorin, Paris, 28. und 31. Mai 1987, Abschrift S. 3.
 56 Isabelle Silber-Riff, Interview mit der Autorin, London, Abschrift S. 1.
 57 Interview mit Irene Butter-Hasenberg, S. 45 ff.

II. Im Versteck

- 1 Ivan Shaw, Interview mit der Autorin, London, 7. Mai 1987, Abschrift S. 4.
- 2 Anne Frank, Tagebuch; dies., Geschichten aus dem Hinterhaus; Miep Gies, Anne Frank Remembered. The Story of the Woman Who Helped to Hide The Frank Family. New York 1987. Dt.: Meine Zeit mit Anne Frank. Bern, München, Wien 1987.
- 3 Jerzy Kosinski, The Painted Bird, New York 1978; Jack Kuper, Child of the Holocaust, New York 1980.
- 4 Margaret Ascher-Frydman, Interview mit der Autorin, Paris, 5. Juni 1987, Abschrift S. 2. Die Franziskanerinnen-Kongregation der «Schwestern von der Familie Mariens» widmete sich ganz besonders der Hilfe für jüdische Kinder. Laut Wladyslaw Bartoszewski «versteckte die Familie Mariens in ihren Klöstern, verstreut im ganzen Land, mehrere hundert jüdische Kinder». Wladyslaw Bartoszewski, On Both Sides of the Wall, in: Wladyslaw Bartoszewski und Zofia Lewin (Hrsg.), Righteous Among Nations: How the Poles helped the Jews, 1939-1945, London 1969, S. LXXXIIf. Vgl. auch die Zeugenaussagen von Irena Sendler und Wladyslaw Smolski, ebenda, S. 51 und S. 347-352. Philip Friedman erwähnt die Nonnen in seinem Buch «Their Brothers' Keepers», New York 1978, S. 124. Ewa Kurek-Lesik vermerkt in ihrer Untersuchung «The Conditions of Admittance and the Social Background of Jewish Children Saved by Women's Religious Ordes in Poland from 1939-1945» (in: Polin, 3, 1988, S. 244-275), dass «zwei Drittel der Frauenklöster in Polen jüdischen Kindern und Erwachsenen zu Hilfe kamen» (S. 246), darunter die «Schwestern von der Familie Mariens». Ewa Kurek-Lesik schätzt, dass zumindest 1'500 Kinder auf diese Weise gerettet wurden. Ihrer Ansicht nach wurden die Nonnen der «Familie Mariens» und der Grauen Ursulinen von ihren Oberinnen bestärkt, sich an solchen Rettungsmassnahmen zu beteiligen. In anderen Orden wurde die Entscheidung zu helfen auf lokaler Ebene von jedem einzelnen Konvent getroffen. Ewa Kurek-Lesiks Untersuchung über den sozialen Hintergrund der Kinder, die in ein Kloster kamen, und die Art der Kontaktaufnahme stimmt mit meinen Ergebnissen überein. Obwohl diese Kinder im grossen und ganzen eher aus akademischen und gebildeten Familien stammten, war Geld keineswegs ein entscheidender Faktor: «Eine grosse Mehrheit der jüdischen Kinder wurde ohne Unterhaltszahlungen aufgenommen» (S. 268). Es war eher eine Frage der Kontakte zur nichtjüdischen Welt, des Zugangs zur Gesellschaft ausserhalb des Ghettos, der Beherrschung der nationalen Sprache und des Glücks. «Die Bedingung für die Aufnahme eines jüdischen Kindes in einem polnischen Frauenorden zwischen 1939 und 1945 bestand darin, dass es das Klostertor erreichen musste», schliesst Ewa Kurek-Lesik (S. 272).
- 5 Roberto Milano, Interview mit der Autorin, Rom, 6. Juni 1985, Abschrift S. 3.

Im Versteck

- 6 Eline Veldhuyzen-Heimans, Interview mit der Autorin und Robert Jan van Pelt, Culemborg, 13. Juni 1986, Abschrift S. 2-4.
- 7 Georges Waysand, Interview mit der Autorin, Paris, 30. Mai 1987, Abschrift S. 1-3, 5f.
- 8 Maurits Cohen, Interview mit der Autorin, Den Haag, 9. Juni 1986, Abschrift S. 3. Cohen erklärt, die Organisation der Familie Boogaard habe 324 Menschen gerettet.
- 9 Antoinette Sara Spier, Interview mit der Autorin, Amsterdam, 27. Juni 1986, Abschrift S. 1 f. Ausserdem Interview vom 20. Juni 1984, Abschrift S. 3-5.
- 10 Paul Mogendorff, Interview mit der Autorin, Zevenaar, 20. Juni 1986, Abschrift S. 2, 5.
- 11 Es gibt kaum Literatur über die Familie Boogaard. Siehe Cor van Stam, Wacht Binnen de Dijken, Haarlem 1986, S. 67-95, und den Artikel der Journalistinnen Anita van Ommen und Ageeth Scherphuis, De Onderduikers in de Haarlemmermeer, in: Vrij Nederland, 16. März 1985, S. 1-25, und eine weitere Folge im Leserbriefteil der Vrij Nederland, 30. März 1985.
- 12 Interview mit Maurits Cohen, Abschrift S. 1 f.
- 13 Die Frage, wie die Motivation zu helfen entstand, ist ein faszinierendes Thema, mit dem sich die psychologische und soziologische Literatur zunehmend befasst. Vgl. u.a. Eva Fogelman und Valerie L. Wiener, The Few, the Brave, and the Noble, in: Psychology Today 19, Nr. 8, August 1985, S. 60-65; Samuel P. und Pearl M. Oliner, The Altruistic Personality, New York 1988; Nechama Tee, When Light Pierced the Darkness, New York 1986.
- 14 Irena Sendler, People Who Helped Jews, in: Wladyslaw Bartoszewski und Zofia Lewin (Hrsg.), Righteous Among Nations, a.a.O., S. 41 f.
- 15 Wladyslaw Bartoszewski, On Both Sides of the Wall, a.a.O., und Irena Sendler, People Who Helped Jews, in: Righteous Among Nations, a.a.O., S. XLIV-LII und 41-62 (siehe auch den Abschnitt «Under the Wings of Zegota», S. 41-108); Philip Friedman, Their Brothers' Keepers, a.a.O., S. 118-121; Yisrael Gutman und Shmuel Krakowski, Unequal Victims: Poles and Jews During World War II, New York 1986, S. 252-299; Yisrael Gutman, The Attitude of the Poles to the Mass Deportations of Jews from the Warsaw Ghetto in the Summer of 1942, und Joseph Kermish, The Activities of the Council for the Aid to Jews („Zegota“) in Occupied Poland, in: Yisrael Gutman/Efraim Zuroff (Hrsg.), Rescue Attempts During the Holocaust, Akten der zweiten Internationalen Historischen Konferenz in Yad Vashem, Jerusalem 1977, S. 413 f. 367-398 (siehe auch die Debatte S. 451-463); Kazimierz Iranek-Osmecki, He Who Saves One Life, New York 1971, S. 139-151, 224-226, 234-237, 315f.; Teresa Prekerowa, The Relief Council for Jews in Poland, 1942-1945, in: Chimen Abramsky, Maciej Jachimczyk und Antony Polonsky (Hrsg.), The Jews in Poland, London 1986, S. 161-176; Saving Jews in War-Torn Poland, Melbourne, Polish Weekly, 1969, S. 22 f., 40f.
- 16 Schriftlicher Bericht von Rebecca van Delft an die Autorin, Graft-de Rijp, 16. Juni 1986, S. 5f.
- 17 Jooske Koppen-de Neve, Interview mit der Autorin, Amerongen, 7. August 1987, Abschrift S. 24, 4.
- 18 Anonym, Interview mit der Autorin, Amsterdam, 19. Juni 1986, Abschrift S. 22.
- 19 Marianne Marco-Braun, Interview mit der Autorin, London, 9. Mai 1987, Abschrift S. 8, 10-12.

- 20 Ida Groenewegen van Wyck-Roose, Cor Grootendorst und Truus Grootendorst-Vermeer, Interview mit der Autorin, Nieuw Vennepe, 1. Juli 1986, Abschrift S. 3.
- 21 Ebenda, S. 4.
- 22 Interview mit einem anonymen Zeitzeugen; Abschrift S. 1 f.; Anita van Ommeren und Ageeth Scherphuis, *De Crèche, 1942–1943*, in: *Vrij Nederland*, 18. Januar 1986, S. 2–21; Jacob Presser, *The Destruction of the Dutch Jews*, New York 1969, S. 281 f.
- 23 Interview mit Ida Groenewegen, Cor Grootendorst und Truus Grootendorst-Vermeer, Abschrift S. 8; Semmy Riekerk-Glasoog, Interview mit der Autorin, Amsterdam, 4. Juli 1986, Abschrift S. 19.
- 24 Interview mit Semmy Riekerk-Glasoog, Abschrift S. 20. Von den fünf Menschen, die bei diesem ersten Treffen zusammenkamen, lebt nur noch Semmy Riekerk-Glasoog. Jaap Musch wurde am 7. September 1944 von den Deutschen gefaßt und wegen seiner Untergrundtätigkeit auf der Stelle erschossen. Theo Woortman wurde am 19. Juli 1944 in Amsterdam verhaftet und nach Amersfoort gebracht. Am 4. September wurde er nach Bergen-Belsen deportiert, wo er am 12. März 1945 starb. Gerard Musch und Dick Groenewegen wurden am 9. Mai auf dem Amsterdamer Hauptbahnhof verhaftet. Beide wurden deportiert, Dick nach Burscheid (über Amersfoort) und Gerard nach Sachsenhausen (über Vught). Beide überlebten und starben sehr viel später eines natürlichen Todes (Gerard Musch 1979 und Dick Groenewegen 1985). Zur Geschichte der NV siehe den persönlichen und historischen Bericht des Journalisten Max Arian, *Het grote kinderspel*, in: *De Groene Amsterdammer*, 4. Mai 1983, S. 5–7, 9; und sein Interview mit Semmy Riekerk zum selben Thema, S. 10–12. Vgl. ebenso die Magisterarbeit von Bert-Jan Flim, vorgelegt an der Universität Groningen, *De NV en Haar Kinderen, 1942–1945*, Mai 1987; und eine Artikelreihe von Jan van Lieshout im *Limburgs Dagblad*: Joop Woortman: *Breng ze maar naar Limburg* (25. Mai 1977); *De ongehuwde vaders en moeders van Brunssum* (26. Mai 1977); *Elke dreumes was een drama* (27. Mai 1977); *De vliegende non van het pompstation* (28. Mai 1977).
- 25 Bericht von Rebecca van Delft, S. 7.
- 26 Ebenda, S. 4.
- 27 Interview mit Jooske Koppen-de Neve, Abschrift S. 9.
- 28 Ebenda, S. 3 f.
- 29 Interview mit einer Person, die anonym bleiben möchte, Abschrift S. 2 f.
- 30 Interview mit Ida Groenewegen, Cor Grootendorst und Truus Grootendorst-Vermeer, Abschrift S. 9.
- 31 Ebenda, S. 9.
- 32 Piet Meerburg, Interview mit der Autorin, Amsterdam, 27. Juni 1986, Abschrift S. 5, 13.
- 33 Interviews mit Ida Groenewegen, Cor Grootendorst und Truus Grootendorst-Vermeer, Abschrift S. 12, und Piet Meerburg, Abschrift S. 12.
- 34 Interview mit Piet Meerburg, Abschrift S. 3 f.
- 35 Ebenda, S. 5.
- 36 Ebenda, S. 6; vgl. auch Nico Dohmen, Interview mit der Autorin, Baarn, 30. Juni 1986, Abschrift S. 23. Über die Gruppe Piet Meerburgs existiert noch weniger gedrucktes Material als über die NV. Siehe eine Reihe kurzer Artikel von Jan van Lieshout in der Zeitung *Limburgs Dagblad*: *Het grote gezin van 'Tante Hanna' en 'Oom Nico'* (4. Mai 1977); *Het verraad van Tienray* (5. Mai 1977); *Duitser ver-*

- leid: Hanna Beverij (6. Mai 1977); Rietje het vergeet – mij – nietje (10. Mai 1977); weiter die Magisterarbeit von Paul J. M. Dolfsma, *Uit de illegaliteit naar de studie. De ontstaansgeschiedenis van de stichting Onderlinge Studenten Steun en haar bioscoop Kriterion*, Amsterdam 1985, Kap. 3: „Verzet van studenten“, S. 50–84.
- 37 Es ist nicht ganz klar, ob sich die Zahlen, die Piet Meerburg bzw. Nico Dohmen angeben, widersprechen oder nicht. Laut Meerburg kam ein Drittel der drei- bis vierhundert Kinder, die von seiner Gruppe versteckt wurden, aus der Krippe (S. 11). Nico Dohmen schätzt dagegen, daß 80 Prozent der 132 Kinder, die in der Gegend von Tienray untertauchten, aus der Krippe kamen. Vielleicht wurden die meisten Kinder, die aus der Krippe geschmuggelt und Piet Meerburg übergeben wurden, zu Nico Dohmen und Hanna van der Voort geschickt und nicht nach Friesland.
- 38 Piet Meerburg, Abschrift, S. 10f.
- 39 Interviews mit Piet Meerburg, Abschrift S. 17; Nico Dohmen, Abschrift S. 8; und Ida Groenewegen, Cor Grootendorst und Truus Grootendorst-Vermeer, Abschrift S. 4f.
- 40 Interview mit Ida Groenewegen, Cor Grootendorst und Truus Grootendorst-Vermeer, Abschrift S. 5.
- 41 Ebenda, S. 5; Interview mit Nico Dohmen, Abschrift, S. 8.
- 42 Interview mit Nico Dohmen, Abschrift S. 15.
- 43 Ebenda, S. 15; außerdem Interviews mit Piet Meerburg, Abschrift S. 4, 6; und Marianne Marco-Braun, Abschrift S. 18.
- 44 Interview mit Ida Groenewegen, Cor Grootendorst und Truus Grootendorst-Vermeer, Abschrift S. 15.
- 45 Ebenda, S. 15; ebenso das Interview mit Piet Meerburg, Abschrift S. 16. Die vergleichsweise hohe Bereitwilligkeit ärmerer Leute, Juden bei sich aufzunehmen, während die finanziell Bessergestellten zögerten, wurde auch damals bereits erkannt. Es ist nicht ganz klar, ob es sich dabei um einen verbreiteten – und vielleicht populistischen – Mythos handelt, aber eine gängige Redewendung lautete auf jeden Fall: „Die Armen bieten euch Unterschlupf, die Reichen geben euch die Adresse von jemand anderem.“ Die Ergebnisse meiner Untersuchung neigen eher dazu, diese Behauptung zu unterstützen.
- 46 Interview mit Nico Dohmen, Abschrift S. 7, 23f.
- 47 Interview mit Piet Meerburg, Abschrift S. 10, 25f.
- 48 Über die OSE existiert eine umfangreiche Literatur; zudem ist reiches Archivmaterial vorhanden. Siehe u. a.: *The American OSE Review*; Centre de Documentation Juive Contemporaine (CDJC), *L'activité des organisations juives en France sous l'Occupation*, Paris, CDJC 1983 (Neuaufgabe des Texts von 1947), S. 117–179; Hillel J. Kieval, *Legality and Resistance in Vichy France: The Rescue of Jewish Children*, in: *Proceedings of the American Philosophical Society*, 124, 5 (Oktober 1980), S. 339–366; Serge Klarsfeld, *Les enfants d'Izieu: Une tragédie juive*, Paris 1984; Anny Latour, *La résistance juive en France*, Paris 1970; Lucien Lazare, *La résistance juive en France*, Paris 1987; Ernst Papanek und Edward Linn, *Out of the Fire*, New York 1975, vor allem S. 34f.; Zosa Szakowski, *Analytical Franco-Jewish Gazetteer, 1939–1945*, New York 1966, u. a. S. 73 ff. Des weiteren Jacques Adler, *Face à la persécution: les organisations juives à Paris de 1940 à 1944*, Paris 1985; Yehuda Bauer, *A History of the Holocaust*, New York 1982, S. 291 ff.; David Diamant, *Les juifs dans la Résistance française, 1940–1944*, Paris

- 1971, S. 56ff.; Dorothy Macardle, *The Children of Europe*, London 1949, S. 184ff.; Sabine Zeitoun, *Ces enfants qu'il fallait sauver*, Paris 1989, S. 145ff. Das meiste Archivmaterial lagerte im CDJC, bei der OSE in Paris selbst und bei der YIVO in New York.
- 49 CDJC, *L'activité des organisations juives*, S. 118ff.
- 50 In den Archiven liegt eine große Zahl von Dokumenten über die Arbeit der OSE; siehe z.B. CDJC Dokument CCCLXVI-11, „Bericht über die Arbeit der Vereinigung OSE in den Monaten Juni, Juli und August 1941“. Die OSE vertrat eine Reihe von Anliegen, aber die Kinder erforderten ihr Hauptaugenmerk. Der Bericht teilt mit, daß 1201 Kinder in ihrer Obhut standen, etwa 100 Prozent mehr als im vorangegangenen Trimester. „Die Reihe von tragischen Fällen, die sich während des letzten Trimesters ereignet haben, setzt sich fort, und oft sind wir genötigt, Kinder, die fast immer schon beinahe [von der Polizei] aufgegriffen worden waren, sofort in unsere Heime aufzunehmen. Diese Kinder stehen ganz allein in der Welt, und es ist uns unmöglich, sie nicht aufzunehmen.“ (S. 4).
- 51 Michael R. Marrus und Robert O. Paxton, *Vichy France and the Jews*, New York 1983, S. 64f.; 165f.; Joseph Weill, *Contribution à l'histoire des camps d'internement dans l'Anti-France*, Paris 1946, S. 9-15, 21f.
- 52 Das Unitarische Hilfskomitee (Unitarian Service Committee), der YMCA (= CVJM Christlicher Verein junger Männer), die Caritas, das Hilfskomitee amerikanischer Freunde (American Friends' Service Committee, das Schweizer Kinderhilfswerk (Secours Suisse aux Enfants), der Soziale Hilfsdienst für Emigranten (Service Social d'Aide aux Emigrants) und das CIMADE (Comité Inter-Mouvements auprès des Évacués) waren sehr aktiv.
- 53 CDJC, *L'activité des organisations juives*, S. 129.
- 54 Vivette Samuel-Hermann, Interview mit der Autorin, Paris, Abschrift S. 8.
- 55 CDJC Dokument CCXIII-86, „Bericht über die Lebensbedingungen in Drancy“.
- 56 CDJC Dokument CCCLXVI-11, S. 9.
- 57 Serge Klarsfeld, *Les enfants d'Izieu*, a. a. O., S. 18f.; CDJC Dokument CCLXVI-13, „OSE“.
- 58 David Diamant, *Les juifs dans la Résistance française*, a. a. O., S. 119f.; Claude Lévy und Paul Tillard, *La Grand Rafle du Vél d'Hiv*, Paris 1967; Michael R. Marrus und Robert O. Paxton, *Vichy France and the Jews*, a. a. O., S. 250ff.; Georges Wellers, *L'étoile jaune à l'heure de Vichy*, Paris 1973, S. 83ff.; CDJC Dokument CCXIV-74, *Situation au 25 Août 1942*, S. 1-3.
- 59 CDJC, *L'activité des organisations juives*, S. 141f.; CDJC Dokumente CCXVI-12 a, *Exposé sur le circuit Garel*, S. 2; CCXVIII-104, *Travail clandestin de l'OSE. Témoignage de M. Georges Garel*, S. 8f.; CCLXVI-13; CCLXVI-16, *La situation actuelle du judaïsme en France, Juli 1941*, S. 25. Nach diesem Bericht wurden von der OSE-Nord 1000 bis 1200 Kinder aus der besetzten Zone in den Süden evakuiert.
- 60 CDJC Dokument CCXVII-12 a, S. 1.
- 61 Ende August 1942 wurden bei einer überraschenden Razzia in Lyon etwa 1200 Juden festgenommen und in das Internierungslager Vénissieux verschleppt. Kurz danach gelang es Georges Garel, der Widerstandskämpfer, aber kein Mitglied der OSE war, in offizieller Funktion in das Lager zu gelangen, um dabei zu helfen, die Kinder, die ein gesetzliches Recht auf ihre Freiheit hatten, sowie weitere, die man

- als geraubt deklarierte, herauszuholen; insgesamt 108 Kinder. Georges Garel, Charles Lederman, Elisabeth Hirsch und Hélène Lévy von der OSE, der Vorsitzende der interkonfessionellen philanthropischen Gruppe Les Amitiés Chrésiennes, Abbé Glasberg, Madeleine Barot, Generalsekretärin des protestantischen Comité Inter-Mouvements auprès des Évacués (CIMADE), der Jesuitenpater Pierre Chaillet und andere arbeiteten in rasender Eile, um Kinder unter sechzehn Jahren, die formal nicht unter Arrest standen, zu befreien. Innerhalb von ein paar Tagen änderte sich die Politik im Hinblick auf Kinder, aber bis dahin waren sie schon «verschwunden». Siehe u.a. Yehuda Bauer, *A History of the Holocaust*, a.a.O., S. 292; David Diamant, *Les juifs dans la Résistance française*, a.a.O., S. 58; Lucien Lazare, *La résistance juive*, S. 208ff.; René Nodot, *Les enfants ne partiront pas!*, Lyon 1970; Joseph Weill, *Camps d'internement dans l'Anti-France*, a.a.O., S. 206ff.; CDJC Dokument CCXVIII-104, S. 1-3. Lily Garel-Taget, Interview mit der Autorin, Paris, 19. Juni 1987, Abschrift S. 4-6; und Elisabeth Hirsch, Interview mit der Autorin, Neuilly-sur-Seine, Abschrift S. 22, 24.
- 62 CDJC Dokument CCXVIII-104, S. 3.
- 63 David Diamant, *Les juifs dans la Résistance française*, a.a.O., S. 132; Lucien Lazare, *La résistance juive*, a.a.O., S. 179ff.; Michael R. Marrus und Robert O. Paxton, *Vichy France*, a.a.O., S. 206, 271.
- 64 CDJC, *L'activité des organisations juives en France*, S. ij7ff.; CDJC Dokument CCXVIII-104, S.3ff.
- 65 CDJC Dokument CCXVII-12a, S. 1f. Laut einer Erklärung des American Joint Distribution Committee hat die OSE 2'000 Kinder in die Schweiz geschmuggelt. CDJC Dokument CCCLXVI-14, American Joint Distribution Committee, S. 5. Bruno-Georges Loinger, Interview mit der Autorin, Paris, 25. Juni 1987, Abschrift S. 1 ff.
- 66 CDJC Dokumente CCXVII-12a, S. 1f.; CCXVIII-104, S. 3ff.
- 67 OSE war nur eine von bereits existierenden Organisationen, die Netzwerke schufen, um jüdische Kinder zu schützen und zu retten. Allein in Frankreich gab es ein ganzes Spektrum solcher Organisationen: öffentliche, private, katholische, protestantische, kommunistische und sozialistische. Auch innerhalb der jüdischen Gemeinde bildete sich eine grosse Anzahl von Wohlfahrtsorganisationen speziell für Kinder. Die Zionistische Jugend (Jeunesses Sionistes), Jüdische Pfadfinder (Éclaireurs Israélites de France), das Komitee für Flüchtlingshilfe (Comité d'Assistance aux Réfugiés), die Übungs- und Rehabilitationsorganisation ORT, und zionistisch-sozialistische Gruppen wie Hashomer Hatzair, Dror und Gordonia widmeten sich alle dem Schutz von Kindern. Natürlich gab es auch zahlreiche neugegründete Gruppen.
- 68 Unveröffentlichte Darstellung von Madeleine Dreyfus, im Besitz der Autorin, S.2f.
- 69 Lucien Steinberg, *Jewish Rescue Activities in Belgium and France*, in: Yisrael Gutman und Efraim Zuroff (Hrsg.), *Rescue Attempts During the Holocaust*, Jerusalem 1977, S. 608 f.
- 70 Lucien Steinberg argumentiert, jüdische Mütter hätten ihre Kinder aus einem instinktiven Gefühl für die «Erhaltung der Gemeinschaft, man könnte sogar sagen, einem instinktiven Gefühl für die Erhaltung der Nation» an Fremde gegeben. Weiter führt er an, «die jüdischen Mütter meinten, durch die Trennung von ihrem Kind würde das jüdische Volk überleben ... Man kann nicht behaupten, es hätte

nie ein Zögern gegeben. Im Gegenteil, sie zögerten oft und manchmal lange. Aber die Tatsache, daß sie wirklich scharenweise ihre Kinder jemand anderem anvertrauten, ist unserer Meinung nach der Beweis für einen Instinkt zur Erhaltung der Gemeinschaft, der wach wird, wenn die Gruppe bedroht ist.“ (Lucien Steinberg, *Le Comité de défense des Juifs en Belgique, 1942–1944*, Brüssel 1973, S. 88). Meine Untersuchung widerspricht Steinbergs These. Eltern – Mütter und Väter – gaben ihre Kinder her, weil sie erkannt hatten oder glaubten, daß sie selbst ihren Nachwuchs nicht mehr schützen konnten, daß die Risiken und Gefahren, die vom nationalsozialistischen Regime ausgingen, zu groß waren und sie als Eltern weder Macht noch Kontrolle über ihre Kinder hatten. Diese Entscheidung wurde keineswegs im Zusammenhang mit dem Erhalt der Gemeinschaft oder der Nation getroffen. Ihr einziges oder zumindest dringlichstes Ziel war es, ihre Kinder zu schützen, und zwar genau und definitiv deshalb, weil es *ihre Kinder* waren. Eine informative Abhandlung über Gruppen in Belgien, die an der Rettung jüdischer Kinder beteiligt waren (und die besondere Rolle der Frauen bei dieser Arbeit), findet sich bei Lucien Steinberg, S. 89–109, und Shlomo Kless, *The Rescue of Jewish Children in Belgium During the Holocaust*, in: *Holocaust and Genocide Studies* 3, Nr. 3, 1988, S. 275–287.

III. Im Verborgenen

- 1 Marco Anav, Interview mit der Autorin, Rom, 16. Juni 1985, Abschrift S. 9.
- 2 Martin Koby, Interview mit der Autorin, Ann Arbor, 11. und 25. November 1987, Abschrift S. 49.
- 3 Judith Ehrmann-Denes, Interview mit der Autorin, Ann Arbor, 28. Januar, 2. März und 16. April 1987, Abschrift S. 3.
- 4 Salvador Bloemgarten, Interview mit der Autorin und Robert Jan van Pelt, Amsterdam, 18. Juni 1986, Abschrift S. 11.
- 5 Interview mit Judith Ehrmann-Denes, Abschrift S. 2, 6.
- 6 Herta Montrose Heymans, Interview mit der Autorin, Cardiff 21. Juli 1985, Abschrift S. 11, 14.
- 7 Ebenda, S. 11, 14, 12.
- 8 Bertje Bloch-van Rhijn, Interview mit der Autorin und Robert Jan van Pelt, Doetinchem, 21. Juni 1984, Abschrift S. 18, 21. f.
- 9 Philip Maas, Interview mit der Autorin und Robert Jan van Pelt, Hilversum, 23. Juni 1986, Abschrift S. 12.
- 10 Interview mit Herta-Montrose-Heymans, Abschrift S. 7f.
- 11 Selma Goldstein, Interview mit der Autorin und Robert Jan van Pelt, Doetinchem, 22. Juni 1984, Abschrift S. 9f.
- 12 Interview mit Philip Maas, Abschrift S. 10, 16.
- 13 Interview mit Selma Goldstein, Abschrift S. 5f.
- 14 Interview mit Philip Maas, Abschrift S. 12.
- 15 Interview mit Martin Koby, Abschrift S. 45, 47ff.
- 16 Interview mit Sara Spier vom 27. Juni 1986, Abschrift S. 5f.
- 17 Frieda Menco-Brommet, Interview mit der Autorin, 18. Juni 1986, Abschrift S. 8.
- 18 Interview mit Sara Spier, 20. Juni 1984, S. 4.
- 19 Interview mit Frieda Menco-Brommet, S. 7f.

- 20 Interview mit Bertje Bloch-van Rhijn, S. 20, 24.
- 21 Interview mit Sara Spier, 20. Juni 1984, S. 5.
- 22 Interview mit Sara Spier, 27. Juni 1986, S. 18f.
- 23 Interview mit Salvador Bloemgarten, S. 12.
- 24 Max Gosschalk, Interview mit der Autorin, Deventer, 1. August 1987, Abschrift S. 16f. Pflegeelternschaft im normalen Leben ist etwas anderes als die Pflegeelternschaft für jüdische Kinder, die sich vor den Nationalsozialisten und ihren Verbündeten verstecken mußten. Dennoch sind manche Aspekte der Forschung in diesem Bereich eine Hilfe, will man die Komplexität des Problems verstehen. Zur Frage der Anpassung und des Alters etwa siehe u.a.: David Fanshael und Eugene B. Shinn, *Children in Foster Care: A Longitudinal Investigation*, New York 1978; Trudy Festinger, *No One Ever Asked Us ... A Postscript to Foster Care*, New York 1983.
- 25 Interview mit Sara Spier, 27. Juni 1986, S. 24f.
- 26 Eugenie (Jenny) Lee-Poretzky, Interview mit der Autorin, London, 15. Mai 1987, Abschrift S. 4f.
- 27 Paul Sved, Interview mit der Autorin, London, 14. Mai 1987, Abschrift S. 4.
- 28 Jacqueline Kami-Cohen, Interview mit der Autorin, Baltimore, 17. Mai 1984, Abschrift S. 16.
- 29 Romano Dell'Araccia, Interview mit der Autorin, Rom, 7. Juni 1984, Abschrift S. 4f.
- 30 Interview mit Paul Sved, S. 3.
- 31 Zippora Soetendorp-van Yssel, Interview mit der Autorin, Den Haag, 19. Juni 1986, Abschrift S. 2f.
- 32 Mirjam Levi, Interview mit der Autorin, Voorschoten, 26. Juni 1986, Abschrift S. 25, 28f., 35, 37f.
- 33 Georges Waysand, Interview mit der Autorin, Paris, 30. Mai 1987, Abschrift S. 8f.
- 34 Dolly Hamery-Przybysz, Interview mit der Autorin, Paris, 27. Mai 1987, Abschrift S. 2f. In Dolly Hamery-Przybysz' Geschichte trat noch eine zweite unerwartete Wendung ein. Am 29. Februar 1944 schrieb das CGQJ (Commissariat Général aux Questions Juives, die französische Behörde, die für die „Judenfrage“ zuständig war) an die UGIF (Union Générale des Israélites de France, das französische Pendant zu den Judenräten) und verlangte, man solle „das Kind Prysbsz [sic] Dolly nach Paris zurückbringen“ (zu dieser Zeit lebte sie mit ihren Adoptiveltern im Departement Ille-et-Vilaine). Ein paar Tage später (2. März 1944) antwortete die UGIF: „Da das Kind nun bei Ariern lebt und im Departement Ille-et-Vilaine keine Juden mehr wohnen dürfen, haben wir den dortigen Präfekten gebeten, so freundlich zu sein, das Kind von einer Fürsorgerin nach Paris bringen zu lassen, damit es in einem Heim der UGIF untergebracht werden kann. Wir haben ihm mitgeteilt, daß die UGIF für die notwendigen Ausgaben aufkommen wird.“ (CDJC Dokument CDXXIII-29). Offensichtlich durchkreuzte entweder der Präfekt oder die Fürsorgerin (und nicht die UGIF) die Pläne der Kollaborateure. Dolly Hamery-Przybysz blieb bei ihren Pflegeeltern und wurde nicht in die Obhut der UGIF gegeben. Wäre das geschehen, hätte sie wahrscheinlich nicht überlebt. Anders als die OSE löste die UGIF die Heime nicht rechtzeitig auf, um die Kinder einzeln unterzubringen, und viele wurden deportiert.
- 35 Nico Dohmen, Interview mit der Autorin, Baarn, 30. Juni 1986, Abschrift S. 22f.

- 36 Alfred van der Poorten, Interview mit der Autorin, Paris, 19. Mai 1987, Abschrift S. 7.
- 37 Max Arian, Interview mit der Autorin, Amsterdam, 11. und 14. Juni 1986, Abschrift S. 31, 34, 35.
- 38 Judith Belinfante, Interview mit der Autorin, Amsterdam, 24. Juni 1986, Abschrift S. 1.
- 39 Ebenda, S. 12, 6.
- 40 Philip Gerrit Mok, Interview mit der Autorin, Amsterdam, 11. Juni 1986, Abschrift S. 26, 25, 27.
- 41 Ebenda, S. 28.
- 42 Interview mit Jenny Lee-Poretzky, S. 2.
- 43 Ebenda, S. 7f.
- 44 Giacometta Cantatore-Limentani, Interview mit der Autorin, Rom, 12. Juni 1985, Abschrift S. 4, 6.
- 45 Im normalen Leben gibt es keine Parallele zu der Situation, völlig versteckt und im Verborgenen zu sein, aber die Forschung über die Isolation alter Menschen und die soziale, emotionale und intellektuelle Deprivation, die damit einhergeht, bietet wertvolle Einsichten in das generelle Problem erzwungener Einsamkeit und ihrer Folgen. Vgl. u.a.: Lee H. Bowker, *Humanizing Institutions for the Aged*, Lexington 1982; Sylvester Kohut, Jeraldine J. Kohut und Joseph J. Fleishman, *Reality Orientation for the Elderly*, Oradell 1987, Eloise Rathbone-McCuan und Joan Hashimi, *Isolated Elders: Health and Social Intervention*, Rockville 1987.
- 46 Jana Levi, Interview mit der Autorin, London, 7., 11. und 12. Juli 1985, S. 42, 45.
- 47 Ebenda, S. 46–48.
- 48 Ebenda, S. 50f. Während unserer Gespräche über die Kriegsjahre gab Jana Levi ihr Alter so an, wie sie es als Janina Lesiak getan hätte, d.h. ein Jahr jünger als tatsächlich.
- 49 Ebenda, S. 54.
- 50 Ebenda, S. 42.
- 51 Ebenda, S. 55f., 60f.
- 52 Hilma Geffen-Ludomer, Interview mit der Autorin, Ann Arbor, 29. November 1984, Abschrift S. 28.
- 53 Ebenda, S. 32.
- 54 Ebenda, S. 36.
- 55 Ebenda, S. 41.
- 56 Interview mit Philip Gerrit Mok, S. 32.
- 57 Interview mit Max Arian, S. 29, 32.
- 58 Interview mit Philip Gerrit Mok, S. 40.
- 59 Andrew Nagy, Interview mit der Autorin, Ann Arbor, 7. Februar 1986, Abschrift S. 39f., 48. Zu den Rettungsaktionen in Budapest 1944 vgl.: Per Anger, *With Raoul Wallenberg in Budapest*, New York 1981; Arieh Ben-Tov, *Facing the Holocaust in Budapest: The International Committee of the Red Cross and the Jews in Hungary, 1943–1945*, Dordrecht 1988, vor allem S. 237–241 (vom Roten Kreuz geschützte Häuser), S. 288–322 (Kinderheime), S. 292f., 307f. (Schutzbriefe des Roten Kreuzes), S. 357–362 (Kinderfürsorge); John Bierman, *Righteous Gentile: The Story of Raoul Wallenberg, Missing Hero of the Holocaust*, New York 1981; Jacques Derogy, *Le cas Wallenberg*, Paris 1980; Eleonore Lester, *Wallenberg: The Man in the Iron Web*, Englewood Cliffs 1982; dies., Raoul

- Wallenberg: The Righteous Gentile From Sweden, in: Randolph L. Braham und Bela Vago (Hrsg.), *The Holocaust in Hungary Forty Years Later*, New York 1985, S. 147-160; Jenö (Eugène) Levai, *Black Book on the Martyrdom of Hungarian Jewry*, Zürich 1948, S. 381 f., 405-417 (Wallenberg), S. 386 (Kinderschutz durch das Rote Kreuz); Kati Marton, Wallenberg, New York 1982, Robert Rozett, *Child Rescue in Budapest*, in: *Holocaust and Genocide Studies* 2, Nr. 1, 1987, S. 49-59; Frederick Werbell und Thurston Clarke, *Lost Hero: The Mystery of Raoul Wallenberg*, New York 1982.
- 60 Rekonstruiert und analysiert wird die bemerkenswerte Geschichte dieses aussergewöhnlichen Dorfs in Philip Hallies Buch «Lest Innocent Blood be Shed», New York 1980, und in Pierre Sauvages Dokumentarfilm «Weapons of the Spirit», 1989 (er selbst war eines der Kinder, die überlebten). Vgl. ebenso: Philippe Boegner, *Ici on a aimé les juifs*, Paris 1982; Marc Donadille, *Le Coteau Fleuri au Chambon-sur-Lignon*, in: Jeanne Merle d'Aubigné und Vilette Mouchons, *Les clandestins de Dieu*, Paris 1968; Carol Rittner und Sondra Myers, *The Courage to Care*, New York 1986, S. 97-119; Pierre Sauvage, *A Most Persistent Haven: Le Chambon-sur-Lignon*, in: *Moment*, Oktober 1983; Sabine Zeitoun, *Ces enfants qu'il fallait sauver*, Paris 1989, Kap. 5: «Le Chambon-sur-Lignon ou ,l'autre France'», S. 211-244.
- 61 Naomi Levi, Interview mit der Autorin, Paris, 22. Mai 1987, Abschrift S. 5f.
- 62 Ebenda, S. 7, 5-6.
- 63 Cirlène Liberman-Zinger, Interview mit der Autorin, Paris, 23. Mai 1987, Abschrift S. 4f.
- 64 In welchem Masse katholische Einrichtungen in Rom und der Vatikan selbst Juden während der Besatzungszeit zu Hilfe kamen, war und ist umstritten. In vieler Hinsicht ist dieses Thema nur ein Punkt in der Debatte über das Schweigen von Papst Pius XII. (für das ich weder eine Entschuldigung noch eine Rechtfertigung akzeptieren kann; ich interpretiere es als kirchliches Beispiel für geheimes Einverständnis und Kollaboration). Dennoch ist die spezielle Frage, wie den Juden Roms während der neunmonatigen Besatzungszeit Schutz und Hilfe gewährt wurde, ein eigenes historisches (und historiographisches) Kapitel. 1961 veröffentlichte der Jesuitenpater Robert Leiber (ein enger Vertrauter von Papst Pius XII.) den Artikel «Pio XII e gli Ebrei di Roma» sowohl in *La civiltà cattolica* wie in *Stimmen der Zeit*. Er führt eine Reihe von Behauptungen an, die nahelegen, dass die Kirche und ihre Institutionen in grossem Ausmass Hilfe geleistet haben. Zum Beispiel berichtet er, dass während der Besatzungszeit über 4'000 Juden Zuflucht bei der Kirche gefunden hätten und der Vatikan grosse Summen für die Rettung von Juden verwandt habe. Diese verzerrten Zahlen wurden in der Folgezeit von sehr qualifizierten Historikern wiederholt, wie etwa in Guenter Lewys Untersuchung «*The Catholic Church and Nazi Germany*», New York 1965, S. 301, oder bei Renzo de Felice, *Storia degli ebrei italiani sotto il fascismo*, Turin 1972, S. 466f. Letzteres Werk enthält eine kurze Liste Leibers, die seine frühere Zahlenangabe von 4'000 Juden nach verschiedenen Institutionen aufschlüsseln sollte. In seinem Buch «*The Pope's Jews*», London 1974, widerspricht Sam Waagenaar den Angaben Leibers. Auf der Grundlage meiner eigenen Forschungen finde ich Waagenaars Widerlegung überzeugend und zwingend logisch.
- Zur Geschichte der Juden in Rom während der deutschen Besatzung siehe vor allem: Giacomo Debenedetti, 16 ottobre 1943, Rom 1945; Robert Katz, *Black Sabbath*, New

- York 1969; R. P. Capano, *La resistenza in Roma*, Neapel 1963; Alberto Giovannetti, *Roma città aperta*, Mailand 1962; Pinchas Lapide, *Three Popes and the Jews*, New York 1967.
- Zur Rolle der katholischen Kirche im allgemeinen und Pius XII. im besonderen siehe u.a.: Daniel Carpi, *The Catholic Church and Italian Jewry Under Fascists*, in: *Yad Vashem Studies* 4, 1960; Carlo Falconi, *Il silenzio di Pio XII*, Mailand 1965; Saul Friedländer, *Pius XII and the Third Reich*, New York 1966; Rolf Hochhuth, *Der Stellvertreter*, Reinbek bei Hamburg 1963; Leo Herbert Lehmann, *Vatican Policy in the Second World War*, New York 1946; Meir Michaelis, *Mussolini and the Jews: German-Italian Relations and the Jewish Question in Italy*, Oxford 1978; John F. Morley, *Vatican Diplomacy and the Jews during the Holocaust, 1939-1943*, New York 1980; Léon Poliakov, *The Vatican and the «Jewish Question»*, in: *Commentary*, November 1950.
- Bei der Einschätzung, welche Rolle die Kirche im von Nationalsozialisten besetzten Europa spielte, möchte ich dem Leser nahelegen, zwischen der Kirchenhierarchie des Heiligen Stuhls und der sogenannten «kleinen Kirche», den örtlichen religiösen Einrichtungen, zu unterscheiden. Ich kam zu dem Ergebnis, dass letztere weit aufgeschlossener reagierte. Beispiele für diese Hilfe an der Basis finden sich u.a. bei: Denise Hervichon, *J'étais une enfant juive à Massip*, in: *Rencontre Chrétiens et Juifs* 61, 1979, S. 162-165; Ewa Kurek-Lesik, *The Conditions of Admittance and the Social Background of Jewish Children Saved by Women's Religious Orders in Poland from 1939-1945*, in: *Polin* 3, 1988, S. 244-275.
- 65 Emma Fiorentino-Alatri, Interview mit der Autorin, Rom, 2. Juni 1985, Abschrift S. 5, 7.
- 66 Sergio Tagliacozzo, Interview mit der Autorin, Rom, Juni 1985, Abschrift S. 7.
- 67 Interview mit Judith Belinfante, S. 13.
- 68 Interview mit Romano Dell'Aricecia, S. 5.
- 69 Isabelle Silberg-Riff, Interview mit der Autorin, London, 13. Mai 1987, Abschrift S. 14f.
- 70 Vivette Samuel, *Camoufler son nom et/ou assumer son identité: Quelques remarques concernant la signification du changement de nom des enfants juifs durant l'Occupation*, unveröffentlichter Aufsatz, OSE-Archiv, Paris. Vgl. ausserdem Vivette Samuel-Hermann, Interview mit der Autorin und Tolya Barsky, Paris, 3. Juni 1987, Abschrift S. 24f., 27f.
- 71 Ebenda, S. 4. Claude Berris Film «Le vieil homme et l'enfant» [Der alte Mann und das Kind] von 1968 schildert auf einfühlsame Weise das Leben eines kleinen Jungen, der sich im besetzten Frankreich auf einem Bauernhof versteckt, und die verschiedenen Zwangslagen, in die er gerät. Das achtjährige Kind im Film ist der (nun erwachsene) Sohn Claudine Cohens, Leiterin der Gedenkstätte und der Bibliothek des CDJC. Madame Cohen ist während des Krieges ein OSE-Kind gewesen. Bevor man ihre Eltern deportierte, hatten sie das Kind der Obhut der OSE anvertraut.
- 72 Interview mit Jana Levi, S. 59 f.
- 73 Zum Thema Taufe und Konversion in einigen Ländern vgl. u.a.: Louis Allen, *Jews and Catholics*, in: Roderick Kedward und Roger Austin (Hrsg.), *Vichy France and the Resistance*, Totowa 1985, S. 73-87; Roger Braun, *Les enfants juifs à la libération en France*, in: *Rencontre Chrétiens et Juifs* 65, 1980, S. 88-94; Shlomo Kiess, *The Rescue of Jewish Children in Belgium During the Holocaust*,

- in: *Holocaust and Genocide Studies* 3, Nr. 3, S. 283–285; zum Beispiel eines Pflegeelternpaares, das sich nach dem Krieg aufmerksam darum bemühte, das untergetauchte Kind nach Kriegsende ins Judentum einzuführen, siehe Werner Weinberg, *A Dutch Couple*, in: *The Christian Century*, 22.–29. Juni 1983, S. 611–615.
- 74 Interview mit Cirlène Liberman-Zinger, S. 6.
- 75 Interview mit Jana Levi, S. 56f.
- 76 Interview mit Sara Spier von 1984, S. 8f. Vgl. auch das Interview von 1986, S. 19.
- 77 Interview mit Mirjam Levi, S. 28, 30, 28f. Siehe weiter die Diskussion über den Einfluß, den katholische Klöster oder Klosterschulen auf die Selbstwahrnehmung und Identität versteckter Kinder ausübten, in: Janina David, *A Square of Sky/A Touch of Earth*, London 1981; Saul Friedländer, *Quand vient la souvenir*, Paris 1978; Frida Scheps Weinstein, *J'habitais rue des Jardins Saint-Paul*, Paris 1983.
- 78 Raul Hilberg, *Die Vernichtung der europäischen Juden. Die Gesamtgeschichte des Holocaust*, 2 Bde., aus dem Amerikanischen von Christian Seeger, Harry Maor, Walle Bengs und Wilfried Szepan, durchgesehene und erweiterte Ausgabe, Frankfurt/Main 1990, S. 15.

IV. Durchgangslager

- 1 Frieda Menco-Brommet, Interview mit der Autorin, Amsterdam, 18. Juni 1986, Abschrift S. 8f.
- 2 Ebenda, S. 9.
- 3 Esther Levi, Interview mit der Autorin und Robert Jan van Pelt, Hilversum, 12. Juni 1986, Abschrift S. 1f.
- 4 Ebenda, S. 6f.
- 5 Irene Butter-Hasenberg, Interview mit der Autorin, Ann Arbor, 10. Oktober, 7. November 1986 und 5. März, 16. April 1987, Abschrift S. 32.
- 6 Ebenda, S. 32f.
- 7 Ivan Shaw, Interview mit der Autorin, London, 7. Mai 1987, Abschrift S. 2–4.
- 8 CDJC Dokument CCXX–7, Programme d'aide aux enfants (o.J.), S. 6; Martin Gilbert, *Atlas of the Holocaust*, New York 1984, S. 48f.; Michael R. Marrus und Robert O. Paxton, *Vichy France and the Jews*, New York 1983, S. 172f., 176; Georges Wellers, *L'étoile jaune à l'heure de Vichy*, Paris 1973, S. 100.
- 9 Baracken waren zu ilots oder Blocks zusammengefaßt. Jeder Block war mit Stacheldraht umschlossen. In Gurs bestand ein Block aus etwa 22 bis 24 Baracken, d.h. 1200 bis 1500 Menschen. Männer und Frauen waren getrennt (Joseph Weill, *Contribution à l'histoire des camps d'internement dans l'anti-France*, Paris 1946, S. 30). Nach diesem System waren im Prinzip die Konzentrationslager in ganz Europa aufgebaut; nur die Terminologie war unterschiedlich. Eine Reihe von Baracken bildete einen „Block“ oder ein „Lager“, und jede dieser Verwaltungseinheiten war mit Stacheldraht umschlossen (in Auschwitz zum Beispiel hießen die Baracken „Blocks“, und eine Reihe dieser Blocks bildeten ein „Lager“).
- 10 CDJC Dokument CCXX–8, Situation à Gurs (o.J.)
- 11 CDJC Dokument CCXIII–101, Visite du 19 Juin à la Permanence des Assistantes Sociales à Pithiviers, S. 2.

- 12 Jacob Presser, *The Destruction of the Dutch Jews*, New York, 1969, S. 446 [Ondergang, Den Haag 1965].
- 13 Interview mit Esther Levi, S. 10.
- 14 Simon Philip Frenkel, Interview mit der Autorin und Robert Jan van Pelt, Rotterdam, 13. Juni 1986, Abschrift S. 13.
- 15 Interview mit Irene Butter-Hasenberg, S. 37, 50.
- 16 Philip Mechanicus, *Waiting for Death*, London 1968 [In Depot, Amsterdam 1964], S. 179; vgl. ebenso Jacob Presser, *The Destruction of the Dutch Jews*, a.a.O., S. 446. Natürlich waren diese Probleme nicht auf Westerbork beschränkt. In seinem Buch über Drancy vermerkt Georges Wellers, dass die Schule in diesem Lager zeitweilig sogar vierhundert Schüler hatte, dass diese Zahl aber nach jedem Transport in den Osten auf dreissig oder vierzig sank. Georges Wellers, *De Drancy à Auschwitz*, Paris 1946, S. 67f.
- 17 Dazu gehörten Menschen mit doppelter Staatsbürgerschaft, im Besitz südamerikanischer Pässe, jüdische Spitzenfunktionäre oder Personen des kulturellen Lebens, und Menschen im Besitz von Bescheinigungen aus Palästina, die gegen Deutsche, die in Palästina lebten, ausgetauscht werden konnten.
- 18 Céline Joosten-Mogendorff, Interview mit der Autorin, Arnheim, 30. Juni 1987, Abschrift S. 5 f.
- 19 Gabor Czitrom, Interview mit der Autorin, Paris, 30. Juni und 1. Juli 1987, Abschrift S. 17.
- 20 Die 640 Insassen von Barneveld wurden aus unbekanntem Gründen von K.J. Fredericks, Generalsekretär der Abteilung des Inneren, und Professor van Dam, Generalsekretär für Erziehung, Wissenschaft und Bildung, geschützt. Wenn schon die Motivation Fredericks und van Dams, die weder Nationalsozialisten noch Antisemiten waren, unklar ist, so erscheint die Haltung der deutschen Behördenvertreter Schmitt und Seyss-Inquart, die ihre Zustimmung zur Einrichtung dieses besonderen Lagers gaben, noch rätselhafter. Man hat argumentiert, die Auswahl für dieses Lager sei rein nach dem gesellschaftlichen Rang getroffen worden und habe zum Ziel gehabt, das Überleben der niederländisch-jüdischen Grossbourgeoisie zu sichern. Laut Presser wurden jedoch auch qualifizierte Arbeiter nach Barneveld gesandt. Es scheint klar, dass gesellschaftlicher Rang und angesehener Beruf notwendige, aber nicht hinreichende Gründe dafür waren, ausgewählt zu werden. Wie erwähnt, war Flip Frenkels Vater Arzt, seine Mutter Zahnärztin. Bemerkenswert ist auch, dass einer seiner Brüder eine Zeitlang für den Judenrat arbeitete. Dennoch gab es viele jüdische Ärzte, die nicht für Barneveld ausgewählt wurden, und Flips Bruder bekleidete beim Judenrat auf jeden Fall keine Machtstellung. Die Frenkels hatten grosses Glück, aber es gibt keine zwingende Erklärung dafür. Flip Frenkel selbst meint, dass ein dritter Faktor möglicherweise mit entscheidend war: Fredericks stammte aus Seeland, ebenso wie Frenkels Mutter. Damals waren die Seeländer noch sehr stolz auf ihre intakte, nicht-industrialisierte Kultur der Bauern und Seeleute; die Einwohner trugen sogar noch ihre traditionelle Tracht. Wie Frenkel sagte: «Viele Leute auf dieser Liste waren gebürtige Seeländer, so wie meine Mutter. Eine verrückte Gesellschaft war das damals. Das war ein Grund, dass man am Leben blieb, weil man auf eine Liste kam und geschützt war.» Interview mit Simon Philip Frenkel, S. 18. Vgl. ebenso Philip Mechanicus, *Waiting for Death*, a.a.O., S. 168. (Zitate im Text aus dem Interview mit Simon Philip Frenkel S. 15 f., 12, 15f.)

- 21 Ebenda, S. 14, 16f. Vgl. ebenso Philip Mechanicus, *Waiting for Death*, a.a.O., S. 168 f.
- 22 Vgl. u.a.: Raul Hilberg, *Die Vernichtung der europäischen Juden. Die Gesamtgeschichte des Holocaust*, 2 Bde., 2.Aufl. Frankfurt/Main 1990, S. 449ff.; Zdenek Lederer, *Ghetto Theresienstadt*, London 1953, S. 8-14.
- 23 H.G. Adler, *Theresienstadt, 1941-1945: Das Antlitz einer Zwangsgemeinschaft*, Tübingen 1960, S. 47f. Vgl. auch Adlers ausführliche Erörterung der Statistiken auf S. 37-60. Bezüglich der Statistiken, die Kinder betreffen, herrscht in der Literatur einige Verwirrung. Im Nachwort des sehr schönen Buchs «... I Never Saw Another Butterfly ...» (New York 1978) schreibt Jiri Weil, es habe «dort 15'000 [Kinder] gegeben, und 100 sind zurückgekommen» (S. 61). Die ganze Seite 81 handelt von dieser Statistik. Über einer Kinderzeichnung mit einer Blume und einem Schmetterling steht folgende Information: «Insgesamt etwa 15'000 Kinder unter fünfzehn Jahren wurden durch Terezyn geschleust. Etwa 100 von ihnen kamen zurück.» Daraus könnte man die logische Schlussfolgerung ziehen, dass etwa 15'000 nach Theresienstadt deportiert wurden, von denen nur 100 überlebten. Viele Autoren haben diesen Schluss gezogen; diese Zahlen werden häufig angeführt. Auch Inge Auerbacher zum Beispiel erklärt in ihrer Autobiographie «I Am A Star» (New York 1986): «Von fünfzehntausend Kindern, die zwischen 1941 und 1945 in Terezyn inhaftiert waren, überlebten etwa hundert. Ich bin eines davon» (S. 1). Die Einleitung zu dem Buch «Terezyn», herausgegeben vom Rat jüdischer Gemeinden in den tschechischen Ländern (Prag 1965), bringt eine Variante zu diesen Zahlen. «Bei den Transporten [aus Terezyn in den Osten] waren auch 15'000 Kinder dabei, von denen weniger als 150 zurückkehrten» (S. 5).
- Diese Interpretation schien mir keinen rechten Sinn zu ergeben, da ich zu mindestens acht Überlebenden aus Theresienstadt, die damals Kinder waren, Kontakt gehabt hatte (Auerbacher nicht eingeschlossen), was bedeuten würde, dass ich die Lebensgeschichten von etwa 10 Prozent der überlebenden Kinder aus Theresienstadt gehört hätte, obwohl ich keinen Versuch unternommen hatte, gerade sie zu finden. H.G. Adler führt in seinem Buch über Theresienstadt andere Zahlen an, die zugleich die Quelle des ursprünglichen Irrtums zu erklären helfen. Laut Adler wurden 6'588 Kinder aus Theresienstadt *abtransportiert*, und von diesen erlebten nur die Befreiung; Adler glaubt, dass all diese Überlebenden zwischen vierzehn und sechzehn Jahren alt waren. Dagegen wurden 7'407 Kinder unter fünfzehn Jahren *nach* Theresienstadt transportiert. Weiter wurden manche (vermutlich eine sehr geringe Zahl) im Durchgangslager geboren. Ein ganzer Kindertransport aus Bialystock kam auf rätselhafte Weise in Theresienstadt an und verschwand wieder, diesmal auf weniger rätselhafte Weise (man nimmt an, dass diese Kinder umgebracht wurden, aber es ist nicht definitiv bewiesen). Laut Adler stieg die Gesamtzahl von Kindern mit diesen Kindern aus Bialystock auf 10'000. Dazu zählt er 2'000 weitere, weil er auch die Fünfzehn- und Sechzehnjährigen hinzurechnet. Laut Adler waren also insgesamt 12'000 Kinder zu irgendeiner Zeit in Theresienstadt. Ende Oktober 1944 waren noch 819 Kinder dort, später kamen noch mehr. Als Terezyn befreit wurde, waren 1'633 Kinder unter fünfzehn Jahren im Lager (S. 572f.). Siehe auch Zdenek Lederer, *Ghetto Theresienstadt*, a.a.O., S. 263.
- 24 Ellen Levi, Interview mit der Autorin, Amsterdam, 3. August 1987, Abschrift S. 23.

- 25 Interview mit Simon Philip Frenkel, S. 20f.
- 26 H. G. Adler, Theresienstadt, 1941–1945, a. a. O., S. 547f., 560, 562; Rat der jüdischen Gemeinden, Terezín, a. a. O., S. 78, 93; Zdenek Lederer, Ghetto Theresienstadt, a. a. O., S. 41, 47, 97, 132f., 137. Letzter Vorsteher der Jugendfürsorge war der bekannte Rabbi Leo Baeck.
- 27 Unveröffentlichtes Tagebuch von Otto Pollack, im Besitz seiner Tochter Helga Kinsky-Pollack, Eintrag vom 23. Januar 1943.
- 28 Helga Kinsky-Pollack, Interview mit der Autorin, Wien, 15. August 1989, Abschrift S. 31.
- 29 Ebenda, S. 9.
- 30 Ebenda, S. 9.
- 31 Ebenda, S. 14. Vgl. auch Rat der jüdischen Gemeinden, Terezín, a. a. O., S. 80.
- 32 Ebenda, S. 32, 25f., 19. Drei von Helga Kinsky-Pollacks Bildern sind im Jüdischen Museum in Prag ausgestellt (unter dem Namen Pollackova). Für Informationen über das tschechische Kinderheim für Jungen, L417, vgl. H. G. Adler, Theresienstadt, 1941–1945, a. a. O., S. 552 ff.
- 33 Zdenek Lederer, Ghetto Theresienstadt, a. a. O., S. 52.
- 34 Ebenda, S. 125 ff.; Rat der jüdischen Gemeinden, Terezín, a. a. O., S. 207–262.
- 35 Interview mit Helga Kinsky-Pollack, S. 25, 19.
- 36 Elisabeth Hirsch, Interview mit der Autorin, Neuilly-sur-Seine, 25. Juni 1987, Abschrift S. 14.
- 37 Vom Kibbuz Schluchot privat herausgegebener Band zu Ehren Ruth Lamberts, Dokument Nr. 10.
- 38 CDJC Dokument CCXX–13, Camp de Gurs, Noël 1940.
- 39 Interview mit Esther Levi, S. 9. Vgl. auch die Erinnerungen Jona Oberskis, Childhood, New York 1984, S. 32 ff.
- 40 Interview mit Irene Butter-Hasenberg, S. 48.
- 41 Raul Hilberg, Die Vernichtung der europäischen Juden, a. a. O., S. 909; Jenő Levai, Black Book on the Martyrdom of Hungarian Jewry, Zürich 1948, S. 270 ff.
- 42 Interview mit Gabor Czitrom, S. 17.
- 43 Interview mit Ellen Levi, S. 18, 23.
- 44 Interview mit Frieda Menco-Brommet, S. 11.
- 45 Interview mit Esther Levi, S. 18.
- 46 Interview mit Irene Butter-Hasenberg, S. 40, 38, 50.
- 47 Joseph Weill, Contribution à l'histoire des camps d'internement dans l'Anti-France, Paris 1946, S. 112 f.
- Die Insassenschaft in den Durchgangslagern der Vichy-Regierung war großen Fluktuationen unterworfen und zumeist keinesfalls homogen zusammengesetzt. Jeder, den die Behörden einsperren wollten, wurde in die Lager geschickt. So waren im Herbst 1940 sowohl Polen und Spanier als auch staatenlose, ausländische oder (wie Marie Grindel und ihre Schwestern) französische Juden in Agde. Gurs war damals in erster Linie ein Lager für Juden, vor allem für Juden aus dem rheinischen Gebiet, aber auch spanische Flüchtlinge waren dort interniert. Mit der Zeit wuchs der Anteil der Juden noch stärker. In der besetzten Zone waren Beaune-la-Rolande, Pithiviers und Drancy in erster Linie Lager für Juden.
- 48 Marie Claus-Grindel, Interview mit der Autorin, Paris, 2. Juni 1987, Abschrift S. 1 f. Marie Grindels Angst war durchaus nicht gegenstandslos. siehe dazu auch: Terrence Des Pres, The Survivor, New York 1976, S. 53–71.

- 49 Interview mit Ivan Shaw, S. 4.
- 50 Kibbutz Schluchot, Sammelband zu Ehren Ruth Lamberts, a. a. O., Brief Ruth Lamberts vom 17. Oktober 1984.
- 51 Joseph Weill, Camps d'internement, a. a. O., S. 32f.
- 52 Interview mit Irene Butter-Hasenberg, S. 37.
- 53 Ebenda, S. 52, 44. Hannelie Goslar ist in der Literatur als Lies Gossens bekannt. Seit ihrer Heirat trägt sie den Nachnamen Pick.
- 54 Interview mit Ellen Levi, S. 25.
- 55 Ebenda, S. 25.
- 56 Interview mit Esther Levi, S. 18.
- 57 Interview mit Gabor Czitrom, S. 17.
- 58 Interview mit Irene Butter-Hasenberg, S. 44f.
- 59 Interview mit Ellen Levi, S. 20f.
- 60 Joseph Weill, Camps d'internement, a. a. O., S. 37ff.
- 61 CDJC Dokument CCLXVI-2, Réunion de la commission des enfants du 22 Mai 1941 à Nîmes, von Joseph Weill, Union. OSE Terrasson (Dordogne) an L. Miller, Union OSE Montpellier, Datum: 36 [sic, 26?] Mai 1941, S. 1f.
- 62 CDJC Dokument CCXIII-85, Le Camp de Drancy. Du 20 Août au debut de Novembre 1941 d'après les témoignages de quelques libérés, o. J., S. 2.
- 63 CDJC Dokument CCXIV-74, Situation au 25 Août 1942, S. 1, 4.
- 64 Interview mit Marie Claus-Grindel, S. 1.
- 65 CDJC Dokument CCXIX-68, Union O. S. E., Montpellier, November 1941, S. 1. Bezüglich Gurs vgl. auch den Brief Ruth Lamberts an Pater Gross vom 26. Februar 1944 in dem Sammelband, den Kibbutz Schluchot ihr zu Ehren veröffentlicht hat.
- 66 Vivette Samuel, Une internée volontaire, in: Évidences, 14, November 1950, S. 7. Vgl. auch Vivette Samuel, Interview mit der Autorin, Paris, 3. Juni 1987, Abschrift S. 9.
- 67 Ebenda, S. 11; vgl. auch Interview mit Vivette Samuel, S. 14.
- 68 Interview mit Simon Philip Frenkel, S. 11, 16, 18, 22.
- 69 Tagebuch Otto Pollacks, Eintrag vom 10. April 1943.
- 70 Unveröffentlichtes Tagebuch von Helga Kinsky-Pollack, Eintrag vom 16. März 1943. Im Besitz der Autorin. Auszüge aus diesem Tagebuch sind in englischer Übersetzung veröffentlicht in: Rat der Jüdischen Gemeinden, Terezín, a. a. O., S. 103ff.
- 71 Auszüge aus dem Tagebuch der vierzehnjährigen Charlotte Veresova aus Prag, in: Rat der Jüdischen Gemeinden, Terezín, a. a. O., S. 110.
- 72 Inge Auerbacher, I Am A Star, a. a. O., S. 47f.
- 73 Interview mit Gabor Czitrom, S. 16.
- 74 Ebenda, S. 16.
- 75 Marion Stokvis-Krieg, Interview mit der Autorin, Amsterdam, 30. Juni 1986, Abschrift S. 8f.
- 76 Ebenda, S. 13.
- 77 Ebenda, S. 9f.
- 78 Ebenda, S. 10.
- 79 Interview mit Simon Philip Frenkel, S. 9f.
- 80 Vivette Samuel, Une internée volontaire, a. a. O., S. 12.
- 81 Interview mit Esther Levi, S. 15f.

- 82 Interview mit Ellen Levi, S. 17f., 22f.
- 83 Unveröffentlichtes Tagebuch von Otto Pollack, 19. und 30. Juni 1944.
- 84 Interview mit Gabor Czitrom, S. 20.
- 85 Interview mit Irene Butter-Hasenberg, S. 47.
- 86 Ebenda, S. 46.
- 87 Hanna Lévy-Hass, Vielleicht war das alles erst der Anfang, Berlin 1979, S. 18. Siehe auch das letzte Kapitel des Buches, „Das KZ Bergen-Belsen“, eine prägnante und klare Beschreibung des Lagers.
- 88 Ebenda, S. 130f.
- 89 Interview mit Marion Stokvis-Krieg, S. 9.
- 90 Jiri Weil, ... I Never Saw Another Butterfly ..., a. a. O., S. 14.
- 91 Ebenda, S. 14.
- 92 Hanna Lévy-Hass, Vielleicht war das alles erst der Anfang, a. a. O., S. 129, 131.
- 93 Das Comité de Coordination pour l'Assistance dans les Camps (CCAC) wurde zu einer Art Dachkomitee, das auch die Commission Israélite des Camps umfaßte. Das Komitee kam zumindest einmal im Monat in Nîmes zusammen, daher der Name Comité de Nîmes, unter dem es gemeinhin bekannt war. Laut Joseph Weill war „die Tätigkeit des CCAC eine besonders wichtige Seite in der Geschichte gegenseitiger Hilfe und in der Geschichte des besetzten Frankreichs. Seite an Seite, in einer Atmosphäre von Gleichheit und Vertrauen, arbeiteten ganz unterschiedliche Organisationen mit unterschiedlichen Zielsetzungen zusammen und bildeten eine geschlossene Front des moralischen und materiellen Widerstands“; Joseph Weill, Camps d'internement, a. a. O., S. 109. Das Comité de Nîmes bestand von Oktober 1940 bis März 1943, also bis zu dem Zeitpunkt, da es nicht länger möglich war, die legale Arbeit fortzusetzen. Eine vollständige Liste aller Organisationen, die unter dem Dach des Komitees vereint waren, findet sich bei Joseph Weill, Camps d'internement, a. a. O., S. 110f.
- 94 CDJC Dokument CCCLXVI-11, Rapport sur l'activité de l'Union OSE pour les mois Juin, Juillet, et Août 1941, S. 9.
- 95 Joseph Weill, Camps d'internement, a. a. O., S. 53.
- 96 Ebenda, S. 134.
- 97 CDJC Dokument CCXIII-88, Rapport sur la situation des centres d'hébergement et des camps en zone non occupée, o. J., S. 6.
- 98 Hillel J. Kieval, Legality and Resistance in Vichy France: The Rescue of Jewish Children, in: Proceedings of the American Philosophical Society, 124, Nr. 5 (Oktober 1980), S. 351.
- 99 CDJC Dokument CCXII-60, An: Die Fédération des Sociétés Juives en France. Absender: Vertreter im Lager des Milles, 7. August 1942, S. 1.
- 100 Ebenda, S. 2.
- 101 Vgl. Kapitel II., Anm. 61; weiter: Hillel Kieval, Vichy France and Jewish Children, a. a. O., S. 355, 358f., Joseph Weill, Camps d'internement, a. a. O., S. 206ff. Bezüglich des korrekten Datums herrscht in den Quellen Unstimmigkeit. Joseph Weill, René Nodot (Les enfants ne partiront pas!, Lyon 1970) und das CDJC Dokument „L'Activité des organisations juives en France“ (Paris 1947) nennen den 20. August. Anny Latour (La Résistance juive en France, 1940-1944, Paris 1970) und Georges Garel (CDJC Dokument CCXVIII-104, „Travail clandestin de l'OSE. Témoignage de M. Georges Garel, Directeur-Général de l'Union

- O.S.E. à Paris», o.J.) geben den 26. August an. Spätere Autoren stützen sich jeweils auf eines der beiden Daten.
- 102 CDJC Dokument CCXVIII-104, Travail clandestin de POSE, S. 2.
- 103 Lily Garel-Taget, Interview mit der Autorin, Paris, 19. Juni 1987, Abschrift S. 4.
- 104 Ebenda, S. 4.
- 105 Interview mit Elisabeth Hirsch, S. 24.
- 106 CDJC Dokument CCXVIII-104, Travail clandestin de POSE, S. 2.
- 107 CDJC Dokument CCXIV-74, Situation au 25 Août 1942, S. 6.
- 108 Ebenda, S. 7. Vgl. auch Martin Gilbert, *Final Journey*, New York 1979, 12. Kapitel: «The Children's Convoys», S. 143-148; Joseph Weill, *Camps d'internement*, a.a.O., S. 217f.; Georges Wellers, *De Drancy à Auschwitz*, a.a.O., S. 55-58.
- 109 Interview mit Irene Butter-Hasenberg, S. 35.
- 110 Philip Mechanicus, *Waiting for Death*, a.a.O., S. m.
- 111 Tagebuch von Otto Pollack, 17. Oktober 1944.
- 112 Interview mit Ellen Levi, S. 26.

III. Ghettos

- 1 Chaim A. Kaplan, *Scroll of Agony: The Warsaw Diary of Chaim A. Kaplan*, übersetzt und herausgegeben von Abraham I. Katsh, New York 1973, S. 218 f.
- 2 Ebenda, S. 219f.
- 3 Chaim A. Kaplan, *Scroll of Agony*, a.a.O., S. 298.
- 4 Dass das Lager Malines (auf Flämisch Mechelen) in einem dichtbevölkerten Gebiet lag, war eine so grosse Ausnahme, dass Lucien Steinberg ausdrücklich vermerkt, dies sei «ganz im Gegensatz zum üblichen Nazibrauch» gewesen. Vgl. Lucien Steinberg, *Le Comité de défense des juifs en Belgique, 1942-1944*, Brüssel 1973, S. 161.
- 5 Nach Lucy S. Dawidowicz Angaben wurden ungefähr 330'000 Juden, etwa ein Zehntel der jüdischen Bevölkerung in Polen, gezwungenermassen zu Flüchtlingen. Lucy S. Dawidowicz, *The War Against the Jews, 1933-1945*, New York 1986, S. 199f.
- 6 Raul Hilberg, *Die Vernichtung der europäischen Juden. Die Gesamtgeschichte des Holocaust. 2. Bde., 2. Aufl.* Frankfurt/Main 1990, S. 128yff.
- 7 Randolph L. Braham, *The Politics of Genocide*, Bd. 1, New York 1981, S. 528-537-
- 8 Alexander Ehrmann, Interview mit der Autorin, West Bloomfield, 15. November und 13. Dezember 1986, 24. Januar 1987, Abschrift S. 25.
- 9 Ebenda, S. 27.
- 10 Ebenda, S. 25, 26.
- 11 Ebenda, S. 26-29.
- 12 Ebenda, S. 29. Zur damaligen Zeit gab es bei den ungarischen Juden drei verschiedene Gemeindetypen. Die orthodoxen Juden hielten sich streng an überlieferte Bräuche und Rituale; in Ostungarn waren diese orthodoxen Gemeinden in der Regel hasidisch. Die sogenannten Reform- oder Kongressjuden befolgten modernere (und angepasstere) Riten. Schliesslich gab es noch einige wenige Status-Quo-Ante-Gemeinden (meistens einfach Status-Quo-Gemeinden genannt), die nach einer dritten Alternative, einem Mittelweg suchten. American Jewish Committee, *The Jewish Communities of Nazi-Occupied*

- Europe, New York 1982, Abschnitt über die Juden in Ungarn, S. 3 (das Buch ist nicht durchgehend paginiert).
- 13 Interview mit Alexander Ehrmann, S. 32, 31.
- 14 András Garzò, Interview mit der Autorin und Maria Ember, die Dolmetschte, Budapest, 16. und 18. Juli 1987, Abschrift S. 3, 9f.
- 15 Randolph L. Braham, *Politics of Genocide*, a.a.O., Bd. 2, S. 646.
- 16 Interview mit András Garzò, S. 2, 17f.
- 17 Ebenda, S. 12. In diesem Interview, ebenso wie in nahezu allen *Oral Histories*, die für diese Untersuchung aufgezeichnet wurden, verblüfft das Ausmass an Genauigkeit und Klarheit der Befragten. Garzò betonte, dass seine Zahlen nur annähernd stimmten und er sich nur auf seine damals dreiundvierzig Jahre alten Erinnerungen an die Bevölkerungszahl von Debrecen stützte. Trotzdem waren seine Angaben erstaunlich korrekt. Laut Braham belief sich die Zahl der Juden in Debrecen 1942 auf 9142 bzw. etwa 7,3 Prozent der Gesamtbevölkerungszahl. Vgl. Randolph L. Braham, *Politics of Genocide*, a.a.O., Bd. 2, S. 661.
- 18 Interview mit András Garzò, S. 14.
- 19 Ebenda, S. 14.
- 20 Sherry Weiss-Rosenfeld, Interview mit der Autorin, Southfield, 26. Januar 1987, Abschrift S. 17, 18.
- 21 Ebenda, S. 18.
- 22 Maria Ember, Interview mit der Autorin, Paris, 28. Mai 1987, Abschrift S. 4, 3, 3 f.
- 23 Ebenda, S. 1.
- 24 Ebenda, S. 4.
- 25 Ebenda, S. 4.
- 26 Ebenda, S. 5.
- 27 Interview mit András Garzò, S. 15.
- 28 Interview mit Maria Ember, S. 5.
- 29 Ebenda, S. 5 f. Siehe auch die Darstellung der Folterung von Juden, die man zwingen wollte, ihre Wertsachen herauszugeben, in: Randolph L. Braham, *Politics of Genocide*, a.a.O., Bd. 1, S. 535, 572, 581 f.; und Jenő Levai, *Black Book on the Martyrdom of Hungarian Jewry*, Zürich 1948, S. 144.
- 30 Interview mit Maria Ember, S. 6, 7.
- 31 Ebenda, S. 7f.
- 32 Randolph L. Braham, *Politics of Genocide*, a.a.O., Bd. 2, S. 652, 674ff.
- 33 Interview mit András Garzò, S. 20 f.
- 34 Interview mit Maria Ember, S. 9.
- 35 Lucjan Dobroszycki (Hrsg.), *Chronicle of the Łódź Ghetto, 1941-1944*, New Haven 1984, S. 504.
- 36 Ebenda, S. 509.
- 37 Ebenda, S. 515.
- 38 Ebenda, S. 516.
- 39 Ebenda, S. 526.
- 40 Ebenda, S. 526.
- 41 Ebenda, S. LXIV.
- 42 Sara Grossman-Weil, Interview mit der Autorin, Malverne, 29. und 30. April 1987, Abschrift S. 26f.
- 43 Ebenda, S. 20.
- 44 Raul Hilberg, Stanislaw Staron und Josef Kermisz (Hrsg.), *The Warsaw Diary of*

- Adam Czerniaków, New York 1982, S. 23; deutsche Ausgabe: Im Warschauer Getto. Das Tagebuch des Adam Czerniaków 1939–1942, München 1986, S. 285. Zu Czerniakóws Haltung gegenüber Kindern und zu seinem Freitod vgl. auch das Vorwort zu seinem Tagebuch von Josef Kermisz, S. 23, und die Einleitungen von Hilberg und Staron, S. 59, 70. Des weiteren Yisrael Gutman, Adam Czerniaków – The Man and His Diary, in: Yisrael Gutman und Livia Rothkirchen (Hrsg.), The Catastrophe of European Jewry, Jerusalem 1976, S. 464, 484–486.
- 45 Eine Erörterung dieser „Überleben durch Arbeit“-Strategie findet sich u. a. bei Yitzhak Arad, Ghetto in Flames: The Struggle and Destruction of the Jews in Vilna in the Holocaust, New York 1982, S. 333 ff.; Isiah Trunk, Judenrat: The Jewish Councils in Eastern Europe Under Nazi Occupation, New York 1972, S. XXIX, 75 ff., 400 ff.
- 46 Isiah Trunk, Judenrat, a. a. O., S. 421.
- 47 Yitzhak Arad, Ghetto in Flames, a. a. O., S. 340.
- 48 Ebenda, S. 342 ff. Laut Trunk ist das Datum unsicher; es kann entweder der 25. oder der 27. Oktober gewesen sein. Isiah Trunk, Judenrat, a. a. O., S. 421.
- 49 Lucjan Dobroszycki, Chronicle, a. a. O., S. 250 f.
- 50 Isiah Trunk, Judenrat, a. a. O., S. 423.
- 51 Lucjan Dobroszycki, Chronicle, a. a. O., S. 122.
- 52 Angesichts der erbarmungslosen Forderungen der Deutschen versuchte Rumkowski, innerhalb des von ihnen diktierten Kontexts und Systems zu verhandeln. So drängte er sie, auch neun- und zehnjährige Kinder zur Arbeit zuzulassen, aber vergebens. Vgl. Lucjan Dobroszycki, Chronicle, a. a. O., S. 211, 218; und Josef Zekowicz, Days of Nightmare, in: Lucy S. Dawidowicz (Hrsg.), A Holocaust Reader, New York 1976, S. 307.
- 53 Yisrael Gutman, The Jews of Warsaw, 1939–1943, Bloomington 1982, S. 60, 62 f.; Isiah Trunk, Judenrat, a. a. O., S. 130; Raul Hilberg u. a., The Warsaw Diary, a. a. O., S. 396.
- 54 Yisrael Gutman, Jews of Warsaw, a. a. O., S. 66 f.; Isiah Trunk, Judenrat, a. a. O., S. 99 ff. Kyrıl Sosnowski zitiert zeitgenössische Schätzungen, daß „die tatsächlich bewilligte [Ration] im Höchstfall zehn Prozent des Grundbedarfs abdeckte“, Kyrıl Sosnowski, The Tragedy of Children Under Nazi Rule, Poznan 1962, S. 113.
- 55 Isiah Trunk, Judenrat, a. a. O., S. 135.
- 56 Für eine allgemeine Erörterung der Vermögenslage der Judenräte vgl. Isiah Trunk, Judenrat, a. a. O., S. 230–258; über die Besteuerung S. 236–243; zum Joint Distribution Committee S. 116. Eine genauere Darstellung der Rolle, die das Joint Distribution Committee in Warschau spielte, findet sich bei Yehuda Bauer, American Jewry and the Holocaust, Detroit 1981, S. 322–334.
- 57 Isiah Trunk, Judenrat, a. a. O., S. 124 f.
- 58 Lucjan Dobroszycki, Chronicle, a. a. O., S. 13. Vgl. auch Bendet Hershkovitch, The Ghetto in Litzmannstadt (Lodz), in: Yivo Annual of Jewish Social Science 5, 1950, S. 102.
- 59 Lucjan Dobroszycki, Chronicle, a. a. O., S. 26.
- 60 Adolf Berman, The Fate of the Children in the Warsaw Ghetto, in: Yisrael Gutman und Livia Rothkirchen (Hrsg.), Catastrophe of European Jewry, a. a. O., S. 404. Zur Organisation der Hauskomitees siehe weiter Michel Mazor, The House Committees in the Warsaw Ghetto, in: Yehuda Bauer und Nathan Roten-

- streich (Hrsg.), *The Holocaust as Historical Experience*, New York 1981, S. 95–108.
- 61 In seinem Tagebucheintrag vom 5. September 1941 schreibt Adam Czerniakow: „Heute ging endlich ein Genehmigungsschreiben für die Eröffnung von Volksschulen ein.“ *Im Warschauer Getto. Das Tagebuch des Adam Czerniakow 1939–1942*, München 1986, S. 184.
- 62 Philip Friedman (Hrsg.), *Martyrs and Fighters: The Epic of the Warsaw Ghetto*, New York 1954, S. 113.
- 63 Adolf Berman, *Children in the Warsaw Ghetto*, in: Yisrael Gutman und Livia Rothkirchen (Hrsg.), *Catastrophe of European Jewry*, a. a. O., S. 405; Yisrael Gutman, *Jews of Warsaw*, a. a. O., S. 102; Chaim A. Kaplan, *Scroll of Agony*, a. a. O., S. 71, 193 ff., 273; Isiah Trunk, *Judenrat*, a. a. O., S. 196–215.
- 64 Janina Bauman, *Winter in the Morning: A Young Girl's Life in the Warsaw Ghetto and Beyond, 1939–1945*, London 1986, S. 41.
- 65 Chaim A. Kaplan, *Scroll of Agony*, a. a. O., S. 86.
- 66 Mary Berg, *Warsaw Ghetto*, New York 1945, S. 32 f.
- 67 Chaim A. Kaplan, *Scroll of Agony*, a. a. O., S. 242.
- 68 Isiah Trunk, *Judenrat*, a. a. O., S. 204.
- 69 Hannah Kent-Starkman, Interview mit der Autorin, Stamford, 13. Dezember 1985, Abschrift S. 4.
- 70 Ebenda, S. 7, 11.
- 71 Yitskhok Rudashevski, *The Diary of the Vilna Ghetto, Juni 1941 – April 1943*, Israel 1973, S. 56, 65.
- 72 Vgl. u. a. Yitzhak Arad, *Ghetto in Flames*, a. a. O., S. 320 ff.; Philip Friedman, *Martyrs and Fighters*, a. a. O., S. 123 ff.; Zelig Kalmanovitch, *A Diary of the Nazi Ghetto in Vilna*, in: *Yivo* 8, 1953, S. 47–54.
- 73 Yitskhok Rudashevski, *Diary*, a. a. O., S. 65.
- 74 Ebenda, S. 66.
- 75 Ebenda, S. 72 f., 96, 73.
- 76 Ebenda, S. 73.
- 77 Ebenda, S. 84.
- 78 Ebenda, S. 91.
- 79 Mania Salinger-Tenenbaum, Interview mit der Autorin, Bloomfield, 10. und 29. Januar, 7. März 1987, Abschrift S. 7 f. Zur Rolle der Jugendbewegung im Widerstand siehe auch: Reuben Ainsztein, *The Warsaw Ghetto Revolt*, New York 1979, besonders Kapitel 1, „The Road to Resistance“, S. 1–54; Lester Eckman und Chaim Lazar, *The Jewish Resistance: The History of the Jewish Partisans in Lithuania and White Russia during the Nazi Occupation, 1940–1945*, New York 1977, S. 62 ff.; Yisrael Gutman, *Essay: The Youth Movements in Eastern Europe as an Alternative Leadership*, in: *Genocide and Holocaust Studies* 3, 1, 1988, S. 69–74; ders., *Youth Movements in the Underground and Ghetto Revolts*, in: *Jewish Resistance During the Holocaust*, Jerusalem 1971, S. 260–284. Natürlich nahmen auch einige Kinder an der Untergrundarbeit teil, vor allem als Kuriere. Ein kurzer Bericht über drei solcher Kinder findet sich bei Jacob Greenstein, *Children – Couriers in the Ghetto of Minsk*, in: Yuri Suhl (Hrsg.), *They Fought Back: The Story of the Jewish Resistance in Nazi Europe*, New York 1967, S. 241–245.
- 80 Interview mit Mania Salinger-Tenenbaum, S. 11.

- 81 Esther Geizhals-Zucker, Interview mit der Autorin, Bloomfield Hills, 9. November 1985, Abschrift S. 1f. Vgl. auch Bendet Hershkovitch, *The Ghetto in Litzmannstadt*, a. a. O., 1950, S. 98–100; Isiah Trunk, *Judenrat*, a. a. O., S. 207ff.
- 82 Emanuel Ringelblum, *Notes from the Warsaw Ghetto*, herausgegeben und übersetzt von Jacob Sloan, New York 1974, S. 187f.
- 83 Chaim A. Kaplan, *Scroll of Agony*, a. a. O., S. 353f.
- 84 Janusz Korczak, *Ghetto Diary*, New York 1978, S. 129f., 121. Korczak war eine faszinierende Gestalt. Näheres über ihn bei: Joseph Arnon, *The Passion of Janusz Korczak*, in: *Midstream*, Mai 1973, S. 32–53; Betty Jean Lifton, *The King of Children: A Biography of Janusz Korczak*, New York 1988.
- 85 David Wdowiński, *And We Are Not Saved*, New York 1963, S. 49.
- 86 Lucjan Dobroszycki, *Chronicle*, a. a. O., S. 373f. Für weitere Informationen über Kinderspiele in Ghettos und Lagern siehe George Eisen, *Children and Play in the Holocaust: Games among the Shadows*, Amherst 1988.
- 87 Interview mit Hannah Kent-Starkman, S. 7.
- 88 Interview mit Esther Geizhals-Zucker, S. 2.
- 89 Yitskhok Rudashevski, *Diary*, a. a. O., S. 47.
- 90 Ebenda, S. 77f.
- 91 Henry Starkman, Interview mit der Autorin, Bloomfield Hills, 8. Dezember 1984 und 19. Januar 1985, Abschrift S. 20, 17, 18.
- 92 Ebenda, S. 31f., 20.
- 93 Interview mit Hannah Kent-Starkman, S. 7f.
- 94 Interview mit Henry Starkman, S. 19.
- 95 Interview mit Esther Geizhals-Zucker, S. 3.
- 96 Lucjan Dobroszycki, *Chronicle*, a. a. O., S. 199.
- 97 Ebenda, S. 211.
- 98 Ebenda, S. 218.
- 99 Ebenda, S. 226.
- 100 Ebenda, S. 228.
- 101 Interview mit Sara Grossman-Weil, S. 21. Vgl. auch die Schilderung von Josef Zelkowicz, *Days of Nightmare*, in: Lucy S. Dawidowicz, *A Holocaust Reader*, a. a. O., S. 298–316. Man achte auf den Unterschied im Tonfall zwischen diesem Bericht und seinem Eintrag in der Chronik (S. 250ff.) vom 14. September 1942.
- 102 Interview mit Sara Grossman-Weil, S. 25.
- 103 Interview mit Hannah Kent-Starkman, S. 11.
- 104 Interview mit Sara Grossman-Weil. Hunger und Unterernährung waren in den Ghettos so verbreitet, daß eine Ärztegruppe in Warschau beschloß, ihre klinischen Befunde zu dokumentieren. Sie befaßten sich mit der pathologischen Anatomie des Hungers und führten klinische und biochemische Untersuchungen durch, vor allem über die Auswirkungen langer Entbehungen auf Kreislauf, Blut und Sehvermögen. Drei dieser Forscher, A. Braude-Heller, J. Rotbalsam und R. Elbinger, untersuchten die Auswirkungen des Hungers bei Kindern. Sie vermerkten etwa, daß Säuglinge die ersten waren, die in die Krankenhäuser kamen, und zwar bereits Ende 1939, vier Monate nach dem Einmarsch der Deutschen in Polen. In Langzeitstudien wurde festgestellt, daß vor allem bei Zwei- bis Fünfjährigen und bei Sieben- bis Neunjährigen das Wachstum aufhörte. Emil Apfelbaum, *Maladie de famine*, Warschau 1976, vor allem S. 173–187.
- 105 Yisrael Gutman, *The Jews of Warsaw*, a. a. O., S. 67. Einzelheiten über diese

- Situation waren der Außenwelt bekannt. Vgl. Polnisches Außenministerium, *Mass Extermination of Jews in German Occupied Poland*. Bericht an die Regierungen der Vereinten Nationen vom 10. Dezember 1942, und andere Dokumente, New York 1942, S. 5.
- 106 Abraham Lewin, *A Cup of Tears: A Diary of the Warsaw Ghetto*, hrsg. v. Antony Polonsky, New York 1989, mit einem Vorwort von Polonsky (S. 18). Dem polnischen Regierungsbericht zufolge waren die Lebensmittelpreise im Warschauer Ghetto zehnmal höher als auf der arischen Seite. Polnisches Außenministerium, *Mass Extermination*, a. a. O., S. 5.
- 107 Mietek Eichel, *Warsaw and After*, in: Leo W. Schwarz (Hrsg.), *The Root and the Bough: The Epic of an Enduring People*, New York 1949, S. 284.
- 108 Ebenda, S. 285.
- 109 Abraham Lewin, *Cup of Tears*, a. a. O., S. 152.
- 110 Ebenda, S. 77.
- 111 Ebenda, S. 89.
- 112 Chaim A. Kaplan, *Scroll of Agony*, a. a. O., S. 327.
- 113 Emanuel Ringelblum, *Notes*, a. a. O., S. 172.
- 114 Mary Berg, *Warsaw Ghetto*, a. a. O., S. 72 f.
- 115 Adolf Berman, *Children in the Warsaw Ghetto*, in: Yisrael Gutman und Livia Rothkirchen (Hrsg.), *Catastrophe of European Jewry*, a. a. O., S. 403.
- 116 Janina Bauman, *Winter in the Morning*, a. a. O., S. 41.
- 117 Emanuel Ringelblum, *Notes*, a. a. O., S. 133, 202.
- 118 Chaim A. Kaplan, *Scroll of Agony*, a. a. O., S. 290.
- 119 Emanuel Ringelblum, *Notes*, a. a. O., S. 204.
- 120 Ebenda, S. 204 f.; Saul Friedländer, *When Memory Comes*, New York 1980, S. 75 f.
- 121 Mary Berg, *Warsaw Ghetto*, a. a. O., S. 87.
- 122 Chaim A. Kaplan, *Scroll of Agony*, a. a. O., S. 290.
- 123 Isiah Trunk, *Judenrat*, a. a. O., S. 151 f., 154.
- 124 Interview mit Sara Grossman-Weil, S. 27.

VI. Vernichtungs- und Arbeitslager

- 1 Esther Geizhals-Zucker, Interview mit der Autorin, Bloomfield Hills, 9. November 1985, Abschrift S. 5 f. Kirył Sosnowski erklärt in seinem Buch „*The Tragedy of Children Under Nazi Rule*“, Posnan 1962: „Jüdische Kinder, die ein ‚unproduktives Element‘ waren, wurden in der Regel als erste umgebracht.“ Das war die Politik der Nationalsozialisten. Nach Aussage von Rudolf Höß, des Kommandanten von Auschwitz, wurden „... Kinder ausnahmslos getötet, weil sie zu klein waren, um zu arbeiten.“ Ein zeitgenössischer Lagerbericht besagt, daß Frauen umgebracht wurden, „weil die meisten Kinder hatten“ (zitiert nach Kirył Sosnowski, S. 70 f.).
- 2 Konnilyn G. Feig, *Hitler's Death Camps: The Sanity of Madness*, New York 1981, S. 266–312. Vgl. auch Gitta Serenys Darstellung von Sobibor und Treblinka, die sich aus ihrem bemerkenswerten Verhör Franz Stangls (des Kommandanten von Treblinka) ergibt: Gitta Sereny, *Into that Darkness: An Examination of Conscience*, New York 1983.

- 3 Die höheren Schätzungen werden vertreten von Konnilyn G. Feig, *Hitler's Death Camps*, a.a.O., S. 266, 277, 285, 296. Die niedrigeren Zahlen stammen von Raul Hilberg, *Die Vernichtung der europäischen Juden*, Frankfurt/Main 1990, S. 956.
- 4 Jan Karski, *The Story of a Secret State*, Boston 1944, S. 339-352. Der Industrielle Eduard Schulte versuchte ebenfalls wiederholt mit grossem Mut, die Alliierten über Hitlers Pläne zur Judenvernichtung zu informieren. Er war kein Augenzeuge wie Gerstein oder Karski und hatte seine Informationen durch eigene Kontakte und Quellen erhalten. Walter Laqueur und Richard Breitman, *Breaking the Silence*, New York 1986.
- 5 Saul Friedländer, Kurt Gerstein: *The Ambiguity of Good*, New York 1969, S. 106. Vgl. auch Pierre Joffroys Untersuchung über Gerstein: *Pierre Joffroy, L'espion de Dieu*, Paris 1969.
- 6 Saul Friedländer, Kurt Gerstein, a.a.O., S. 107.
- 7 Yitzhak Arad, Belzec, Sobibór, Treblinka: *The Operation Reinhard Death Camps*, Bloomington 1987, S. 161.
- 8 Saul Friedländer, Kurt Gerstein, a.a.O., S. 107ff.
- 9 Ebenda, S. 113.
- 10 Claude Lanzmann, *Shoah*, New York 1985, S. 3 h
- 11 Zeugenaussage von Abraham Margulies, *From Warsaw to Sobibór*, in: Miriam Novith (Hrsg.), *Sobibór: Martyrdom and Revolt*, New York 1980, S. 64.
- 12 Zeugenberichte von Simha Bialowitz, «From Izbica to Sobibór», und Eda Lichtman, «From Mielek to Sobibór», in: Novitch, *Sobibór*, a.a.O., S. 67, 59f. Vgl. auch Gitta Sereny's Interview mit dem vierzehnjährigen Stanislaw Szmajzner, einer der zweiunddreissig Überlebenden des Ausbruchs aus Sobibór. Gitta Sereny, *Into That Darkness*, a.a.O., S. 119!!.
- 13 Alexander Donat, *The Death Camp Treblinka: A Documentary*, New York 1979, S. 176.
- 14 Samuel Willenberg, *Surviving Treblinka*, Oxford 1989, S. 137.
- 15 Zu diesem Punkt siehe Eugen Kogon, *The Theorie and Practice of Hell: The German Concentration Camps and the System Behind Them*, New York 1976, S. 30.
- 16 David Rousset, *L'univers concentrationnaire*, Paris 1965; Neuauflage des 1945 erschienenen Werks.
- 17 Sherry Weiss-Rosenfeld, Interview mit der Autorin, Southfield, 26. Januar 1987, Abschrift S. 18 f.
- 18 Alexander Ehrmann, Interview mit der Autorin, West Bloomfield, 15. November und 13. Dezember 1986, 24. Januar 1987, Abschrift S. 34.
- 19 Ebenda, S. 35 f.
- 20 Frieda Menco-Brommet, Interview mit der Autorin, Amsterdam, 18. Juni 1986, Abschrift S. 11 f.
- 21 András Garzó, Interview mit der Autorin und Maria Ember, die vom Englischen ins Ungarische übersetzte, Budapest, 16. und 18. Juli 1987, Abschrift S. 22.
- 22 Renzo De Felice zufolge wurden neununddreissig Menschen deportiert, einer kehrte zurück (Renzo De Felice, *Storia degli ebrei italiani sotto il fascismo*, Turin 1972, S. 453). Giuseppe Maydas Zahlenangaben weichen etwas davon ab; er spricht von dreiundsechzig Inhaftierten in Mantua, von denen zweiundvierzig deportiert wurden. Doch auch er berichtet, dass einer zurückkehrte (Giuseppe Mayda, *Ebrei sotto Salò*, Mailand 1978, S. 209ff.). Es war der junge Emilio Foà.

- 23 Emilio Foà, Interview mit der Autorin, Rom, 4. und 6. Juni 1985, Abschrift S. 1.
- 24 Ebenda, S. 9.
- 25 Helga Kinsky-Pollack, Interview mit der Autorin, Wien, 15. August 1989, Abschrift S. 34.
- 26 Interview mit Sherry Weiss-Rosenfeld, S. 19.
- 27 Interview mit Alexander Ehrmann, S. 34.
- 28 Zum praktischen Ziel dieser Selektionen vgl. Robert Jan van Pelt, *After the Walls Have Fallen Down*, in: *Queen's Quarterly* 96 (Herbst 1989), S. 641–660; und Kapitel 9 (*Apocalyptic Abjection*) in seinem Buch (zusammen mit C. W. Westfall) *Architectural Principles in the Age of Historicism*, New Haven 1991.
- 29 Interview mit Emilio Foà, S. 1 f.
- 30 Magda Somogyi, Interview mit der Autorin, Budapest, 19. Juli 1987, Abschrift S. 1.
- 31 Interview mit András Garzó, S. 25 ff.
- 32 Ellen Levi, Interview mit der Autorin, Amsterdam, 3. August 1987, Abschrift S. 26.
- 33 Hannah Kent-Starkman, Interview mit der Autorin, Stamford, 13. Dezember 1985, Abschrift S. 22.
- 34 Interview mit Alexander Ehrmann, S. 34, 35 f.
- 35 Interview mit Sherry Weiss-Rosenfeld, S. 20.
- 36 Interview mit András Garzó, S. 26.
- 37 Interview mit Helga Kinsky-Pollack, S. 34.
- 38 Interview mit Emilio Foà, S. 10.
- 39 Mania Salinger-Tenenbaum, Interview mit der Autorin, Bloomfield, 10. und 11. Januar 1987, 7. März 1987, Abschrift S. 33 f.
- 40 Interview mit Alexander Ehrmann, S. 37, 53. Zu dieser Einschränkung des Horizonts auf das Unmittelbare siehe auch Terrence Des Pres, *The Survivor: An Anatomy of Life in the Death Camps*, New York 1976, S. 181 ff.
- 41 Jack Rubinfeld, Interview mit der Autorin, Ann Arbor, 9. und 23. November 1987, Abschrift S. 20 f.
- 42 Mária Ember, Interview mit der Autorin, Paris, 28. und 31. Mai 1987, Abschrift S. 9.
- 43 Ebenda, S. 9 f.
- 44 Ebenda, S. 11.
- 45 Es gab Ausnahmen von dieser Regel. In Strasshof etwa gab es keine Selektionen, und Abhängige blieben so lange am Leben, als andere Familienangehörige arbeiteten. Mária Ezners jüngere Schwester arbeitete daher nicht wie Mária und ihre Mutter in der Fabrik. Sie blieb den ganzen Tag in den Baracken. Auch ältere Leute, die nicht mehr arbeiten konnten, blieben im Lager, aber wenn sie allein waren, ohne Begleitung eines „produktiven“ Angehörigen, „verschwanden“ sie nach einiger Zeit.
- 46 Interview mit András Garzó, S. 33 f., 45, 55.
- 47 Interview mit Jack Rubinfeld, S. 27.
- 48 Interview mit Magda Somogyi, S. 3 f. Medizinische Versuche an Kindern wurden in Auschwitz und Neuengamme vorgenommen. Zu letzterem vgl. Günther Schwarberg, *Der SS-Arzt und die Kinder: Bericht über den Mord vom Bullenhusser Damm*, Hamburg 1980.
- 49 Interview mit Magda Somogyi, S. 4 f.

- 50 Interview mit Sherry Weiss-Rosenfeld, S. 17.
- 51 Interview mit Hannah Kent-Starkman, S. 22 f., 33.
- 52 Interview mit Sherry Weiss-Rosenfeld, S. 21.
- 53 Interview mit András Garzó, S. 47f.
- 54 Interview mit Sherry Weiss-Rosenfeld, S. 21.
- 55 Interview mit Helga Kinsky-Pollack, S. 40, 37.
- 56 Interview mit Ellen Levi, S. 30.
- 57 Interview mit András Garzó, S. 78, 93.
- 58 Interview mit Hannah Kent-Starkman, S. 22.
- 59 Interview mit András Garzó, S. 61.
- 60 Interview mit Sherry Weiss-Rosenfeld, S. 22.
- 61 Interview mit Frieda Menco-Brommet, S. 13.
- 62 Interview mit Sherry Weiss-Rosenfeld, S. 21.
- 63 Interview mit Esther Geizhals-Zucker, S. 8.
- 64 Vgl. den Plan des Vernichtungslagers Auschwitz II-Birkenau bei Filip Müller, *Eyewitness Auschwitz: Three Years in the Gas Chambers*, New York 1979, S. 175.
- 65 Konnilyn G. Feig, *Hitler's Death Camps*, a. a. O., S. 344f. Für eine allgemeine Beschreibung von Auschwitz vgl. Roger Manvel und Heinrich Fraenkel, *The Incomparable Crime*, New York 1967, Kap. 5: „Communities of Death“, S. 130–185; Ber Mark, *The Scrolls of Auschwitz*, Tel Aviv 1985.
- 66 Interview mit András Garzó, S. 56f.
- 67 Ebenda, S. 62f.
- 68 Interview mit Sherry Weiss-Rosenfeld, S. 23.
- 69 Interview mit Jack Rubinfeld, S. 23f.
- 70 Interview mit Alexander Ehrmann, S. 40.
- 71 Interview mit Magda Somogyi, S. 2, 9.
- 72 Interview mit Emilio Foà, S. 2 f.
- 73 Interview mit Mária Ember, S. 14, 22.
- 74 Interview mit Alexander Ehrmann, S. 45 ff.
- 75 Interview mit Emilio Foà, S. 3.
- 76 Interview mit Sherry Weiss-Rosenfeld, S. 21.
- 77 Interview mit Hannah Kent-Starkman, S. 24, 30f.
- 78 Interview mit Magda Somogyi, S. 9, 10, 6.
- 79 Interview mit Mária Ember, S. 11.
- 80 Interview mit András Garzó, S. 64, 66, 67.
- 81 Interview mit Sherry Weiss-Rosenfeld, S. 23.
- 82 Interview mit Alexander Ehrmann, S. 37. Zur Frage menschlicher Beziehungen in den Lagern siehe auch Terrence Des Pres, *The Survivor*, a. a. O., S. 97ff. und 132 ff.
- 83 Interview mit Alexander Ehrmann, S. 50.
- 84 Interview mit Frieda Menco-Brommet, S. 14.
- 85 Ebenda, S. 15, 14.
- 86 Interview mit Ellen Levi, S. 28, 50f.
- 87 Interview mit Helga Kinsky-Pollack, S. 36f.
- 88 Interview mit Esther Geizhals-Zucker, S. 6.
- 89 Interview mit Hannah Kent-Starkman, S. 35 f., 40.
- 90 Ebenda, S. 36.

- 91 Interview mit Magda Somogyi, S. 10.
- 92 Ebenda, S. 10f.
- 93 Interview mit Emilio Foà, S. 12.
- 94 Interview mit Magda Somogyi, S. 8.
- 95 Interview mit Ellen Levi, S. 26 f.
- 96 Interview mit Jack Rubinfeld, S. 28.
- 97 Interview mit Alexander Ehrmann, S. 53.
- 98 Interview mit Ellen Levi, S. 63.
- 99 Kiryl Sosnowski zufolge wurden bei der Befreiung von Auschwitz 180 Kinder unter vierzehn Jahren lebend gefunden, etwa 500 in Bergen-Belsen, 500 in Ravensbrück und 1'000 in Buchenwald. Kiryl Sosnowski, *The Tragedy of Children*, a.a.O., S. 99.

VI. Mein Krieg begann 1945

- 1 Carol Gilligan, *In a Different Voice: Psychological Theory and Women's Development*, Cambridge (Massachusetts) 1982.
- 2 Ein Beispiel für diese Ideologie ist Reuben Ainszteins Buch «Jewish Resistance in Nazi-Occupied Eastern Europe», New York 1974. Auf fast tausend Seiten seiner Untersuchung konzentriert sich Ainsztein auf Themen wie «der Soldat und Kämpfer», «jüdische Partisanen», «die Kämpfe in den Stadtghettos» und die Aufstände im Warschauer Ghetto und in Vernichtungslagern.
- 3 Marianne Marco-Braun, Interview mit der Autorin, London, 9. Mai 1987, Abschrift S. 10.
- 4 Lawrence Langer, *The Dilemma of Choice in the Death Camps*, in: Alan Rosenberg und Gerald Myers (Hrsg.), *Echoes from the Holocaust: Philosophical Reflections on a Dark Time*, Philadelphia 1988, S. 118-127.
- 5 Sara Spier, Interview mit der Autorin, Amsterdam, 27. Juni 1986, Abschrift S. 4.
- 6 Irene Butter-Hasenberg, Interview mit der Autorin, Ann Arbor, 10. Oktober, 7. November 1986 und 5. März, 16. April 1987, Abschrift S. 33f.
- 7 Alexander Ehrmann, Interview mit der Autorin, West Bloomfield, 15. November, 13. Dezember 1986 und 24. Januar 1987, Abschrift S. 33 f.
- 8 Hannah Kent-Starkman, Interview mit der Autorin, Stamford, 13. Dezember 1985, S. 8f.
- 9 Maurits Cohen, Interview mit der Autorin, Den Haag, 9. Juni 1986, Abschrift S.4.
- 10 Maria Ember, Interview mit der Autorin, Paris, 28. und 31. Mai 1987, Abschrift S. 24, 27.
- 11 Ebenda, S. 27.
- 12 Ebenda, S. 28.
- 13 In letzter Zeit wurde diesem Phänomen mehr Aufmerksamkeit zuteil als vor achtundvierzig Jahren. Vgl. z.B. Jos Gerards, *Joden kregen niet thuis in '45*, in: *Algemeen Dagblad*, 8. April 1989, S. 53.
- 14 Philip Gerrit Mok, Interview mit der Autorin, Amsterdam, n.Juni 1986, Abschrift S. 29, 31, 30.
- 15 Ebenda, S. 17f., 44.
- 16 Vgl. u.a. Malcolm J. Proudfoot, *European Refugees, 1939-1952: A Study in Forced Po-*

- pulation Movement, Evanston 1956, insbes. S. 318-368; (beispielsweise gab es im polnischen Kielce am 4. Juli 1946 ein Pogrom, S. 341); Péter Vardy, *The Unfinished Past – Jewish Realities in Postwar Hungary*, in: Randolph L. Braham (Hrsg.), *The Tragedy of Hungarian Jewry: Essays, Documents, Depositions*, New York 1986 (auch in Ungarn gab es 1946 Pogrome, S. 148 f.).
- 17 Martin Koby, Interview mit der Autorin, Ann Arbor, 11. und 25. November 1987, Abschrift S. 71, 74.
- 18 Zu den Problemen der Regierungen im Nachkriegseuropa vgl. u.a. Victor Gollancz, *In Darkest Germany*, London 1947. Zur Lage der jüdischen Nachkriegsbevölkerung in Europa siehe: Louis de Jong, *Het Koninkrijk der Nederlanden in de Tweede Wereldoorlog*, Leiden 1969-1988, Bd. 12 (1988), insbes. S. 55, 676-705; Joel S. Fishman, *The European Jewish Communities After The Holocaust*, in: Alex Grobman und Daniel Landes (Hrsg.), *Genocide: Critical Issues of the Holocaust*, Los Angeles 1983, S. 338-347; Karen Gershon, *Postscript: A Collective Account of the Lives of Jews in West Germany Since the Second World War*, London 1969; Albert A. Hutler und Marvin J. Folkertsma Jr., *Agony of Survival*, Macomb 1989, Kapitel 3, 5, 6 und Nachwort; Peter Meyer, Bernard D. Weinryb, Eugene Duschinsky und Nicolas Sylvain, *The Jews in the Soviet Satellites*, Syracuse 1953; A. J. van Schie, *A Restitution of Economic Rights after 1945*, in: Jozeph Michman und Tirtsha Levie (Hrsg.), *Dutch Jewish History: Proceedings of the Symposium on the History of the Jews in the Netherlands*, Jerusalem 1984; Zorach Warhaftig, *Uprooted: Jewish Refugees and Displaced Persons after Liberation*, New York 1946.
- 19 Diese Ideologie manifestiert sich in einer Reihe von Punkten. In ganz Europa erwähnt kein nationales Mahnmal für das Leiden der Zivilbevölkerung während des Krieges die besondere Betroffenheit der Juden. So ist das Denkmal auf der île de la Cité in Paris den französischen Deportierten gewidmet, während das Denkmal auf dem Dam in Amsterdam nicht nur das tragische, beispiellose Schicksal der Juden nicht erwähnt, sondern obendrein eine Art Kreuzigungsszene darstellt. Die Leidensfigur im Mittelpunkt ähnelt einem Gekreuzigten. Auch Mahnmale in Mittel- und Osteuropa, vor allem in den Arbeits- und Vernichtungslagern, die an die Ermordeten erinnern sollen, schweigen sich in der Regel über den Völkermord an den Juden aus. Vgl. dazu James E. Young, *Writing and Rewriting the Holocaust*, Kapitel 10, «The Texture of Memory: Holocaust Memorials and Meaning», Bloomington 1988, S. 172-189. Auch die historiographische Literatur in Osteuropa geht nicht auf die besondere Geschichte der Juden ein. Siehe Lucy S. Dawidowicz, *The Holocaust and the Historians*, Cambridge (Massachusetts) 1981, bes. S. 68-124; William Korey, In *History's «Memory Hole»: The Soviet Treatment of the Holocaust*, in: Randolph L. Braham (Hrsg.), *Contemporary Views on the Holocaust*, Dordrecht 1983, S. 145-156; Péter Vardy, *The Unfinished Past*, in: Randolph L. Braham (Hrsg.), *The Tragedy of Hungarian Jewry*, a.a.O., S. 141-144. In der letzten Zeit wurde einer der langfristigen Folgen dieser europäischen Politik, dem Problem von Erinnerung und Geschichte, viel Beachtung geschenkt. Siehe u.a.: Charles S. Maier, *The Unmasterable Past: History, Holocaust, and German National Identity*, Cambridge (Massachusetts) 1988, bes. Kapitel 1,5 und Nachwort; Judith Miller, *One, by One, by One: Facing the Holocaust*, New York 1990; Ted Morgan, *An Uncertain Hour: The French, the Ger-*

- mans, the Jews, the Klaus Barbie Trial, and the City of Lyon, 1940-1945, New York 1990, Kap. 1: «Lyon 87».
- 20 Vgl. z.B. Benjamin J. Ferencz, *Less Than Slaves: Jewish Forced Labor and the Quest for Compensation*, Cambridge (Massachusetts) 1979.
- 21 Adalbert Rüdiger, *The Investigation of Nazi Crimes, 1945-1978: A Documentation*, Hamden 1980.
- 22 Ernst von Salomon, *Der Fragebogen*, Hamburg 1961, S. 460.
- 23 Frauen, die nach dem Krieg mit überlebenden Kindern arbeiteten, schrieben über die Schwierigkeiten der Kinder und ihre eigenen Probleme, Programme aufrechtzuerhalten, die ihnen helfen sollten. Vgl. u.a.: Judith Hemmendinger, *Les enfants de Buchenwald*, Paris 1984; Lena Küchler-Silberman, *My Hundred Children*, New York 1987; Ursula Torday, *Wednesday's Children*, London 1966, bes. S. 149-152.
- 24 Interview mit Maria Ember, S. 29.
- 25 Sara Spier, Interview mit der Autorin, Amsterdam, 20. Juni 1984, Abschrift S. 20 ff.
- 26 Ebenda, 27. Juni 1986, Abschrift S. 31.

VII. Die historische Fährte

- 1 Für die Beschreibung und Analyse des Yad Vashem Martyrs' and Heroes' Memorial Authority vgl. James E. Young, *Writing and Rewriting the Holocaust: Narrative and the Consequences of Interpretation*, Bloomington 1988, S. 186f.
- 2 In der historischen Literatur gibt es eine umfassende Diskussion über die Rolle der Sprache in der Machtmaschinerie der Nationalsozialisten. Vgl. u.a.: Hannah Arendt, *Eichmann in Jerusalem, A Report on the Banality of Evil*, New York 1984, S. 52, 83-86, 105-106, 135-150; C.C. Aronsfeld, *The Text of the Holocaust*, Marblehead 1985, vor allem die Einleitung und S. 1-59; Randall Bytwerk, *Julius Streicher*, New York 1983, Kap. 7 und S. 143-159; Gerald Fleming, *Hitler and the Final Solution*, Berkeley/Los Angeles 1984, S. 17-31; Henry Friedlander, *The Holocaust*, New York 1980, S. 103-113; Saul Friedlander, *Reflections on Nazism*, New York 1986; Sara Gordon, *Hitler, Germans and the «Jewish Question»*, Princeton 1984, S. 91-118,
- 3 Zeitgenossen empfanden den Zynismus dieser Sinnverschiebung sehr wohl. Zum erstenmal verwendeten die Nationalsozialisten den Stern offiziell als Zeichen der Schande und Ausgrenzung beim antijüdischen Boykott vom 1. April 1933. Daraufhin veröffentlichte die angesehene zionistische Zeitschrift in Berlin, die Jüdische Rundschau, am 4. April ein Editorial des Herausgebers Robert Weltsch: «Tragt den gelben Stern voll Stolz.» Vgl. Robert Weltsch, «Tragt den gelben Stern voll Stolz», in: *Out of the Whirlwind*, hrsg. v. Albert Friedlander, New York 1976, S. 119-123. Weltschs Artikel ist bekannt und wird in der historischen Literatur häufig zitiert. Vgl. etwa Lucy S. Dawidowicz, *The War Against the Jews, 1933-1945*, New York 1986, S. 176, oder Yehuda Bauer, *A History of the Holocaust*, New York 1982, S. 114-145. Auch in privaten Tagebüchern nahm man Notiz von dieser Umwandlung eines «Ehrenbandes» in ein Band der «Schande». Vgl. Chaim A. Kaplan, *Buch der Agonie. Das Warschauer Tagebuch des Chaim A. Kaplan*, hrsg. v. Abraham I. Katsh, Frankfurt/Main 1967. Zur allgemeinen Diskussion über die

- Reaktion der Juden auf den Stern s. Philip Friedmanns «The Jewish Badge and the Yellow Star», in: Philip Friedmann. Die Gesamtgeschichte des Holocaust, 2 Bde., Roads to Extinction, New York 1980, S. 11-33; Raul Hilberg, Die Vernichtung der europäischen Juden. Die Gesamtgeschichte des Holocaust, 2 Bde., aus dem Amerikanischen von Christian Seeger, Harry Maor, Walle Bengs und Wilfried Szepan, durchgesehene und erweiterte Ausgabe, Frankfurt/Main 1990; Léon Poliakov, L'étoile jaune, Paris 1949, S. 43-48; Jacob Presser, The Destruction of the Dutch Jews, New York 1969, S. 118-127 [Ondergang, Den Haag 1965].
- 4 Claude Lévy und Paul Tillard, Betrayal at the Vél d'Hiv, New York 1969, S. 158f. [La Grande Rafle du Vél d'Hiv, Paris 1967]
 - 5 Alexander Donat, The Holocaust Kingdom, New York 1978, S. 89.
 - 6 Ebenda, S. 91.
 - 7 Vgl. die Zeugenaussage von Rudolf Vrba in: Claude Lanzmann, Shoah, New York 1985, S. 152. Siehe ebenso Robert J. Lifton, The Nazi Doctors, New York 1986, S. 147, 149, 176. Schwangere Frauen, die bei der ersten Selektion durchgeschlüpft waren, liefen ständig Gefahr, dass ihr Zustand entdeckt und sie daraufhin umgebracht wurden. Jüdische Häftlinge, die Ärzte oder Hebammen waren, wurden gebeten, eine Abtreibung vorzunehmen oder das Kind nach der Geburt sofort umzubringen, damit es so aussah, als sei es eine Totgeburt gewesen. Vgl. Olga Lengyel, Five Chimneys – Story of Auschwitz, Chicago 1947, vor allem Kap. 15, «Verfluchte Geburten», S. 99-103; Robert J. Lifton, The Nazi Doctors, a.a.O., S. 149, 183, 224f.; Giselle Perl, I Was a Doctor in Auschwitz, New York 1948, und einen Artikel über Giselle Perl, «Out of Death, a Zest for Life», in der New York Times vom 15. November 1982.
 - 8 Sara Grossman-Weil, Interview mit der Autorin, Malverne, 29. und 30. April 1987, Abschrift S. 28. Es ist kaum überraschend, dass in Büchern von Überlebenden der Lager immer wieder auf die sofortige Selektion von Müttern und Kindern hingewiesen wird. Siehe u.a. die Zeugenaussagen von Marika Frank Abrams, Lydia Brown und Sally Grubman in: Sylvia Rotchild (Hrsg.), Voices from the Holocaust, New York 1981, S. 188, 280, 244f.; Alexander Donat, The Holocaust Kingdom, a.a.O., S. 164; Thomas Geve, Guns and Barbed Wire, Chicago 1987, S. 3 5 f.; Livia E. Bitton Jackson, Elli: Coming of Age in the Holocaust, New York 1983, S. 66, 74f.; Isabella Leitner, Fragments of Isabella, New York 1978, S. 31; Primo Levi, Survival in Auschwitz, New York 1961, S. 16. [Se questo é un uomo, Turin 1985] Dt.: Ist das ein Mensch, Frankfurt/Main, Hamburg 1961.
 - 9 Ida Groenewegen van Wyck-Roose, Cor Grootendorst und Truus Grootendorst-Vermeer, Interview mit der Autorin, Nieuw Vennep, 1. Juli 1986, Abschrift S. 13 f.
 - 10 Primo Levi, Moments of Reprieve, New York 1985, S. 30-32. [Lilit e altri raconti, Mailand 1986]
 - 11 Berthe Jeanne (Bertje) Bloch-van Rhijn, Interview mit der Autorin und Robert Jan van Pelt, Doetinchem, 21. Juni 1984.
 - 12 Interview mit Ida Groenewegen, Cor Grootendorst und Truus Grootendorst-Vermeer, S. 13.
 - 13 Für nähere Informationen vgl. Lucjan Dobroszycki fast sechzig Seiten lange wissenschaftliche Einleitung zur Chronik des Ghettos von Łódź. Lucjan Dobroszycki (Hrsg.), The Chronicle of the Łódź Ghetto, New Haven 1984.

- 14 Lucjan Dobroszycki, *Chronicle*, a. a. O., S. 16, 61.
- 15 Ebenda, S. 360f.
- 16 Emanuel Ringelblum, *Notes from the Warsaw Ghetto*, hrsg. von Jacon Sloan, New York 1974, S. 295f.
- 17 Ebenda, S. 140.
- 18 Ebenda, S. 204f.
- 19 Ebenda, S. 223, 233f.
- 20 Chaim A. Kaplan, *Scroll of Agony*, New York 1973, S. 25, 27, 30, 57f., 400.
- 21 Philip Mechanicus, *Waiting for Death*, London 1968, S. 16.
- 22 Chaim A. Kaplan, a. a. O., S. 81, 220.
- 23 Philip Mechanicus, a. a. O., S. 100.
- 24 Ebenda, S. 179.
- 25 Über *Oral History* gibt es eine umfangreiche Literatur, einschließlich einer Reihe äußerst hilfreicher allgemeiner Untersuchungen und mehrerer Zeitschriften, in denen die stetige Weiterentwicklung auf diesem Gebiet dokumentiert wird. Siehe: E. Culpepper Clark u. a., *Communicating in the Oral History Interview: Investigating Problems of Interpreting Oral Data*, in: *International Journal of Oral History* 1, Februar 1980, S. 28–40; George E. Evans, *Where Beards Wag All: The Relevance of the Oral Tradition*, London 1970; David Henige, *Oral Historiography*, New York 1982; Paul Thompson, *The Voice of the Past*, Oxford 1978; Jan Vansina, *De la tradition orale*, in: *Annales du Musée Royale de l'Afrique Centrale, Sciences Humaines*, 36, Tervuren (Belgien) 1961. Weitere Zeitschriften zu diesem Thema: *International Journal of Oral History*; *Oral History*; *Oral History Review*. Artikel über *Oral-History-Projekte* in anderen Gruppen, die jedoch mit ähnlichen Problemen zu tun haben wie diese Untersuchung: Sherna Gluck, *What's So Special About Women: Women's Oral History*, und Tamara Hareven, *The Search for Generational Memory*, in: *Oral History: An Interdisciplinary Anthology*, Nashville 1984, S. 221–237 u. 248–263; Kenneth Kann, *Reconstructing the History of a Community*, in: *International Journal of Oral History* 2, Februar 1981, S. 4–12.
- 26 CDJC Dokument XCIV–2. Jacques Bloch, *Jewish Child-Care, Its Organization and Problems* (ein Bericht, der dem „Geneva Council of the International Save the Children Union“ vorgelegt wurde), in: *When Winter Comes ... Special Issue of the Information Bulletin of the OSE Union*, Genf, Dezember 1946, S. 12. Die genauen Zahlen, die Bloch anführte, waren: Vorkriegspopulation von 1,6 Millionen Juden unter sechzehn Jahren im späteren Kriegsgebiet; Nachkriegspopulation 175 000; „Diese Zahl schließt 30 000 Kinder ein, die von der Sowjetunion nach Polen und Rumänien repatriert wurden.“ CDJC Dokument XCIV–3. Z. H. Wachsman, *The Rehabilitation of Jewish Children by the „OSE“*, New York: American Committee of OSE Inc., 1947, S. 3. Laut Wachsman haben nach der Befreiung 1945 nur 6–7 Prozent der jüdischen Kinder den Krieg überlebt. Als dann die Kinder aus der Sowjetunion hinzugezählt wurden, errechnete man 170 000 überlebende Kinder, ausgehend von einer Gesamtzahl von 1,5 Millionen vor dem Krieg. Natürlich war der Prozentsatz überlebender Kinder nicht in allen Ländern Europas gleich. Laut Lucjan Dobroszycki gab es 1939 in Polen nahezu eine Million jüdischer Kinder im Alter bis zu vierzehn Jahren. Nach dem Krieg waren es noch etwa 5000 bzw. ein halbes Prozent. Diese Zahl schließt nicht die Kinder ein, die in der Sowjetunion überlebten und später repatriert wurden,

- ebenso wenig die Jugendlichen im Alter von fünfzehn oder sechzehn Jahren. Dennoch ist klar, dass die Überlebensrate von Kindern in Polen niedriger war als anderswo, ebenso wie die Überlebensrate (io Prozent) polnischer Juden allgemein. Lucjan Dobroszycki, *Redemption of the Children*, in: Alizah Zinberg, Barbara Martin und Roger Kohn, *An Inventory to the Rescue of Children, Inc. Collection, 1946-1985*, New York 1986, S. 6. Kiryl Sosnowski nennt in seinem Buch *«The Tragedy of Children Under Nazi Rule»*, Poznan 1962, S. 73, dieselbe Zahl von etwa 5'000 Kindern.
- 27 Interview mit Sara Grossman-Weil, Gespräch vor der Bandaufnahme.
- 28 Dies wird – wenig überraschend – auch oft in schriftlichen Erinnerungen überlebender Frauen erwähnt; vgl. Livia E. Bitton Jackson, *Elli*, a.a.O., S. 95.
- 29 Henry Starkman, Interview mit der Autorin, Bloomfield Hills, 8. Dezember 1984 und 19. Januar 1985, Abschrift S. 24f.
- 30 Hannah Kent-Starkman, Interview mit der Autorin, Stamford, 13. Dezember 1985, Abschrift S. 24. Vgl. auch die Erwähnung von Abszessen als Grund, in den Tod geschickt zu werden, in Robert J. Liftons Kapitel *«Selections in the Camp»* in: *Nazi Doctors*, a.a.O., S. 181.
- 31 Das Problem der narrativen Struktur wurde gewöhnlich aus der Perspektive professioneller Historiker diskutiert, ist aber offensichtlich auch auf die berichtete Geschichte von *«Zeitgenossen/Historikern»*, d.h. Überlebende, die damals Kinder waren oder erwachsene Widerstandskämpfer, anwendbar. Vgl. Lionel Gossman, *History and Literature*; Louis O. Mink, *Narrative Form as a Cognitive Instrument*; Hayden White, *The Historical Text as Literary Artifact*, in: *The Writing of History: Literary Form and Historical Understanding*, hrsg. v. Robert H. Canary und Henry Kozicki, Madison 1978, S. 3-40, 129-150, 41-62. Vgl. ebenfalls die ersten drei Kapitel in Hayden White, *The Content of Form*, Baltimore 1987, S. 1-82. David Faris hat einige von Whites Thesen auf die Oral History angewandt: David Faris, *Narrative Form and Oral History: Some Problems and Possibilities*, in: *International Journal of Oral History* 1, November 1980, S. 159-180.
- 32 Hayden White, *Metahistory: The Historical Imagination in Nineteenth-Century Europe*, Baltimore 1973, S. 7-9.
- 33 Ich habe bewusst den Ausdruck *«Abenteuergeschichte für Jungen»* gewählt. Frauen haben diese Erzählform nie benützt. Der Historiker Detlef Peukert hat in seinem Artikel über Bergleute an der Ruhr unter der Herrschaft der Nationalsozialisten interessanterweise festgestellt: *«Männer neigen dazu, sich an das Heroische zu erinnern, während Frauen das graue, alltägliche Einerlei erwähnen.»* Ich würde es anders formulieren, und der Grund, den Peukert für diesen Unterschied anführt (*«geschlechtsspezifisches Rollenverhalten»*), reicht sicher nicht aus, um diese geschlechtsspezifischen Unterschiede im Erzählstil der Widerstandskämpfer zu erklären, doch wir haben die gleiche Erfahrung gemacht. Detlev Peukert, *Ruhr Miners Under Nazi Oppression*, in: *International Journal of Oral History* 1, Juni 1980, S. 118.
- 34 Alice Hoffman, *Reliability and Validity in Oral History*, in: David K. Dunaway und Willa K. Baum (Hrsg.), *Oral History*, Nashville 1984, S. 69. Vgl. auch Trevor Lummis, *Structure and Validity in Oral Evidence*, in: *International Journal of Oral History* 2, Juni 1981, S. 109-120.
- 35 Primo Levi, *Moments of Reprieve*, a.a.O., S. 10-11. Levi wurde 1919 geboren; die italie-

nischen Rassegesetze wurden 1938 verabschiedet; er war also neunzehn Jahre alt, als der Faschismus einen spürbaren Einfluss auf sein Leben zu nehmen begann.

36 Halina Birenbaum, *Hope Is the Last to Die*, New York 1971, S. 244.

37 Isabella Leitner, *Fragments of Isabella*, a.a.O., S. 102, 105.

Bibliographie

- Abella, Irving und Troper, Harold: *None Is Too Many. Canada and the Jews of Europe, 1933-1948.* Toronto 1982.
- Abramsky, Chimen, Jachimczyk, Maciej und Polonsky, Antony (Hg.): *The Jews in Poland. Papers presented at the International Conference on Polish-Jewish Studies, held in Oxford, in September 1984.* Oxford 1986.
- Adelmann, Yehuda: *Heroes Without Medals.* New York 1983.
- Adelson, Alan und Lapides, Robert: *Łódź Ghetto. Inside a Community Under Siege.* New York 1989.
- Adler, H. G.: *Theresienstadt, 1941-1945. Das Antlitz einer Zwangsgemeinschaft.* Tübingen 1955. (2. Auflage 1960)
- Adler, Jacques: *Face à la persécution. Les organisations juives à Paris de 1940 à 1944.* Paris 1985.
- Adolphs, Lotte: *Kinder in Ketten. Kinderschicksale in Ghettos und Konzentrationslagern.* Duisburg 1984.
- Agnon, S. Y.: *The Bridal Canopy.* London 1968. (Originaltitel: *Hakhnasat kalah*)
- Ainsztein, Reuben: *Jewish Resistance in Nazi-Occupied Eastern Europe.* London 1974
- Ainsztein, Reuben: *The Warsaw Ghetto Revolt.* New York 1979.
- Aliav, Ruth und Mann, Peggy: *The Last Escape. The Launching of the Largest Secret Rescue Movement of All Time.* Garden City, N.Y., 1973.
- Allainmat, Henry: *Auschwitz en France. La vérité sur le seul camp d'extermination Nazi en France, Le Struthof.* Paris 1974.
- Allen, Louis: «Jews and Catholics». In: *Kedward, Roderick und Austin, Roger (Hg.): Vichy France and the Resistance,* Totowa, N.J., 1985.
- Allen, William Sheridan: *The Nazi Seizure of Power. The Experience of a Single German Town, 1922-1945.* Chicago 1965. (Überarbeitete Ausgabe New York 1984)
- American Jewish Committee: *The Jewish Communities of Nazi-Occupied Europe.* New York. (Reprint 1982)
- Anderson, John R. und Bower, Gordon H.: *Human Associative Memory. A Brief Edition.* Hillsdale, N.J., 1980.
- Anger, Per: *With Raoul Wallenberg in Budapest. Memories of the War Years in Hungary.* (Originaltitel: *Med Raoul Wallenberg i Budapest. Minnen från krigsåren i Ungern.* Stockholm 1979.)
- Anne Frank Stichting: *Die Welt der Anne Frank, 1929-1945.* Amsterdam 1985.
- Anstadt, Sera: *Een eigen plek. Verhalen van een opgejaagde jeugd.* Den Haag 1985.
- Apfelbaum, Emil: *Maladie de famine. Recherches cliniques sur la famine exécutées dans le ghetto de Varsovie en 1942.* Warschau 1946.
- Apolito, Arnaldo: «Psychoanalysis and Religion». In: *American Journal of Psychoanalysis,* 30, 1970, S. 115-126.
- Appelfeld, Aharon: *The Age of Wonders.* Boston 1981. Dt.: *Zeit der Wunder.* Berlin, Frankfurt/Main, Wien 1984. (Originaltitel: *Tor ha-pelaot.* Tel Aviv 1978.)

- Appelmann-Jurman, Alicia: *My Story*. Toronto 1988.
- Arad, Yitzhak: *Ghetto in Flames. The Struggle and Destruction of the Jews in Vilna in the Holocaust*. Jerusalem 1981.
- Arad, Yitzhak: *Beizec, Sobibór, Treblinka. The Operation Reinhard Death Camps*. Bloomington 1987.
- Arendt, Hannah: *Eichmann in Jerusalem. A Report on the Banality of Evil*. New York 1963.
Dt.: *Eichmann in Jerusalem. Ein Bericht von der Banalität des Bösen*. München 1965.
- Arian, Max: «Het grote kinderspel». In: *De Groene Amsterdammer*, 4. Mai 1987, S. 5-7, 9f.
- Arian, Max: «Een gesprek met Semmy Riekerk». In: *De Groene Amsterdammer*, 4. Mai 1987, S. 10-12.
- Arieti, Silvano: *The Parnas*. New York 1979.
- Arnon, Joseph: «The Passion of Janusz Korczak». In: *Midstream*, Mai 1973, S. 32-53.
- Arnould, Fernand: «L'Abbé Joseph André». In: *Rencontre Chrétiens et Juifs*, 65, 1980, S. 97-100.
- Asscher-Pinkhof, Clara: *Star Children*. Detroit 1986. Dt.: *Sternkinder*. Hamburg 1986.
- Auerbacher, Inge: *I Am A Star. Child of the Holocaust*. New York 1986. Dt.: *Ich bin ein Stern*. Weinheim, Basel 1990. (Originaltitel: *Sterrekinderen*)
- Baddeley, Alan D.: *The Psychology of Memory*. New York 1976. Dt.: *Die Psychologie des Gedächtnisses*. Stuttgart 1979.
- Bartoszewski, Wladyslaw und Lewin, Zofia (Hg.): *Righteous Among Nations. How Poles Helped the Jews, 1939-1945*. London 1969.
- Bauer, Yehuda: *American Jewry and the Holocaust. The American Jewish Joint Distribution Committee, 1939-1945*. Jerusalem 1981.
- Bauer, Yehuda und Rotenstreich, Nathan (Hg.): *The Holocaust as Historical Experience*. New York 1981.
- Bauer, Yehuda: *A History of the Holocaust*. New York 1982.
- Bauman, Janina: *Winter in the Morning. A Young Girl's Life in the Warsaw Ghetto and Beyond, 1939-1945*. London 1986. Dt.: *Als Mädchen im Warschauer Ghetto. Ein Überlebensbericht*. Ismaning bei München 1986.
- Baumann, Denise: *Une famille comme les autres*. Paris 1973.
- Ben-Tov, Arieh: *Facing the Holocaust in Budapest. The International Committee of the Red Cross and the Jews in Hungary, 1943-1945*. Dordrecht 1988.
- Berg, Mary: *Warsaw Ghetto*. Hg. von S. L. Shneiderman. New York 1945.
- Bergmann, Martin S. und Jucovy, Milton E. (Hg.): *Generations of the Holocaust*. New York 1982.
- Berkley, George E.: *Vienna and Its Jews. The Tragedy of Success, 1880s-1980s*. Cambridge, Mass., 1988.
- Berkowitz, Sarah Bick: *Where Are My Brothers? From the Ghetto to the Gas Chamber*. New York 1965.
- Bermant, Chaim: *The Cousinhood. The Anglo-Jewish Gentry*. London 1971.
- Bernadac, Christian: *Le train de la mort*. Paris 1970.
- Bierman, John: *Righteous Gentile. The Story of Raoul Wallenberg, Missing Hero of the Holocaust*. New York 1981.
- Birenbaum, Halina: *Hope Is the Last to Die*. New York 1971. (Originaltitel: *Nadzieja umiera ostatnia*)

Bibliographie

- Biss, Andreas: Der Stopp der Endlösung. Kampf gegen Himmler und Eichmann in Budapest. Stuttgart 1968.
- Blatter, Janet und Milton, Sybil: Art of the Holocaust. New York 1981.
- Boegner, Philippe: Ici, on a aimé les Juifs. Paris 1982.
- Bolkosky, Sidney: «Listening for the Silences». In: Witness, 1, 1, Frühjahr 1987, S. 66-75.
- Bolles, Edmund B.: Remembering and Forgetting. An Inquiry into the Nature of Memory, New York 1988.
- Bor, Josef: Theresienstadter Requiem. Gütersloh 1966. (Original: Terezínské Rekviem)
- Borowski, Tadeusz: This Way for the Gas, Ladies and Gentlemen. New York 1967. (Aus dem Polnischen)
- Boutwell, Jane: «Letter from Trieste». In: The New Yorker, 26. Dezember 1988, S. 76-80.
- Bowker, Lee H.: Humanizing Institutions for the Aged. Lexington, Mass., 1982. Braham, Randolph L.: The Destruction of Hungarian Jewry. A Documentary Account. New York 1963.
- Braham, Randolph L. (Hg.): Contemporary Views on the Holocaust. Boston 1983.
- Braham, Randolph L. und Vago, Bela (Hg.): The Holocaust in Hungary. Forty Years Later. New York 1985.
- Braham, Randolph L. (Hg.): The Tragedy of Hungarian Jewry. Essays, Documents, Depositions. Boulder 1986.
- Braun, Roger: «Les enfants juifs à la libération en France». In: Rencontre Chrétiens et Juifs, 65, 1980, S. 88-94.
- Brett, Elizabeth A. und Ostroff, Robert: «Imagery and Posttraumatic Stress Disorder. An Overview». In: The American Journal of Psychiatry, 124, 4. April 1985, S. 417-424.
- Bronson, David: «Children of the Holocaust». In: Midstream, 27, 1981, S. 50-56.
- Browning, Christopher R.: The Final Solution and the German Foreign Office. A Study of Referat D III of Abteilung Deutschland 1940-43. New York 1978.
- Buber, Martin: Ich und Du. Leipzig 1923. (Neuausgabe Heidelberg 1958)
- Bujak, Adam: Oswiecim-Brzezinka. Warschau 1973. (Auschwitz-Birkenau. Zusammenfassungen in Englisch, Französisch, Deutsch und Russisch)
- Bullock, Alan: Hitler, A Study of Tyranny. London 1952. Dt.: Hitler. Eine Studie über die Tyrannei. Düsseldorf 1953.
- Calvocoressi, Peter und Wint, Guy: Total War. Causes and Courses of the Second World War. London 1972.
- Caracciola, Nicola: Gli ebrei e l'Italia durante la guerra 1940-1945. Rom 1986.
- Cargas, Henry James (Hg.): When God and Man Failed. Non-Jewish Views of the Holocaust. New York 1981.
- Carmel, Herman: Black Days, White Nights. New York 1984.
- Carpi, Daniel: «The Catholic Church and Italian Jewry Under the Fascists». In: Yad Vashem Studies, 4, 1960.
- Centre de Documentation Juive Contemporaine: Activité des organisations juives en France sous l'Occupation. Paris 1983. (2. Auflage)
- Centro di Documentazione Ebraica Contemporanea: Ebrei in Italia. Deportazione, Resistenza. Florenz 1975.
- Chary, Frederick B.: The Bulgarian Jews and the Final Solution, 1940-1944. Pittsburgh 1972.

- Chciuk, Andrzej (Hg.): *Savings Jews in War-torn Poland: 1939-1945*. Melbourne 1969.
- Chodoff, Paul: «Survivors of the Nazi Holocaust». In: *Children Today*, 10, September-Oktober 1981, S. 2-5.
- Clare, George: *Last Waltz in Vienna. The Rise and Destruction of a Family, 1842-1942*. New York 1982. Dt.: *Das waren die Klaars. Spuren einer Familie*. Berlin, Frankfurt/Main, Wien 1980.
- Clark, Tim: «The Righteous Gentile». In: *Yankee*, 50, 1986. S. 104-109. 155-157.
- Cohen, Elie A.: *Human Behavior in the Concentration Camp*. New York 1954.
(Originaltitel: *Het Duitse concentratiekamp. Een medische en psychologische Studie*. Amsterdam 1952.)
- Comite International de Dachau: *Concentration Camp Dachau, 1933-1945*. Brüssel 1978.
- Comité National pour l'Érection et la Conservation d'un Memorial de la Déportation au Struthof: *Camp de Concentration Natzweiler Struthof*. Paris 1976.
- Council of Jewish Communities in the Czech Lands: *Terezin*. Prag 1965.
- Czerniakow, Adam: *The Warsaw Diary of Adam Czerniakow. Prelude to Doom*. Hg. von Raul Hilberg, Stanislaw Staron und Josef Kermisz. New York 1979. Originaltitel: *Dziennik getta warszawskiego*. Dt.: *Im Warschauer Getto. Das Tagebuch des Adam Czerniakow 1939-1942*. München 1986.
- Darton, Lawrence: *An Account of the Work of the Friends' Committee for Refugees and Aliens, first known as the Germany Emergency Committee of the Society of Friends, 1933-1950*. London 1954.
- D'Aubigné, Jeanne Merle/Mouchon, Violette: *Les clandestins de Dieu*. Paris 1968.
- David, Janina: *A Square of Sky. The Recollections of a Childhood*. New York 1964.
Dt.: *Ein Stück Himmel*. München, Wien 1981.
- David, Janina: *A Touch of Earth. A Wartime Childhood in Poland*. New York 1966.
Dt.: *Ein Stück Erde*. München, Wien 1982.
- Dawidowicz, Lucy S.: *The War Against the Jews, 1933-1945*. New York 1975.
- Dawidowicz, Lucy S. (Hg.): *A Holocaust Reader*. New York 1976.
- Dawidowicz, Lucy S.: *The Holocaust and the Historians*. Cambridge, Mass., 1981.
- Debenedetti, Giacomo: *16 Ottobre 1943*. Rom 1945.
- De Felice, Renzo: *Storia degli ebrei italiani sotto il fascismo*. Turin 1972.
- de Jong, Louis: *De Jodenvervolging I*. Amsterdam 1978.
- de Jong, Louis: *De Jodenvervolging II*. Amsterdam 1978.
- de Jong, Louis: *Het Koninkrijk der Nederlanden in de Tweede Wereldoorlog*. 14 Bände. 's-Gravenhage 1969-1991.
- Della Seta, Fabio: *L'incendio del Tevere*. Trapani 1969.
- Demetz, Hanna: *Ein Haus in Böhmen*. Berlin, Frankfurt/Main, Wien 1978.
- Derogy, Jacques: *100'000 Juifs à la mer*. Paris 1973.
- Derogy, Jacques: *Le cas Wallenberg*. Paris 1980.
- Des Pres, Terrence: *The Survivor. An Anatomy of Life in the Death Camps*. New York 1976.
- Deutsch, Harold C.: *The Conspiracy Against Hitler in the Twilight War*. Minneapolis 1968.
Dt.: *Verschwörung gegen den Krieg. Der Widerstand in den Jahren 1939-1940*. München 1969.
- Diamant, David: *Les Juifs dans la Résistance française, 1940-1944 (Avec armes ou sans armes)*. Paris 1971.

- Dobroszycki, Lucjan (Hg.): *The Chronicle of the Łódź Ghetto, 1941-1944*. New Haven 1984. (Originaltitel: *Kronika getto Łódzkiego*)
- Documents of the Persecution of the Dutch Jewry, 1940-1945. Amsterdam 1979. (2. Auflage) (Originaltitel: *Documenten van de jodenvervolging in Nederland*)
- Dolfsma, Paul J. M.: *Uit de illegaliteit naar de Studie. De ontstaansgeschiedenis van de Stichting Onderlinge Steun en haar bioscoop Kriterion*. Amsterdam 1985.
- Donat, Alexander: *The Holocaust Kingdom. A Memoir*. New York 1978.
- Donat, Alexander (Hg.): *The Death Camp Treblinka. A Documentary*. New York 1979.
- Dribben, Judith Strick: *A Girl Called Judith Strick*. New York 1970.
- Druks, Herbert: *The Failure to Rescue*. New York 1977.
- Druks, Herbert: *Jewish Resistance During the Holocaust*. New York 1983.
- Eckman, Lester und Lazar, Chaim: *The Jewish Resistance. The History of the Jewish Partisans in Lithuania and White Russia during the Nazi Occupation 1940-1945*. New York 1977.
- Eisen, George: *Children and Play in the Holocaust. Games Among the Shadows*. Amherst, Mass., 1988.
- Eisenberg, Azriel (Hg.): *Witness to the Holocaust*. New York 1981.
- Eisenberg, Azriel (Hg.): *The Lost Generation. Children in the Holocaust*. New York 1982.
- Eisner, Jack: *The Survivor*. New York 1980.
- Eliach, Yaffa und Gurewitsch, Brana: *The Liberators. Eyewitness Accounts of the Liberation of Concentration Camps*. Bd. 1. New York 1981.
- Eliach, Yaffa: *Hasidic Tales of the Holocaust*. New York 1982. Dt.: *Träume vom Überleben. Chassidische Geschichten des 20. Jahrhunderts*. Freiburg im Breisgau, Basel, Wien 1985.
- Elkins, Michael: *Forged in Fury*. New York 1971.
- Ember, Maria: *100 Kép*. Budapest 1984.
- L'Entraide Temporaire: *Sauvetage d'enfants juifs sous l'occupation*. Private Veröffentlichung, jedoch zu beziehen bei: M. Robert Frank, 19 Rue Leriche, 75015 Paris.
- Eschwege, Helmut: «Resistance of German Jews against the Nazi Regime». In: *Leo Baeck Institute Year Book*, 15, 1970, S. 143-80.
- Ettinger, Elzbieta: *Kindergarten*. Boston 1970.
- Fackenheim, Emil L.: *The Human Condition After Auschwitz. A Jewish Testimony A Generation After*, Syracuse, N.Y., 1971.
- Fackenheim, Emil L.: *From Bergen-Belsen to Jerusalem. Contemporary Implications of the Holocaust*. Jerusalem 1975.
- Falconi, Carlo: *Il silenzio de Pio XII*. Mailand 1965. Dt.: *Das Schweigen des Papstes. Eine Dokumentation*. München 1966.
- Fanshel, David und Shinn, Eugene B.: *Children in Foster Care. A Longitudinal Investigation*. New York 1978.
- Feig, Konnilyn G.: *Hitler's Death Camps. The Sanity of Madness*. New York 1979.
- Fein, Helen: *Accounting for Genocide. National Responses and Jewish Victimization during the Holocaust*. New York 1979.
- Fénelon, Fania: *Sursis pour l'orchestre*. Paris 1976. Dt.: *Das Mädchenorchester von Auschwitz*. Frankfurt/Main 1980.
- Ferderber-Salz, Bertha: *And the Sun Kept Shining ...* New York 1980.

- Ferencz, Benjamin B.: *Less Than Slaves. Jewish Forced Labor and the Quest for Compensation*. Cambridge, Mass., 1979. Dt.: *Lohn des Grauens. Die verweigerte Entschädigung für jüdische Zwangsarbeiter*, Frankfurt/Main, New York 1981.
- Festinger, Trudy: *No One Ever Asked Us ... A Postscript to Foster Care*. New York 1983.
- Fink, Ida: *A Scrap of Time and other Stories*. New York 1987. Dt.: *Eine Spanne Zeit. Erzählungen*. Zürich 1983. (Originaltitel: *Skrawek czasn*)
- Fisher, Julius S.: *Transnistria. The Forgotten Cemetery*. South Brunswick, N.J., 1969.
- Fleming, Gerald: *Hitler und die Endlösung. «Es ist des Führers Wunsch ...»*. Wiesbaden, München 1982.
- Flender, Harold: *Rescue in Denmark*. London 1963.
- Flim, Bert Jan: *De NV en haar hinderen, 1942-1945*. Master's thesis, Universität Groningen, Mai 1987.
- Flinker, Moses: *Young Moshe's Diary. The Spiritual Torment of a Jewish Boy in Nazi Europe*. Jerusalem 1965.
- Fodor, Renee: «The Impact of the Nazi Occupation of Poland on the Jewish Mother-Child Relationship». In: *YIVO Annual of Jewish Social Science*, 11, 1956-57.
- Fogelman, Eva und Wiener, Valerie L.: «The Few, the Brave, the Noble». In: *Psychology Today*, 19, August 1985, S. 61-65.
- Formiggini, Gina: *Stella d'italia, Stella di David. Gli ebrei dal Risorgimento alla Resistenza*. Mailand 1970.
- Frank, Anne: *Het achterhuis*. Amsterdam 1947. Dt.: *Das Tagebuch der Anne Frank*. Heidelberg 1950.
- Frank, Anne: *Verhalen rondom het achterhuis*. Amsterdam 1960. Dt.: *Geschichten und Ereignisse aus dem Hinterhaus*. Frankfurt/Main 1960.
- Freier, Recha: *Let the Children Come. The Early History of Youth Aliyah*. London 1961. (Aus dem Hebräischen)
- Friedenson, Joseph und Kranzier, David: *Heroine of Rescue. The Incredible Story of Recha Sternbuch Who Saved Thousands From the Holocaust*. New York 1984.
- Friedlander, Albert H. (Hg.): *Out of the Whirlwind. A Reader of Holocaust Literature*. New York 1968.
- Friedländer, Saul: *Pius XII and the Third Reich*, New York 1966.
- Friedländer, Saul: *Kurt Gerstein ou l'ambigüité du bien*. Paris 1967. Dt.: *Kurt Gerstein oder Die Zwiespältigkeit des Guten*. Gütersloh 1968.
- Friedländer, Saul: *Quant vient le souvenir ...* Paris 1978. Dt.: *Wenn die Erinnerung kommt...* Stuttgart 1979.
- Friedman, Philip (Hg.): *Martyrs and Fighters. The Epic of the Warsaw Ghetto*. New York 1954.
- Friedman, Philip: *Their Brothers' Keepers*. New York 1957.
- Friedman, Philip: *Roads to Extinction. Essays on the Holocaust*. New York 1980.
- Fubini, Guido: *La condizione giuridica dell'ebraismo italiano. Dal periodo Napoleonico alia Repubblica*. Florenz 1974.
- Garel, Georges: «Le sort des enfants juifs pendant la guerre». In: *Le Monde juif*, Januar-März 1978, S. 20-25.
- Garfinkels, Betty: *Les Beiges face à la persecution raciale 1940-1944*. Brüssel 1965.
- Gehrig, Berit: *Bist 'ne Jüdische? Haste den Stern?* Berlin 1985.

- Gerards, Jos: «Joden kregen niet thuis in '45»: In: *Algemeen Dagblad*, 8. April 1989, S. 53.
- Gershon, Karen (Hg.): *We Came As Children. A Collective Autobiography*. London 1966.
Dt.: *Wir kamen als Kinder. Eine kollektive Autobiographie*. Frankfurt/Main 1988.
- Gershon, Karen: *Postscript. A Collective Account of the Lives of Jews in West Germany Since the Second World War*. London 1969.
- Geve, Thomas: *Guns and Barbed Wire. A Child Survives the Holocaust*. Chicago
- Gies, Miep: *Anne Frank Remembered. The Story of the Woman Who Helped to Hide the Frank Family*. New York 1987. Dt.: *Meine Zeit mit Anne Frank*. Bern, München, Wien 1987.
- Gilbert, Martin: *Final Journey. The Fate of the Jews in Nazi Europe*. London 1979.
- Gilbert, Martin: *The Holocaust. A Record of the Destruction of Jewish Life in Europa during the Dark Years of Nazi Rule. Maps and Photos*. New York 1979.
- Gilbert, Martin: *The Macmillan Atlas of the Holocaust*. New York 1982.
- Gilbert, Martin: *The Holocaust. A History of the Jews of Europe during the Second World War*. New York 1985.
- Gilligan, Carol: *In a Different Voice. Psychological Theory and Women's Development*. Cambridge, Mass., 1982. Dt.: *Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frau*, München, Zürich 1984.
- Ginzel, Günther B.: *Jüdischer Alltag in Deutschland, 1933-1945*. Düsseldorf 1984.
- Gionannetti, Alberto: *Roma, città aperta*. Mailand 1962.
- Gollancz, Victor: In *Darkest Germany*. London 1947.
- Gray, Martin: *Au nom de tous les miens*. Paris 1971. Dt.: *Der Schrei nach Leben. Die Geschichte eines Mannes, der die Unmenschlichkeit besiegte, weil er an den Menschen glaubte*. München 1980.
- Grobman, Alex und Landes, Daniel (Hg.): *Genocide. Critical Issues of the Holocaust*. Los Angeles 1983.
- Gross, Leonard: *The Last Jews in Berlin*. New York 1982. Dt.: *Versteckt. Wie Juden in Berlin die Nazi-Zeit überlebten*. Hamburg 1983.
- Grossman, Mendel: *With a Camera in the Ghetto*. Hg. von Zvi Szner und Alexander Sened. New York 1977. (Originaltitel: *Tsalam hilekh ba-geto*)
- Gruber, Ruth: *Haven. The Unknown Story of 1'000 World War II Refugees*. New York 1983.
- Gutman, Yisrael: «Essay. The Youth Movements in Eastern Europe as an Alternative Leadership». In: *Genocide and Holocaust Studies*, 3, 1, 1968, S. 69-74.
- Gutman, Yisrael und Rothkirchen, Livia (Hg.): *The Catastrophe of European Jewry. Antecedents, History, Reflections*. Jerusalem 1976.
- Gutman, Yisrael und Zuroff, Efraim (Hg.): *Rescue Attempts During the Holocaust. Proceedings of the second Yad Vashem International Historical Conference, Jerusalem, April 8-11, 1974*. Jerusalem 1977.
- Gutman, Yisrael: *The Jews of Warsaw, 1939-1943. Ghetto, Underground, Revolt*. Bloomington 1982. (Aus dem Hebräischen)
- Gutman, Yisrael und Krakowski, Shmuel: *Unequal Victims. Poles and Jews During World War II*. New York 1986. (Aus dem Hebräischen und Polnischen)
- Hallie, Philip Paul: *Lest Innocent Blood Be Shed. The Story of the Village of Le Chambon and How Goodness Happened There*. New York 1979.

- Handler, Andrew (Hg.): *The Holocaust in Hungary. An Anthology of Jewish Response.* University, AL., 1982.
- Hautzig, Esther: *The Endless Steppe. A Girl in Exile.* New York 1968. Dt.: *Die endlose Steppe.* Weinheim, Basel 1986.
- Heifetz, Julie: *Too Young to Remember.* Detroit 1989.
- Heller, Celia S.: *On the Edge of Destruction. Jews of Poland Between the Two Worlds Wars.* New York 1977.
- Hellmann, Peter: *Avenue of the Righteous.* New York 1980.
- Hemmendinger, Judith: *Les enfants de Buchenwald. Que sont devenus les 1'000 enfants juifs sauvés en 1945?* Lausanne 1984. Dt.: *Die Kinder von Buchenwald.* Rastatt 1987.
- Henry, Frances: *Victims and Neighbors. A Small Town in Nazi Germany Remembered.* South Hadley, Mass., 1984.
- Hersh, Gizelle und Mann, Peggy: *Gizelle, Save the Children.* New York 1980.
- Herschkovitch, Bendet: «The Ghetto in Litzmannstadt». In: *YIVO Annual of Jewish Social Science*, 5, 1950, S. 85-122.
- Hervichon, Denise: «J'étais une enfant juive à Massip». In: *Rencontre Chrétiens et Juifs*, 61, 1979, S. 162-165.
- Herz, Yitzhak S.: «Kristallnacht at the Dinslaken Orphanage». In: *Yad Vashem Studies*, 11, 1976, S. 344-368.
- Heydecker, Joe J.: *Das Warschauer Ghetto. Foto-Dokumente eines deutschen Soldaten aus dem Jahr 1941.* München 1983.
- Heyman, Éva: *The Diary of Éva Heyman.* Jerusalem 1974. (Originaltitel: *Yomanah shel Evah Haiman*)
- Hilberg, Raul: *The Destruction of the European Jews.* 3 Bde. Chicago 1961. Dt.: *Die Vernichtung der europäischen Juden. Die Gesamtgeschichte des Holocaust.* Berlin 1982.
- Hilberg, Raul (Hg.): *Documents of Destruction. Germany and Jewry, 1933-1945.* Chicago 1971.
- Hillesum, Ety: *Het verstoorde leven. Dagboek van Ety Hillesum, 1941-1943.* Haarlem 1981.
- Hillesum, Ety: *Het denkende hart van de barak.* Haarlem 1982. Dt.: *Das denkende Herz der Baracke. Die Tagebücher von Ety Hillesum, 1941-1943.* Freiburg 1983.
- Hochhuth, Rolf: *Der Stellvertreter. Reinbek bei Hamburg* 1964.
- Höss, Rudolf: *Kommandant in Auschwitz.* Stuttgart 1958.
- Hughes, Henry Stuart: *Prisoners of Hope. The Silver Age of the Italian Jews 1924-1974.* Cambridge, Mass., 1983.
- Hutler, Albert A. mit Folkertsma, Marvin J. Jr.: *Agony of Survival.* Macomb, Ill., 1989.
- Imposed Jewish Governing Bodies Under Nazi Rule.* YIVO Kolloquium 2.-5. Dezember 1967. New York 1972.
- ... I Never Saw Another Butterfly ... Children's Drawings and Poems from Terezin Concentration Camp, 1942-1944.* New York 1964. (Originaltitel: *Detské kresby na zastávce k smrti, Terezin 1942-1944*)
- Iranek-Osmecki, Kazimierz: *He Who Saves One Life.* New York 1971. (Originaltitel: *Kto ratnje jedno zycie ... Polacy i Zydzci, 1939-1945.* London 1968.)
- Isarèl, Gérard: *Heureux comme Dieu en France, 1940-1944.* Paris 1975.
- Jackson, Livia E. Bitton: *Elli. Coming of Age in the Holocaust.* New York 1980.

- Jaffé, Ruth: «Dissociative Phenomena in Former Concentration Camp Inmates». In: *International Journal of Psycho-Analysis*, 49, 1968, S. 310-312.
- Jewish Resistance During the Holocaust. Proceedings of the Conference on Manifestations of Jewish Resistance, Jerusalem, April 7-11, 1968. Jerusalem 1971.
- Joffo, Joseph: *Un sac de billes*. Paris 1973. Dt.: *Ein Sack voll Murmeln*. Berlin, Frankfurt/Main, Wien 1975.
- Joffroy, Pierre: *L'espion de Dieu. La passion de Kurt Gerstein*. Paris 1969. Dt.: *Der Spion Gottes. Die Passion des Kurt Gerstein*. Stuttgart 1972.
- Kalmanovitch, Zelig: «A Diary of the Nazi Ghetto in Vilna». In: *YIVO Annual of Jewish Social Science*, 8, 1953, S. 9-81.
- Kaplan, Chaim A.: *Scroll of Agony. The Warsaw Diary of Chaim A. Kaplan*. Hg. und übersetzt von Abraham I. Katsh. New York 1965. (Originaltitel: *Megalit yisurin*). Dt.: *Buch der Agonie*. Frankfurt/Main 1967. Die Tagebücher vom 4. April 1941 bis zum 2. Mai 1942 fehlen in der deutschen Ausgabe, da sie erst später gefunden wurden.
- Karski, Jan: *Story of a Secret State. On Polish Resistance to the German Occupation of Poland, 1939-1944*. Boston 1944.
- Katz, Josef: *One Who Came Back. The Diary of a Jewish Survivor*. New York 1973. Dt.: *Erinnerungen eines Überlebenden*. Kiel 1988.
- Katz, Robert: *Black Sabbath. A Journey Through a Crime Against Humanity*. London 1969.
- Katzburg, Nathaniel: *Hungary and the Jews. Policy and Legislation, 1920-1943*. Ramat-Gan, Israel, 1981.
- Kedward, Roderick und Austin, Roger (Hg.): *Vichy France and the Resistance. Culture and Ideology*. Totowa, N.J., 1985.
- Keilson, Hans: *Sequentielle Traumatisierung bei Kindern*. Stuttgart 1979.
- Kenworthy, Leonard S.: *An American Quaker Inside Nazi Germany. Another Dimension of the Holocaust*. Kennett Square, Penn., 1982.
- Kerr, Judith: *When Hitler Stole Pink Rabbit*. London 1971. Dt.: *Als Hitler das rosa Kaninchen stahl*. Ravensburg 1973.
- Kestenberg, Judith: «Child Survivors of the Holocaust – 40 Years Later. Reflections and Commentary». In: *Journal of the American Academy of Child Psychiatry*, 24. Juli 1985. S. 408-412.
- Kestenberg, Milton: «Legal Aspects of Child Persecution During the Holocaust». In: *Journal of American Academy of Child Psychiatry*, 24. Juli 1985, S. 381-384.
- Kieval, Hillel: «Legality and Resistance in Vichy France. The Rescue of Jewish Children». In: *Proceedings of the American Philosophical Society*, 124, 5, 1980, s. 339-366.
- Kimble, Daniel P.: *The Anatomy of Memory*. In: *Proceedings of the First Conference on Learning, Remembering and Forgetting*. Bd. 1 Palo Alto 1965.
- Klarsfeld, Serge: *La mémorial de la déportation des Juifs en France*. Paris 1978.
- Klarsfeld, Serge: *Les enfants d'Izieu. Une tragédie juive*. Paris 1984.
- Klein, Gerda Weissmann: *All But My Life*. New York 1988.
- Kless, Shlomo: «The Rescue of Jewish Children in Belgium during the Holocaust». In: *Holocaust and Genocide Studies*, 3, 3, 1988, S. 275-287.
- Knoop, Hans: *De zaak Menten. Met nieuwe onthullingen over de Velsler-affaire*. Amsterdam 1977. Engl.: *The Menten Affair*. New York 1978.

- Knoop, Hans: De Joodsche Raad. Het drama von Abraham Ascher en David Cohen. Amsterdam 1983.
- Kogon Eugen: Der SS-Staat. Das System der deutschen Konzentrationslager. Berlin 1947.
- Kohn, Nahum und Roiter, Howard: A Voice from the Forest. Memoirs of a Jewish Partisan. New York 1980.
- Kohner, Hanna und Walter: Hanna and Walter. A Love Story. New York 1984. Dt.: Hanna und Walter. Eine Liebesgeschichte. München 1986.
- Kohut, Sylvester Jr., Kohut, Jeraldine J. und Fleishman, Joseph J.: Reality Orientation for the Elderly. Oradell, N.J., 1979. (3. Auflage 1987)
- Kok, Bert: Aan het goede adres. Utrecht 1985.
- Kolb, Eberhard: Bergen-Belsen. Geschichte des «Aufenthaltslagers» 1943-1945. Hannover 1962.
- Korzak, Janusz: Ghetto Diary. New York 1978. Dt.: Tagebuch aus dem Warschauer Ghetto 1942. Göttinger 1992. (Originaltitel: Pamietnik z getta)
- Kosinski, Jerzy: The Painted Bird. Boston 1965. Dt.: Der bemalte Vogel. Bern 1967.
- Kovály, Heda Margolius: Under a Cruel Star. A Life in Prague, 1941-1968. Cambridge, Mass., 1986. (Originaltitel: Na vlastní kuzi. Toronto 1973)
- Kraus, H.: International Relief in Action, 1914-1943. Philadelphia 1944.
- Krystal, Henry (Hg.): Massive Psychic Trauma. New York 1968.
- Krystal, Henry und Niederland, William G. (Hg.): Psychic Traumatization. Aftereffects in Individuals and Communities (= International Psychiatry Clinics, Bd. 8, 1). Boston 1971.
- Krystal, Henry: «Trauma and Affects». In: The Psychoanalytical Study of the Child, 33, 1978, S. 81-116.
- Kuechler-Silberman, Lena: My Hundred Children. New York 1987.
- Kuper, Jack: Child of the Holocaust. Toronto 1967.
- Kurek-Lesik, Ewa: «The Conditions of Admittance and the Social Background of Jewish Children Saved by Women's Religious Orders in Poland from 1939-1945». In: Polin, 3, 1988, S. 244-275.
- Kwinta, Chava: I'm Still Living. Toronto 1974.
- Laloum, Jean: «L'U.G.I.F. et ses maisons d'enfants. Le centre de Montreuil-sous-Bois». In: Le monde juif, 116, Oktober-Dezember 1984, S. 153-171.
- Langer, Lawrence L.: The Holocaust and the Literary Imagination. New Haven 1975.
- Lanzmann, Claude: Shoah. Paris 1985. Dt.: Shoah. Düsseldorf 1986.
- Lapide, Pinchas: The Last Three Popes and the Jews. New York 1967. Dt.: Rom und die Juden. Freiburg im Breisgau, Basel, Wien 1967.
- Laqueur, Walter: The Terrible Secret. Suppression of the Truth about Hitler's «Final Solution». Boston 1980. Dt.: Was niemand wissen wollte. Die Unterdrückung der Nachrichten über Hitlers «Endlösung». Frankfurt/Main, Berlin, Wien 1981.
- Laqueur, Walter und Breitman, Richard: Breaking the Silence. New York 1986. Dt.: Der Mann, der das Schweigen brach. Wie die Welt vom Holocaust erfuhr. Frankfurt/Main, Berlin, Wien 1986.
- Laska, Vera (Hg.): Women in the Resistance and in the Holocaust. The Voices of Eyewitnesses. Westport, Conn., 1983.
- Latour, Anny: La Resistance juive en France, 1940-1944. Paris 1970.
- Lazare, Lucien: La Résistance juive en France. Paris 1987.

- Leboucher, Fernande: *Incredible Mission*. Garden City, N. Y., 1969.
- Lederer, Zdenek: *Ghetto Theresienstadt*. London 1953.
- Lehmann, Leo Herbert: *Vatican Policy in the Second World War*. New York 1945.
- Leitner, Isabella: *Fragments of Isabella. A Memoir of Auschwitz*. Hg. von Irving A. Leitner. New York 1978.
- Leitner, Isabella: *Saving the Fragments. From Auschwitz to New York*. New York 1985.
- Lengyel, Olga: *Five Chimneys. The Story of Auschwitz*. Chicago 1947.
(Aus dem Ungarischen)
- Lester, Elenore: *Wallenberg. The Man in the Iron Web*, Englewood Cliffs, N.J., 1982.
- Lévai, Jenő *Black Book on the Martyrdom of Hungarian Jewry*. Zürich 1948.
- Levi, Primo: *Se questo è un uomo*. Turin 1958. Dt.: *Ist das ein Mensch?* Frankfurt/Main, Hamburg 1961.
- Levi, Primo: *La tregua*. Turin 1963. Dt.: *Atempause*. Hamburg 1964.
- Levi, Primo: *Il sistema periodico*. Turin 1975. Dt.: *Das periodische System*. Berlin
- Levi, Primo: *La chiave a Stella*. Turin 1978. Dt.: *Der Ringschlüssel*. München, Wien 1992.
- Levi, Primo: *Lilit e altri racconti*. Turin 1981. Auf Dt. ist erschienen: *Der Freund des Menschen*. Erzählungen. München, Wien 1989.
- Levi, Primo: *Se non ora, quando?* Turin 1982. Dt.: *Wann, wenn nicht jetzt?* München, Wien 1986.
- Levi, Primo: *I sommersi e i salvati*. Turin 1986. Dt.: *Die Untergegangenen und die Geretteten*. München, Wien 1990.
- Levin, Meyer: *Eva. A Novel of the Holocaust*. New York 1959. Dt.: *Die Geschichte der Eva Korngold*. München 1990.
- Levin, Nora: *The Holocaust. The Destruction of European Jewry, 1933-1945*. New York 1968.
- Levy, Claude und Tillard, Paul: *La Grand Rafle du Vél d'Hiv*. Paris 1967. Dt.: *Der Schwarze Donnerstag. Kollaboration und Endlösung in Frankreich*. Freiburg im Breisgau 1968.
- Lévy-Hass, Hanna: *Vielleicht war das alles erst der Anfang. Tagebuch aus dem KZ Bergen-Belsen 1944-1945*. Berlin 1979.
- Lewin, Abraham: *A Cup of Tears. A Diary of the Warsaw Ghetto*. Hg. von Antony Polonsky. Oxford 1988.
- Lewis, Charles N.: «Memory Adaptation to Psychological Trauma». In: *The American Journal of Psychoanalysis*, 40, 4, 1980, S. 319-323.
- Lewy, Guenter: *The Catholic Church and Nazi Germany*. New York 1964.
- Lieberman, J. Nina: «Kindertransport Reunion. Searching for Memories and Survivors». In: *Outlook*, 60, 2, Winter 1989, S. 8-10.
- Lifton, Betty Jean: *The King of the Children. A Biography of Janusz Korczak*. New York 1988. Dt.: *Der König der Kinder. Das Leben von Janusz Korczak*. Stuttgart 1990.
- Lifton, Robert Jay: *The Nazi Doctors. Medical Killing and the Psychology of Genocide*. New York 1986. Dt.: *Ärzte im Dritten Reich*. Stuttgart 1988.
- Lusky, Irena: *La traversée de la nuit*. Genf 1988.
- Lustig, Amost: *A Prayer For Katerina Horovitzova*. New York 1973. Dt.: *Ein Gebet für Ka-*

- tharina Horowitzova. Hamburg, Zürich 1991. (Originaltitel: Modlitba pro Katerinu Horovitzovou)
- Lustig, Arnost: *Darkness Casts No Shadow*. Washington 1976. (Aus dem Tschechischen)
- Mack, John E. mit Rogers, Rita S.: *The Alchemy of Survival. One Woman's Journey*. Reading, Mass., 1988.
- Maier, Charles S.: *The Unmasterable Past. History, Holocaust, and German National Identity*. Cambridge, Mass., 1988. Dt.: *Die Gegenwart der Vergangenheit. Geschichte und die nationale Identität der Deutschen*. Frankfurt/Main, New York 1992.
- Marveil, Roger und Fraenkel, Heinrich: *The Incomparable Crime. Mass Extermination in the Twentieth Century*. New York 1967.
- Mark, Ber: *The Scrolls of Auschwitz*. Tel Aviv 1985. (Aus dem Hebräischen) Marrus, Michael R.: «Vichy et les enfants juifs». In: *L'histoire*, 22. April 1980, S. 6-
- Marrus, Michael R. und Paxton, Robert O.: *Vichy France and the Jews*. New York 1981.
- Marrus, Michael R.: *The Holocaust in History*. Toronto 1987.
- Marsälek, Hans: *Die Geschichte des Konzentrationslagers Mauthausen*. Wien 1974.
- Marton, Kati: *Wallenberg*. New York 1982.
- Masters, Anthony: *The Summer That Bled. The Biography of Hannah Senesh*. New York 1972.
- Mayda, Giuseppe: *Ebrei sotto Salo. La persecuzione antisemita, 1943-1945*. Mailand 1978.
- Mayer, Anita: *One Who Came Back*. Ottawa 1981.
- Mayer, Arno J.: *Why did The Heavens Not Darken? The «Final Solution» in History*. New York 1988. Dt.: *Der Krieg als Kreuzzug. Das Deutsche Reich, Hitlers Wehrmacht und die «Endlösung»*. Reinbek bei Hamburg 1989.
- Mechanicus, Philip: *Waiting for Death. A Diary*. London 1968. (Original: In dépôt. Dagboek nit Westerbork von Philip Mechanicus. Amsterdam 1964.)
- Meed, Vladka: *On Both Sides of the Wall. Memoirs from the Warsaw Ghetto*. New York 1979. (Originaltitel: *Fun beyde zaytn geto-moyer*).
- Meltzer, Milton: *Never to Forget. The Jews of the Holocaust*. New York 1976.
- Mendelsohn, John (Hg.): *The Holocaust. Selected Documents in Eighteen Volumes*. Bd. 14: *Relief and Rescue of Jews from Nazi Oppression*. New York 1982.
- Mendelsohn, John (Hg.): *The Holocaust. Selected Documents in Eighteen Volumes*. Bd. 15: *Relief in Hungary and the Failure of the Joel Brand Mission*. New York 1982.
- Merin, Yehuda mit Porter, Jack Nusan: «Three Jewish Family-Camps in the Forests of Volyn, Ukraine, during the Holocaust». In: *Jewish Social Studies*, 46, 1984, S. 83-91.
- Mermelstein, Mel: *By Bread Alone. The Story of A-4685*. Huntington Beach, Cal., 1979-
- Meyer, Peter, Weinryb, Bernhard D., Duschinsky, Eugene und Sylvain, Nicholas: *The Jews in the Soviet Satellites*. Syracuse, N.Y., 1953.
- Michaelis, Meir: *Mussolini and the Jews. German-Italian Relations and the Jewish Question in Italy, 1922-1945*. Oxford 1978.
- Micheels, Louis J.: *Doctor 117641. A Holocaust Memoir*. New Haven 1989.

- Michel, Alain: Les Éclaireurs Israélites de France pendant la Seconde Guerre mondiale. Paris 1984.
- Michman, Jozeph und Levie, Tirtsha (Hg.): Dutch Jewish History. Proceedings of the Symposium on the History of the Jews in the Netherlands, November 21 – December 3, 1982, Tel Aviv. Jerusalem 1984.
- Miller, Judith: One, by One, by One. Facing the Holocaust. New York 1990.
- Milton, Sybil: «Non-Jewish Children in the Camps». In: Simon Wiesenthal Center Annual, 5, 1988, S. 49-57.
- Mine, Rachel: «Le comportement de l'enfant juif face au danger Nazi». In: Revue d'histoire de la médecine hébraïque, 59, März 1963, S. 25-33.
- Minco, Marga: De Glazen Brug. Amsterdam 1986.
- Monchieri, Lino: Ragazzi del lager. Brescia 1982.
- Moore, Bob: Refugees from Nazi Germany in the Netherlands, 1933-1940. Dordrecht 1986.
- Morgan, Ted: An Uncertain Hour. The French, the Germans, the Jews, the Barbie Trial, and the City of Lyon, 1940-1945. New York 1990.
- Morley, John F.: Vatican Diplomacy and the Jews during the Holocaust, 1939-1943. New York 1980.
- Moskin, Marietta D.: I Am Rosemarie. New York 1972.
- Moshovitz, Sarah: Love Despite Hate. Child Survivors of the Holocaust and Their Adult Lives. New York 1983.
- Müller, Filip: Eyewitness Auschwitz. Three Years in the Gas Chambers. Hg. und übersetzt von Susanne Flatauer. New York 1979.
- Murphy, H.B.M.: Flight and Resettlement. Paris 1955.
- Niederland, William G.: «Clinical Observations on the »Survivor Syndrome»⁴. In: International Journal of Psycho-Analysis, 49, 1968, S. 313-315.
- Niederland, William G.: «The Survivor Syndrome. Further Observations and Dimensions». In: Journal of the American Psychoanalytical Association, 29, 1981, S. 413-425.
- Nirenstein, Albert: A Tower from the Enemy. Contributions to the History of Jewish Resistance in Poland. New York 1959.
- Nodot, René: Les enfants ne partiront pas! Témoignages sur la déportation des Juifs, Lyon et Région, 1942-1943. Lyon 1970.
- Novitch, Miriam: Sobibór. Martyrdom and Revolt. New York 1980.
- Oberski, Jona: Kinderjaren. 's-Gravenhage 1978. Dt.: Kinderjahre. München 1986.
- Oliner, Samuel P. und Oliner, Pearl M.: The Altruistic Personality. Rescuers of Jews in Nazi Europe. New York 1988.
- Olson, Harry A. (Hg.): Early Recollections. Their Use in Diagnosis and Psychotherapy. Springfield, Ill., 1979.
- Orenstein, Henry: I Shall Live. Surviving Against All Odds, 1939-1945. New York 1987.
- Pätzold, Kurt: Verfolgung, Vertreibung, Vernichtung. Dokumente des faschistischen Antisemitismus 1933 bis 1942. Leipzig 1983. (3. Auflage 1987)
- Papanek, Ernst mit Linn, Edward: Out of the Fire. New York 1975.
- Pascal, Julia: «The Last Trains to Freedom». In: Weekend Guardian, 6./7. Mai 1989, S.1-5
- Perl, Gisella: I Was a Doctor in Auschwitz. New York 1948.
- Perrone Capano, Renato: La resistenza in Roma. Neapel 1963.

- Pinkus, Oskar: *The House of Ashes*. Cleveland 1964.
- Pisar, Samuel: *Sang de l'espoir*. Paris 1979. Dt.: *Das Blut der Hoffnung*. Reinbek bei Hamburg 1983.
- Poland. Ministry of Foreign Affairs: *The Mass Extermination of Jews in German Occupied Poland. Note Addressed to the Governments of the United Nations on December 10th, 1942, and other documents*. London, New York 1942.
- Poliakov, Léon: *La condition des juifs en France sous l'occupation italienne*. Paris 1946.
- Poliakov, Léon: «The Vatican and the Jewish Question⁴». In: *Commentary*, November 1950.
- Poliakov, Léon: *Bréviaire de la haine. Le III. Reich et les Juifs*. Paris 1974.
- Poliakov, Léon: *L'auberge des musiciens*. Paris 1981.
- Poteranski, Waclaw: *The Warsaw Ghetto*. Warschau 1968. (Originaltitel: *Warszawskie getto*)
- Poznanski, Stanislaw (Hg.): *Struggle, Death, Memory*. Warschau 1963. Dt.: *Kampf, Tod, Andenken, 1939-1945. Zum zwanzigsten Jahrestag des Aufstandes im Warschauer Ghetto, 1943-1963*. Warschau 1963.
- Presland, John (Pseudonym für Skelton, Gladys): *A Great Adventure. The Story of the Refugee Children's Movement*. London 1944.
- Presser, Jacob: *Ondergang*. Den Haag 1965. Engl.: *The Destruction of the Dutch Jews*. New York 1969.
- Proudfoot, Malcolm J.: *European Refugees, 1939-52. A Study in Forced Population Movement*. Evanston, Ill., 1956.
- Radax-Ziegler, Senta: *Sie kamen durch. Das Schicksal zehn jüdischer Kinder und Jugendlichen, die 1938/39 aus Österreich flüchten mussten*. Wien 1988.
- Rajsfus, Maurice: *L'an prochain, la révolution. Les communistes juifs immigrés dans la tourmente stalinienne 1930-1945*. Paris 1985.
- Rajsfus, Maurice: *Des juifs dans la Collaboration. L'UGIF (1941-1944)*. Paris 1980.
- Rajsfus, Maurice: *Sois juifs et tais-toi. 1930-1940, les français «Israélites» face au nazisme*. Paris 1981.
- Rapaport, David: *Emotions and Memory*. Baltimore 1942. (5. Auflage New York 1971)
- Rathbone-McCuan, Eloise and Hashimi, Joan: *Isolated Elders. Health and Social Intervention*. Rockville, Md., 1982.
- Ravine, Jacques: *La Résistance organisée des Juifs en France (1940-1944)*. Paris 1973.
- Rees, Katharine: «The Child's Understanding of His Past». In: *The Psychoanalytic Study of the Child*, 33, 1978, S. 237-59.
- Reiss, Johanna: *The Upstairs Room*. New York 1972. Dt.: *Und im Fenster der Himmel. Jugendroman*. Zürich, Köln 1975.
- Rivière, Germaine: «Les enfants juifs dans la tourmente». In: *Rencontre Chrétiens et Juifs*, 65, 1980, S. 82-87.
- Ringelblum, Emmanuel: *Notes from the Warsaw Ghetto. The Journal of Emmanuel Ringelblum*. Hg. von Jacob Sloan. New York 1974. (Originaltitel: *Notitsn fun Varshever geto*)
- Rittner, Carol und Myers, Sondra (Hg.): *The Courage to Care. Rescuers of Jews During the Holocaust*. New York 1986.
- Robinson, Jacob: *And the Crooked Shall Be Made Straight. The Eichmann Trial, the Jewish Catastrophe, and Hannah Arendt's Narrative*. New York 1965.

- Rohtbart, Markus: I Wanted to Live to Tell a Story. New York 1980.
- Rose, Leesha: The Tulips Are Red. South Brunswick, N.J., 1978.
- Rosenberg, Alan und Myers, Gerald (Hg.): Echoes from the Holocaust. Philosophical Reflections on a Dark Time. Philadelphia 1988.
- Rossiter, Margaret L.: Women in the Resistance. New York 1986.
- Roth, John K. und Berenbaum, Michael (Hg.): Holocaust. Religious and Philosophical Implications. New York 1989.
- Rothchild, Sylvia (Hg.): Voices from the Holocaust. New York 1981.
- Rousset, David: L'univers concentrationnaire. Paris 1946. (Neuaufgabe 1965)
- Rozett, Robert: «Child Rescue in Budapest, 1944-45». In: Holocaust and Genocide Studies, 2, 1, 1987, S. 49-59.
- Rubinowicz, Dawid: Das Tagebuch des Dawid Rubinowicz. Berlin 1961. (Originaltitel: Pamietnik Dawida Rubinowsza. Warschau 1987. (2. Auflage)
- Rubinstein, Erna F.: The Survivor in Us All. A Memoir of the Holocaust, Hamden, Conn., 1983.
- Rudashevski, Yitskhok: The Diary of the Vilna Ghetto. Lohamei Haghetat (Israel) 1973. (Aus dem Hebräischen)
- Rückeri, Adalbert: Die Strafverfolgung von NS-Verbrechen, 1945-1978. Heidelberg 1979-
- Rutkowski, Adam (Hg.): La lutte des Juifs en France à l'époque de l'Occupation (1940-1944). Paris 1975.
- Safrian, Hans und Witek, Hans: Und keiner war dabei. Dokumente des alltäglichen Antisemitismus in Wien 1938. Wien 1988.
- Salomon, Charlotte: Leben oder Theater? Ein autobiographisches Singspiel in 769 Bildern. Köln 1981.
- Salomon, Ernst von: Der Fragebogen. Hamburg 1951.
- Samuel, Vivette: «Journal d'une internée volontaire». In: Évidences, 14. November 1950, S. 7-12.
- Sauvage, Pierre: «A Most Persistent Haven. Le-Chambon-sur-Lignon». In: Moment, Oktober 1983.
- Schramm, Hanna: Menschen in Gurs. Erinnerungen an ein französisches Internierungslager (1940-1941). Worms 1977.
- Schwarberg, Günther: Der SS-Arzt und die Kinder. Bericht über den Mord vom Bullenhuser Damm. München 1982.
- Schwarz, Leo W. (Hg.): The Root and the Bough. The Epic of an Enduring People. New York 1949.
- Schwertfeger, Ruth: Women of Theresienstadt. Voices from a Concentration Camp. Oxford 1989.
- Segal, Nancy L.: «Holocaust Twins. Their Special Bond». In: Psychology Today, 19, 1985, S. 52-65.
- Seidel, Gill: The Holocaust Denial. Antisemitism, Racism, and the New Right. Leeds 1986.
- Sereny, Gitta: Into that Darkness. From Mercy Killings to Mass Murder. London 1974-
- Shechtman, Joseph B.: «The Transnistria Reservation». In: YIVO Annual of Jewish Social Science, 8, 1953, S. 178-196.
- Shepherd, Naomi: Refuge from Darkness. Wilfrid Israel and the Rescue of the Jews. New York 1984.

- Sherman, Ari Joshua: *Island Refuge. Britain and Refugees from the Third Reich, 1933-1939*, London 1973.
- Shulman, Abraham: *The Case of Hotel Polski*. Zusammengestellt von Abraham Shulman. New York 1982.
- Siegal, Aranka: *Upon the Head of the Goat. A Childhood in Hungary, 1939-1944*. New York 1981. Dt.: *Weisst du nicht, dass du Jüdin bist. Eine Kindheit in Ungarn von 1939 bis 1944*. Ravensburg 1985.
- Siegal, Aranka: *Grace in the Wilderness. After the Liberation, 1945-1948*. New York 1985.
- Sosnowski, Kiryl: *The Tragedy of Children Under Nazi Rule*. New York 1983. (Originaltitel: *Dziecko w systemie hitlerowskim*. Poznan 1962.)
- Spiegelman, Art: *Maus. A Survivor's Tale*. New York 1986. Dt.: *Maus. Die Geschichte eines Überlebenden*. Reinbek bei Hamburg 1989.
- Spiritual Resistance. Art from Concentration Camps, 1940-1945*. New York 1978.
- Staden, Wendelgard von: *Nacht über dem Tal. Eine Jugend in Deutschland*. Düsseldorf, Köln 1979.
- Starkopf, Adam: *There Is Always Time to Die*. Hg. von Gertrude Hirschler. New York 1981.
- Steckel, Charles W.: *Destruction and Survival*. Los Angeles 1973.
- Stein, André: *Quiet Heroes. True Stories of the Rescue of Jews by Christians in Nazi-Occupied Holland*. Toronto 1988.
- Steinberg, Lucien: *La revoke des justes. Les juifs contre Hitler, 1933-1945*. Paris
- Steinberg, Lucien: *Le Comité de défense des juifs en Belgique, 1942-1944*. Brüssel 1973.
- Steiner, Jean-François: *Treblinka*. Paris 1966. Dt.: *Treblinka. Die Revolte eines Vernichtungslagers*. Oldenburg, Hamburg 1966.
- Steiner-Aviezer, Miriam: *The Soldier with the Golden Buttons*. Jerusalem 1987.
- Stern, J.P.: *Hitler. The Führer and the People*. Glasgow 1975. Dt.: *Hitler. Der Führer und das Volk*. München 1978.
- Stiffel, Frank: *The Tale of the Ring. A Kaddish*. Wainscott, N.Y., 1984.
- Suhl, Yuri (Hg.): *They Fought Back. The Story of the Jewish Resistance in Nazi Europe*. New York 1967.
- Sutzkever, Abraham: *Burnt Pearls. Ghetto Poems*. Oakville, Ont., 1981..
- Syrkin, Marie: *Blessed Is the Match. The Story of Jewish Resistance*. London 1948.
- Szajkowski, Zosa: *Analytical Franco-Jewish Gazetteer, 1939-1945*. New York 1966.
- Taylor, Fred (Hg.): *The Göbbels Diaries, 1939-1941*. London 1982.
- Tec, Nechama: *Dry Tears. The Story of a Lost Childhood*. Westport, Conn., 1982.
- Tec, Nechama: *When Light Pierced the Darkness. Christian Rescue of Jews in Nazi-Occupied Poland*. New York 1986.
- Thalmann, Rita und Feinermann, Emmanuel: *La nuit de cristal. 9-10 Novembre 1938*. Paris 1972. Dt.: *Die Kristallnacht*. Frankfurt/Main 1987.
- Torday, Ursula (Pseud. Blackstock, Charity): *Wednesday's Children*. London 1967.
- Tory, Avraham: *Surviving the Holocaust. The Kovno Ghetto Diary*. Cambridge, Mass., 1990.
- Travers, Pamela L.: *I Go by Sea, I Go by Land*. New York 1964.
- Trees, W. und van Soeren, R.: *Nederland Bevrijd. Van Limburg tot de Lauwerszee*. Utrecht 1985.

- Trunk, Isiah: «Epidemics and Mortality in the Warsaw Ghetto, 1939-1942». In: YIVO Annual of Jewish Social Science, 8, 1953, S. 82-122.
- Trunk, Isiah: «Religious, Educational and Cultural Problems in the Eastern European Ghettos under German Occupation», in: YIVO Annual of Jewish Social Science, 14, 1969.
- Trunk, Isiah: Judenrat. The Jewish Councils in Eastern Europe under Nazi Occupation. New York 1972.
- Trunk, Isiah: Jewish Responses to Nazi Persecution. Collective and Individual Behavior in Extremis. New York 1979.
- Tuteur, Werner: «One Hundred Concentration Camp Survivors Twenty Years Later». In: The Israel Annals of Psychiatry and Related Disciplines, 4, 1, Frühjahr 1966, S. 78-90.
- Uris, Leon: Mila 18. Garden City, N.Y., 1961. Dt.: Mila 18. München 1961.
- Vago, Bela und Mosse, George L. (Hg.): Jews and Non-Jews in Eastern Europe, 1918-1945. New York 1974.
- Van Lieshout, Jan: Zwei Artikelserien in Limburgs Dagblad im Mai 1977: «Het grote gezin van 'Tante Hanna' en 'Oom Nico'» (4. Mai); «Het verraad van Tienray» (5. Mai); «Duitsers verleid: Hanna Bevrijd» (6. Mai); «Rietje het vergeet – mij – nietje» (10. Mai); und «Joop Woortman: 'Brenge ze maar naar Limburg'» (25. Mai); «De ongehuwde vaders en moeders van Brunssum» (26. Mai); «Elke dreumes was een drama» (27. Mai); «De vliegende non van het pompstation» (28. Mai).
- Van Ommeren, Anita und Scherphuis, Ageeth: «De onderduikers in de Haarlemmermeer». In: Vrij Nederland, 16. März 1985, S. 2-25.
- Van Ommeren, Anita und Scherphuis, Ageeth: «De creche, 1942-1943». In: Vrij Nederland, 18. Januar 1986, S. 2-21.
- Van Pelt, Robert Jan: «After the Walls Have Fallen Down». In: Queen's Quarterly, 96, Herbst 1989, 641-660.
- Van Pelt, Robert Jan und Westfall, Carroll William: Architectural Principles in the Age of Historicism. New Haven 1991.
- Van Stam, Cor: Wacht binnen de dijken. Verzet in en om de Haarlemmermeer. Haarlem 1986.
- Vegh, Claudine: Je ne lui ai pas dit au revoir. Paris 1979. Dt.: Ich habe ihnen nicht auf Wiedersehen gesagt. Gespräche mit Kindern von Deportierten. München 1983.
- Verjagt, ermordet. Zeichnungen jüdischer Schüler 1936-1941. Düsseldorf 1988.
- Waagenaar, Sam: The Pope's Jews. London 1974.
- Walda, Dick: Kind van de rekening. Erzählt von Dick Walda. Odijk 1977.
- Warhaftig, Zorach: Uprooted. Jewish Refugees and Displaced Persons after Liberation. New York 1946.
- Washington Post: The Obligation to Remember. The American Gathering of Jewish Holocaust Survivors, Washington, D.C., April 11-14, 1983. Washington, D.C., 1983.
- Wasserstein, Bernard: Britain and the Jews of Europe, 1939-1945. London 1979.
- Wdowinsky, David: And We Are Not Saved (Life in the Warsaw Ghetto). London 1964.
- Weill, Joseph: Contribution à l'histoire des camps d'internement dans l'Anti-France. Paris 1946.
- Weinberg, David H.: A Community on Trial. The Jews of Paris in the 1930s. Chicago 1977.

- Weinberg, Joseph: Les morts ne versent pas de larmes ... Paris 1964.
- Weinberg, Joseph: Le printemps des cendres. Paris 1966.
- Weinberg, Joseph: Une larme, une prière. Paris 1985.
- Weinberg, Werner: «A Dutch Couple». In: *The Christian Century*, 22.-29. Juni 1983, S. 611-615.
- Weinstein, Frida Scheps: J'habitais rue des Jardins Saint-Paul. Paris 1983.
- Weinzierl, Erika: Zu wenig Gerechte. Österreich und Judenverfolgung 1938-1945. Graz 1986. (3. Auflage)
- Wellers, George: De Drancy à Auschwitz. Paris 1946.
- Wellers, George: L'étoile jaune à l'heure de Vichy. De Drancy à Auschwitz. Paris 1973.
Ein grosser Teil des bereits in Wellers erstem Buch *De Drancy à Auschwitz* verwendeten Materials ist hier in Teil drei, Kapitel vier, *Le camp de Drancy*, nochmals abgedruckt.
- Wells, Leon Weliczker: *The Death Brigade*. New York 1978. (1963 erschienen als *The Janowska Road*.) Dt.: *Ein Sohn Hiobs*. München 1963.
- Werbell, Frederick E. und Clarke, Thurston: *Lost Hero. The Mystery of Raoul Wallenberg*. New York 1982.
- Wiesel, Elie: *La nuit*. Paris 1958.
- Wiesel, Elie: *L'aube*. Paris 1960.
- Wiesel, Elie: *Le Jour*. Paris 1961. Dt.: *Die Nacht zu begraben, Elischa. Nacht, Morgen-grauen, Tag*. München, Esslingen 1962.
- Wiesenthal, Simon: *Die Sonnenblume. Von Schuld und Vergebung*. Hamburg 1970.
- Wiesenthal, Simon: *Max und Helen. Ein Tatsachenroman*. Berlin 1981.
- Wijmuller-Meijer, Truus: *Geen tijd voor tranen*. Amsterdam 1961.
- Willenberg, Samuel: *Surviving Treblinka*. Oxford 1989. (Originaltitel: *Mered bi-Treblinkah*)
- Wolf, Christa: *Kindheitsmuster*. Berlin 1976.
- Wolf, Jacqueline: «Take Care of Josette». *A Memoir in Defense of Occupied France*. New York 1981.
- Wright, Gordon: *The Ordeal of Total War, 1933-1945*. New York 1968.
- Wyman, David S.: *The Abandonment of the Jews. America and the Holocaust, 1941-1945*. New York 1984.
- Yad Vashem Bulletin: Die ganze Serie des *Yad Vashem Bulletin* (das in Jerusalem von der *Yad Vashem Martyrs' and Heroes' Remembrance Authority* herausgegeben wird) ist sehr hilfreich, da hier ein breites Spektrum von Artikeln erscheint, die einen Bezug zu dem Thema haben.
- Yahil, Leni: *The Rescue of Danish Jewry. Test of a Democracy*. Philadelphia 1969.
- Young, James E.: *Writing and Rewriting the Holocaust. Narrative and the Consequences of Interpretation*. Bloomington 1988.
- Youth Amidst the Ruins. *A Chronicle of Jewish Youth in the War*. New York 1941.
- Zeitoun, Sabine: *Ces enfants qu'il fallait sauver*. Paris 1989.
- Ziemian, Joseph: *The Cigarette Sellers of Three Crosses Square*. London 1970. (Aus dem Polnischen)
- Zinberg, Alizah, Martin, Barbara und Kohn, Roger: *An Inventory to the Rescue Children, Inc. Collection 1946-1985*. New York 1986.
- Zuccotti, Susan: *The Italians and the Holocaust. Persecution, Rescue, and Survival*. New York 1987.
- Zyskind, Sara: *Stolen Years*. Minneapolis 1983.

Abbildungsnachweis

Fotografien, wie auch andere Quellen, die das Leben jüdischer Kinder in dem von den Nationalsozialisten besetzten Europa betreffen, sind wie durch ein Wunder und meist durch Zufall erhalten geblieben. Für gewöhnlich sind Familienmitglieder, die Europa verlassen hatten und Fotos von den Zurückgebliebenen zugeschickt bekamen, die am leichtesten zugängliche Fundgrube. Innerhalb des faschistischen Europas waren die Umstände für die Rettung von Aufnahmen sehr viel stärker dem Zufall unterworfen. Zum Beispiel wurden die Familienfotos von Irene Butter-Hasenberg von den Nachbarn in Sicherheit gebracht, die als Fotografen meinten, sie unversehrt aufheben zu müssen. Einige Organisationen, die Kinder versteckten, fotografierten die Jugendlichen entweder, um sie nach dem Krieg identifizieren zu können oder um sie den Eltern zuzuschicken, die irgendwo anders untergetaucht waren. Fotografien von Juden in den osteuropäischen Ghettos wurden herausgeschmuggelt und versteckt, in der Hoffnung, sie später wieder aufzufinden. Andere Aufnahmen wurden von den Deutschen für Propagandazwecke gemacht oder von einzelnen Soldaten quasi als Erinnerung. Jede Abbildung hat ihre eigene Geschichte.

Die Autorin möchte folgenden Personen und Institutionen für die Grosszügigkeit danken, dass sie Fotografien zur Veröffentlichung freigegeben haben.

Sara Aletrino, S. 95; Joods Historisch Museum, Amsterdam, S. 52, 55 und S. 60 (Collection Ida Groenewegen; Netherlands State institute for War Documention, Amsterdam. S. 29, 122, 131, 138, 227; Bildarchiv Preussischer Kulturbesitz, Berlin, S. 167, 196, 208, 209, 253; Irene Butter-Hasenberg, S. 37, 126; Renée Fritz-Schwalb, S. 79; Hilma Geffen-Ludomer. S. 16; Sara Grossman-Weil, S. 179, 211, 282; Yad Veshem, Jerusalem, S. 203, 218, 239; Jacqueline Kami-Cohen, S. 24, 70; Mémoires Juives, Paris – Patrimoine photographique: collection Henri Tziboulsky, S. 107; State Jewish Museum, Prag, S. 139.



Karte



Glossar

Challah.....	Sabbat-Brotlaib; Weissbrot in Zopfform
Chanukkah	Wiederweihe des Tempels; Lichtfest, das zur Erinnerung an den Sieg der Hasmonäer 186 v. Chr. gefeiert wird
Goy, goyim (pl.)	wörtlich «Volk»; allgemeine Bezeichnung für Nichtjuden
Ivrit	Hebräisch
Jiddisch	Umgangssprache der deutschen Juden vor dem Zweiten Weltkrieg
Kaddisch	Totengebet, das die männlichen Nachkommen für die Eltern sprechen, dreimal täglich während des ganzen Trauerjahres
Khumesh, Khumeshim (pl.)	die fünf Bücher Moses, Pentateuch Makhezer,
Makhzoym (pl.)	Gebetbücher für Wochentage, Sabbate und den Jahres-Festzyklus
Marranos	Schimpfname für die in Spanien im 15. Jahrhundert zwangsweise getauften Juden, die heimlich ihre Religion ausübten
Minyan.....	«Zahl», d.h. die zur Abhaltung eines Gottesdienstes vorgeordnete Anzahl von zehn männlichen Personen
Mishpokhe (Mischpokke)	die ganze Familie Mizrahi
Oneg Sabbat.....	zionistische Organisation Feier zum Beginn des Sabbat Passover/Pessach Passah-Fest
Peyes	Haarlocken an den Schläfen, die nicht abgeschnitten werden dürfen
Rosch Haschana	jüdisches Neujahrsfest
Sabbat	beginnt am Freitagabend und endet Samstagabend
Seder	«Ordnung»; Zeremonie im Hause an den beiden ersten Abenden des Passah-Festes, an der alle Hausgenossen teilnehmen
Sefer Torah	Thorarolle
Shaytel (scheid).....	Perücke der orthodoxen Frauen, deren Haar nach der Hochzeit geschoren wurde
Shtetl (Schtetl)	Dorf oder kleine Stadt
Shoah	Vernichtung, totale Zerstörung
Shul.....	Synagoge
Sidur, Sidurim (pl.) . .	private und gottesdienstliche Gebetsbücher für jeden Tag
Tora (Thora).....	die fünf Bücher Moses Tsore (Zores) Sorge, Leid, Plage,
Qual Yeshiva.....	traditionelle höhere Schule
Yom Kippur	
(Jom Kippur).....	jüdischer Feiertag, der mit Fasten und Gebeten in der Synagoge verbracht wird

Register

Bei Kindern wird der damalige Name aufgeführt; Frauen, die später heirateten, erscheinen unter dem Mädchennamen; so wird z.B. Hanna Sztarkman, die sich später Hannah Starkman nannte und die jetzt Hannah Kent heisst, als «Sztarkman, Hanna (Hannah Starkman) Kent» aufgenommen. Bei Stichworten aus den Anmerkungen erscheint die Anmerkungsnummer nach der Seitenangabe, also: 328/23.

- Abádszalók (Ungarn) 39, 171f., 175, 267, 272
Abszesse s. Geschwüre
Adler, H. G. 329/23
Älteste 134, 174-178, 180, 182 ff., 199 f., 263, 287, 289; s.a. Judenrat
Agde (Frankreich) 142, 146f., 330/47
Ainsztein, Reuben 342/2
Alatri, Emma Fiorentino- 105, 109
Alte (über 65) 175, 180ff., 200, 227, 340/45
Alter der Kinder: erfolgreiches Untertauchen 43 f., 63, 73 f., 94f., 97f., 114f.; psychologische Auswirkungen der Konzentrationslager 151; Arbeitsfähigkeit 199ff.; Überleben der Selektionen 215 f., 221 f., 228f., 236; s.a. Kinder
Alvignac (Frankreich) 90, 99
American Congregationalists 106
American Friends' Service Committee 129, 146, 155
Amersfoort (Niederlande) 96, 318/24
Amitiés Chrétiennes 157, 321/61
Amsterdam (Niederlande) 15, 18, 29, 35, 37, 39, 43, 47, 50ff., 56f., 61 f., 64f., 92, 98, 121, 123, 133, 149, 262, 268, 282, 342/19
Amstelveen (Niederlande) 50
Anav, Marco 77
Antisemitismus: während Nazidiktatur 19f., 22, 26f., 69, 277ff.; Definition: Jude 20ff., 31f., 278; Gesetze 20-29, 31-39, 277ff., 314/38, 314/39; Kindererfahrungen 32-39; s.a. Davidsstern; Endlösung; Identität, jüdische; Nichtjuden
Antwerpen (Belgien) 39, 112
Appell, Zählappell 144f., 236, 238, 245
Arbeit, Beruf, Tätigkeit: Beschränkungen 22 f; von Kindern ausserhalb der Lager 23ff.; im Versteck 100-103; Fach- 127, 159; keine Deportation 159, 176ff., 199f., 246, 335/52; im Ghetto 168, 177f., 180, 182, 189, 195- 200, 335/52; für Zusatzrationen 198 f., 202, 231, 246; im Vernichtungslager 218, 220; Kinder leisten Erwachsenen- 222, 233, 265; s.a. Zwangsarbeitslager
Arbeitsdienst, Zwangsarbeit 46, 51 ff., 56, 63, 168
Arbeitslager s. Zwangsarbeitslager
Argelès (Frankreich) 146, 155
Arian, Max 96f., 104, m, 115
Arnheim (Niederlande) 45, 133
Assimilation s. Identität, jüdische
Auerbach, Inge 148, 329/23
Aufstand, bewaffneter: Warschauer Ghetto 192, 342/2; Sobibór 220
Ausbleiben der Regel s. Menstruation, Schwangerschaft, Unterernährung
Auschwitz/Birkenau (Polen): Deportation nach 41, 125, 133, 143, 159, 175, 210f., 215, 221, 223, 225 f., 248f., 251; Gaskammern 127, 217, 226, 243, 245, 247, 264; Todesselektionen 143, 215, 221, 226-229, 236, 241, 243 f., 249, 264, 280, 299, 338/1, 345/8, 344/9; Buna-Monowitz (Auschwitz III) 222, 283; Zwangsarbeit 222, 240f.; Bedeutung 222, 231,

- 233, 237; Bedrückung 225f., 229ff., 234, 236, 240, 248, 251f.; Belegung 226, 240, 342/99; Aufnahmezeremonien» 228, 233; Ernährung 236f., 240; Evakuierung 245, 248, 264; s.a. Konzentrationslager; Todeslager; Zwangsarbeitslager
- Ausweise, Papiere: nicht für Kleinkinder 43, 98; gefälschte 48 f., 57, 68 f., 71 ff., 78, 92, 96ff., 100ff., 106, 111, 113, 157
- Auvergne (Frankreich) 90, 99
- Averbouh 68
- Barneveld (Niederlande) 130-133, 147, 327/20
- Barot, Madeleine 157, 321/61
- Bartoszewski, Wladyslaw 315/4
- Bauman, Janina 186, 193, 207
- Beaune-la-Rolande (Frankreich) 146, 158, 330/47
- Beer, Jan de 46
- Befreiung 67, 155-158, 321/61; bei Kriegsende 245, 250, 342/99; s.a. Überleben
- Belgien 32, 106, 158, 314/39
- Belinfante, Judith 96f., 1 iof., 262
- Belzec (Polen) 216f., 220, 231, 246
- Berg, Mary 18yf., 193, 206, 210
- Bergen-Belsen (Niedersachsen): Befreiung 73, 155, 342/99; Durchgangslager 125, 130, 133, 140, 159, 228, 250, 263, 318/24; Schulwesen und kulturelle Tätigkeit 130, 138, 140, 153; Alltag 140, 143 f., 150f.; Ernährung 149; Krankheit 152; Evakuierung 222, 236, 245; s.a. Durchgangslager
- Berlin 15, 23, 34, 102f.
- Berman, Adolf 185, 206
- Beruf s. Arbeit
- Beschneidung 63, 78, 80, 91, 101; s.a. Identität, jüdische
- Betteln 196, 202, 206ff., 210, 289f.
- Bezahlungen: Pflegefamilien 64, 68, 73; Gastgeber 109f., 121; Nazis 127, 139 f.; s. a. Plünderungen
- Bialowitz, Fishel 220
- Bialowitz, Simha 220
- Bialystock (Polen) 329/23
- Biegelmann 279
- Bircza (Polen) 231
- Birenbaum, Halina 303 f.
- Birkenau s. Auschwitz
- Bloch, Jacques 346/26
- Blockälteste(r) 234, 236, 244, 300
- Bloemgarten, Salvador 30, 87
- Boegner, Marc 155
- Boogaard, Familie 44-47, 65, 72f., 266
- Brand, Joel 139
- Braun, Marianne Marco- 52 f., 56ff., 261, 317/19
- Bren (Frankreich) 146
- Briefe 283ff., 294f.; s.a. Dokumentation, Tagebücher
- Brommet, Frieda Menco 18f., 34, 84, 121, 123 ff., 140, 225, 230, 238, 248
- Brunner, Fritz 137
- Brunssum (Niederlande) 54
- Brutalitäten, Misshandlung, Schläge 38, 151, 153f., 173, 226, 228, 233f., 236, 241
- Buchenwald (Thüringen) 221, 342/99
- Buchwald, Ivan (Ivan Shaw) 41, 76, 97, 124f., 128, 142
- Budapest 35, 78, 91, 105, 110, 140, 267; s.a. Ungarn
- Bücher 18, 77, 81, 84f., 129, 131f., 140, 188; s.a. Lesen; Schulwesen
- Buna s. Auschwitz
- Cahors (Frankreich) 90
- Caritas, Schweizer 137
- Castelnuovo, Emma 28
- CENTOS (Nationale Gesellschaft zur Unterstützung von Waisen) 49, 18 5 f., 206; s.a. Kinderheime; Waisenhäuser
- Chaillet, Pierre 321/61
- Chambon s. Le Chambon-sur-Lignon
- Christliche Kirchen: und der Widerstand 54, 63, 70; s.a. Katholische Kirche; Klöster; Protestanten
- Chronik des Ghettos von Łódź 176f., 182, 185, 195, 200, 286-290; s.a. Łódź, Ghetto
- CIMADE s. Comité Inter-Mouvements auprès de Évacués
- Cluj s. Kolozsvár

- Cohen, Claudine 326/71
 Cohen, Maurits (Martin) 47, 266
 Comité d'Aide aux Réfugiés (Hilfskomitee für Flüchtlinge) 156
 Comité de Coordination pour l'Assistance dans les Camps (CCAC; Comité de Nîmes) 146, 155, 332/93
 Comité Inter-Mouvements auprès des Évacués (CIMADE) 71, 106, 129, 157, 321/61
 Commission Israélite des Camps 155
 Conférences de Saint Vincent de Paul 70
 Conseil Protestant de la Jeunesse 71
 Csato, Lydia Gasman- 32f.
 Czerniakow, Adam 178 ff., 259
 Czitrom, Gabor 31, 36f., 131, 139f., 144, 149, 152, 155
- Dachau (Bayern) 221, 237, 242
 Danzig (Polen) 90, 98
 Davidsstern, Judenstern: Träger 32ff., 52, 277, 315/52; Symbolik 35, 58, 217, 277f., 344/3; Wirkung auf Kinder 35-38, 58, 77, 92; in Lagern 153 f., 223; s.a. Antisemitismus; Fremde; Rassegesetze
 Debrecen (Ungarn) 168 ff., 171f., 175 f., 225, 334/17
 De Bruin, Theo (Joop Woortman) 57f., 318/24
 Deléage, Eva Phillit 73 f.
 Dell'Ariceia, Romano 91 f., 110f.
 Denes, Judith Ehrmann 78
 Den Haag 25, 29f., 93 f., 96, 110, 116
 De Neve, Jooske Koppen- 51, 57f.
 Denunzierung s. Verrat
 Deportation: aus den Niederlanden 30, 37, 39f., 56, 62, 117, 121, 123, s.a. Westerbork; aus Schulen 30, 314/31, 327/16; die Ghettos 39, 163-171; Flucht während der 41, 56f., 99, 125, 263; nach Auschwitz 41, 125, 133, 143, 159, 174f., 210, 215, 225, 228f., 248f., 251; aus den Ghettos 49, 163, 172, 176-180, 199-202, 210, 215, 224, 335/52; aus Frankreich 68, 70, 156-159; aus Deutschland 102, 128; aus Ungarn 105, 139, 165, 172, 174f.; aus Italien 109, 225; von Kindern 158f., 201; Entscheidung während der 159, 174-177; Arbeit bewahrt vor 159, 177 f., 199f., 246, 335/52; Plünderungen während der 172f.; s.a. Durchgangslager, Selektionen; Transporte Deutschland: Juden in 19f., 34f.; Antisemitengesetze 20-23, 32, 34; 314/38, 314/39; Flucht aus 39, 80, 82, 90, 121, 123, 128, 133, 149; Deportation aus 39, 102, 128; Konzentrationslager 221; Evakuierung nach 221, 23 5 f.; Entnazifizierung 271; s. a. Nazis
 Dobroszycki, Lucjan 347/26
 Dohmen, Nico 63 f., 95, 319/37
 Dokumentation: Vernichtung 56, 58, 281 ff.; Fälschung 68, 71, 157; persönliche 283-286, 289-295, 304; offizielle 286-290; Problematik 228 f., 281-285, 304; s.a. Ausweise; Historiker; Oral History
 Donat Alexander 280
 Dora (Thüringen) 221
 Drancy (Frankreich) 67 f., 73, 146, 158 f., 163, 328/16, 330/47
 Dreyfus, Madeleine 73 f. 106
 Düsseldorf 133
 Durchfall s. Ruhr
 Durchgangslager: Befreiung 67f., 15 5 ff., 320/61; erste Erfahrungen 121, 123ff.; psychologische Auswirkungen 121, 123 ff., 128, 149-152, 154f., 252f., 262, 291 ff.; Ernährung und Hunger 121, 125, 128f., 134, 144-150, 152ff., 236f.; Familien 121, 123 f., 128, 149-153, 157, 261 f., 265; Baracken 121, 124, 128, 130, 133, 143, 148; Deportationen nach Osten 125, 127f., 132, 135, 158ff., 225, 261 f., 291; Funktion im Rahmen der «Endlösung» 125 ff., 163f.; Kinderleben 128, 133f., 140ff., 153f., 264f., 290-295, 300; Schulwesen 128-136, 141, 292, 328/16; kulturelles Leben 133, 136-140; Arbeit 140ff., 149, 151f., 154, 159; Alltag 141-145, 147ff., 153f.; Überlebende 147f.,

- 155, 15/f., 329/23; Aufzeichnungen 291-294
- Éclaireurs Israélites de France (EIF) 155, 259
- Edelstein, Jacob 134
- Ehrmann, Alexander 24, 33, 165-169, 171, 192, 224, 226, 229 ff., 241f., 247, 252, 263
- Eichel, Mietek 204
- Eigentum s. Plünderungen Einsatzgruppen 127
- Ekzeme s. Geschwüre
- Endlösung: Ausführende 68, 165, 172, 174, 218 f., 232f., 236; Mordbürokratie 125ff., 132, 163f., 216f., 220f., 245, 279; Technologie 216-219, 226f., 263; Verleugnung 271, 273, 343/19; s.a. Nazis; Vernichtungslager
- England s. Grossbritannien Enschede (Niederlande) 80, 82
- Enteignung s. Plünderungen Entkräftung 150, 152f., 236ff., 241
- Entscheidungen 158, 160, 168, 175 f., 178, 180, 199, 245 ff., 252, 266ff., 256; s.a. Glück; Überleben; Wahlmöglichkeit ohne Wahl
- Erfrierungen 210, 219, 238; s.a. Kleidung; Schuhe; Wetterverhältnisse
- Erinnerungen 27, 273 f., 295 ff., 299-304, 334/17, 343/19; s.a. Oral History; Überleben
- Ernährung: im Versteck 65, 68, 71f., 74, 81, 83 f., 96, 102, 108; Schwarzmarkt oder freier Markt 72, 183, 204f.; im Durchgangslager 121, 125, 129, 134, 136, 144-149, 153f., 236f.; im Ghetto 168, 171, 183 ff., 196-199, 203-206, 287f.; Schmuggel 204ff., 210; Betteln 207-210; im Zwangsarbeitslager 236f., 240ff., 245, 249; Aufteilen 248f.; s.a. Hunger, Unterernährung; Wasser
- Erziehung s. Schulwesen
- Evakuierung: aus Konzentrationslagern 221, 235f., 242, 245
- Experimente an Kindern 234f., 340/48
- Ezner, Maria (Maria Ember) 39, 171-176, 232f., 241, 245 f., 267f., 272, 340/ 45
- Familie: Leben 15-19, 39, 264f.; Trennung während des Versteckseins 43, 45, 53, 61f., 71, 74, 83, 261; und Widerstand 44-47, 72f., 266; Trennungsentscheidungen 61 f., 155 f., 158, 160, 168, 178, 225, 246f., 259ff., 264, 321/ 70; Kontakte während des Versteckseins 71f., 92, 285; im Durchgangslager 123ff., 128, 149-153, 157f., 265; im Ghetto 165, 169f., 178, 197f., 265; in Zwangsarbeits- und Vernichtungslagern 230f., 233-236, 247, 250, 252, 265f.; Überlebende 266-269; s.a. Pflegeeltern
- Fédération des Sociétés Juives de France 156
- Feiertage 16f., 136, 153 f., 244, 299
- Filipowiczowa, Wanda Krahelska- 47
- Fishl, Petr 154
- Fleisher, Leibi 220
- Flossenbürg (Bayern) 221, 237
- Flüchtlinge: deutsche Juden in den Niederlanden als 52, 80, 82, 123, 133, 149; ausländische Juden in Frankreich als 66f., 106f., 128, 156, 330/47; Organisationen 156, 285; Helfer 286; s.a. Widerstandsorganisationen
- Foa, Emilio 225 f., 230, 243f., 251, 339/22
- Fossoli di Carpi (Italien) 225
- Frank, Anne 30, 41, 43, 76, 81, 84, 100, 117, 143, 284, 291
- Frankfurt am Main 39, 121, 164
- Frankreich: Antisemitismus 38; Besetzung 65 f., 68; ausländische Juden in 66f., 106f., 128, 156, 330/47; Konzentrationslager 66 f., 142, 146; Razzien 67 f., 146, 156, 158; Deportation aus 68, 153, 156, 158f.; Kinderschmuggel aus 71, 106; s.a. Vichy-Frankreich; Widerstandsorganisationen
- Franziskanerinnen-Congregation Schwestern von der Familie Mariens 43, 316/4
- Frauen: im Widerstand 48-51, 63, 68, 72f.,

- 258, 344/23; Konzentrationslager für 221, 239; Erzählweise und 347/ 34; s.a. Menstruation; Mütter; Schwangerschaft Fremde 21, 27, 35, 38, 58, 77, 105, 117, 161,259
- Frenkel, Simon Philip (Flip) 130f., 133, 147f., 151, 328/20
- Freundschaft: zwischen Juden und Nichtjuden 28, 32ff., 58, 62; und Verstecken von Juden 43 ff., 74 f., 77f., 83, 85, 91, 94, 99, 102; im Durchgangslager 135 f., 143, 149f., 153; in Ghettos 170f., 186f., 189-193; im Todeslager 234f., 248-251; s. a. Familie
- Friedländer, Saul 208
- Friesland (Niederlande) 53 f., 62 f., 93 f., 97
- Front für die Wiedergeburt Polens 48 Frydman, Margaret Ascher 42 F
- Garel, Georges 69-73, ¹⁰⁶, 320/61; s.a. OSE
- Garzo, Andrés 168-172, 175, 225, 227, 230, 234, 236f., 239f., 242, 246f., 334/17
- Gaskammern 215ff., 219, 226f., 247; s.a. Auschwitz; Endlösung; Todeslager
- Gens, Jacob 180f., 259
- Gerstein, Kurt 217-221, 339/4
- Geschwüre, Abszesse, Ekzeme 153, 241 f., 244f., 298f.
- Gesellschaft für das Gesundheitswesen der Juden s. OSE
- Gesetze, antisemitische: Definition: Jude 20ff., 31f., 278; vor Endlösung 21 ff., 278; wirtschaftliche Folgen 22-27, 31, 278; Auswirkung auf Kinder 22-26, 28-36; gesellschaftliche Ausgrenzung 26f., 32-35, 38 f., 170, 313/ 38, 314/39; Schulwesen 26-32; Davidsstern 32, 35-38, 314/39; s.a. Antisemitismus
- Gesundheitsfürsorge 65 ff., 134, 152, 242,247
- Ghetto: traditionell 28, 109, 162ff., 312/ 27; Deportation ins 39, 163-172, 180; Deportation aus 49, 176-182, 199-202, 210, 215, 224, 335/52; ohne Mauern 56; im Rahmen der Nazi-Politik 127, 162-165, 176f.; Familien 165, 168 ff., 177f., 197, 265 f; Ernährung und Hunger 168, 171f., 183 ff., 197ff., 202-210, 287, 289, 337/ 104; psychologische Wirkung 170ff., 202, 293 f; Kindertätigkeiten 170 ff., 186, 189 f., 192-197, 265, 292f.; Älteste, Judenrat 176-180, 182ff., 197, 206; Todesselektionen 177-183, 199ff., 280f.; Krankheiten 185, 202, 204f., 207, 210, 293; Schulwesen 185-189, 193 f., 196, 200, 205, 265, 292; kulturelles Leben 189-192; Widerstandsorganisationen 192; soziale Strukturen 194, 197f.; Aufzeichnungen und Berichte 285-290 Glasberg, Abbé Alexandre 157f., 321/61
- Glasoog, Semmy Woortman-Riekerk 57, 318/24
- Glück 110, 176, 246f., 262ff., 296, 316/ 4; s.a. Entscheidungen; Überleben
- Goldstein, Selma 82 f.
- Goslar, Hannelie 143, 330/53
- Gosschalk, Max 88
- Grindel, Marie Claus- 142, 147, 330/47
- Groenewegen van Wyck, Dick 53, 56ff., 61, 318/24
- Grootendorst, Cor 54ff., 58, 61, 281f., 286
- Grossbritannien 134, 286
- Gross-Rosen (Schlesien) 221
- Gruzowica (Ukraine) 16, 77, 270
- Gurs (Frankreich) 128, 137, 142, 146f., 155, 158, 163, 330/47
- Gutman, Yisrael 183
- Haarschnitt 124, 151, 218, 229 f., 233 f.
- Hass, Hanna Lévy- 153 f.
- Habonim 34
- Hait, Ninon 142
- Halverstad, Felix 56, 58
- Hasenberg, Irene Butter- 37, 39, 124f., 128, 130, 138, 141, 143f., 152, 155, 159, 261 ff.
- Heerlen (Niederlande) 50,54,58
- Heimans, Eline Veldhuyzen 43 f.

- Hermann, Vivette Samuel 67, 113, 147, 151
 Hervormde Kweekschool 60 f.
 Heydrich, Reinhard 132, 216
 Heymans, Herta Montrose 80, 82
 Hilberg, Raul 117, 125
 Himmler, Heinrich 245, 264
 Hirsch, Elisabeth 137, 157f., 321/61
 Historiker: Kinder und Kinderhilfsorganisationen wenig berücksichtigt 49 ff., 257-260, 273 f., 278; Probleme 75, 278 f., 281ff., 285; Informationsquellen 284-294
 Höss, Rudolf 338/1
 Hoffman, Alice 301 f.
 Holland s. Niederlande Hollandske Schouwburg 56f. Hoorn (Niederlande) 98
 Hunger s. Ernährung; Unterernährung; Verhungern
 Hygiene, sanitäre Einrichtungen 56, 125, 133, 223 f., 240f., 246; s.a. Toiletten; Waschen
 Identität, jüdische: Vorkriegszeit 19; Definition 20ff., 31 ff., 277; Antisemitengesetze 27, 32, 35; Schulwesen 27ff., 31 f., 34, 123, 313/28; Davidsstern 35, 38; im Versteck 41f., 64, 90, 105 f., 108, 110-115, 265; Konversion 52, 113-117; Verfolgungen im Lauf der Geschichte 76, 117; Beschneidung 79 f., 91; unwissende Pflegeeltern 92 f., 113; im Konzentrationslager 123, 139f.; s.a. Antisemitismus; Fremde
 Inter-Aid Committee 286
 Israel 273; s.a. Palästina
 Italien: Antisemitengesetze 21, 26f., 29, 32, 348/36; deutsche Besetzung 43, 91, 108; Razzien 91, 100; Deportation aus 109, 225; Durchgangslager 225, 339/ 22; antisemitische Politik 277; s.a. Katholische Kirche; Rom
 Joint Distribution Committee 183 f., 267
 Jong, Lies de 47
 Juden s. Älteste; Antisemitismus; Feiertage; Identität; Judenrat
 Judenrat 29, 56, 134, 162, 178 ff., 184, 192f., 197, 199, 206, 257, 259; s.a. Älteste
 Judenstern s. Davidsstern
 Jüdische Sozialhilfe im Warschauer Ghetto (ZTOS) 185
 Jüdische Pfadfinder s. Éclaireurs Israélites de France
 Jüdisches Lyceum in Amsterdam 30
 Jüdisches Wissenschaftsinstitut (YIVO) 185
 Jugendorganisationen 18, 34, 166ff., 190-193
 Jugoslawien 125, 153
 Kahn, Simone 68
 Kamiéniarz, Jacqueline (Kami-Cohen) 22, 38, 91 f.
 Kämpfen (Niederlande) 81
 Kaplan, Chaim 161f., 186, 188, 194, 206 f., 210, 290 ff.
 Karski, Jan 217, 339/4
 Kastner, Rudolf 139
 Katholische Kirche, Katholiken: Schulen 27ff.; Kinderverstecke 45,54f., 63, 77, 115, 121,316/4; gegen Antisemitismus 69; s. a. Klöster und Konvente; Pius II.; Rom
 Kellner, Esi 125
 Kielce (Polen) 48
 Kinder: ihre eigene Welt 25, 264, 293; Verstecke 43,54; Nichterfassung durch Historiker 51, 257-260, 273, 278; als Zeitzeugen 51, 293 ff.; Nazi-Politik 56, 140, 158, 178, 180, 277f., 320/61, 338/1; Selektierungen 175, 182, 200f., 215 f., 222, 227, 229, 278 ff., 338/1, 345/9; Überlebensraten 175, 210, 294f., 304, 328/23, 342/99; jüdische Politik 178-184, 258, 273, 335/52; Genocid 257, 259f., 273, 277
 Kinderfürsorge: in Durchgangslagern 129, 143, 149, 153; in Ghettos 185, 198; in Auschwitz 234f.; s.a. Kinderheime; Kinderkrippen
 Kinderheime: in Frankreich 65 f., 69, 72, 105-108, 110, 147, 155, 285f., 319/48, 322/34; in Durchgangslagern 133-136,

- 140, 248f.; s.a. Kinderfürsorge; Kinderkrippen; Waisenhäuser
 Kinderhilfswerk s. OSE
 Kinderkrippen: Befreiung (Schmuggel) aus 56-61, 63, 318/37; in Durchgangslagern 67, 129; s.a. Kinderfürsorge; Kinderheime; Waisenhäuser
 Kindertätigkeiten: Antisemitengesetze 25, 29, 38 f., 264; im Versteck 83-86, 97-100, 265; in Durchgangslagern 128, 134, 141f., 153, 265, 292-295; anormale Lebensweise 189, 193, 195 f., 265, 292; in Ghettos 190-196, 202, 264f., 287ff., 292-295, 305; s.a. Schulwesen; Spiele
 Királyhelme (Kraslovsky Chlumec, Ungarn) 165, 168, 192
 Kisvarda (Ungarn) 303
 Kleidung 18 f., 72, 112, 121, 129, 143 f., 153 f., 184, 218, 223, 229f., 233, 238, 240, 245; s.a. Erfrierungen; Schuhe
 Kleza Doina (Polen) 100
 Klöster und Konvente: Verstecke 43, 49, 71, 90, 99, 105, 108ff., 315/4; s.a. Katholische Kirche
 Klubs s. Jugendorganisationen Kobylanski, Moishe (Martin Koby) 16, 19, 77, 81, 83, 269f.
 Kolozsvár (Cluj, Ungarn) 29ff., 140, 170, 223
 Konversion 52, 113-117
 Konzentrationslager: in Frankreich 66, 68f., 128ff., 142, 146f., 155f., 321/61, 330/47; freiwillig Internierte 67, 128 f., 137, 142, 146f., 151, 156f., 279, 285; Freilassungen 67 f., 155-158, 320/61; in Polen 127, 216, 221; psychologische Auswirkungen 151, 296 f.; in Deutschland 221 f.; Netzwerk 221, 231, 233, 257; Evakuierung 221, 235 f., 242, 245; in Italien 225, 339/22; Einweisungszeremonien 228 f. 233; Befreiung 245, 250, 342/99; Selektionsgründe 280, 299, 340/45; s.a. Durchgangslager; Todeslager; Zwangsarbeitslager
 Korczak, Janusz 194
 Kosinski, Jerzy 42
 Krakau (Polen) 48, 100
 Krankheiten: im Ghetto 133, 185 f., 202, 204 f., 207, 210; in Durchgangslagern 150, 152f.; Selektionen 180, 239, 299; in Zwangsarbeitslagern 242 f., 245, 247f.; s.a. Entkräftung; Unterernährung
 Krieg, Marion Stokvis- 149f., 154
 Krippen s. Kinderkrippen
 Kristallnacht 34, 82, 315/ 46
 Kulturelles Leben: in Durchgangslagern 133, 136-140; in Ghettos 189ff.; s.a. Schulwesen
 Kunhegyes (Ungarn) 171, 174
 Kuper, Jack 42
 Kurek-Lesik, Ewa 316/4
 Kyjov (Tschechoslowakei) 134
 La Bassée (Frankreich) 44
 La Châtre (Frankreich) 142
 Läuse 124, 142, 233, 240, 242, 245; s.a. Krankheiten; Typhus
 Lambert, Ruth 137, 142
 Langer, Lawrence 261
 Lanzmann, Claude 125
 Lasagni, Pasquali 109
 Latrinen s. Toiletten
 Lebensläufe, fiktive 44, 64, 74, 92, 101, 105, 110-114, 266; s.a. Untertauchen mit neuer Identität
 Le Chambon-sur-Lignon (Frankreich) 73 f., 106ff., 110, 115
 Lederman, Charles 69, 157, 321/61
 Leitner, Isabella 303 f.
 Lenzing (Österreich) 237, 248
 Lesen 81, 85 f. 98, 130f., 140, 189; s.a. Bücher; Schulwesen
 Les Milles (Frankreich) 156
 Lestrade (Frankreich) 90
 Levi, Ellen 133, 140, 143, 145, 152, 159, 228, 237, 248 f. 251f., 261
 Levi, Esther 121, 123, 125, 130, 138, 140, 144, 151
 Levi, Jana 100-103, 111, 113, 115
 Levi, Mirjam 25, 30, 93 ff., 97, 111, 116
 Levi, Naomi 105-108
 Levi, Primo 283, 285, 296, 302, 347/35
 Lévy, Hélène 157, 320/61

- Lévy, Jeanine 68
 Lewin, Abraham 205
 Limburg (Niederlande) 54, 57, 61, 63, 93, 95
 Limentani, Giacometta Cantatore- 99 f.
 Limoges (Frankreich) 66, 147
 Łódź (Polen), Ghetto: Errichtung 161 f., 164; Älteste, Judenrat 176-180, 182-185, 193, 199f., 287, 335/52; Aufzeichnungen 176f., 195, 199f., 287f., 290; Deportation aus 177ff., 182, 199ff., 210, 215, 335/52; Wohlfahrtsdienst 184f., 193; Schulwesen 185, 189, 193; Flüchtlinge aus 187f.; Kindertätigkeiten 195 ff., 207; Arbeit 197, 199f., 334/52; Hunger 202f., 207; Sterblichkeitsrate 210
 Ludomer, Hilma Geffen- 15, 19, 34, 102 f.
 Lwow (Lemberg, Polen) 48, 288
 Lyon (Frankreich) 66, 69, 73 f., 157f., 320/61
- Maas, Philip 81, 83 f.
 Maisons d'Enfants s. Kinderheime Majdanek (Polen) 187, 215, 221 f.
 Malines (Belgien) 163, 333/4
 Mantua (Italien) 225 f., 339/22
 Masada 18, 192
 Matorine, Hélène 68
 Mauthausen (Österreich) 221, 237
 Mechanicus, Philip 159, 291 f.
 Medizinische Versorgung 65 ff., 134, 152, 242, 247, 345/8
 Meerburg, Piet, und seine Gruppe 49, 57, 61-65, 95, 318/36, 318/37
 Mengele, Josef 215, 226-229, 234, 243 f., 247, 249, 264
 Menstruation 80, 297f., 299, 347/29; s.a. Schwangerschaft; Unterernährung
 Michman, Joseph 30, 314/33
 Mikaliskes (Litauen) 180
 Milano, Roberto 43
 Milch 49, 146, 159, 184f., 237; s.a. Ernährung
 Miller, Magda 152
 Minkovski, Eugène 66, 68
 Minsk (Ukraine) 162
- Misshandlung s. Brutalitäten
 Mizrachi-Bewegung 166ff., 192
 Mogendorff, Céline Joosten- 130
 Mogendorff, Joop 45
 Mogendorff, Paul 45, 47
 Mok, Philip Gerrit (Gerry) 15, 19, 35 ff., 98f., 104f., 268f.
 Monod, Annette 279, 285
 Montenegro (Jugoslawien) 153
 Montpellier (Frankreich) 66, 68
 Motivation: Widerstandskämpfer 45-48, 50-54, 58, 62-65, 75 f., 87; Pflegeeltern 63 ff., 73 f., 76, 87
 Mouvement Populaire des Familles 71
 Movement for the Care of Children from Germany 286
 Mühldorf (Bayern) 237, 242, 247
 Mündliche Berichte s. Oral History
 Mütter: Todesselektionen 227, 229, 279f., 338/1, 345/8, 345/9
 Musch, Gerard 52ff., 56ff., 62, 261, 318/ 24
 Musch, Jacob (Jaap) 52ff., 56ff., 62, 261, 318/24
 Musik: in jüdischen Schulen 30; im Konzentrationslager 133, 136ff.; s.a. Kulturelles Leben; Schulwesen
- Naamloze Vennootschap (NV) 45, 49-53, 57, 61-65, 72 f., 281f., 285, 318/24
 Nachbarn 32f., 44, 78, 92, 1 iof., 166, 262, 266, 268ff.; s.a. Nichtjuden
 Nachkriegsregierungen 270ff., 343/19
 Nagy, Andrew 105 f.
 Nationalismus 50, 270ff., 343/19
 Nationalsozialismus s. Nazis
 National Society for the Care of Orphans s. CENTOS
 Natzweiler-Struthof (Frankreich) 221
 Nazis, Nationalsozialismus: antisemitische Politik 19f., 22, 112, 277f.; antisemitische Aktionen 34, 82, 315/46, 344/3; Kinderpolitik 56, 86, 117, 136, 140, 158, 178ff., 278f., 320/61, 338/1; Organisation der «Endlösung» 125 ff., 132, 162 fff., 202, 216ff., 221f., 245, 278; Netzwerk der Konzentrationslager 221; Entnazifizierung 271; Archive 281; s.a. Antisemitismus; Deutschland; Endlösung

- Neuengamme (Deutschland) 221, 340/48
 Neustadt-Glewe (Deutschland) 245, 303
 Neutrale Staaten 105 f., 110, 127, 133, 263:
 s.a. Schweden; Schweiz
 Nichtjuden: jüdische Freundschaften mit
 26, 33 f., 58, 62; Antisemitismus 32ff.;
 Davidsstern 37 f., 315/52; Motivation
 der Widerstandskämpfer 45-48, 50-56,
 58, 62, 64f., 75 f., 87; Motivation der
 Pflegeeltern 63 ff., 73 f., 78, 87f.; Ver-
 antwortung für Völkermord 260, 324/64;
 Kontakte 316/4; s.a. Antisemitismus; Ka-
 tholische Kirche; Pflegeeltern; Protestan-
 ten; Widerstandsorganisationen
 Niederlande: Antisemitengesetze 25, 29 f.,
 32; Judenrat 29, 56, 328/20; Deportatio-
 nen aus 35-38, 58, 315/52; NSB (Nazi-
 organisation) 36, 40, 111; Razzien 40,
 56f-, 61 f.; Flucht deutscher Juden nach
 52, 80, 82, 121 f., 133, 149; Zentralbüro
 für jüdische Emigration 56; s.a. Amster-
 dam; Westerbork; Widerstandsorganisa-
 tionen
 Nieuw-Vennep (Niederlande) 46
 Nîmes, Comité de s. Comité de Coordina-
 tion pour l'Assistance dans les Camps
 Noé (Frankreich) 15 5
 Novi Sad (Jugoslawien) 41, 125
 Nummern(tätowierung) 228k, 247, 251,
 261
 Nürnberg 34f.
 Nürnberger Gesetze 23, 25, 314/38; s.a.
 Gesetze
 NV s. Naamloze Vennootschap
 Oederan (Sachsen) 237, 249
 Œuvre de Secours aux Enfants s. OSE
 Oneg Shabbat (OS) 288 ff.
 Oral History: Erinnerungsvermögen 273,
 294ff., 299, 301 ff., 334/17; Kinderbe-
 richte 293 f; Überlebende als Zeitzeugen
 294 f; Echtheit 296-303; Erzählweise
 300ff., 347/32, 347/34; Literatur 346/26;
 s. a. Dokumentation; Historiker, Überle-
 bende
 Organisation für Rehabilitation und Ausbil-
 dung (ORT) 155, 185
 OSE (Œuvre de Secours aux Enfants, Kin-
 derhilfswerk): legale Tätigkeit 45, 65 f.,
 69, 284, 321/67; Kinderhilfe 45, 66-69,
 113» 147» 259, 320/50; Kinderheime 66,
 68f., 72, 147, 285, 320/50, 323/34, 326/
 71; freiwillig Internierte 67, 129, 137,
 142, 146f.; Kinderbefreiung aus Lagern
 67f., 155-158, 320/61; Untergrundarbeit
 68 f., 71 ff., 259; Garel-Netzwerk 69-73,
 113, 157, 320/61
 Ostrowski, Bernard 200
 Oszmjany (Litauen) 180f.
 Palästina 18, 25, 136, 140, 149, 178, 328/
 17; s.a. Israel; Zionismus
 Papiere s. Ausweise; Dokumente
 Paris 66, 68, 90, 99, 107, 126, 156, 248
 Parkanlagen 192 f., 292
 Pflegeeltern: Suche 54ff., 58, 62ff., 68,
 72ff., 89; Familiengröße 63, 95ff.; Wün-
 sche 63 f., 73 f.; Motivation 63 ff., 73 f.,
 76, 88; Vorbehalte 63 f., 87f., 92f., 97,
 323/24; Bezahlung 64, 68, 73, 101,
 319/45; Wechsel 64, 85, 88 f., 93, 97f.,
 116; Unkenntnis der Identität des Kindes
 92, 112f.; Bindung an Kinder 94ff.,
 323/34; s.a. Familie; Versteck
 Photographien 286
 Pimentei, Henriette Rodriguez- 56, 58, 60
 Pionki (Polen) 230 f.
 Piotrków (Polen) 48
 Piperno, Mariella Milano- 27f.
 Pithiviers (Frankreich) 129, 146, 158, 279,
 330/47
 Pius II., Papst 324/64
 Plünderungen, Enteignung 22, 25, 126f.,
 164f., 172f., 217ff., 266-271
 Polen: Antisemitengesetze 21, 32; Nazibe-
 setzung 21, 48f., 183, 187f., 193, 216;
 Verstecke 42, 115, 316/4; Widerstands-
 organisationen 44 f., 47ff.; Endlösung

- 127, 216f., 333/5, 333/6, 347/27; Razzia 263; s.a. Ghetto; Łódź; Warschau
- Pollack, Ella 136, 249
- Pollack, Helga Kinsky- 134-137, 148, 152, 159, 225 f., 230, 237, 249, 261
- Pontier, Gerard 54
- Poretzky, Eugenie (Jenny) Lee- 90 f. 98 f. Prag 148
- Presser, Jacob 30, 129, 314/31, 314/33, 328/20
- Protestanten 29, 45, 54, 70, 108, 115 f., 155, 217; s.a. Conseil Protestant de la Jeunesse; Katholische Kirche; Nichtjuden
- Provisorisches Konrad-Zegota-Komitee 47 f.
- Przemysl (Polen) 231
- Przybysz, Dolly Hamery 94, 97, 323/34
- Psychologische Auswirkungen: Trennung 61 f., 75; Versteck 77f., 82, 85-90, 100, 323/45; Untertauchen 90-93, 98 ff, 103 ff., 110-117; Durchgangslager 121, 123 ff., 128, 131 f., 150-154, 252, 262, 292ff.; Überleben 147f., 266-269; Konzentrationslager 151 f., 297 f.; Leichen, Tod 154, 194, 248ff.; Wahnsinn 157f., 225, 232; Ghetto 170ff., 202 f., 292; Zwangsarbeitslager 222f., 230, 233, 247f., 250-253, 262; Transporte 225, 232; Auschwitz 225 f., 229ff, 233-237, 240, 248-253; Überlebenswille 230f., 251f., 261f., 294f.; s.a. Familie; Freundschaft; Motivation
- Puisserguier (Frankreich) 112
- Radom (Polen) 17, 48, 162, 188f, 192, 197f., 207, 231, 236, 263 f.
- Rangsdorf (Berlin) 15, 34, 102f.
- Ravensbrück (Brandenburg) 221, 245, 342/99
- Razzien: Niederlande 40, 56f., 61f., 132; Befreiung während 57, 78; Frankreich 67ff., 126, 146, 156, 158; im Versteck 82; Italien 91, 109; Durchgangslager 127, 159; Polen 263 f; s.a. Deportation
- Rechtman, Eva 48 f.
- Reichsvertretung der Juden in Deutschland 25
- Reiner, Karel 137
- Riff, Isabelle Silberg- 39, 112
- Ringelblum, Emanuel 185, 193, 206ff., 287-290, 292
- Rivarolo Mantovano (Italien) 225
- Rivesaltes (Frankreich) 67, 142, 146f., 151, 155
- Rom: jüdisches Schulwesen 27ff., 312/26; Ghetto 28, 109, 164, 313/27; Verstecke 43, 77,91f., 99, 105, 109 ff., 325/64; deutsche Besetzung 91, 99, 109, 325/64; Razzien 109; s.a. Italien
- Roose, Ida (let) Groenewegen van Wyck 61, 63, 281
- Rosch Haschana 244, 299
- Rosenbaum, Kamila 137
- Rosenberg, Rudolf (Ralph Montrose) 23, 313/19
- Rosenfeld, Oskar 195
- Rosenfeld, Sherry Weiss- 31, 170, 223, 226, 230, 234-238, 240, 243, 247
- Rosenthal, Hilda Cohen 39
- Rotes Kreuz 279
- Rotterdam (Niederlande) 131
- Rousset, David 222
- Rowno (Ukraine) 16
- Rubinfeld Jack 231f., 234, 240, 246, 252
- Rudashevski, Yitskhok 189ff., 193, 197
- Ruhr, Durchfall 152f., 243, 248
- Rumkowski, Mordechai Chaim 176-180, 182f., 185, 287, 335/52
- Rzeszów (Polen) 232, 234, 240
- Saalheimer, Lore Gang 34
- Sachsenhausen (Brandenburg) 221, 318/24
- Saint-Étienne (Frankreich) 73 f.
- Saliège, Monsignore 69 f.
- Salomon, Andrée 71 f., 158
- Salos (Litauen) 180
- Sanitäre Einrichtungen s. Hygiene; Toiletten; Waschen

- Sátoraljaújhely (Ungarn) 168, 171, 224, 263
- Save the Children Fund 286
- Schächter Rafael 137
- Schmuggel 49, 58, 66, 71, 188, 196, 202, 204 ff.
- Schorsch, Gustav 173
- Schuhe 64, 112, 144f., 153, 218, 229, 233, 238; s.a. Kleidung
- Schulte, Eduard 339/4
- Schultz, Irena 48 h
- Schulwesen, Erziehung: Beruf 23, 25, 188, 200; Ausschluss oder Beschränkung von Juden 26, 29, 31-34, 185, 192, 292f., 314/38, 314/39; jüdische 27-31, 34, 123, 168, 185, 205, 313/26, 313/28; Religion 31, 137, 140; im Versteck 84 f., 97ff., 108; im Durchgangslager 128-136, 141, 293, 328/16; im Ghetto 185-189, 193 f., 196, 200, 293; Normalität 186, 189, 272, 292; s.a. Kindertätigkeiten; Kulturelles Leben
- Schutzpass 106, 127, 262 f.
- Schwangerschaft 345/8; s.a. Frauen; Menstruation; Mütter
- Schweden 105f., 110, 133, 262f.
- Schweiz 71, 105-108, 112, 121, 133, 155
Schweizer Kinderhilfe (Secours Suisse aux Enfants) 106f., 129, 142, 146f., 155f.
- Scuola Ebraica di Roma, La 28
- Secours National, Le 71
- Secours Suisse aux Enfants s. Schweizer Kinderhilfe
- Seeland (Niederlande) 93, 328/20
- Sendlerowa, Irena 48 f., 72
- Service Social d'Aide aux Émigrants 129, 155
- Sexueller Missbrauch 89, 104
- Sobibór (Polen) 127, 159, 216f., 220
- Society for the Preservation of Health (TOZ) 185, 259; s.a. OSE
- Society of Friends 106, 286
- Somogyi, Magda 227, 230, 234f., 241, 245, 247, 250f.
- Sosnowski, Kiryl 335/54, 338/1
- Sowjetunion: Endlösung 127, 231; Vorrücken der Armee 165, 176, 221, 245, 267; Repatriierung aus 347/27
- Sozialarbeiter: in französischen Lagern 67, 129, 137, 142, 146f., 151, 156f., 285
- Spanien: Flüchtlinge aus 66, 128, 142, 330/47; Kinderschmuggel nach 71
- Spiele(n) 136, 149, 170, 172, 194f., 288, 293
- Spier, Antoinette Sara 45, 47, 84f., 88, 116, 262, 272 f.
- Srebnik, Simon 220
- Starachowice (Polen) 231
- Stehlen 141, 143, 240, 267ff.; s.a. Plünderungen
- Steinberg, Lucien 74, 321/70, 333/4
- Sternheim, Marthe 73
- Strassburg (Frankreich) 142
- Strasshof (Österreich) 174ff., 232 f., 245, 267, 340/45
- Stutthoff (Polen) 221
- Süskind, Walter 58
- Sved, Paul 35, 37, 91 f., 111
- Svencionys (Litauen) 180
- Symbole 277
- Szcucka, Zofia Kossack- 47
- Szolnok (Ungarn) 172, 174, 232
- Sztarkman, Hanna (Hannah Starkman) Kent 188f., 195, 197f., 202, 229, 234ff., 238, 243ff., 247, 250, 263f., 299
- Sztarkman, Heniek (Henry Starkman) 188f., 197f., 229
- Sztarkman, Miriam 244, 299
- Tätigkeit s. Arbeit
- Tagebücher 27, 84, 147f., 153, 159, 161, 186-191, 194f., 205-208, 283 ff., 290-295; s.a. Briefe; Dokumentation
- Taget, Lily Garel-157
- Tagliacozzo, Sergio 110
- Taussig, Josef 137
- Tenenbaum, Mania Salinger- 17ff., 192f., 230f.
- Theresienstadt (Terezm, Tschechoslowakei): Nazipropaganda 127f., 132, 136, 283; Durchgangslager 128, 133, 135, 154, 163, 329/23; Erziehungswesen 130, 132-137; Ghetto für alte Leute 132f.,

- 162; Tätigkeiten 140, 143; Deportation aus 143, 158f., 226, 228, 248, 251, 261, 329/23; Ernährung 148, 152, 237; Tod 154f., 329/23
- Tienray (Niederlande) 63,95, 319/37
- Tod: Sterblichkeitsraten 133, 154, 175, 184, 210, 329/23, 342/99, 347/27; Reaktionen auf den 154f., 194, 248 ff.; s. a. Todesselektionen
- Todeslager: Vernichtungslager 125, 216-219, 222; Durchgangslager 127; Zwangsarbeiter 218, 220, 222, 226; seelische Auswirkungen 225 f., 229ff., 247, 249-253; s.a. Deportation; Konzentrationslager; Todesselektionen; Zwangsarbeitslager
- Todesselektionen: Kinder 175, 182, 201, 215 f. 221 r., 227, 280f., 338/1, 345/9; Alte 175, 180ff., 200, 227, 280, 340/45; im Ghetto 176-182, 200f, 280f.; Kranke 180, 299, 347/31; als erstes 215 f., 221, 226-229, 241,243 f. 249, 264, 280, 299, 338/1, 345/9; Mütter 227, 229, 279f., 338/1, 345/8, 345/9; im Konzentrationslager 281, 299, 340/ 45; s.a. Deportation; Überleben
- Toiletten, Latrinen: im Versteck 77, 79, 81; Beschneidung 80, 91, 101; im Durchgangslager 125, 142, 174; im Viehwagon 223 f., 232; Auschwitz 239 f.; im Zwangsarbeitslager 240 ff.; s.a. Beschneidung; Hygiene; Waschen
- Toropol (Gartenbaugruppe) 193 f.
- Toulouse (Frankreich) 69
- Transporte 126f., 135, 158 f., 167-210, 223-226, 232, 236, 245; s.a. Deportation, Durchgangslager; Umsiedlung
- Treblinka (Polen) 216f., 220, 264
- Tschechoslowakei 24f., 32f., 134, 158
- Typhus 153f., 186, 204, 207, 210, 242, 245, 247; s.a. Krankheit; Läuse
- Überleben: Konzepte von Kindern 103, 230f., 247, 251 f., 261 f., 295; psychische Nachwirkungen 147f., 266; Sterblichkeitsraten 175, 210, 294, 304, 328/20, 329/23, 342/99, 347/27; des jüdischen Volkes 184, 321/70; kein Zeichen von Überlegenheit 262, 264, 295; Heimkehr 266-270, 272; staatliche Reaktionen 270-273, 343/19; Überlebende als Zeitzeugen 295; s.a. Befreiung; Entscheidungen; Glück
- Umsiedlung 86, 132, 177f., 180ff., 199ff., 217, 261 f.; s.a. Deportation; Transporte
- Ungarn: antisemitische Politik 22, 31 f., 278, 314/39; deutsche Besetzung 105; Deportation aus 105, 139f., 165, 172, 174 f.; Rettung von Juden 139f., 155; Ghettos 164-172; Älteste 263; jüdische Organisationen 333/12; s. a. Budapest Union Générale Israélites de France (UGIF) 158, 323/34
- Unione della Comunità 313/26
- Unitarian Service Committee 121, 155
- Unterernährung: Symptome 145 f., 150, 152, 241, 243, 297ff., 337/104; im Durchgangslager 145 f., 147-150, 152f.; im Zwangsarbeitslager 23 6 f., 241; s.a. Ernährung; Verhungern
- Untertauchen, in Verstecke: selbstgeschaffen 42, 74; Probleme 77, 79-83, 270; seelische Auswirkungen 77f., 82, 85-90, 100, 324/45; durch Kontakte 78, 81, 85, 99, 102f.; kindliche Tätigkeiten 83-86, 265; Familientrennung 85, 265 f.; Versteckwechsel 85, 88f.; Konflikte mit Pflegeeltern 85-90, 265; Tagebücher 283f.; s.a. Pflegeeltern; Untertauchen mit neuer Identität; Verstecke
- Untertauchen, mit neuer Identität: und die jüdische Identität 41, 64, 90f., 105, 108, 110-115; durch Kontakte 42-45, 77, 91; neue Lebensläufe 44, 64, 73 f., 92f., 100f., 105, 108, 110-114, 266; mit Hilfe von Gruppen und Organisationen 44-74,95, 106-109, 113; Konflikte mit Pflegeeltern 64, 88 f., 93, 97; Versteckwechsel 64, 93, 97f., 116; Geschwister 74; seelische Probleme 90-93,98ff., 103 ff., no-117; gute Erfahrungen 93-98, 104, 116; Kinderaktivitäten 97-100, 265;

- Arbeiten 100-104; s.a. Pflegeeltern; Untertauchen in Verstecke; Verstecke
- Vallée, Celine 68
- Van Delft, Rebecca 50 f., 5f., 63
- Van der Poorten, Alfred 95, 97
- Van der Voorst, Hanna 63 f., 95, 318/37
- Van Rhijn, Berthe Jeanne (Bertje) Bloch-36f., 81, 85, 284
- Van Stam, Cor 116, 272
- Van Stam, Trijntie 116, 272
- Van Yssel, Zippora Soetendorp- 92 f. 97
- Vélodrome d'Hiver (Vél d'Hiv) 68, 146, 156, 158
- Vénissieux (Frankreich) 69, 157, 320/61
- Veresova, Charlotte 148
- Verhungern: im Durchgangslager 150; im Ghetto 184, 198, 202, 210, 337/104; im Zwangsarbeitslager 237; s.a. Ernährung; Unterernährung
- Vermeer, Truus, Grootendorst- 54ff., 283
- Verrat, Denunzierung 41, 85, 94, 99, 116f., 121, 124f., 262, 305
- Verschleppung s. Razzien Verstecke: als Rettung 41, 46f., 49, 58-61; selbstgeschaffene 42, 74; in Klöstern 43, 49, 90, 99, 105, 108f., 315/4; bei Freunden und Bekannten 43 ff., 74f., 77f., 81, 83, 85, 91, 93f» 99f» loaf.; keine Schwierigkeit bei Kindern 43, 54; durch Gruppen und Organisationen 44-74, 95, 106-109, 113; Transport zum 50f., 57f., 63, 74; Trennung von Eltern und Kindern 61 f., 7 5; Knaben oder Mädchen 63 f., 73 f., 78; Finanzierung 64, 109f., 121; mit nachbarlichem Einverständnis 41, 92, 110; durch neutrale Staaten 105-108, 110, 127, 133, 262f.; s.a. Pflegeeltern; Untertauchen; Widerstandsorganisationen
- Vichy-Frankreich: Antisemitengesetze 22, 32, 67; Konzentrationslager 66ff., 128, 146, 155f., 320/61, 330/47; Widerstandsorganisationen 66-69, 157;
- Razzien 69, 156f., 320/61; Besetzung 69; Deportationen aus 156
- Vieh waggons 127, 158 f., 167, 210, 223 ff., 228, 245, 264, 281; s. a. Deportationen
- Vrbas (Jugoslavien) 41
- Vught (Niederlande) 131f., 147, 151
- Wachsman, Z. H. 346/27
- Wagner, Gustav 220
- «Wahlmöglichkeiten ohne Wahl» 245 ff., 261, 273; s.a. Entscheidungen
- Wahnsinn 157f., 225, 232
- Waisenhäuser 47, 49, 71, 206, 285 f., 314/46; s.a. CENTOS; Kinderfürsorge; Kinderheime; Kinderkrippen
- Walk, Falk 66, 68
- Warmond (Niederlande) 121
- Warschau, Ghetto: Kinderverstecke 42f., 45, 49; Widerstandsorganisationen 45 f., 48f., 185f., 259; Errichtung 48f., 161 f., 164, 183, 187, 292; Zu- und Ausgänge 48, 204-207; Deportationen aus 49, 179, 210; Selektionen 178f., 279 f.; Älteste 178f., 185, 289; Sterblichkeit 184, 207, 210; Ernährung und Hunger 184, 204-207, 289f., 335/ 54, 337/104; Hilfsdienste 185, 193f., 259; Kinderaktivitäten 185f., 189, 194f., 292; Schulwesen 185-189, 193, 205; Aufstände 192, 242, 259, 341/2; Betteln 206-210, 289 f.; Abrisskommandos 241 f.; Überlebende 280, 302; Berichte 287-290
- Waschen, Waschräume 142, 239f.; s.a. Hygiene; Sanitäre Einrichtungen; Toiletten; Wasser
- Wasser 16, 142, 147, 174, 223; s.a. Ernährung; Waschen
- Waysand, Georges 44 f., 94f., 97, 111, 262
- Wdowski, David 194
- Weil, Jiri 329/23
- Weil, Sara Grossman- 177f., 200, 202, 210, 282
- Weill, Joseph 69, 332/93
- Westerbork (Niederlande): Deportation nach 37, 39f., 121, 123 f.; Durchgangs-

- lager 56, 121, 131 f., 149f., 163, 291;
 Reaktionen 121, 123 f., 252; Einrichtungen 124; Schulwesen 129f., 138, 141f., 328/16; Deportationen aus 130, 132, 159, 225, 228, 252, 263, 293; Kinderaktivitäten 140ff., 292ff.; Ernährung 147f.; Krankheiten 152; Post 263
- Wetterverhältnisse 144, 174, 237f., 242;
 s.a. Erfrierungen
- White, Hayden 301
- Widerstandsorganisationen: jüdische Mitglieder 44, 72 f.; Familien 44-47, 72 f., 266; Motivation 45, 47-54, 58, 62-65, 75 f., 87f.; Entstehung 46-49, 51-54, 57, 69; Rolle von Frauen 48, 50f., 63, 68, 72, 258, 344/23; Geschichtsschreibung 49ff., 257f., 342/2; Dokumentation 49f., 281 ff., 285, 293; junge Leute 53, 61 f., 192; Zusammenarbeit 70, 106, 155, 321/67, 332/93; Bewaffnung 50, 192, 259, 342/2; im Ghetto 192
- Wien 52, 134, 233, 241
- Wiernik, Yankel 220
- Willems, Truus de Swaan- 47
- Wilna (Litauen) 162, 164, 180, 182, 189f., 192, 197, 207, 259, 288
- Woortman, Joop s. De Bruin, Theo
- Yad-Vashem 277
- YMCA (Young Men's Christian Association) 129,155
- Zählappell s. Appell
- Zegota (Rat für Judenhilfe) 44 f., 48 f., 65, 72.
- Zigeuner 165, 171, 234, 239, 257
- Zinger, Cirlène Liberman- 108, 110, 115
- Zionismus 18, 34, 134ff., 139, 166ff., 192,205,321/67
- Zucker, Esther Geizhals- 193, 196, 199, 215, 238, 249f.
- Zuilen (Niederlande) 44
- Zwangsarbeitslager: Kinder 220, 222ff., 265, 305; Netzwerk 221, 231, 233; psychologische Auswirkungen 222 f., 230-233, 247, 250-253, 262; Familie 230, 233-236, 246f., 250f., 265 f.; Arbeiterauswahl 232f., 242, 245 f., 261; Ernährung 237f., 241 f., 245, 249; Einrichtungen 240f.; s.a. Arbeit; Konzentrationslager; Todeslager